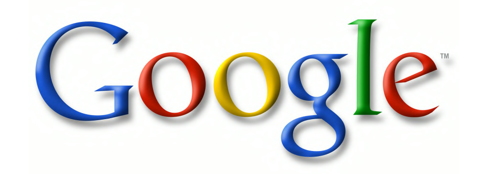
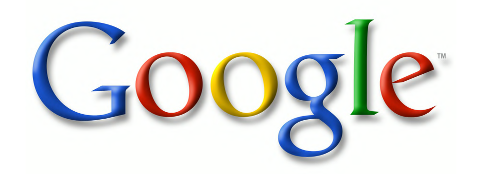


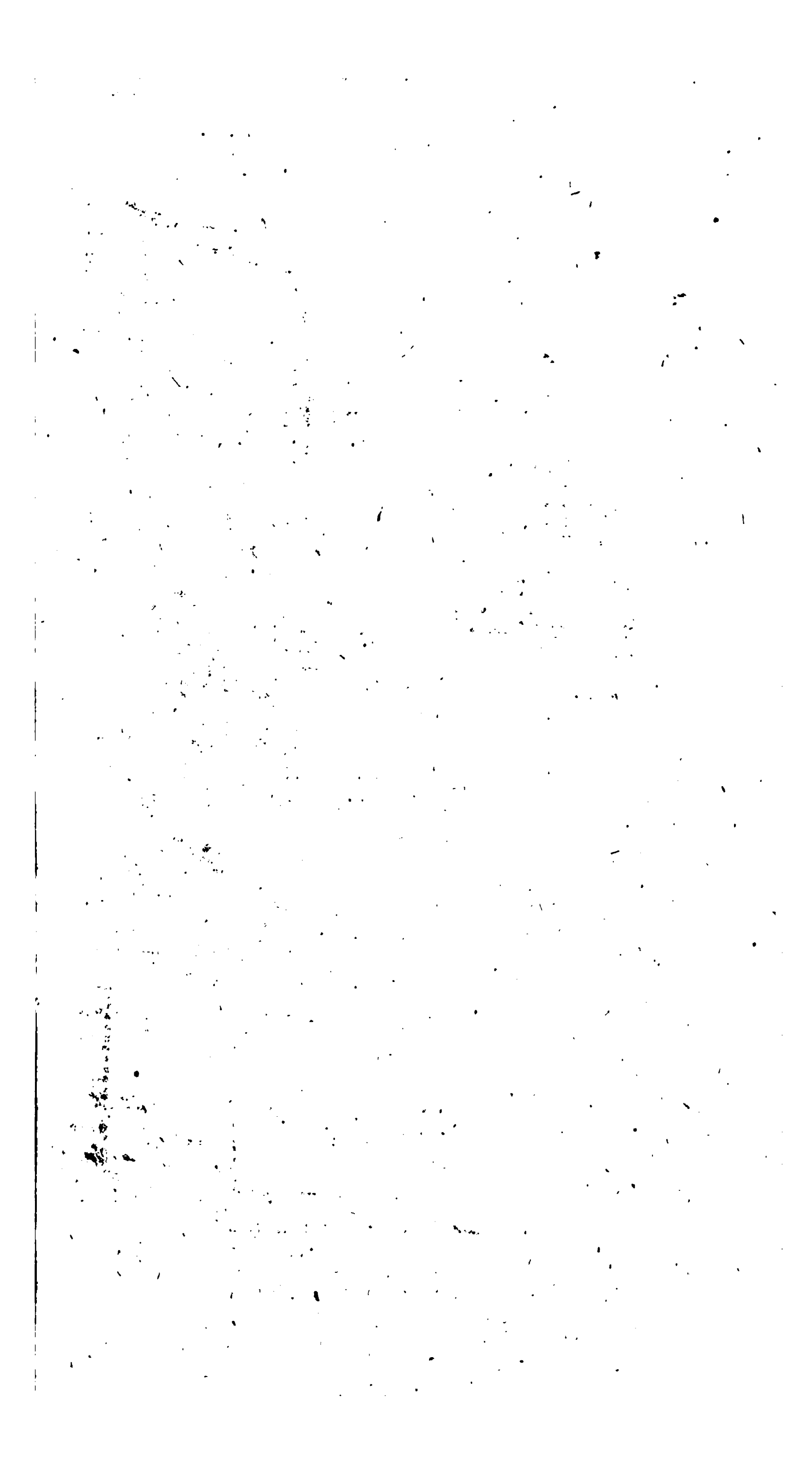



A 946,845


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE







KONRAD GOTTLIEB PFEFFEL
HOCHF. HESSENDARMSTÄDTISCHER HOFRATH,
UND DIREKTOR DER MILITARSCHULE
ZU COLMAR.
GEB. 1736

E. Henne fc. 1787



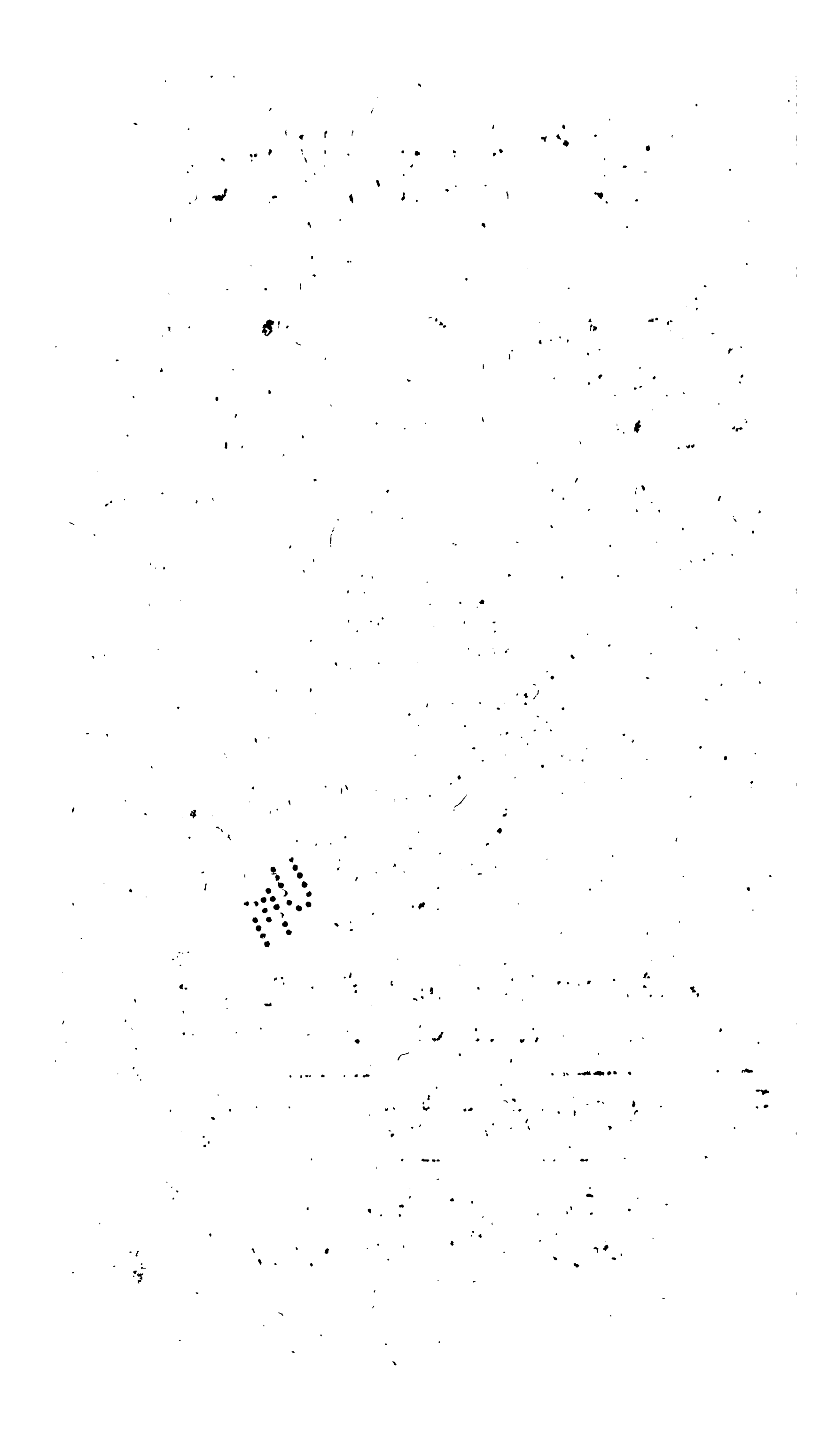
Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des zwey und achtzigsten Bandes erstes Stück.

Mit Königl. Preußischen und Churbrandenburgischen allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1788.



Faculty Research Fund
De Gruyter
2-27-31
2.3643

Verzeichniß

der im ersten Stücke des zwey und achtzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1) a) Protest. Gottesgelahrheit.

b) Katholische Gottesgelahrheit.

2. Rechtsgelahrheit.

3. Arzneygelahrheit.

4. Schöne Wissenschaften.

5. Weltweisheit.

6. Mathematik.

7. Naturlehre und Naturgeschichte.

Ver-

8. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

9. Gelehrtengeschichte.

10. Philologie, Kritik und Alterthümer.

11. Erziehungsschriften.

Bibli-

12. Haushaltungswissenschaft.

13. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

14. Ver-

14. Vermischte Nachrichten.

Nachrichten.

I.

Einleitung ins Alte Testament, von Johann Gottfried Eichhorn, Herzogl. Weimarischen Hofrath und Professor zu Jena. Erster Theil. Zweyte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1787. 612 Seiten. Zweyter Theil. Ebend. 610 Seiten.

Wenn gleich die Seitenzahl in beiden Ausgaben keine große Vermehrungen in der zweiten vermuthen läßt: so kann man doch aus dem weit größern Formate der letztern schließen, daß sie um ein beträchtliches vermehrter seyn müsse, als die erste. Der Augenschein lehret es auch zur Gnüge. Zwar ist die Zahl der Paragraphen, die nämliche geblieben, und die Ordnung der Materien auch da, wo dem Verf. eine andere vorzuziehen zu seyn schien, z. E. Theil II. S. 281. beybehalten. Allein theils sind die neuen Paragraphen mit den den Zahlen beygefügten Buchstaben bemerkt, und an gehörigen Orten eingeschaltet, theils sind in den Noten unter dem Text viele Zusätze hinzugekommen. Es würde unmöglich seyn alle Verbesserungen und Erweiterungen der neuen Ausgabe anzuzeigen, da fast jede Seite als Belag dazu angeführt werden müßte. Wir wollen nur von den vornehmsten einige ausheben, und über-

lassen es einem jeden, bey der Vergleichung der beiden Ausgaben zu beobachten, wie sich seit der ersten Ausgabe die kritischen Einsichten des Verfassers und seines Zeitalters vermehrt haben. Es ist gewiß, daß das verflossene Septennium fast in jedem Theile der biblischen Kritik merkwürdige Aufschlüsse gegeben hat. Außer einer neuen lesenswürdigen Vorrede finde ich gleich zu Anfang, allgemeine Betrachtungen über die hebräische Litteratur (§. 1.), und die Wichtigkeit derselben (§. 2). Wenn der Verf. behauptet, daß alle Weisheit nach den einmal von Mose getroffenen Anstalten blosse Priestergelehrsamkeit gewesen sey, in die kein Laie eingeweihet wurde: so kann man doch aus der Litterärgeschichte der alten Hebräer eine Menge von Gelehrten anführen, die nicht zu dem Priesterstamm gehörten, von denen ich nur David und Salomon nennen will. Letzterer wurde für den größten Gelehrten, Moralisten und Naturforscher seiner Zeit gehalten, und dieser Mann war doch kein Priester. Beweiset dieses Exempel nicht, daß schon damals die Gelehrsamkeit nicht mehr an einen Orden gebunden war, und daß, weil die Theilnehmung verschiedener Klassen von Menschen an gelehrten Kenntnissen einen gewissen Grad der Cultur bey dem Volke voraussetzt, die Hebräer zu den Zeiten schon ziemlich cultivirt gewesen seyn müssen? Ich weiß nicht, ob man aus diesem Gesichtspunkt einen Beweis für die frühere Cultur der Hebräer schon hergenommen hat. Die Gründe für das Daseyn einer Tempelbibliothek in Jerusalem sind umständlicher angegeben (§. 3). Die Vermuthungen über die Erhaltung der jetzt vorhandenen hebräischen Schriften, die wir mehr dem Glücksfall, als der Aufbewahrung an einem öffentlichen Orte zu verdanken haben, sind neu (§. 4). Nach

dem

dem babylonischen Exil sind die Sagen von einer angelegten Tempelbibliothek bestimmt und zuverläßig. Wir wünschten, der Verf. hätte sie vollständiger gesammlet. Allein bey der Frage: legte nicht Nehemias nach einer früh aufgezeichneten Sage eine heilige Bibliothek an? wird nicht einmal die Stelle, wo die Sage aufgezeichnet ist, 2 Makkab. II. 13. angeführt. Die Bedenklichkeiten die in der Zürcher Bibliothek der neuesten theologischen, philosophischen und schönen Litteratur gegen diese Sage gemacht sind, werden glücklich gehoben (§. 5). Von der Ordnung, nach welcher die Bücher A. T. gesammlet sind, ist mehr gesagt (§. 7). Der Begriff Prophet (Nabi) ist mehr entwickelt (§. 9). Die Abschnitte: Sprache, und verschiedene Mundarten des hebräischen Dialekts §. 10. 11. gehören gleichfalls zu den völlig umgearbeiteten. Der §. 14 von den Kennzeichen der Aechtheit der hebräischen Schriften hat einen merkwürdigen Zusatz, worin die Behauptung, daß in diesen Büchern Altes und Neues mit einander vermischt sey, gegen den Vorwurf, als würde dadurch die Aechtheit derselben leiden, vertheidiget wird. In den Noten zu der Kanonicität des A. T. (§. 15) wird der Zürcher Bibliothekar zurecht gewiesen, und es wahrscheinlich gemacht, daß Christen zuerst die apokryphischen Bücher den biblischen an die Seite gestellt haben. Mit gedachtem Recensenten hat der Verf. es auch an andern Stellen zu thun S. 84. 105. Der Kanon der Sadducäer und Samariter (§. 35) ist zu Anfang des Abschnittes von dem Kanon der Juden in Palästina erwähnt. Von da an folgt eine ganze Reise von Paragraphen, die wenige Zusätze und fast gar keine Berichtigungen erhalten haben. Ueber das Punctationssystem (§. 69. 70), und das hohe Alter

der Grundsätze, die beym Accentuiren beobachtet sind, werden Bemerkungen mitgetheilt. Wenn es in dem §. 79 noch heißt: Seitdem theilte man auch die Propheten in Abschnitte Haphtharot genannt: so könnte es zu einer Vergleichung der Haphtharot mit den Paraschen Anlaß geben, von denen doch jene sehr verschieden sind. Der ganze Pentat. ist in Paraschen abgetheilt, dahingegen einige wenige aus den Propheten ausgehobene Abschnitte den Namen Haphtharot führen. Der Eintheilung in Kapitel (§. 80. a) ist ein neuer Paragraph von der Abtheilung der Bücher (§. 80. b) hinzugefügt. Wenn es S. 185 heißt, daß Am. VII. 9 die LXX. durch die falsche Orthographie ישחק für יצחק verführt βωμοι γελωτος übersetzt haben: so möchte man fragen, bedeutet nicht צחק eben sowohl ridere, als שחק? Bey der zweyten Quelle der Fehler in den Autographis (§. 85) wird über die große Verschiedenheit in dem Texte der Psalmen, der in einigen gar sehr, in andern fast gar nicht corrumpirt ist, geurtheilt. Zu dem §. 95, wo von den Lesarten, die durch die Medraschim veranlaßt sind, gehandelt wird, sind verschiedene neue Exempel gekommen. Was das für eines seyn mag, das Jes. 32, 2 stehen soll, da לא für לו selbst nach der Masora gesetzt wird, können wir nicht verrathen. Sollte der Verf. wohl Jes. 9, 2 im Sinne gehabt haben? Auf diese Stelle paßt aber nicht, was er hier von der Kennicottischen Bibel sagt. Die Quellen, woraus Lesarten entstanden sind, sind mit neuen vermehrt, dergleichen sind: Aenderung nach den Targumim Peruschim und der Grammatik (§. 95. b.) Conjecturen ex ingenio (§. 95. c.) absichtliche Verfälschung, die der Verf. Ps. 22, 17 und Jes. 19, 18

zu

zu finden glaubt, (§. 95. d.) Versetzungen einzelner Wörter und ganzer Abschnitte (§. 95. e.). Ueber die erste Polyglotte des Origenes hat der Verf. durch die vom Hrn. Bruns in dem Repert. gemachten Bemerkungen viel neues Licht verbreitet (§. 113). Auch in den Text, den Hieronymus vor Augen hatte, dringt er tiefer ein, und zeigt, daß er von dem masoretischen wenig verschieden sey (§. 127. b.). Die berühmten Handschriften, deren sich die Juden bedient haben, werden mit zwey vermehrt, Mehrere hätte aus dem Repert. für bibl. und morgenl. Litt. Th. XII. XIII. angeführt werden können. In dem Verzeichnisse der berühmtesten jüdischen Kritiker in Europa, womit diese Ausgabe bereichert ist (§. 127. c.) wird der R. מאיר הלוי Meyer Hallevi auf deutsch genannt. Hoffentlich wird durch die falsche Benennung Meyer für Meir keiner verleitet werden, diesen Juden für einen Deutschen zu halten. Das allgemeine Urtheil über die jetzige Beschaffenheit des hebräischen Textes (§. 137. c.) hält die Mittelstrasse zwischen denen, die ihn für gar nicht, und denen, die ihn für durchaus corrumpirt halten. Die Hülfsmittel zur kritischen Bearbeitung des A. Test. werden jetzt so klassificirt. I. Parallelstellen, und bey den Büchern Mosis der Samaritan. Pentateuch zur Entdeckung der ältesten Fehler. II. Die alten Bibelübersetzer, Philo, Josephus, die Kirchenväter Ephräm, Origenes und Hieronymus, der Talmud und die Masora. III. Rabbinen, Handschriften und Ausgaben. IV. Conjecturen. Die Parallelstellen (§. 139. b) werden eingetheilt in 1) historische Abschnitte, die wiederholt vorkommen; 2) Gesetze, Lieder und Orakel, die gedoppelt vorkommen. Unter dieser Rubrike stehen lange nicht alle Gesetze, die Moses wiederholt hat, sondern

 dern

dern nur die zehn Gebote und die Verordnungen von unreinen Thieren. 3) Wiederholte Gedanken, Sentenzen, Sprüchwörter u. s. w. In der Bearbeitung der übrigen einzelnen kritischen Hülfsmittel hat der Verf. die Ordnung verlassen, wornach er sie zuerst aufgezählt hatte, und die wir angeführt haben. Daß der Samaritanische Pentateuch als das zweyte Hülfsmittel nicht gleich nach dem ersten abgehandelt werde, entschuldiget er damit, daß alsdenn die Paragraphen gar zu sehr anders gestellt werden müßten. Aus derselben Ursache hat er auch vermuthlich die biblischen Uebersetzungen nicht, wie doch billig hätte geschehen sollen, zunächst auf den Samarit. Pentateuch folgen lassen, sondern III. von der Masora gehandelt. Auf die Weise werden freylich die Paragraphen nicht verrückt. Aber war denn dieses so nothwendig, daß die auf die Chronologie gegründete, von dem Verf. selbst angegebene Eintheilung aufgeopfert werde mußte? Ueber den Ursprung der Masora stehen bey der Beschreibung eines Manuscripts, das blos die Masora enthält (s. Annal. literar. Helmst. 1784. Vol. I. p. 101 sqq.) allerhand Bemerkungen, die hier (§. 141) eine Stelle, oder wenigstens Erwähnung verdienten. Den Vorwurf, daß Buxtorf oft eine ganz neue Masora geschaffen hat, um daraus die Integrität des hebräischen Textes beweisen zu können, (§. 156. 158) hat der Verf. nicht zurückgenommen, ohneachtet er keinem, der die Chaimische und Buxtorfische Bibelausgaben mit einander verglichen, und den höchst geringen Unterschied beider bemerkt hat, wahrscheinlich seyn wird. IV. Alte Uebersetzungen. Die Abhandlung von den Griechischen hat wenige Zusätze bekommen, die größtentheils in Noten hingeworfen sind, als S. 333. 334. 340. Zu denen, die Beyträge zu

den

den Hexapeln geliefert haben, sind noch Bruns und Adler im Repert. Th. XIII. XIV. hinzuzusetzen, oder vielmehr unter den andern zu verstehen, die §. 174 S. 346. Z. 1. erwähnt werden. Den Wunsch, daß die wichtigsten Handschriften der LXX welche den hexaplarischen Text ziemlich rein erhalten, verglichen werden mögten (§. 179), unterschreiben wir von ganzem Herzen, und unsere eigene Erfahrung hat uns schon lange in der Meynung bestätiget, daß ein neuer Herausgeber der LXX auf die Wiederherstellung des hexaplarischen Textes sein Augenmerk richten sollte. Haben wir erst diesen wieder erhalten: so kann man zur Wiederaufsuchung des Textes, wie er vor den Zeiten des Origenes beschaffen war, fortschreiten. Ein Verzeichniß derjenigen Handschriften, worin die Origenianischen kritischen Zeichen vorkommen, oder die aus andern Gründen eine Origenianische Recension enthalten, würde hier am rechten Orte gewesen seyn. Von dem complutensischen Text urtheilt der Verf. jetzt eben so richtig als sonst, daß nämlich die Herausgeber keine willkührliche Veränderungen vorgenommen haben (§. 181). Seit der ersten Ausgabe sind aber viele Varianten aus griechischen oder davon abgeleiteten Codd. bekannt gemacht, die mit dem Complutensischen Text in Stellen, wo er bisher keine Gewährsmänner hatte, übereinkommen, und auf die hier hätte nachgewiesen werden müssen. (Repertor. für bibl. und morgenl. litter. Th. 8. S. 109 u. ff.) Daß Grabe in seiner bekannten Ausgabe der LXX zuweilen auch ohne Anzeige am Rande, im Text nach dem hebräischen Original die Lesart geändert habe, ist ein Vorwurf, der diesem ehrlichen und bedachtsamen Kritiker ohne Grund gemacht wird (S. 353). Grabe sagt in den Prolegomen. Cap. IV.

§. 1. zum ersten Theil: Sunt pauca quaedam Octateuchi loca, quae citra editi vel MS. Exemplaris aut Patris alicuius auctoritatem, sola coniectura, quam authenticus textus Hebraeus mihi aliisve suggessit, emendare ausus sum, *Alexandrina tamen lectione in margine apposita.*

Eben so hat er es auch bey den Veränderungen gemacht, die er im vierten Theil auf Autorität des Hebr. Textes des Aquila, Symmach und der lateinischen Version ohne Einstimmung eines griechischen MS. vorzunehmen für nöthig gefunden hat, und wovon er in den 4 Cap. seiner Prolegomenen zu diesem Theile Rechenschaft giebt. Eine Durchlesung, oder auch nur eine flüchtige Durchblätterung der Grabischen Prolegomenen würde den Verf. gegen eine andere unrichtige Vorstellung des von Grabe edirten Textes gesichert haben. Was im Text mit gewöhnlicher Schrift gedruckt ist, ist wörtlich aus dem Cod. Alexandr. genommen. Nicht immer. Hin und wieder giebt es Lücken von ganzen und mehreren Blättern in dem Cod. die aus andern Codd. jedoch mit gewöhnlicher Schrift in der Ausgabe ergänzt sind. Die Bemerkungen über die griechischen Uebersetzungen sind überhaupt nicht sonderlich bereichert. Bey Editio quinta (§. 202) ist nicht einmal angezeigt, daß sie auch über das 4te B. der Kön. gegangen sey (Repertor. Th. VIII. S. 98 u. ff.). Der Werth der griechischen Version, die man auf der St. Marcusbibliothek zu Venedig gefunden hat, ist nach den darüber herausgekommenen Schriften sehr richtig angegeben (§. 211). Wie weit man übrigens dem Verf. darin beypflichten werde, daß diese Version zwischen dem 6ten u. 10ten Jahrhundert schon verfertiget sey, lassen

wir

wir dahingestellet seyn. Den meisten Kritikern möchte dieses Alter zu hoch zu seyn scheinen. Die Exempel zu den Veränderungen des hebr. Textes nach den Targumim (§. 218) sind mit einigen neuen vermehrt. Die Excerpte aus Chaldäischen MSS im Repert. Th. XI. S. 168 hätten beym §. 217 angeführt werden sollen. Daß der Targum des Onkelos von den Samaritanern bey ihrer Uebersetzung genutzt ist, wird im §. 225. b. gezeigt. Ein Targum von Jerusalem über die Propheten, den Bruns entdeckt hat, wird gehörigen Ortes eingeschaltet (§. 236. b.). Die vielen Beyträge zu der Geschichte der syrischen Uebersetzungen, die seit der ersten Ausgabe des Buches bekannt geworden sind, hat der Verfasser, der sich um die Aufklärung dieser Geschichte durch eine eigene Abhandlung sehr verdient gemacht hat, vortreflich zu benutzen gewußt. Er theilet sie ein 1) in Peschito, die allein aus dem Hebräischen gemacht ist. Die Recension, die die Nestorianer davon gemacht haben, wird angeführt (§. 255. b.) 2) in solche, die griechischen Stammes sind. Hier fängt er mit der versio figurata wieder an, der er den neuen Namen Ante-Hexaplarische giebt. Darunter ist eine solche zu verstehen, die früher aus dem Griechischen gemacht ist, als man den hexaplarischen Text ins Syrische übersetzt hat. Für das Daseyn einer solchen Uebersetzung und die Benennung derselben, wird nur eine Stelle aus dem Abulfaradsch citiert, die dazu unrichtig übersetzt ist. Die Spuren derselben, welche der Verfasser in einem Pariser Codex zu finden glaubt, sind sehr mißlich. Von dem Verfasser der hexaplarischen-syrischen Uebersetzung handelt er nun weit ausführlicher (§. 263). Er heißt Paul, Bischof von Tela, und schrieb sie J. C. 617. Der Grieche oder Jaunojo beym Ephräm

Syrus

Syrus ist vermuthlich kein anderer als die LXX (§. 273.). Wir setzen hinzu, daß auch Abulfaradsch oder Barhebr. die LXX mit dem Namen Jaunojo zu belegen pflegt. Wir wünschen, der Verf. hätte die falsche Nachricht des Montfaucon von einem syrischen Psalter aus der editio quinta (§. 274. a) die Adler berichtiget hat, entweder ganz weggelassen, oder nur in einer Note angeführt, wie er es mit Assemani's Anzeige einer syrischen Uebersetzung der editio quinta S. 375. Note f. gemacht hat. Was vom syrischen Targum (§. 274. b) auf Veranlassung der von Bruns angestellten Beobachtungen gesagt ist, zeigt wie die Chaldäischen Sagen in syrische Bücher gekommen sind, und da diese von den Schriftstellern des N. T. gelesen werden konnten, so ist es nicht mehr zu verwundern, daß in dem N. T. Spuren von Geschichten und Sagen vorkommen, davon die biblischen Bücher A. T. nichts wissen, die aber in den chaldäischen Targums enthalten sind. Von den arabischen Uebersetzungen handelt diese Ausgabe weit vollständiger, als die erste. Vorhin kannte der Verfasser vier unmittelbar aus dem Hebräischen gemachte, jetzt fünf. Nämlich die in den Polyglotten gedruckte Uebersetzung des Buches Josua ist eine Tochter des hebräischen, und wird gleich nach der von Saadias Gaon gemachten erwähnt (§. 283. b). Von der Uebersetzung dieses Rabbi haben Schnurrer und Adler sehr gelehrt gehandelt, deren Schriften benutzt sind (§. 279 u. ff.). Die Nachrichten von der samaritanisch-arabischen Uebersetzung, ihrem Ursprung, Charakter und Nutzen (§. 286—89) sind hier zum Theil neu, zum Theil sehr erweitert, und in aller Rücksicht befriedigend. Anstatt dreyer Versionen, die ein syrisches Original haben, kennet der Verf. jetzt fünf, nämlich

vier-

viertens einen Pentateuch von Abulfaradsch Abdallah Ben Attajeb, und fünftens die syrischen Heraplen von Hareth Ben Sinan. In Ansehung der letztern ist noch hinzuzusetzen, daß die von Pocock übersetzte Vorrede zu dem Bodlejanischen Codex der arabischen Uebersetzung des syrisch-heraplarischen Pentateuch der Ausgabe des Aristeas, die der Dechant Aldrich zu Oxford 1692 besorgt hat, angehängt, und von Jos. White seinem Letter to the Lord Bishop of London suggesting a Plan for a new edition of the LXX. Oxford. 1779. 8. S. 8. u. ff. einverleibt ist. Eben dieser White hat auch in dem a. B. S. 26. eine Probe dieser Uebersetzung aus 4 Mos. 27, 12—23 arabisch und lateinisch abdrucken lassen. Aus der Vorrede und Probe ersiehet man, daß die Uebersetzung mit dem samaritanischen Codex verglichen ist, und Stellen aus demselben angeführt werden. Von den griechisch-arabischen Uebersetzungen überhaupt lieset man sehr schätzbare Nachrichten (§. 295), die, weil sie zum Theil aus Adler entlehnt sind, in der ersten Ausgabe keinen Platz haben konnten. Arabische Uebersetzungen der Sprüche Salomons, die von den gedruckten sehr verschieden sind, befinden sich auf der Bodlejanischen Bibliothek unter Pococks Manuscripten No. 70 und 285. Sie werden von Hunt in Observations on several passage in the book of Proverbs, Oxford, 1775. 4. pag. 101. 102. citirt, allein leider! nicht kritisch beschrieben. Arabische Uebersetzungen aus dem Koptischen und aus der Vulgata kannte die vorige Ausgabe gar nicht. Sie kommen hier vor (§. 301. 302. a), denen noch ein paar andere beygefügt sind (§. 302. b). Der Abschnitt von der samaritanischen Uebersetzung des Pentat. hat beträchtliche Zusätze erhalten (§. 303—5), worunter

der

der von der Uebereinstimmung dieser Version mit Onkelos vorzüglich bemerkt zu werden verdient. Bey der armenischen und persischen Uebersetzung fehlet es auch nicht an Zusätzen und Berichtigungen. Von der Georgischen und Angelsächsischen handeln zwey hinzugekommene Paragraphen 318. b. c. Die Zusätze zu den lateinischen Uebersetzungen sind minder erheblich. Endlich beschließt die Rabbinische Uebersetzung von den Chaldäischen Stücken im Daniel und Ezra (§. 338. b.) den ersten Theil.

Der zweite Theil fängt mit dem 5ten kritischen Hülfsmittel an, das in der ersten Ausgabe ganz übergangen war, den ältern Juden und Kirchenvätern, Philo Josephus, Ephräm Syrus, Origenes und Hieronymus (§. 339. a). Die über diese Auctores gemachten Bemerkungen sind nur kurz; zudem war über die beiden leztern schon an einer andern Stelle geurtheilt, auf die hier nachgewiesen wird. Die übrigen Abschnitte sind durch den unermüdeten Fleiß des Verf. an vielen Stellen berichtiget und vermehrt. Doch sind die Veränderungen in diesem Theile von geringerer Anzahl und Erheblichkeit, als in dem vorigen. Wenn der Verf. S. 20. Note g. von den Gesezrollen behauptet, daß einige wenige einen doppelten Text haben, einen punctirten, und einen unpunctirten neben einander: so hätten wir gewünscht, daß er sie namentlich angezeigt hätte. Uns wollen sie nicht beyfallen, und wir zweifeln daran, daß sie vorhanden sind. Richtig ist die Bemerkung des Verf. S. 77 Note x. daß die meisten der mit Gold und bunten Farben verzierten Handschriften neu sind. Doch ist ein solcher Cod. Kennicott 642 im J. C. 1300 geschrieben. Vielleicht ist er aber auch der älteste

von

von der Art Manuscripten. Der Psalter zu Leiden, unter Skaligers MSS, an dem, wie der Verfasser muthmasset, eine nicht-jüdische Hand Antheil gehabt hat (S. 27. y), ist Cod. Kennic. 649, den der V. bey einer andern Gelegenheit citirt S. 78. r, und den Kennicott und Bruns unter die von Christen geschriebene rechnen, s. Kennic. dissert. gener. p. 527. edit. Bruns. S. 34 Note y werden die in Kupfer gestochenen Proben aus hebräischen Handschriften angeführt. Sie hätten noch mit den Proben aus Steinschriften vermehret werden können, dergleichen in Siciliae et objacentium insularum veterum inscriptionum nova collectio prolegomonis et notis illustrata Panormi 1769, die S. 302 unter No. XXII. angeführte ist, die mit dem Charakter der hebr. Handschriften aus dem 12ten Jahrhundert ziemlich übereinkömmt. Eine andere hebräische Inschrift zur Ehre des Kön. von Spanien Ferdinand, die nebst einer arabischen im J. d. W. 1012, das ist C. 1252 (man vergleiche dieses datum mit dem in dem Cod. Kenn. 332) auf das Grabmahl dieses Königs in Stein eingehauen ist, hat Henrique Florenz in Elogios del Real Rey Dn Fernando, Madrit 1754. 4. bekannt gemacht, ob auch in Kupfer stechen lassen, kann ich, da ich das Buch nicht bey der Hand habe, nicht mit Gewisheit sagen. Es ist mir indessen wahrscheinlich. Andere hebr. Inschriften sind in Hottinger Cippi hebraici, Tychsens Bützowische Nebenstunden u. ff. Sie verdienten, nebst den griechischen und lateinischen, die sich auf Juden beziehen, gesammlet und erläutert zu werden. Wir kehren zu unserm Verf. zurück. Die Abbreviaturen, die in einigen Kennicottischen Codd. gewöhnlich sind (S. 52. u), kommen gemeiniglich am Ende der Zeile vor; wie dieses der Fall mit Cod. 155

ist S. 53. Anm. lies Cod. 342 für 542. Die in dem §. 364 ausgezeichnete Ordnung der biblischen Bücher war schon in dem ersten Th. S. 38. angeführt, und scheinet also hier unnöthiger weise wiederholt zu seyn. Der Zwischenraum zwischen einzelnen Büchern (§. 354. S. 57) wird gewöhnlich mit masoretischen Bemerkungen ausgefüllt, dergleichen die von dem V. S. 65. Z. 1. erwähnten sind. Eine Handschrift, die den Daniel unter die Propheten setzt, dergleichen aus dem de Rossi angeführt wird, S. 78 ist auch Cod. Kenn. 155, von dem auch Tychsen in tentam. de var. codd. hebr. generib. p. 39. aber aus andern Gründen behauptet, daß er von einem Nicht-Juden geschrieben sey. Bey dem §. 369, wo von den kritischen Anmerkungen am Rande der Handschriften die Rede ist, hätte die Brunsische Abhandlung de variis lectionib. biblior. Kennic. im Repert. Th. XII. XIII, die unten S. 110 citirt wird, angeführt werden sollen. Der Satz, den man S. 100 lieset: Die beiden Handschriften, welche zu den ältesten gehören sollen, die Reuchlinische und Dresder, aus dem eilften oder zwölften Jahrhundert, haben eine starke Masora, kann aus mehr als einer Ursache bestritten werden. 1) Kein Kritiker kann wenigstens heut zu Tage den Dresder Codex No. 598 Kennic. unter die ältesten rechnen. 2) Der Reuchlinische Codex ist aus dem Anfang des 13ten Jahrhunderts, nicht, wie hier gesagt wird, aus dem 11ten. 3) Eben dieser Codex 154 Kenn. hat keine starke Masora. Ueber die Ursachen, warum so wenige alte Handschriften jetzt vorhanden sind, werden S. 103. Note x. sehr schöne Muthmaßungen geäußert. Wenn aber der V. so raisonnirt und fragt: Die ältesten Handschriften mit unverdächtigen Unterschriften gehören

größten

größten Theils ins dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert: sollten gerade die hebräischen Manuscripte ohne Unterschrift ein höheres Alter haben? so möchten wir ihm zu bedenken geben, daß 1) nicht von allen MSS ohne Unterschrift, behauptet wird, daß sie älter sind, als die datirten, sondern nur, daß unter den nicht datirten einige älter zu seyn scheinen, als die mit einem Dato versehen sind. 2) Daß man nach der Analogie der griechischen und lateinischen MSS dieser zu vermuthen Ursache hat. Die, welche hierunter allgemein für die ältesten angesehen werden, haben kein Datum. Gatterer in seiner vortreflichen Abhandlung de methodo aetatis codd. MSS. definiendae im 8ten Tom der Commentat. societ. reg. Gottingens. hat auf der 2ten Tabelle, die so, wie, fast die ganze Abhandlung zunächst auf die lateinischen codd. geht, Codices datati aus dem 9ten, 10ten, 11ten, 12ten, 13ten, 14ten, 15ten Jahrhundert, und doch glaubt er, daß es noch Manuscripte aus dem 5, 6, 7, 8ten Jahrhundert gebe. Eben so läßt es sich vermuthen, daß unter den hebr. MSS einige vorhanden sind, deren Alter noch über das höchste Datum hinausgehet. Wir würden zu weitläuftig werden (oder sind wir es nicht schon geworden,) wenn wir jeden Zusatz, wodurch sich die neue Ausgabe von der vorigen so vortheilhaft unterscheidet, ausz eichneten, oder unsere etwanige Bedenklichkeiten bey jeder Stelle eröffneten. Die meisten Zusätze dieses Theils stehen in den Noten, und wir verweisen die Leser auf S. 107. 131. 138. 158. 161. 165. um über die Wichtigkeit derselben selbst zu urtheilen. So wie nicht leicht ein Abschnitt in dem ganzen Werke ist, der nicht hin und wieder von dem Verf. gefeilet oder vermehrt wäre: so hat auch das Verzeichniß

von den Ausgaben des 15ten Jahrhunderts (§. 392) Verbesserungen und Zusätze erhalten, z. E. die unter No. 3. S. 169 und No. 6. S. 172 angeführten Editionen kommen nicht in der ersten Ausgabe vor. Indessen wäre es leicht gewesen, dieses Verzeichniß noch vollständiger zu machen. Es fehlen Pentateuch zu Neapel 1491, Brescia 1492 und 1494, vielleicht noch andere, die aus den neuesten de Rossischen Schriften zu sammlen sind. In den Genius des Textes von No. 8. S. 173 oder der Bibel zu Soncino 1488 hätte noch tiefer eingedrungen werden sollen. Es ist in dieser Sache schon vorgearbeitet. No. 18 u. 19. S. 178. 179 sind nicht 1497 sondern 1492 herausgekommen, s. de Rossi de ignotis nonnull. edit. et critico earum usu p. 28. 29. ej apparat. hebraeo-biblic. p. 54. 55. Prolegomena variar. lection. p. CXLVIII. No. 121. p. CLX. N. 192. letztere Ausgabe über Jes. und Jerem. zu Lissabon, vermeintlich 1497, richtiger 1492, besitzt nicht allein de Rossi, sondern Bruns hat auch den ersten Theil davon in Händen gehabt und geprüft, s. Kennicott dissert. gener. p. 557. Das Verzeichniß der wichtigsten Ausgaben nach ihrer Abstammung ist in sehr wesentlichen Stücken geändert. Der Verf. macht den Complutensischen Text zur ersten Hauptrecension, den Brescer von 1494 zur zweyten, den Bombergischen von 1525 zur dritten, worauf er vierten gemischte Texte folgen läßt. Aber doch wohl nur aus dem Complutensischen und Bombergischen Text (S. 393. u. b. — 401). Bey dieser Genealogie der Ausgaben liegt Masch's Arbeit zu Le Long biblioth. sacra zum Grunde, gegen die aber noch vieles zu erinnern ist.

In den Text der Einleitung in jedes einzelne Buch des Alten Testaments, welche den zweyten Theil des gesammten Werkes ausmacht, sind selten neue Paragraphen eingeschoben, oder in den alten Veränderungen vorgenommen. Der Lieblingshypothese des Verfassers, die gewiß einen sehr hohen Grad der Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß die Genesis aus alten schriftlichen Nachrichten zusammengesetzt sey, hat er dadurch noch mehr Licht verschaffen wollen, daß er über die ältesten Arten Geschichte zu erhalten, einige Betrachtungen angestellt hat (§. 416. b. c.). Mündliche Ueberlieferungen, Geschlechtsregister, tropische und symbol. Darstellung der Gedanken, Einmischung der Geisterwelt in die Körperwelt, Versuche den Ursprung und die Verwandschaft der Völker zu untersuchen, gehören zu dem Charakteristischen der ältesten Geschichte. Als man den Anfang machte sie zu schreiben: so mußte sie noch lange ihren poetischen Gang behalten, in uneigentlichen Worten abgefaßt seyn, alles mit höhern Wesen erfüllen, einzelne Begebenheiten und Merkwürdigkeiten beschreiben, und die alten Sagen ohne Ordnung und Kunst sammlen. Die Art, wie Moses bey Verfertigung seiner Bücher zu Werke gegangen ist, wird durch treffende Bemerkungen erläutert in den Noten zu §. 433. 434. 435. u. ff. Ueber das Alter 5. Mos. 32, 33. werden verschiedene Zweifel geäußert, die Aufmerksamkeit verdienen. Vermuthlich sind diese Lieder in ihrer jetzigen Gestalt eben so wenig aus der Feder Mosis geflossen, als man sagen kann, daß Jakob 1 Mos. 49. sich gerade der daselbst aufgezeichneten Worte bedient habe. Das genauere Detail der Spuren der Aechtheit in den Mosaischen Schriften (§. 442) macht dem Scharfsinn des Verfassers Ehre. Die folgenden Bücher

Jos., Richter, Samuel u. Kön., Chron.; Esra, Nehemias haben nur hin und wieder neue Erläuterungen in den Noten erhalten. In der Abhandlung über das Buch Esther (§. 508 u. ff.) ist viel geändert. Aus dem Justi sind die vornehmsten Gründe für die Meynung, daß Ahasverus der persische König Xerxes sey, angeführt. Die vielen innern Schwierigkeiten des Buches sind sehr weitläuftig aus einander gesetzt. Der Verf. sucht zwar diese Zweifel gegen die innere Wahrscheinlichkeit der Geschichte zu heben. Allein am Ende getrauet er sich doch nicht, sie alle gehoben zu haben, oder heben zu können; und es ist ihm genug, daß sie in den meisten Puncten das Gepräge der Wahrheit an sich habe. Aber auch davon werden sich nicht viele überzeugen können.

Chw.

II.

Praktische Logik für junge Leute die nicht studiren wollen, von Villaume. Berlin und Libau, bey Lagarde und Friedrich. 1787. beynahe ein Alphabet in 8.

Eine Logik entkleidet von allem scholastischen Gewande, gereinigt von unnützen Terminologien und Subtilitäten, die nur in gelehrten Streitigkeiten ihren Gebrauch haben, und nur blos darzu eingerichtet, dem gesunden Menschenverstand, ohne Hinsicht auf Schule und Schulsprache, auf den Weg zur Wahrheit zu leiten, mußte allerdings vielen Erziehern wünschenswerth seyn. Zwar haben bereits an-

dere

dere Logikschreiber ihre Vernunftlehren von scholastischen Kunstwörtern und Erfindungen gesäubert: allein sie haben dargegen eine andre nicht minder abstracte Kunstsprache eingeführt, die sie eben so unverdaulich für den Kopf des Lehrlings macht. Hr. V. konnte demnach auf vielen Beyfall Rechnung machen, da er von dieser Idee bey Entwerfung seiner Logik ausgieng. Sollte er nicht alle Erwartungen derjenigen befriedigen, die davon Gebrauch machen werden: so kann er wenigstens für andere die Bahn gebrochen haben, dereinst etwas Vollkommneres zu liefern. Er selbst erklärt sich in der Vorrede über die Einrichtung derselben also: die bisherigen logischen Compendien hätten sich mehr mit dem Formellen der Logik aufgehalten, welches doch für den Ungelehrten keine Brauchbarkeit habe: daher habe er sich, mit Uebergehung der mysteriösen Formen, mehr auf das Materielle derselben eingeschränkt. Er sagt nicht deutlich, was er unter dem Materiellen und Formellen der Logik verstehe: man sieht aber wohl, daß das Materielle seiner Logik darin bestehen soll, daß er mit der Anweisung zum Gebrauch des Verstandes die Uebung desselben durch Verbreitung allerley nützlicher Kenntnisse zu verbinden gesucht, und die gemeinnützigsten Lehren als Beyspiele gebraucht hat. Ueber die Absicht seines Buchs scheint er mit sich selbst im Widerspruch zu seyn. Der Titel bestimmt es für junge Leute, die nicht studieren wollen; und doch gleichwohl rechnet er auf den Gebrauch desselben auf Gymnasien, und sagt noch ausdrücklich: unter den Ungelehrten, für die er schreibe, verstehe er alle Jugend, ehe sie sich auf das Formelle der Wissenschaften lege, und der künftige Gelehrte, ehe er die Universität verläßt, sey sein Gegenstand. — Wir kennen fast nicht ein logisches

gisches Compendium, dessen Bestimmung weiter gehe.

Die Einleitung fängt mit Entwickelung des Begriffs von Irrthum und Wahrheit an. Aus Beyspielen zeigt er, was Irrthum sey, und daß jeder Irrthum schädlich sey. Und doch gleichwohl hängt er den Satz an: es giebt auch unschädliche Irrthümer, z. B. wenn ich Alexandern für einen tugendhaften Helden halte, und Surinam nach Africa setze. — Diese Behauptung wäre ganz dem Zweck der Logik entgegen, welche lehren solche Irrthümer zu verhüten: und überdem ist sie falsch. Kein Irrthum ist ohne nachtheilige Folgen, wenigstens für meine Ehre. Die fünf ersten Capitel handeln von den Sinnen überhaupt, von den äußern Sinnen, von Verbesserung und Erhaltung der Sinne, von Erkenntniß der Wahrheit durch die Sinne, und von den Irrungen der innern Sinne, und den Mitteln ihnen abzuhelfen. Man weiß sonst nur von einem innern Sinn, dem Gefühl unsers Zustands und unsrer Empfindungen. Der Verf. aber nimmt deren mehrere an, und rechnet auch das Gefühl des Schönen und Guten, oder den Geschmack und das moralische Gefühl, zu den innern Sinnen. Denn hätte ja aber das Gefühl des Wahren, oder die natürliche Logik, gleiches Recht. Man soll nicht sagen: ein gesunder und richtiger Sinn sey derjenige, der die Dinge wahrnimmt, wie sie wirklich sind, — denn das könne kein Sinn (eigentlich: kein sinnliches Werkzeug) und jeder stelle uns nur Dinge so vor, wie sie uns scheinen: sondern die Richtigkeit der Sinne bestehe darin, daß sie uns die Dinge immer auf dieselbe Art vorstellen. Ueberhaupt ist das Capitel von den äußern Sinnen vorzüglich gut ausgearbeitet, und schildert die Täuschungen der

Sinne,

Sinne, und die Nothwendigkeit der Vorsicht bey Urtheilen über sinnliche Dinge durch eine Menge wohlgewählter Beyspiele. Nur was von dem Schall gesagt wird, ist nicht genau genug. Er bewegt sich wellenförmig nach allen möglichen Richtungen, und berührt jedes Ohr, das ihm im Wege liegt. Eigentlich also kann man nicht sagen, daß er (wie das Licht) in gerader Linie gehe, auch nicht daß ein darzwischenkommender Körper es ungewiß mache, auf welcher Seite der tönende Körper sey. Außerdem müßte man in einem verschlossenen Zimmer nie die Gegend eines Schusses oder eines Glockenschlages angeben können. Hierbey auch etwas von der Aufmerksamkeit. 6tes Capitel vom Geschmack. Ursachen der Verschiedenheit des Geschmacks. Guter und schlechter Geschmack. Der Verf. scheint den letzten blos darin zu sehen, wenn man Verzierungen mit der Schönheit selbst verwechselt. Das ist aber nicht die einzige Art des falschen Geschmacks. Und da er einmal die Lehre vom Geschmack in seine Logik, und zwar in eine praktische Logik gezogen hat; so hätte auch wohl etwas von Bildung und Besserung des Geschmacks gesagt werden sollen; denn Regeln über die Richtigkeit unsrer Vorstellungen und Einrichtung unsrer Verstandskräfte zu geben, ist doch wohl der erste Zweck einer Logik. 7tes Capitel von dem moralischen Gefühl — ein Capitel, das niemand in einer Logik suchen wird, selbst wenn man es mit dem V. zu einem besondern innern Sinn machen wollte. 8tes Capitel von den Ideen. Klare und dunkle Ideen werden also beschrieben. „Wir haben Vorstellungen, die recht hell sind; so daß man die Sache malen möchte — aber alle sind sie nicht hell; oftmals sind unsre Ideen nur wie Schatten, oder wie Gegenstände

 in

erst der Ferne — jene ersten Vorstellungen nennt man klare Ideen (nicht helle Ideen sind klar), die andern daher dunkle. — Konnte nicht lieber geradezu das Merkmal der Klarheit und Dunkelheit angegeben werden? Statt der Eintheilung in einfache und zusammengesetzte Ideen, wäre es nützlicher gewesen, ihrer Vollständigkeit zu erwähnen. Definitionen werden ganz mit Stillschweigen übergangen, und es wäre leicht gewesen, kurz zu erwähnen, wodurch eine Idee zur Definition qualificirt werde, und sodann die Hauptregeln derselben kurz anzuhängen. Denn das Buch mag nun nach der Bestimmung auf dem Titel oder in der Vorrede gebraucht werden, so kann es nicht rathsam seyn, den Begriff der Definition völlig zu ignoriren. Doch wir finden, daß der Verfasser diese Lehre hinten noch nachholt. Eben so wird auch von der Theilung der Begriffe nicht ein Wort gesagt: wer kann aber im künftigen Leben der Fälle überhoben seyn, eine solche Theilung zu machen oder zu beurtheilen? Will man die Regeln derselben der natürlichen Logik überlassen, so konnte man es bey andern Fällen auch thun, und brauchte gar keine Logik zu schreiben. Soll eine gute Logik für alle Geschäfte des Denkens Regeln geben, warum nicht auch für die Theilung der Begriffe? — Das Capital von der Vorstellungskraft. Ein dürftiges Capitel! Vorstellungskraft heißt das Vermögen, Vorstellungen zu fassen und zu behalten: das Vermögen aber Ideen zu behalten, ist dreyerley, Einbildungskraft, Gedächtniß und Erinnerung. Das Exempel von der Einbildungskraft paßt gar nicht, und erläutert also nichts. Es heißt: Wenn ich mir einen Menschen denke, stelle ich mir ein Bild vor, nicht von diesem oder jenem, sondern von einem Menschen — was

N. heißt

heisse das? daraus soll ein Schüler lernen, was Einbildungskraft ist? 10tes Capitel von der Erfahrung. 11tes Capitel von abstrakten Begriffen. Zwey gut geschriebene Capitel. Er nimmt drey Gattungen von Abstractionen an, Begriffe von Arten und Geschlechtern (Mensch, Thier), Begriffe von den Eigenschaften der Dinge (als Schönheit) und Begriffe von Dingen, „die nicht in die Sinne fallen, als Zeit, Seele, Leben, Geist, dergleichen Begriffe wir nur nothdürftig, und durch Hülfe der Worte, so etwa, wie den Begriff von Millionen, fassen, davon aber keine eigentliche Vorstellung haben.“ Wir halten diese Beschreibung für sehr dunkel. Werden die angegebnen Begriffe auf einem andern Weg als durch Abziehung von einzelnen Dingen gefunden? Ist ein Individuum kein Gegenstand der Empfindung: so können es doch seine Wirkungen seyn, und von ihnen abstracte Begriffe abgezogen werden. Welche Aehnlichkeit hat der Begriff einer Million mit dem Begriff von Leben und Seele. Leben z. B. drückt die Aehnlichkeit aller lebenden Dinge aus; Million aber die Zahl, wie vielmal einzelne Dinge von einerley Art vorhanden sind. Und warum sollten wir denn keine eigentliche Vorstellung von diesen Begriffen haben können? 12tes Cap. Von dem Urtheile. Hier läßt sich freylich von der scholastischen Logik viel abschneiden: indessen ist dieses Capitel doch etwas zu kurz gerathen. 13tes Cap. Von den Schlüssen. Der Verf. hat die Exempel nicht auf das glücklichste gewählt, auch einen rednerischen Schluß nicht ganz richtig aufgelöst. Ueberdem würden wir uns nicht haben entschliessen können, der hypothetischen Schlüsse, und der Dilemme, die doch auch dem Unstudirten zu brauchen oder zu beurtheilen zuweilen vorkommen,

nen, gar nicht zu erwähnen. 14tes Cap. Von den Fehlern der Abstractionen, und den daraus fließenden Irrungen der Urtheile und Schlüsse — durch Vieldeutigkeit oder Unbestimmtheit abstracter und relativer Wörter. 15tes Cap. Von der Bestimmung der Begriffe — oder von Definitionen, deren Gattungen und vornehmsten Regeln mit einigen Seitensprüngen auf Urtheile und Schlüsse. Hier also holt der Verfasser eine Unterlassungssünde nach, die wir oben gerügt hatten. Er hatte es Ursache, in der Vorrede zum voraus zu besprechen, daß er sich an keine systematische Ordnung ängstlich gebunden habe. Aengstlich brauchte er nach Ordnung nicht zu haschen: er durfte nur die natürliche Ordnung nicht aus den Augen lassen: und die erforderte, daß man erst die Lehre von den Begriffen, und also auch von den Definitionen schließt, ehe man auf die Lehre von den Sätzen und Schlüssen übergeht. Eine einzige Regel, bey Definitionen sich nicht durch Verhältnisse auszudrücken, konnte dem Verf. zur Entschuldigung dienen. 16tes Cap. Von den Gründen unsrer Urtheile, oder von den Kennzeichen der Wahrheit. — Ganz kurz: dann von Vorurtheil und Irrthum. 17tes Cap. Von der Sprache — einige Bemerkungen über den verschiedenen Gebrauch der Worte. 18tes Cap. Von Hypothesen. Zum Beyspiel werden unter andern die drey Hypothesen des physischen Einflusses, der gelegentlichen Ursachen und der vorher bestimmten Uebereinstimmung angeführt und wohl erklärt, und diese nennt der Verf. Hypothesen von der Wirkung — der Seele und des Körpers aufeinander: allein dieser Ausdruck setzt ja schon die eine Hypothese, des physischen Einflusses, als wahr voraus. Es müßte vielmehr heißen: Hypothesen zu Erklärung

der

der Harmonie des Leibes und der Seele. 19tes Cap. Von der Kenntniß des Menschen — nämlich seines moralischen Charakters. Nur zwey Seiten, die aber auch, wie die folgenden durchstrichen werden können. 20stes Cap. Von der Kenntniß derer, mit welchen wir umgehen, oder eigentlich nur von den Schwierigkeiten, den Charakter andrer Menschen zu erforschen, aus der Verschiedenheit ihrer Grundsätze, und aus der Vorstellung — wie gehört aber dieses in eine Logik? 21stes Cap. Von der Kenntniß der alten und rohen Völker, und deren Schwierigkeit, durch Beyspiele wohl erläutert — wieder eine ganz willkührliche Ausdehnung der Gränzen der Logik! 22stes Cap. Von der Selbsterkenntniß. Auch hier werden mehr die Schwierigkeiten entwickelt, die uns die Selbsterkenntniß erschweren. Der Verf. verwahrt sich deswegen in der Vorrede zum voraus gegen die Beschuldigung, daß er die Schwierigkeiten bey Erforschung der Wahrheit zu sehr häufe: und man kann ihm in dem, was er zu seiner Rechtfertigung sagt, nicht ganz Unrecht geben: nur hätte er eben so deutlich und umständlich jede Schwierigkeit mit Vorschlägen, sie zu überwinden, begleiten sollen. 23stes Cap. Von der Beurtheilung der Werke der Kunst und über die Geschicklichkeit und Größe der Menschen — auch Gottes. 24stes Cap. Von dem Unterrichte überhaupt. Hier endlich kommt der Verf. wieder in das Gebiet der Logik zurück. Er betrachtet den Unterricht als das dritte Mittel zur Erkenntniß der Wahrheit nach den Sinnen und dem Nachdenken. Eigentlich kann der Unterricht den ersten beiden Erkenntnißquellen nur in so ferne entgegengesetzt werden, als er Kenntnisse verbreitet, die nicht durch die Sinne noch durch das Nachdenken erkannt werden (denn zu-

weilen veranläßt blos der Unterricht den Gebrauch dieser beyden ursprünglichen Mittel) also nur insofern er Kenntnisse durch den Glauben mittheilt. Dieser Unterricht kann aber erfolgen durch Unterredung, durch Rathgeben, durch Beyspiel und durch Bücher: daher wird davon bis zum 28. Cap. gehandelt, aber auch hier nur größtentheils nur ihre Unzuverläßigkeit und Unsicherheit erörtert. In dem Capitel von den Büchern wird auch die Materie von der Glaubwürdigkeit der Erzählung, und den Eigenschaften eines Zeugen eingeschaltet. 29. Cap. Vergleichung dieser verschiedenen Quellen der Wahrheit. Jede hat ihre Vortheile und Nachtheile: man muß also alle drey Quellen vereinigen. 30. Cap. Von der Wahrheit. Eigentlich nicht von der logischen Wahrheit, von der in der Einleitung schon gehandelt wurde, sondern Regeln aus der Ungewißheit, Unvollständigkeit und unumfaßlichen Mannichfaltigkeit des menschlichen Wissens. 31stes Cap. Verschiedene Grade des Wahrheitsgefühls. Wieder eine Nachholung eines oben gerügten Mangels. Richtige Bemerkung, daß man ohne Irrthümer nicht zum Gefühl und Genuß der Wahrheit gelangen könne. Den Glauben führt er als einen Grad des Wahrheitsgefühls oder der Gewißheit an, der auch blos wahrscheinlichen Vorstellungen statt habe; nennt ihn auch eine Neigung sein Urtheil beyzubehalten: aber daß er eine eigne Erkenntnißquelle für historische Wahrheiten sey, die sich nicht durch Nachdenken und eigne Erfahrung erlernen lasse, erwähnt er nicht. 32stes Cap. Von einigen Mitteln zur Erkenntniß der Wahrheit, oder vom Nachdenken — sehr kurz. 33stes Cap. Von der Lesung der Bücher. Die Regeln vom nutzbaren Bücherlesen, insofern sie sich über alle Gattungen von Büchern allgemein zusammen-

men.

menfassen lassen, sind kurz und gut vorgetragen. 34stes Cap. Von der Beurtheilung der Wahrscheinlichkeit — in einem Beyspiel gezeigt, mit abermaliger Bemerkung der Trüglichkeit bey wahrscheinlicher Beurtheilung eines Mannes.

Dies ist demnach der Inhalt dieser neuen praktischen Logik: der Verfasser sagt darin sehr viel gutes: die vielen Exempel besonders, wenn sie auch gleich zuweilen Ausschweifungen ähnlich sehen sollten, machen das Buch sehr nützlich. Ueber einen festen Plan der Ordnung und des Inhalts (oder desjenigen was er aus den gewöhnlichen Logiken beybehalten wollte) scheint der Verfasser vorher nicht mit sich einig gewesen zu seyn. Das sieht man aus der etwas willkührlichen Stellung und Auswahl der Capitel. Denn es lassen sich nach Anwendungen der Logik auch auf Geschäfte des Unstudirten denken, die der Verfasser übergangen hat, der dagegen die Logik mit einigen Capiteln bereichert hat, die unsre gewöhnlichen Vernunftlehren nicht kennen. Erst unter der Leitung eines Lehrers, der schon vorher mit dem Zweck und Inhalt der Logik bekannt, Fehler des Systems verbessern, das Fehlende ergänzen und kleine Verirrungen einlenken kann, wird das Buch recht brauchbar werden.

Zf.

III.

Geschichte des Fürstenthums Hannover seit den Zeiten der Reformation bis zu Ende des XVII. Jahrhunderts. Zweyter Theil, von L. T. Spittler, ordentl. Professor zu Göttingen.

Gött-

Göttingen, 1786. im Verlag der Wittwe Vandenhöck, 8.

Mit Vergnügen machen wir hier den 2ten Theil dieses fürtrefflichen Werks bekannt, dessen Plan, Ausführung, pragmatische Schreibart, und großen Nutzen, besonders zur Kenntniß der damaligen Landesverfassung rc. wir hinreichend in der Recension des ersten Theils gezeiget haben, worauf wir uns im Ganzen beziehen, indem dieser Theil in allen Stücken jenem völlig gleich ist. Er begreift die Regierungsgeschichte von 5 Herzogen in den Jahren von 1635 — 1698 in fünf Abschnitten.

Die schöne Vorrede wollen wir jedem Leser, noch mehr aber jedem Historiker, empfehlen, sie muß mit Bedacht ganz gelesen werden, und würde nur bey einem Auszuge verlieren. Jeder Geschichtschreiber kann sich darnach prüfen, wenn er mit historischer Redlichkeit aus alten Akten, Recessen und Urkunden die Sachen so darstellen will, wie er sie findet, ohne Hypothesen einzumischen, wenn ihn die Akten verlassen, und dabey, ohne zu beleidigen, und eine scharfe Censur zu fürchten, mit Freimüthigkeit zu schreiben. Doch kann ich mich nicht entbrechen, eine Stelle wörtlich anzuführen, worin der Hr. Verf. mit Recht die jetzige Hannöversche Regierung rühmt, daß Sie ohne Censur erlaubt hat, mit der Freimüthigkeit eine Landesgeschichte zu schreiben, worin die ganze Verfassung ohne Rückhalt genau aufgeklärt und frey beurtheilet ist, wie sie hier der Hr. Verfasser geliefert hat, und wozu ihm die größten Männer die wichtigsten Nachrichten und Urkunden mitgetheilet haben. Er schreibt nämlich auf der 6ten Seite: Und es ist nicht der allgemeine stille Respect, der unbefleckte Gerech-

rechtigkeitsruhm, der nie erschütterte Credit, den die Hannöversche Regierung durch ganz Deutschland genießt, der, wie eine Sage, von welcher niemand mehr spricht, weil es alte längst bekannte Sage ist, auch in unsern bösen verläumderischen Zeiten so unangefochten geblieben, daß kein Graues Ungeheuer Hannöversche Nachrichten greifen, kein teutscher Zuschauer Hannöversche Dinge zum Schau geben konnte? Fürwahr einst bey der Nachwelt soll es noch zum seltensten Ruhme eben dieser Regierung gehören, ihres Ruhms so sicher gewesen zu seyn, daß eine Landesgeschichte, in welcher freimüthiger, als je ein Ausländer hätte thun können, die ganze Verfassung aufgeklärt und beurtheilet ist, ohne irgend eine theilnehmende Censur, im Lande selbst geschrieben werden konnte. Fürwahr einer der klaresten Beweise, des durch diese Regierung im ganzen Lande herrschendgewordenen Tons, daß Männer vom ersten Range, Erfahrungsvolle Geschäftsmänner — dem Verfasser Nachrichten mitgetheilet haben, wie sie dieselben vorgefunden haben.

Recensent muß gestehen, daß der Hr. Verfasser mit vieler Freimüthigkeit geschrieben hat, so vielleicht ein andrer Schriftsteller nicht gewaget hätte, aber auch desto schätzbarer ist sein Werk, man kann es ihm also nicht verdenken, daß er bey einigen schlüpfrigen Umständen etwas zurückhaltend geschrieben, und von andern gar nichts erwähnt hat, z. B. von den operirenden Veranlassungen des Verlusts von dem Hildesheimischen kleinen Stifte, von den großen Revolutionen, die in den Jahren 1692 und 1694 an dem Hofe des Herzogs Ernst Augusts vorgegangen sind x.

Erster Abschnitt, die Regierung des Herzogs Georgs von 1636—1641. Sehr critisch war die Lage des Lüneburgischen Hauses bey dem Aussterben der Braunschweigischen Linie durch den Tod des Herzogs Friedrich Ulrichs, welches sich vor 266 Jahren mit den Stammvätern der Braunschweigischen Linie getheilet hatte, und also jetzo zur Succession gelangen sollte — aber das Braunschweigische Hauß war bey dem Aussterben mit der größten Schuldenlast beladen, die sie als Universalerben übernehmen sollten S. 45 — noch mehr Bedenklichkeiten, wie sich die drey damals blühenden Linien des Lüneburgischen Hauses theilen sollten, ob nach Stämmen oder nach Köpfen, oder ob ein Erstgeburtsrecht statt finden könne S. 7. 8. Der Erbschaftsproceß dauerte 2 Jahre lang, und die Vettern waren unter sich erbittert — endlich schloß man eilfertigst am 14. Decemb. 1635. einen Vergleich, nach welchem der Dannenbergische Prinz August das Fürstenthum Wolfenbüttel, und die Zellischen Prinzen das Fürstenthum Kalenberg erhielten; verschiedenes blieb gemeinschaftlich S. 20. 21. Die drey Zellische Prinzen regierten gemeinschaftlich, und endlich ward durchs Laos Prinz Georg der Stammherr und regierende Fürst von Kalenberg, der Hannover zur Residenz wählte S. 27. — Sein Character S. 25 — ein großer General und braver Herr, aber der Anfang seiner Regierung fiel in eine gefährliche Lage, wo bald die Kaiserlichen, bald die Schweden dominirten, wo er sich beständig drehen und wenden mußte S. 31 f. Die Steuerrevision und der Beitrag dazu, war die erste Beschäftigung, indem die ganze Last auf dem Bürger- und Bauerstand lag. Der Adel trug wenig oder nichts bey, und jene waren durch die langen

Kriegeslasten blutarm. Die Stadt Hannover hatte
kaum noch 400 bewohnte Häuser, eben so Norte
heim, man erpreßte darin die monatliche Steuer mit
der größten Gewalt, alles wurde in den Häusern auf-
gebrochen und durchsucht ꝛc. S. 39. Hier findet man
S. 41 f. eine fürtrefliche Nachricht von dem Ursprung
und Fortgang des Steuerfußes. Der Adel war bis
her ganz frey, aber 1614, wie sechs Tonnen Goldes
fürstl. Schulden zu bezahlen waren, verwilligte der-
selbe zum erstenmal den Schaff- und Scheffelschatz
von seinen eignen Gütern, wozu seine Bauern nichts
beitrugen S. 45 — Nachricht von dem Schatz-
fuße daselbst, wo auch bewiesen ist, daß dieser keine
Rittersteuer war. Bald hernach entstunden Processe
zwischen dem Adel und den Städten über den Steuer-
fuß und die Beiträge, weil ersterer nichts weiter
beitragen wollte — und die Sache gieng an das K.
Kammergericht S. 62. Gründe für den Adel we-
gen der Steuerfreiheit S. 63 — Gründe für die
Städte ꝛc. S. 67. Am stärksten aber ward von al-
len Ständen gegen die Einführung der Licente (Ac-
cise) in dem J. 1640 geschrieen. Man nannte sie
in den Vorstellungen: die verfluchten Licente, die
Land- und leutverderblichen Licente S. 76. Alles
war damals in der größten Gährung, und die Stän-
de drohten immer mit Speier, worüber der Versuch
einer Steuerrevision endlich ganz unterblieb. Herr-
lich ist dieses alles aus den landesherrlichen Rescripten,
Landtagsabschieden und andern Urkunden der Zeit
ausgeführt, und man findet hier die Grundursachen
und Quellen, wie die Steuern, Licente, Accise ꝛc.
nach und nach als Folgen des erschöpften Staats durch
den 30jährigen Krieg, durch Unterhaltung von Mi-
liz ꝛc. entstanden sind, daß in vielen Provinzen von

Deutschland anwendbar, wo dergleichen Auflagen aus eben den Ursachen, wie z. B. in der Mark Brandenburg rc. auch so entstanden sind.

Der Kaiser behandelte das lüneburgische Haus, ungeachtet solches alle Pflichten erfüllet, und sein Contingent gegen die Schweden beständig gestellet hatte, sehr hart, und sein Nachfolger Ferdinand III. noch härter S. 82. Sogar sollte das Fürstenthum Calenberg den Tillischen Erben eingeräumet, und das Stift Hildesheim abgetreten werden. — Der Herzog Georg aber hatte Muth genug sich mit Schweden zu verbinden, und die Forderungen von der Hand zu weisen. Die Landstände widersetzten sich, aber der Kanzler Stuck zeigte ihnen ihre Unbesonnenheit, und der Herzog blieb bey seinem Vorsatz, zumal Friedrich Wilhelm 1640 zur Regierung in der Kurmark gelangte, und Parthie machte. Wie man zu Hildesheim dieserwegen mit den französischen und schwedischen Generals rc. eine grosse Zusammenkunft 1641 hielte, um den grossen Plan zum Feldzuge dieses Jahr zu entwerfen, und dabey vorläufig auf gut deutsch schmausete, fand ein gedungener Bösewicht Gelegenheit Gift unter den Wein zu mischen, wovon viele sogleich sturben, der Herzog Georg und der General Banner lebten zwar noch drey Monate, aber sie sturben gleichfalls, und ein 18jähriger Prinz kam zur Regierung S. 94. 95. Das Testament ward geöffnet, nach welchem die zwey Fürstenthümer Calenberg und Celle 2 Prinzen besitzen, und nie vereinigt werden sollten — ein schlechter Plan — wobey der Besitzer des ersten allemal zu kurz kam, und besonders die Macht des Hauses geschwächt ward. Der

Kanzler

Kanzler Stuck war der Verfasser des Testaments S. 98, seinen Character S. 99, die Folgen —

Zweyter Abschnitt, Regierung Herzogs Christian Ludewig von 1641 — 1648. In einer sehr bedenklichen Lage trat dieser junge Herr die Regierung an. Er war ein junger Prinz voller Freude, (er schlug den Bürgern zuweilen des Nachts die Fenster ein ꝛc.), gar kein Soldat, wie er damals hätte seyn sollen, seine neuen Räthe waren nicht thätig, noch weniger hatten sie den Muth, den der gestürzte Kanzler Stuck hatte, der den Landständen Kopf bot, niemand weckte den jungen Herzog, kurz alle übrige protestantische Häuser, besonders Brandenburg, kamen empor, blos das alte Guelffen Haus fiel aufs neue in eine Schlafsucht zurück S. 104. 105. Mit dem Herzog Georg war die Eintracht des Lüneburgischen Hauses ausgestorben — Der Herzog Friedrich von Zelle war zu friedfertig und furchtsam. Die kaiserliche Armee drang ins Göttingische ein, verheerte alles, und was noch übrig blieb, plünderten die Schweden, die auch ganze Wälder aushaueten, und das beste Holz an die Hamburg. Kaufleute verkauften S. 110 — höchst elender Zustand des Landes, einer Einöde gleich, den Reisenden begegneten mehr Wölfe, wie Menschen S. 112 f. Schulen und Universitäten verfielen ganz, wer den Winter Professor war und lehrte, saß im Frühling als Dragoner zu Pferde S. 115. Böse Sitten rissen ein. Der Friede mit dem Kaiser ward mit grossem Verlust, und auch mit Abtretung des kleinen Hildesheimischen Stifts ꝛc. erkauft. — Der Hr. Verfasser nennt ihn mit Recht einen eilfertigen unrühmlichen Frieden S. 125.

Das Recht an das grössere Hildesheimische Stift, und wie diese wichtige Sache schlecht behandelt worden ist S. 123 — 137 ausgeführt. Eben so schön ist von den Gesandten, die man nach Osnabrück und Münster schickte, besonders von dem D. Lampadius gehandelt. Wir können uns nicht entbrechen, eine schöne Stelle von seinem Character (weil er bey der Friedensunterhandlung wirklich eine grosse Rolle gespielt hat, um sich hiervon zu überzeugen, verweiset Recensent auf des Hrn. von Meiern *Acta pacis Westphal.* wo man seine *Vota* nur lesen darf) wörtlich hieher zu setzen: Lampadius hatte, ausser der kurzen Zeit, die er zu Helmstädt Professor war, schon eine zwanzigjährige grosse practische Laufbahn zurückgelegt, da er als Schutzengel seines Fürsten, und selbst auch als Schutzengel der ganzen Evangelischen Parthie auf den grossen Friedenscongreß nach Osnabrück kam. Jene lange Reihe von Negotiationen, die er seit den traurigsten Zeiten Herzog Friederich Ulrichs durch alle Abwechselungen der Regierung Georgs und Christian Ludewigs durchlief, hatte endlich den raschen, Recht und Unrecht fast brennend empfindenden Mann so zum weisen Staatsphilosophen gewöhnet, daß er das Maaß von Möglichkeiten in seiner Lage richtig kennen lernte, daß er nicht muthlos wurde, auch wenn die reizendsten Hoffnungen mißlangen, noch gräm- und erbitterungsvoll Menschen und Collegen hinschmähte, wenn sie etwa gerad im entscheidensten Augenblick seine zuverlässigste Lieblingserwartungen täuschten. So ein Mann mußte es seyn, der in dem grossen Partheiengewühle, wie es zu Osnabrück war, die verwundete Sache des Lüneburgischen Hauses retten, Forderungen, die keine Armee unterstützte, wenigstens zu einiger Erfül-

lung

zuwege bringen, und die große Gefahr, endlich wohl noch in die Schwedische Satisfactionssache, oder in die Brandenburgische Compensation leidend verwickelt zu werden, glücklich abwenden konnte. So ein Mann der Scharfsinn des Röm. Rechtsgelehrten mit Conringischen Grundsätzen und Conringischer Kenntniß der deutschen Staatsconstitution vereinigte, der das Gewebe der Reichsverfassung kannte, und wußte an welchen Hauptfäden des Kaisers Macht hange, und das deutsche Freyheitsgewebe, so ein Mann kam vom Himmel geschickt nach Osnabrück, zu rathen, wo die großen Gesandten oft nicht zu sprechen wußten, und mancher klügere Deputirte nicht gehöret wurde (dieses hat Recensent aus vielen Stellen und Relat. bey vorgedachtem Hrn. von Meiern gefunden), weil er seinen klugen Rath den hohen Ohren nicht hörbar machen konnte. Ihn schätzte Oxenstirn und Salvius von schwedischer Seite, und von kaiserlicher Trautmannsdorf und D. Volmar, der von dieser Seite die Hauptperson war; den kein Minister in der Kunst zu negotiiren oder zu täuschen übertraf. S. 141. Ungeachtet er nicht der Principalgesandte des Braunlüneburg. Gesammthauses war, sondern der D. Langenbeck, so hat er doch die Hauptsachen ausgeführet, und das Evangelische Oberdeutschland hätte gewiß seine kirchlichen Religionsrechte verlohren, wenn Lampadius nicht vor dem Riß gestanden wäre. Dieser große einsichtige Mann sahe schon damals die Jesuiten als gefährliche Leute an, und drang darauf, daß wenn ein redlicher deutscher Friede geschlossen werden sollte, die Jesuiten auf ewig aus Deutschland verwiesen werden müßten. Kurz die Bemühungen und Arbeiten dieses großen Mannes, nicht allein für seine Fürsten, sondern auch für die Protestanten überhaupt

 sind,

sind bekannt, und hier fürtreflich ausgeführt; wenn aber der Verf. S. 149 dagegen eifert, daß das Erzstift Magdeburg, und die Bischofthümer Halberstadt und Minden zur Entschädigung wegen Pommern, so zur Satisfaction an Schweden abgetreten ward, an das Haus Brandenburg säcularisirt eingeräumet werden sollte; da doch Braunschweigische Lüneburg. Prinzen zum Theil Coadjutoren, zum Theil von langen Jahren wirkliche Bischöfe gewesen wären, so scheinet er hierunter etwas partheiisch zu seyn; weil Recensent erstlich nicht einsehen kann, was für Rechte das Br. Lüneburgische Haus dadurch auf diese Stifter erhalten, daß Prinzen aus dem Hause öfters zu Bischöfen gewählet worden. Die Wahl war frey, und fiel auch auf Prinzen von andern Häusern, wie bey Magdeburg und Halberstadt aus dem Brandenburg. Hause; dadurch aber gewann kein fürstl. Haus ein wirkliches Erbrecht, mithin hatte aus dem Grunde Br. Lüneburg an vorgedachte Stifter im geringsten kein Vorrecht. Zum andern hatte ja das Haus Brandenburg an Pommern durch die Erbverträge aus uralten Zeiten ein dingliches Recht an diesem Lande; warum sollte denn dieses Haus allein, die Schweden zu befriedigen, Pommern als ein Opfer hergeben für ganz Deutschland? Es mußte also indemnisirt seyn, mithin hat Trautmannsdorff und Oxenstirn, wie hier S. 149 steht, nicht partheiisch gehandelt, und selbst Lampadius ist darin zu entschuldigen, daß er sich dagegen nicht stärker gesetzt hat.

Lampadius wirkte doch endlich, nachdem er wegen der Halberstädt. Appertinentien und Schaumburg 40,000 Rthlr. an die kaiserliche und schwedische Gesandte ausgetheilet, diese für seinen Herrn aus, und was mag es nicht gekostet haben, schreibt der Verf.

Verf. S. 157, bis man endlich bey der Osnabrückischen Forderung den launenvollen Ochsenstirn standhaft und den feilen Salvius unbestechlich machte, daß er auch die Alternative von Osnabrück ausmachte S. 157. Herzog Christian Ludewig starb 8 Wochen nach der Proclamation des Westphälischen Friedens, und Herzog Georg Wilhelm folgte ihm in der Regierung S. 160.

Dritter Abschnitt, Regierung des Herzogs Georg Wilhelms von 1648 — 1665. Dieser Herr erhielte bey dem Antritt seiner schweren Regierung ein völlig verödetes Land. Fast alle Städte bis auf Hannover waren ganz verwüstet — schlechter Zustand des Landes geschildert S. 168 — 78. Von der Erziehung der damaligen Lüneburgischen Prinzen S. 179. 181, wie sehr solche unterschieden vorher, und nach dem langen Kriege, wo der militärisch erzogne junge teutsche Fürst ein Ludewig XIV. im Kleinen seyn wollte. Von dem alten Steuerfuß der bey dem verheerten Lande und dem Abgange von Hildesheim gar nicht mehr passen wollte S. 183 ꝛc. ausführlich und schön. Es war nöthig eine alte Constitution völlig umzuschaffen, die in sich selbst so fehlerhaft, ein Antiquitätenstück aus Feudalzeiten und Mittelalter schon anderthalb hundert Jahr bey mancher drängenden Bedürfniß neuerer Zeiten, so viel die alte Masse noch litt, ausgebessert und erneuert worden. Jeder Stand, der Adel, der Prälatenstand, die Städte, sorgten nur für sich allein, nie für das Ganze, einer schiebt dem andern die Last zu ꝛc. Nach den Verheerungen des 30jährigen Krieges, wäre es der rechte Zeitpunct gewesen, einen neuen Steuerfuß, und überhaupt eine ganz neue Landesconstitution zu entwer-

 fen

fen — wovon hier S. 193 ein kleiner Entwurf steht — aber S. 197 scheinet zu viel declamirt, und die Regierungsperiode des Kurfürsten Friedrich Wilhelms des Großen, die hier S. 198 in Vergleichung gestellet ist, hat der Hr. Verf. nicht genau genug gekannt, sie war bis 1678 drückend, und hart für die Unterthanen, und viele verließen ihr Vaterland wegen der beständigen unerschwinglichen Contributionen ꝛc. indem seine ganze Regierung eine Kette von Kriegen war. Die letzten Jahre seiner Regierung, und die Aufnahme der französischen Flüchtlinge nach Widerrufung des Edicts von Nantes brachten seine Länder etwas empor, und legten den Grund zu den wichtigen Brandenburgischen Fabriken, die in der Folge blühend geworden sind.

Von der Kirchenreformation in den Ländern des Herzogs Georg Wilhelms S. 202 ꝛc. damit gieng es langsam, doch ward ein neuer Katechismus eingeführt, den Georg Gesenius verfertiget hat, und noch gilt. Nach selbigen wirkte der berühmte Gerhard Molanus Abt zu Loccum, ein Mann von grossen Kenntnissen und Liebling des Hofes hierin noch stärker S. 210. Weiter von ritterschaftlichen Creditkassen, so würden nicht so viel Familien herunter gekommen seyn, und ihre mehresten Güter verlohren haben; indem nach der Matrikel, die vor 130 Jahren gemacht ist, von 109 darin verzeichneten adlichen Gütern jetzo kaum noch 60 im Besitz der Familien sind, die sie damals besassen S. 214 — von Witwenkassen, die erstlich neuerlich angelegt sind, Handlungsvorschläge, die man damals hätte brauchen können und sollen S. 217. Auch die Gerichtspflege blieb nach dem alten Fuß, man marterte Hexen und

Zaube-

Zauberer rc. noch eben so unmenschlich, wie vorher S. 218, wo ein auffallend Beispiel von einem Juden, der mit bey Beraubung der bekannten güldenen Tafel in Lüneburg war, angeführet ist.

Verfall der Schulen, auch der Universität Helmstädt, seit dem Tode des Georg Calixtus und Hermann Conrings S. 223. Der Herzog Georg Wilhelm, so damals 24 Jahre alt war, wollte alles ins Große nachmachen, viele Soldaten halten, alle Lustbarkeiten treiben, und reisete lieber zum Carneval nach Venedig, als auf den Reichstag — sein alter Kanzler war ihm zu rechtlich, und die geheimen Räthe zu altklug, niemand verstand von ihnen Lustbarkeiten nach französischem und italiänischem Fuß anzuordnen, woran der Herr doch den größten Geschmack fand — nach und nach wählte er andere, die ihm wegen seiner öftern Reisen nach Italien, und seiner langen Abwesenheit nichts in den Weg legten S. 230-31. Doch geschahe 1651, wie der jüngere Bruder des Herzogs Johann Friederich in Italien katholisch geworden war, auf Verlangen der Agnaten und Landstände eine dringende Vorstellung, wie der Herzog abermal nach Italien gehen wollte, man führte wichtige Ursachen, die des Herzogs Gegenwart im Lande absolut erforderten, an, es half nichts, es blieb bey der Reise, die in folgenden Jahren wiederholet ward S. 233. Nun wurden vollends alle alte dirigirende Räthe, der Kanzler D. Kipius rc. nach und nach entfernet, oder sie legten ihre Bedienung nieder, und die Hauptsache bey der Regierung ward das Kameral- und Kriegeswesen, so den bisherigen Vorzug dem Justizkollegio fast streitig machte. Im Grunde machte auch das Finanzwesen Vorschritte, aber

aber langsam, wenigstens kam man nicht so leicht mehr zu Verpfändungen, wie bisher gewöhnlich war, und die Besoldungen der Hofbedienten wurden nicht mehr so stark auf Naturalhebungen gesetzt, sondern mehr in Gelde S. 240. Die Doctorwürde fiel sehr herunter, keiner kam mehr in den geheimen Rath ꝛc. und bey der 1674 angelegten Kopfsteuer, ist der Kopf des Doctors mit dem Kopf des Scharfrichters und des Schweinschneiders gleich hoch, nämlich zu 6 Rthlr. taxiret S. 242.

Nachricht von dem Vicekanzler Ludolff Hugo, so die Würde von 1677 — 1704 bekleidet, ein grosser Mann seiner Zeit S. 243. Seine Schrift: *de abusu Appellationum tollendo*, zeigt unter andern seine juristischen Kenntnisse, verschiedene wichtige Deductionen haben ihn zum Verfasser, noch ein grösserer Geschäftsmann war er bey vielen Gesandtschaften ꝛc. Von dem ritterschaftlichen Scheffelschatz, und wie solcher abgekommen S. 250 ausführlich — Von den Verhältnissen, die damals zwischen dem Landesherrn und den Landesständen waren, wie selbige nach und nach sich veränderten, wie statt der Reverse bey Verwilligungen und bey Landtagsabschieden endlich fürstliche Resolutionen nur erfolgten S. 260. Endlich ward ein beständiger Ausschuß von den Landständen erlangt, und auch formiret, welches von großen Nutzen war, und die Sachen beschleunigte, so ungefähr 1665 geschehen ist S. 274.

Unermüdet starb 1665 Herzog Christian Ludewig von Zelle, und nun brach zwischen beiden Brüdern dem Herzog Georg Wilhelm, und dem Herzog Johann Friederich der größte Zwist aus, weil nach dem natürlichen Testament der älteste, nämlich Georg

Wil-

Wilhelm die Option haben sollte von Zelle und Kalenberg, letzterer aber dieses nicht statt finden lassen wollte. Es kam zu den größten Weitläuftigkeiten, und jede Parthie hatte einen großen Anhang, indem die Höfe von Wien, Paris, Stockholm und Berlin daran Theil nahmen S. 282. Johann Friederich bestand aber fest auf Zelle, und verließ sich auf französische und kaiserliche Hülfe. Nach vielen Monaten traten die drey Brüder heimlich zusammen, verglichen sich so, daß Johann Friederich theilete, und Kalenberg und Grubenhagen ein Theil, Zelle, Hoija, Diepholz xc. den andern Theil ausmachte, wovon Georg Wilhelm den ersten wählte. Johann Friederich ward also regierender Herr in Hannover, dessen Regierung hier von S. 280 verfolget wird.

Vierter Abschnitt, Regierung Herzogs Johann Friedrichs von 1665—1679. Dieser Herr ist 1625 gebohren, und 1651 auf einer ital. Reise katholisch geworden, wozu sein Reiseprediger J. H. Blum, den man ihm mitgegeben, um dem jungen Herrn gegen listige Ueberredungen der Jesuiten zu bewahren, große Gelegenheit gegeben, der selbst gegen eine Pension von 2000 Rthlr. übergetreten ist S. 280. Die Jesuiten in Hildesheim freueten sich im voraus, und eine Kapuziner Colonie kam zugleich mit dem Herzoge nach Hannover, der auch gleich die Schloßkirche zur Messe einweihen ließ S. 285. Verschiedene Hofleute wurden auch katholisch gleich bey dem Antritt der Regierung. Die alten geheimen Räthe xc. giengen mit Georg Wilhelm nach Zelle — Der Zellische Kanzler Langenbeck ward der dirigirende Minister — aber bald spielte Otto Grote, ein junger Mann von 28 Jahren, aber von großem Geist, die Hauptrolle am Hannöverschen Hofe — ein rechter

ter Geschäftsmann, dessen Charakter zugleich mit dem berühmten Staatsmann Bernstorff S. 289 und 290 fürtreflich geschildert ist, worin aber Grote als Geschäftsmann, der selbst die größten Höfe bereiset, alle Negotiationen persönlich geführet ꝛc. den Vorzug erhält. Grote verhinderte, daß die katholischen Pfaffen in Hannover es nicht weit brachten, obwohl der Herzog verstattete, daß daselbst die abgeschmacktesten Schriften gegen die herrschende Landesreligion gedruckt wurden. Selbst den Leibniz sollen sie in Dienst am Hofe gezogen haben S. 292. Er ließ keinen Katholiken in den geheimen Rath kommen, noch weniger in andere Landeskollegia — Hof- und Kammerjunker konnten sie werden, auch durften sie keine Klostergüter antasten — Es hielt schwer von dem Herzoge bündige Religionsreversalien zu erhalten — und die Pfaffen hofften mit Schmerzen, daß der Himmel dem Herzog einen Prinzen schenken mögte, aber vergeblich, und sein Nachfolger war zu hart ketzerisch — Sonst fand man an dem Herzoge Johann Friederich einen Herrn von großem Geist, der mit Ludewig dem XIV. alliirt, und schon auf die neunte Kurwürde Anlagen machte (*Puffendorff de reb. gest. Friderici Wilhel. p. 1490*), obwohl damals noch keine Hoffnung war, daß Kalenberg und Lüneburg wieder vereiniget würden S. 297 — er hielte mehr wie 14000 Mann auf den Beinen, und Ludewig XIV. gab zur Unterhaltung seiner Truppen jährlich 48000 Rthlr. — wie er französisch, so waren Georg Wilhelm und Ernst August kaiserlich gesinnet, die sich mit Dänmark, Holland und Brandenburg vereiniget hatten. Der Nimwegische Friede aber ließ das Welfische Haus größtentheils bis auf Kleinigkeiten unbelohnt S. 301. Der Krieg hatte viel gekostet, die

die Kontribution war mehr wie vierfach erhöhet, Kopfsteuern wurden aufgebracht, Kammermonopolien erfunden — und der Herzog wollte keine Vorstellung der Landstände annehmen, sondern forderte blinden Gehorsam, und glaubte sein fürstlicher Respect sey gekränkt, und die Landeshoheit angegriffen — alle Nationalrechte und Freyheiten schienen verlohren zu seyn, und der Herzog behandelte die alten Recesse nur als Privilegien — Kurz, dieser Herr wollte ganz despotisch regieren, so S. 306 — 308 freimüthig beschrieben, hernach aber auch S. 309. etwas zu viel declamirt ist. Endlich starb dieser despotische Herr zu Augspurg auf einer Reise nach Italien im J. 1679, und sein jüngerer Bruder Ernst August, bisheriger Bischof von Osnabrück, folgte ihm in Calenberg und Grubenhagen.

Fünfter Abschnitt, Regierung Herzogs Ernst Augusts 1679 — 1698. Er ist 1629 gebohren, und 1658 mit der Sophia Kurf. Friedrichs von der Pfalz Tochter vermählet, ohne dabey eine glänzende Hoffnung und Aussicht zu haben, ihr Vater war im Elende gestorben, und ihre Mutter lebte im Haag als Titularkönigin, und ihr Oheim, der die Stütze der Familien seyn sollte, war 9 Jahre vorher als ein Verbrecher mißhandelt, in seiner königlichen Residenz auf dem Schaffot gestorben S. 313 — ihr Character S. 315. herrlich. Die Verfassung des Fürstenhauses war in ungewissen Umständen — man wußte schon lange Zeit her nicht, ob Untheilbarkeit und Erstgeburtsrecht ein Hausgesetz sey — so im Braunschweigischen Hause längst zur Gewißheit entschieden war, da man endlich auch hierin aufmerksam ward, so war es zu spät, die Scheidung der Dannenb-

nenbergischen Linie (die heutige Wolfenbütt. Linie hieß ehemals so) zu verhüten, und den Verlust aller Besitzungen zu hindern, die derselbigen endlich zufielen S. 316. 17 — Die Zellische Linie des Lüneburgischen Hauses hat auch erst 1611. Die Untheilbarkeit eingeführt, aber auch noch nach unvollkommenen Grundsätzen, unentschieden ob Erstgeburtsrecht und Linealfolge gelten soll xc. Um so hart gieng es her, wie dieser Herr erstlich die Hausverfassung und Successionsordnung auf einen festen Fuß setzen wollte — viele Parthien bey Hofe, viele Kabalen erschienen, doch arbeiteten die geheimen Räthe redlich für den Erbprinzen Georg Ludewig S. 319. besonders gegen den kühnen Prinzen Maximilian Wilhelm. Die Absichten des Herzogs Anton Ulrichs von Wolfenbüttel bey dieser wichtigen Sache, und das Betragen des vorgedachten kühnen Prinzen muß ich mit des Verf. eignen Worten hersetzen, weil sie bey einem Auszuge verlieren würden. Er schreibt davon S. 319: „Wer mag denn aber auch erzählen, was Anton Ulrich von Wolfenbüttel that? Wer mag Begebenheiten aufwecken, die in den Guelfischen Annalen ihres gleichen nicht haben, wer mag Verwickelungen enthüllen, deren erstes Gewirre die merkwürdigste Wirkung wechselseitiger kleiner Verschuldigungen war, deren vollendetes Gewebe aber das Werk der schlausten Hofkabalen, der gereiztesten Passionen, der profanesten Politik wurde. Es frommet nicht, alles Böse zu wissen, was geschah, oder geschehen sollte, es ist unmenschlich der Nachwelt verrathen zu wollen, wie weit die zügelloseste Leidenschaft auch gute Menschen augenblicklich hinriß. Selbst Moltke soll hier nur genannt werden, so volles Recht der Historiker auch haben mag, wo der Blutrichter-

richter sprach, nachzusprechen (hierbey ist das Theatr. Europ. T. XIV. S. 335 citirt), so belehrend für Hofleute es seyn möchte, auch in blutigen Beispielen die Gefahr kennen zu lernen, die dem schlau vorsichtigen Eigennutze pflichtvergeßner Prinzenschmeichler droht. Wie hätte es werden können, wenn der erbitterte Prinz Maximilian Wilhelm, der seine Regentenhoffnung auf Zelle oder Kalenberg nicht aufgeben wollte, den Tractat mit dem Pabst vollendet, den kaiserlichen Hof gewonnen, und bey früherem Tode seines Vaters, der doch alle diese Bewegungen kaum 7 Jahre überlebte, seinem Versprechen gemäß, katholische Religion eingeführet hätte? Schreibt Nachkommen! ins Denkbuch Hannöverscher Geschichte, daß die unglücklichste Geheimhaltung der alten Haus- und Familienverträge fast Einführung des Pabstthums, fast völligen Ruin der protestantischen Landesreligion veranlaßt hätte, schreibt ins Denkbuch, daß nie noch ein Fall war, wo freye historische Publicität geschadet habe, und nie noch wieder ein Fall war, wo unterdrückte Publicität auch nur scheinbar genutzet hätte. (Rec. glaubt, daß es doch zuweilen schaden könne, wenn wichtige Hausverträge zu frühe bekannt werden, weil öfters mancher Fürst davon einen unvermutheten schädlichen Gebrauch macht, wie dergleichen Beispiele aus den Specialgeschichten bekannt sind.) Untheilbarkeit und Erstgeburtsrecht ward also damals erst eingeführt, und die Vereinigung zwischen Zelle und Hannover auf ewig versichert S. 321.

Nun giengen die Plane des Herzogs Ernst August, und besonders seiner Gemahlin, weiter, letztere arbeitete vorzüglich auf die Vergrößerung des Hannöverschen Hauses, wovon die Beschreibung

des braunschweigischen Landes der erste Schritt war [illegible] auch auf England soll man schon damals Absicht gehabt haben S. 301. Beschreibung der Einrichtung des ganzen Hofstaats, des geheimen Raths, der Kammer. Der Hofmarschall von Platen war Director im geh. Rath, ein Mann der eine große Rolle spielte, noch mehr seine Gemahlin, die durch ihren Aufwand eine große Figur machte — Grote, Wilpendorf und Boß waren die Hauptpersonen nächst jenem, Platen und Grote aber eigentlich Minister S. 325. Die ganze Verfassung und Regimentsform war ziemlich wohl eingerichtet. Durch die 1686 abgeschaffte Contribution, und dagegen eingeführte Licent (Accise) ward ein neuer Steuerfuß eingeführt, so Recens. mit dem Werth für eine Wohlthat [illegible] des [illegible] die Großen und Vornehmen dabey wie sonst gewöhnlich, nicht [illegible], doch auch die Accise mehr auf den Luxus und Delicatessen gelegt, als [illegible] auf Biere, Brantewein, Fleisch und Brod, wie doch jetzo im Hannöverschen üblich ist, so den gemeinen Mann betrifft. Im Ganzen ist es allemal die beste Auflage für jedes Land, wenn die Accise nicht übertrieben ist, und doch schrien damals die Stände dagegen gewaltig, wie hier S. 84 [illegible] gezeigt ist, auch von andern Ländern, z. B. in der Mark Brandenburg bekannt ist. Weitläuftig ist über diesen Punct gehandelt, und der Unterschied gezeigt wie vortheilhaft die Licent gegen die vorige Contribution ausgefallen von S. 345 — 355.

Nun folgt die Geschichte des neunten Kurfürsten de S. 355 2c. fürtreflich ausgeführt. — Wie wenige Aufsichte zu diesem Kurhaus vorhanden, zumal

blos allein durch den Kaiser Leopold, dem bekanntermaßen die Jesuiten regierten, einen protestantischen Fürsten zum Neunten Kurfürsten zu machen, und zwar ohne vorher nur die Kurfürsten darum zu begrüssen — dieses schien mehr ein Traum, als ein wirklich mit Bedacht entworfener Plan zu seyn — doch kam er zur Ausführung. — Es mußten aber auch viele Umstände und Zufälle zusammen treten, die nebst allen angewandten Triebfedern, selbst Bestechungen nicht ausgenommen, endlich unter sehr schweren Bedingungen die Sache abseiten des Kaisers zum Stande brachten, ungeachtet noch alles lange nicht gewonnen war. — Grote hatte in 3 Tagen zu Wien vollendet, was bisher durch dreyjährige Negotiations nicht ausgerichtet werden konnte. — Die Bedingungen waren aber auch sehr hart S. 366. Unter andern — ein ewiger Bund zwischen Oesterreich und dem Zellischen Hause — auf Reichstägen sollten beyde Häuser gleich votiren, die Böhmische Readmission sollte durch Zelle befördert werden, und die Hannöversche Kurstimme sollte niemals bey der Kaiserwahl dem erstgebornen österreichischen Prinzen versaget werden. Zum damaligen Türkenkrieg mußten 500,000 Thlr. ausgezahlet werden — in Ungarn mußten 6000 Hannoveraner gegen die Türken, und 3000 Mann am Rhein gegen die Franzosen fechten, so lange die Kriege dauerten, und auch bey jedem künftigen öftern Kriege ec. (So kostbar die Erwerbung für den Herzog Ernst August war, so wenig war er noch dabey gesichert, da die Einwilligung der Kurfürsten ec. die Hauptsache, noch fehlte, mithin verzog sich die Vollendung noch viele Jahre, indem die Kurfürsten ihre Gerechtsame behaupteten. Indessen hatte der

Kaiser hier so gut seine kaiserl. Würde gerettet, wie
bey Kurbrandenburg in Anerkennung der königlichen
Würde, die dem damaligen Kurfürsten Friedrich auch
sehr viel gekostet hat, wie dem Rec. bekannt ist). Indes-
dessen war es allemal ein sehr kühner Schritt, den
K. Leopold, den selbst Ferdinand II. nicht gewagt
hat; aber kaum war auch die Investitur geschehen,
so schlossen schon zwölf alte teutsche Fürstenhäuser
1693 einen Bund, den herrschsüchtigen, reichswi[illegible]
drigen kaiserlichen Eingriffen sich muthig zu widerset-
zen, und die Reichskonstitution, wann es nöthig,
auch gewaffnet zu behaupten. S. 372. (Recensent
hat bemerket, daß der Herr Hofrath Müller in seiner
Darstellung des Fürstenbundes (Leipzig, 1787.
8.) S. 91. zwar dieses wichtigen Fürstenbundes
gedenket, aber nur zu kurz, da er doch von wichtigen
Folgen war.) Dieser Bund nöthigte den Kaiser
Leopold, daß er auf dem Reichstage zu Regensburg
erklären ließ, daß er die Wirkung der Kurinvesti-
tur, die er dem Herzoge Ernst August ertheilet ha-
be, so lange suspendiren wolle, bis das gesammte
Reich sie gebilliget habe, und selbst der Herzog bis
dahin sich des Titels zu enthalten sollte rc. S. 379.
Das Geld war zu Wien bezahlt, der Kurfürst noch
ungewiß, zumal, wie der Herzog 1698 starb, für
den Kaiser, dessen Ehre im Gedränge war, die Ge-
legenheit erwünscht, jetzt zu erklären, daß er [illegible]
diesem Herrn den persönlichen Vorzug ertheilet habe
rc. S. 375. Kurz die ganze Sache blieb noch wei-
noch 10 Jahre unentschieden — und hiebey schließet
der Herr Verfasser mit dem Stück, so diesem Hause
beschieden war, daß das Großbrittannische Parla-
ment den [illegible] Georg Ludwig als den Thron-

kel des Königs Jacobs I. zum Könige von Großbrittannien erklärte, ungeachtet 54 nähere Verwandte da waren S. 376. Hierauf folgen dreyzehn Beilagen, die zum Theil wichtig sind, und aus Erbverträgen, Landtagsabschieden 2c. bestehen.

Da, wie gleich anfangs schon gesagt ist, dieser zweite Theil in allen dem ersten Theile völlig entspricht: so brauchen wir zu seinem Lobe nichts weiter hinzuzufügen, sondern auch diesen, jedem Kenner mit vollem Rechte bestens empfehlen.

Hl.

D 3 Kurze

Kurze Nachrichten.

1. a) Protestantische Gottesgelahrheit.

Adam Siegismund Fleischers Betrachtungen über Lessings Bruchstücken, den Horus und die Briefe über die Bibel im Volkston, allen gelehrten Schriftstellern und Bücherrecensenten zu einem Probierstein, die Stärke ihres Geistes daran zu prüfen. Wien, 1786. 8. 341 Seiten.

Adam Siegismund Fleischers fernere Betrachtungen über den Horus, Europens neuere Aufklärung und die Bestimmung des Menschen durch Gott, denen Religionslehrern, gelehrten Schriftstellern, Astronomen, Freimäurern, wie auch andern verständigen, Wahrheit liebenden und suchenden Menschen zum Unterricht und weitern Nachdenken gewidmet. Zweyter Band. Wien, 1787. in 8. 291 Seiten.

Ein neuer theosophischer Schriftsteller, der seine hermetische Weisheit in der Schule des Schusters von Görlitz gelernt zu haben scheint, kein Hehl daraus macht, daß er ein Ungelehrter sey, und mit desto dreisterer Zuversicht alle Gelehrsamkeit, Philosophie und Theologie verlachet, weil ihm die Erfahrung überzeugt hat, daß gerade die Gelehrten auf die unsinnigsten Meynungen verfallen, und am Verstande und Herzen die schlechtesten Menschen sind. Die Wolfen-

büttel-

büttelschen Fragmente, für deren Verfasser er den sel. Lessing selbst annimmt, die Briefe über die Bibel im Volkston, und der Horus haben ihn äußerst aufgebracht, und was deren Verfasser wider sein vom Lehrbegriff aller übrigen christlichen Partheien sich unterscheidendes, halb vernünftiges, halb mystisches Religionssystem, wie er sichs aus der Bibel, nach Grundsätzen der hermetischen Weisheit, selbst gebildet hat, gesündiget haben, das müssen nun alle Gelehrte mit entgelten, und sich vom Hrn. Fleischer sagen lassen, daß sie alle Narren sind, alle in der tiefsten Blindheit und Finsterniß bisher getappt haben. Er, den der rechte und höchste Lichtgeist in seine Schule genommen, und in der wahren, verborgenen Weisheit unterrichtet hat, will uns nun lehren, was sonst in keines Menschen Verstand und Herz gekommen ist, lehren was Gott, Christus, der Mensch nach seiner Natur und Bestimmung, die ganze physische Welt wirklich sey, und was einst mit unserm Erdball für Veränderungen vorgehen werden, denn das weiß er alles so genau, als ob es ihm Gott unmittelbar geoffenbaret hätte, und er bey dem Ende aller Dinge schon wirklich gegenwärtig gewesen wäre. Der Fragmentist und Bahrdt sind ihm verstockte Ungläubige, und also will er sich mit ihnen nicht lange abgeben. Aber am Verfasser des Horus, dem er mehr Wahrheitsliebe, als jenen beiden, zutraut, versucht er sein Heil, weil er ihn noch von seinem Irrthum zu bekehren denkt; darum hat er ihm auch beide Theile seines Werks namentlich zugeschrieben.

Man höre einmal wie prahlerhaft, und zugleich in welcher seinen Schreibart er sich S. 16 ankündiget. „Zur Schande der gelehrten Welt, sagt er, muß ich aufrichtig bekennen, „daß ich noch keine Schriften gefunden, worin sie gezeiget, „welcher Unterschied zwischen der thierischen und menschlichen „Seele sey, da doch ein wahrer und wesentlicher Unterschied „unter beiden herrschet.“ (Hr. Fl. muß nicht sehr belesen seyn. Daß er es nicht ist, stehe ihm als einen Ungelehrten zu verzeihen. Nur sollte er bey seiner Unbekanntschaft mit der gelehrten Welt nicht so groß thun; denn wenn der Unwissende prahlt, so schändet er sich.) „Um also den gelehrten „Philosophen und Physikern die Larve vom Gesicht abzuziehen, so werde ich beweisen, daß der größte Theil der Gelehrten Phantasten und Fanatiker“ — (Ey, ey! auch von Fanatikern kann Hr. Fl. reden.) Ich dächte davon hätt' er

 geschwie-

geschwiegen) „und dasjenige gar nicht sind, was sie den Un„gelehrten weiß machen; die Welt auf eine unerlaubte und „schändliche Art betriegen und hintergehen, Mäusekoth für „Pfeffer, und Gift für Canari Zucker verkaufen, und mit „ihrem gelehrten Krahm so viel Marktschreierey treiben, als „kaum von den Sazerdoten bey denen Völkern unter der na„türlichen Religion, mit ihren vermeinten Heiligthümern „und versteckten Hieroglyphien geschehen ist.“ Daß es in allen Fächern der Wissenschaften Charletane giebt, steht nicht zu leugnen. Nur Hr. Fl. ist nicht der Mann, der andern das vorrücken sollte. Unter wahren Gelehrten findet man keine Marktschreier, aber desto häufiger sind sie unter den Halbgelehrten.

Der Rec. kann wohl nicht in den Verdacht kommen, als ob er die wolfenbüttelschen Fragmente, die Briefe über die Bibel im Volkston und den Horus für die ersten Produkte des menschlichen Verstandes in der neuern theologischen Litteratur halte, und allen noch so seltsamen Behauptungen ihrer Verfasser beipflichte. Wenn Hr. Fl. die allg. deutsche Bibl. lieset, so wird er wissen, wie sie davon geurtheilet hat. Sein Werk durchzukritisiren, trage ich indessen Bedenken. Ich finde zwar in diesem Buche wirklich manche freymüthig gesagte Wahrheit gegen gewisse unerweisliche Religionsmeinungen und theologische Lehrsätze, womit man sich in der Christenheit [illegible]. Aber theils verstehe ich als Uneingeweiheter in die Geheimnisse der hermetischen Weisheit, mit meiner natürlichen Vernunft vieles gar nicht, theils ist es auch ein kitzlich Ding, den Verf. öffentlich zu beurtheilen, denn er schimpft schrecklich auf „gelehrte Recensenten, „oder auf deutsch Bücheranzeiger“ und erklärt sie geradezu für „Pasquillanten, deren vornehmste Bemühung dahin gienge, „ehrliche Leute an den gelehrten Pranger zu stellen, selbige „durch beissende Kritiken dem Gelächter anderer gelehrten „Mitlinge auszusetzen, und ihnen Ehre und Reputation ab„zuschneiden.“ Noch ehrenvoller spricht er von ihnen S. 49. „Sie sind verächtlicher, und verabscheuungswürdiger als die „obrigkeitlichen [illegible] — Manchen Bücheranzeiger kömmt „mir nicht anders vor als ein Schwein, welches mit seinem „Rüssel die vor sich findende Misthaufen durchwühlet „und [illegible]; von welcher [illegible] derjenige ist, was ein „Gelehrter [illegible]. (Man sehe [illegible] wohlgesittete

Schriftsteller bringt doch unser aufgeklärtes Jahrhundert vor seinem Ablauf noch hervor!) Weil ich mich nun eben so wenig gern schimpfen lasse, als ich andere zu beschimpfen pflege, so will ich mich lieber alles eigenen Urtheilens über des Verf. Theosophie enthalten, und statt dessen eines und das andere aus seinem Buche dem Leser zur eigenen Beurtheilung vorlegen.

Bevor man mit der Psychologie des Verfassers bekannt wird, ist einem räthselhaft, was er S. 22 seinem Gegner schreibt: „Ich will ihnen zu ihrer Beschämung zeigen, daß „Sie nicht einmal nach dem reinen Lichte der thierischen „Vernunft," (hat ein Thier Vernunft? denkt man, und gehört die Vernunft zu dem thierischen Theil des Menschen? Er nimmt aber das Wort Vernunft in neuer ungewöhnlicher Bedeutung, und versteht darunter das untere Begehrungsvermögen, die Sinnlichkeit des Menschen), „viel „weniger nach dem hohen Lichte des Verstandes, sondern nur „einzig und allein nach den scharffen Kräften ihres See„lengrundes und einem dadurch geblendetem Ver„nunftslichte geschrieben haben, weil Sie in der That noch „nicht wissen, was Seele, Geist, Verstand und Vernunft „ist, und wo sich die Quellen dieser Geisteskräfte in Ihrem „Körper befinden, welches Ihnen aber von einem Unge„lehrten wird gezeigt werden." Wir werden gleich hören: wie. Hier sind die Belehrungen dieses ungelehrten Weisen:

Ueber Gott und die Welt: Th. I. S. 46 folg. „Was „bewirkte Gott durch die Macht und Kraft seines Willens? „Geistige unsichtbare Kräfte. Worin bestunden diese „Kräfte? In dem allerschärfsten Feuer, allerklärsten „Wasser, und allerreinsten Salze. Was legte er in die„se Kräfte? Seinen Willen. Was bewirkte er durch diese „von seinem ewigen Willen ausgegangenen dreien Kräfte? „Die ganz unbegreifliche Schöpfung der unsichtbaren „wirkenden geistigen Kräfte, und die sichtbaren Wel„ten mit ihren Geschöpfen. Sind dann viele Welten? „Ihre Zahl ist nicht zu bestimmen. Könnte man nun „auch die Zahl in ihrem Zirkel bestimmen, was wäre als„dann? Eine unbegreifliche Tiefe, welche nur allein „dieser allerhöchste Luftgeist kennet. Nun war in die„sem Geist nur ein Wille, und außer ihm ein dreifacher „Wille, der ursprünglich aus jenem abstammet. Was ent-

„stund in diesem [illegible]
„Streit, aber nur [illegible] Liebe und nicht [illegible]
„Warum entstund dieser Streit? Damit die in ihnen
„verborgenen Kräfte offenbaret würden. Wie kann man
„diese Kräfte nennen? Die Feuerkraft oder die wär-
„mende Kraft. Die [illegible] Kraft. Die vereinigen-
„de Kraft. Was war das Feuer? Die schaffende und
„offenbarende Kraft. Was war das Wasser? Die stär-
„kende und erhaltende Kraft. Was war das Salz? Die
„Wohnung oder das Haus, worin Feuer und Licht
„in vereinigter Kraft wirken. Hiervon ein Beyspiel zu
„geben. Kann ein Feuer ohne eine besitzende Grundmaterie
„brennen, und ein Licht ohne Feuer leuchten? Nein, es
„kann kein Feuer ohne einen Grund von Fett, Oel,
„Holz oder dem feinsten Schwefel und Salpeter we-
„der brennen noch leuchten. Wie kann man denn die
„Materie nennen, woraus das Feuer entstanden? Ein aus
„vier verschiedenen Eigenschaften, (herbe, bitter,
„stechlicht und brennend) zusammengesetztes Wesen.
„— Was ist also aus diesen vier Eigenschaften entstanden?
„Das Feuer. Was aus dem Feuer? Das Licht. Was
„bewürken diese zwey Kräfte? Eine ausgehende Kraft.
„Wie kann man die vom Feuer und Licht ausgehende Kraft
„nennen? Den grossen Geist der Natur. Was hat der
„Schöpfer oder der allerhöchste Lichtgeist in diesen mit drey
„Kräften versehenen Geist gelegt? Ein Gesetz von Zahl,
„Maas und Gewicht. Was sollte er damit thun? Daß
„er die Kreaturen darnach schaffen, bilden, regieren
„und erhalten sollte. Wodurch wird aber dieser Geist re-
„giert? Durch den einigen Willen des allerhöchsten
„Lichtgeistes. Was war denn also in der unergründlichen
„Tiefe? Ein Gemisch von Salz, Feuer und Wasser.
„Wie nennt man dieses Gemisch? Eine Finsterniß. War-
„um nennt man es eine Finsterniß? Weil nichts entschei-
„dendes darin ist. Was that also der Geist der Natur
„durch die vom allerhöchsten Geist in ihn gelegte Willens-
„kraft? Er schied Licht und Finsterniß von einander.
„Was liegt in diesen beiden Kräften? Undurchdringliche
„Geheimnisse des göttlichen Willens. Was liegt vor
„ein Geheimniß in der Finsterniß? Grosse, mächtige,
„scharfe, stachlichte, brennende schöpferische Feuer-
„kräfte. Was legte er in das Geheimniß des Lichts?

„Sanfte,

„Sanfte, erquickende, kühlende, labende, stärkende „und erhaltende Kräfte. Liegen denn diese zwey geheim„nißvollen Kräfte in allen Geschöpfen? Ja! Es ist außer „Gott nichts, was einen unsichtbaren Geist, oder „sichtbaren leiblichen Körper besitzet, worinnen diese „zwey Kräfte geistlich oder leiblich nicht sollten anzu„treffen seyn. In denen mit Verstand und Willen ge„schaffenen Geistern und Seelen der Menschen befin„den sie sich unsichtbar, in den leblosen aber sichtbar, „worinnen aber doch noch die unsichtbaren verborgen „liegen.“

Ueber die Schöpfung Adams. Th. I. S. 69. „Unser Stammvater ist, nach des Mosis Erzählung, auf diesem Erdball ganz allein gewesen, und hat nur die Thiere zu seiner Gesellschaft um sich gehabt. Es haben aber ewige Fortpflanzungskräfte von Wärme und Feuchte, oder Feuer und Wasser in ihm vereiniget gelegen. Aus den Worten, deren sich Moses bedient, daß sie Gott zu Adam soll gesprochen haben: Seyd fruchtbar und mehret euch, kann man mit Grunde muthmaßen, daß die Fortpflanzung nicht auf thierische, sondern auf magische Art habe geschehen sollen: sonst würde er die beiden Fortpflanzungskräfte nicht dem einigen Adam mitgetheilt, sondern solche gleich, wie bey den übrigen Thieren, in die männliche und weibliche geschieden, und in zwey unterschiedene Personen getheilt haben.“ S. 72. „Gott hatte den Leib des Adams durch den Naturgeist aus dem im Chaos befindlichen feinsten Salz, Feuer und Wasser bilden lassen. Diesem Leibe theilte er selbst die Seele von der durch seinen einigen Willen entstandenen Feuer- und Lichtkraft mit, und den ebenfalls mit Salz, Feuer und Wasser vermischten Odem ließ er ihm durch den Naturgeist in die Lunge blasen. Und so war Adam eine lebendige Seele.“

Ueber des Menschen Natur, Leib, Seele und Geist. Th. I. S. 72 f. „Also bestand sein Leib aus drey Kräften, die Seele aus drey Kräften, und auch sein Odem aus drey Kräften. Eine jede von diesen dreien Kräften führet ihr eigenes Regiment in ihm, und führen es auch noch in allen Menschen fort — Im menschlichen Körper ist das Blut ein in Salzwasser aufgelöseter Schwefel, und aus diesen beiden entsteht der Nervengeist, als die dritte Kraft.

Die

Die Seele ist ein Feuer, weder gut noch böse, nachdem die in ihr liegenden scharfen Kräfte wohl oder übel angewendet werden. In ihr liegt die Kraft der schaffenden und bewegenden Natur. Ihre Grundwurzeln sind herber, bitterer, stachlichter und brennender Eigenschaft. Diese Kräfte streiten mit, unter und wider einander, und machen das ewige Rad der Natur. Diese Seele hat ihre Werkstädte im Herzen. Das von diesem Feuer ausgegangene Licht ist sein Geist, hat im Gehirn seine Wohnung, und führet im Verstande sein Regiment. Dieser hat zu seiner Richtschnur das Gewissen, und im Gewissen das göttliche Licht und Recht — Die vom Feuer und Licht, oder von Seele und Geist ausgehende und wirkende Kraft aber ist der freie Wille des Menschen — Die Seele ist also ein aus vier Kräften entstandenes geistiges Feuer, und der Geist ein von diesem Feuer ausgegangenes im Wasser wohnendes Licht mit den Kräften der Weisheit und des Verstandes geziert — Die Seele denket nicht; sondern nur der Geist. Die Seele wirket, der Geist beurtheilt, und der Wille vollbringt. Diese drey geistigen Kräfte heißen das Gemüth."

Ueber die göttliche Offenbarung. Th. I. S. 158. „Der allerhöchste Lichtgeist hat sich dreier Perioden bedient, dem menschlichen Verstand durch Unterricht und Aufklärung zu Hülfe zu kommen. Die erste Periode nenne ich die natürliche Religion, in welcher sich die Menschen in das Licht der Vernunft und in das Licht des Verstandes theilten. Die im Lichte der Vernunft lebten nach ihrem eigenen Willen, im Genuß und Besitz der irrdischen Güter, und in Vollbringung ihrer Begierden — Die aber im Lichte des Verstandes wandelten, gaben der in ihrem Gewissen rufenden göttlichen Stimme Gehör, sie lebten ruhig und still, und befolgten den göttlichen Willen. Als der allerhöchste Lichtgeist seinen Willen den Menschen noch deutlicher offenbaren wollte; so erwählte er dazu ein besonders Volk, welches von frommen Erzvätern abstammte — Mit dem Moses gieng die zweite Offenbarungsperiode, mit Christo die dritte an — Die Propheten bereiteten ihr Volk darauf zu. Und dieser bewirkte die vollbrachte Religion, unter welcher die natürliche und geoffenbarte wieder unter einem Willen vereiniget wurden."

Ueber

Ueber den Ursprung des Teufels und seiner bösen Geister. Th. I. S. 209. „Der große Geist, welcher die Quelle des Lichts abbilden, und gleichsam das Oberhaupt aller übrigen geistigen Hierarchien vorstellen sollte, dieser muß den Einfluß des unanfänglichen Lichts verachtet haben, und mit seinem freien Willen in die scharfen Kräfte seines Seelengrundes zurückgegangen seyn, und sein Licht des Geistes durch seine eigene große Feuerkraft, ohne den Beistand des göttlichen Lichts haben unterhalten und erhöhen wollen; wie wäre es sonst möglich gewesen, daß die Eigenschaften der Hölle durch ihn hätten können offenbar und herrschende werden, da der allerhöchste Lichtgeist nur einen Himmel und keine Hölle erschaffen hat? (In vorhergehenden hatte sich der Verf. über Himmel, Hölle und Teufel schon dahin erklärt: S. 130. „Lassen wir die bösen Kräfte in uns „herrschen, so leben wir in der Hölle. Außer uns hat es we„der Himmel noch Hölle, denn der Himmel und die Hölle, „wovon die Religionslehrer predigen, diese existiren nicht."; Und S. 147. „Von außen fähet kein heiliger Geist und „auch kein Teufel in uns. Der in unserer Seele liegende „Grund der Natur, oder die Finsterniß ist der Teufel, und „die darin befindlichen scharfen Kräfte sind die Eigenschaften „der Hölle — Lassen wir die scharfen Kräfte des Grundes „der Natur in uns herrschen, und leben lasterhaft, so sind „Teufel, und leben in den höllischen Kräften. Lassen wir „wir aber die sanften Kräfte des Geistes in uns herrschen, so „sind wir Gottes Kinder und leben im Himmel.") Das aus seinem Feuergrunde entstandene Licht war für sich allein zu schwach, diese scharfen, feurigen Kräfte, ohne den Beistand des göttlichen Lichts in seiner Temperatur zu erhalten, indem das göttliche Licht nur allein der Grund ist, worinnen alle mit Verstand und Willen geschaffene Geister und Menschen ruhen sollen und können, weil er die allgenugsame Quelle des Lichts ist, woraus das erquickende Wasser des ewigen Lebens quillet. Das eigene Licht dieses Geistes wurde also aus großer Begierde von seinem eigenen Feuergrunde verschlungen, die scharfen Kräfte waren ohne Gesetz, und folglich auch ohne Labsal, und da seine ihm untergeordneten Geister mit ihm eines Sinnes und Willens waren: so wurden auch die scharfen Kräfte der Natur in dieser ganzen Hierarchie offenbar und herrschende. Und so wurde er ein Feind Gottes, ein Feind des Lichts und der ganzen

Schöpfung.

Schöpfung. Sie herrschen nun [illegible] die [illegible]te, und diese sind seine Hölle, in welcher dieser unglückselige Geist mit seiner ganzen Hierarchie lebet.

Ueber den Messias. Th. I. S. 222. „Der Messias war in der göttlichen Weisheit bestimmt, daß er den in der Natur und Kreatur offenbar und herrschend gewordenen Zorn überwinden, und wieder unter die Gerechtigkeit des göttlichen Gesetzes bringen sollte. Damit er nun dieses möchte bewirken können, so wurde er als ein wirklicher Mensch aus den menschlichen Kräften der Maria, doch aber mit einer menschlichen Seele aus den reinen himmlischen Kräften des einigen Gottes gebohren, so wie sie Adam aus diesen himmlischen Kräften überkommen hatte, ehe er durch seinen Willen selbe verunreiniget worden. Die Seele des Messiä bestand also ebenfalls aus den [illegible] Kräften des Naturgrundes, und sein Geist aus den Lichtskräften, in denen sich das Gewissen und die Gewißheit des Wills seines himmlischen Vaters befand. Damit er nun aber auch [illegible] seinen menschlichen Willen möchte kennen und bestimmen lernen: so würde er ebenfalls von den innern Kräften seiner menschlichen Seele, und den Kräften des Geistes dieser Welt versucht, so wie der große Engel des Lichts und Adam sind versucht und geprüfet worden.

Ueber die letzten Dinge. Th. II. S. 274. „Bey der Auflösung unsers Erdballs wird sich das grobe Wasser und Feuer in unserm Dunstkreis von einander scheiden, wobey es freilich nicht stille, sondern erschrecklich genug zugehen wird, daß ein Blitz uns schon hier ein kleines Vorspiel abgeben kann, welcher ein entsetzliches Geprassel verursachet, wenn er das Wasser in der Luft theilet, und sich selbiges wieder zusammenschlägt. Sobald nun die Scheidung des Feuers und Wassers wird geschehen seyn, so stehet auch unser Erdkreis mit seinem ganzen Dunstkreis in vollem Feuer, daß dessen Auflösung schnell erfolgen kann. Kaum aber wird dieses geschehen seyn, und Feuer und Wasser seine Grobheit verloren haben, und unser Erdball in seinem reinen Salze hergestellet seyn, so wird sich das gereinigte Feuer und Wasser, als Seele und Geist, mit diesem Salze, als seinem Wohnhause, wieder vereinigen, und in denjenigen ewigen reinen Wirkungskräften verbleiben, als sie gewesen, da sie dem Engel des Lichts zu seiner

seiner Wohnung das erstemal vom Schöpfer ist übergeben worden. Berge, Hügel, Seen, Flüsse, Blumen, Früchte, Kräuter, Thiere und Mineralien, werden alle in einer höhern Vollkommenheit erscheinen, und dann werden wir erst mit einem himmlischen Vergnügen sehen, welche große Eigenschaften sich in den Kreaturen befinden. Unser Erdball wird einem Diamant gleichen, welchen die Sonne mit ihren herrlichen Stralen vom Nord bis zum Südpol durchleuchten, und durch das in den Mineralien, Edelgesteinen und Farben befindliche Feuer und Licht den angenehmsten Glanz bewirken wird.“

Dies wird, denke ich, hinlänglich seyn, dem Leser einen Begriff von Hrn. Fl. hermetischer Weisheit, und darnach gebildetem Religionssystem zu machen. Aus oben angeführter Ursache getraue ich mir nicht, meine eigene Gedanken davon zu sagen, sondern überlasse jedem selbst sein Urtheil darüber. Geschöpft hat er seine Erkenntniß selbst ohne alle gelehrte Hülfsmittel aus der heiligen Schrift, welche ihm darum das liebste und erste Buch auf der Welt ist, weil Ungelehrte es geschrieben haben, denn sagt er S. 142. Th. I. „Wüste ich, daß die Bibel von gelehrten Leuten wäre geschrieben „worden: so wollte ich sie nicht mit einem Finger anrühren, „viel weniger darin lesen, weil ich befürchtete, auch mit gelehr„tem Stolz und philosophischem Gift angesteckt zu werden.“

Man sieht aus den wenigen Auszügen, die ich aus seinen Betrachtungen gemacht habe, wie sich der Verfasser an keine Formeln und geweihete Lehrsätze irgend eines für allein rechtgläubig gehaltenen christlichen Kirchensystems bindet, sondern selbst frey und ungezwungen genug denkt. Allerdings klebt er an dem Buchstaben der heiligen Schrift weniger, als manche ihrer gelehrten Ausleger, und trift den Sinn von mehrerern Stellen richtiger, als diese, eben weil er sich mehr an den Geist derselben hält. So hat er z. B. die allegorische Erzählung des Moses, vom Fall der ersten Menschen, in der Hauptsache recht gut erklärt. In andern Stellen der Bibel, weil er von allen gelehrten Hülfsmitteln und der Sprachkenntniß zu ihrer Auslegung völlig entblößt, ja ein erklärter Feind derselben ist, findet er wieder zu oft und zu viel geheimen Sinn, den er mit Vergnügen ergreift, weil er zu dem System, das er sich nun einmal daraus gebildet hat, paßt. — Daß der Verf. den eigentlichen von den Gottesgelehrten frei-

lich

[illegible]
[illegible] innerliche Besserung und Beruhigung des menschli-
chen Gemüthes [illegible], und [illegible] auch als Hülfe seiner her-
metischen Weisheit arbeite, das leuchtet aus dem ganzen
Buche hervor. Es sind hundert Stellen darin, die von sei-
nem unverstellten Eifer für wahre Gottesverehrung und [illegible]
auf gegründete sittliche Rechtschaffenheit der Christen in ihrem
Lebenswandel zeugen. Oft fällt das, was er sagt, nur dar-
um auf, weil es in seiner eigenen sonderbaren Terminologie
ausgedrückt ist. Übersetzt man sich die Sachen in andere
Wörter und Redensarten, so findet man sie wahr, und muß
ihnen Beifall geben.

In dem 2ten Theil verspricht sich der Verf. zur größern Aufklärung der Christen in Europa viel von der bessern moralischen und toleranten Gesinnung der heutigen Regenten und Fürsten, unter denen er namentlich den Kaiser, die Könige von Frankreich und Preußen nach Verdienst lobt. Für Freimäurer, deren er auf dem Titel gedenkt, ist eben nicht gar viel besonderes darin. Die Stelle zu ihrem Ruhm S. 175 f. möchte die vornehmste seyn: So viele Orden auch auf unserm Erdball von denen (den) Menschen zum Unterricht des Menschengeschlechts sind erfunden und aufgerichtet worden, so ruhet wohl keiner auf solchen unumstößlichen Grundsätzen der Wahrheit, als wie der Orden der Freimaurer. Die Stifter dieses Ordens müssen tugendhafte, weise, fromme und in irrdischen und himmlischen Wissenschaften erfahrne Männer gewesen seyn, welche mit ihrem Geist durch die Kräfte der Natur in die unsichtbaren Wirkungskräfte des allerhöchsten Lichtgeistes eingedrungen, und aus dieser unergründlichen Quelle Licht und Weisheit geschöpft haben. Ihr ganzes Lehrgebäude ruhet auf der ersten adamischen Religion, und durch diese sind die unbegreiflichen Geheimnisse der christlichen Religion übergangen (diesen Gedanken versteht Rec. nicht); dieser Orden hätte sehr viel gutes unter dem Menschengeschlecht ausrichten und bewirken können, wenn sie ihre dreifachen Geisteskräfte durch das in ihren Gewissen befindliche göttliche Licht hätten erleuchten, und sich von den Geheimnissen der sichtbaren und unsichtbaren Natur unterrichten lassen. Da sowohl die alten natürlichen, wie auch die christlichen Weltweisen die Geheimnisse der Natur und des Reiches Gottes unter Bildern denen (den) Nachkommen zum weitern Nachforschen über-

überlassen, so haben (sind) die Stifter des Freimaurerordens ihrem Beispiel nachgefolgt, und (haben) ihre großen Geheimnisse ebenfalls in Sinnbilder eingehüllet, denen (den) wahren Weisen zu einer Richtschnur und Ergötzung, denen (den) Unweisen aber zu einer Verhinderung, daß sie sich nicht an den Geheimnissen der Natur vergreifen, noch an den Geheimnissen des Reiches Gottes versündigen können. Denen meisten dieser Ordensleute gehet es nun ebenfalls, wie vielen Religionslehrern, welche zwar die Bilder der Schrift haben, und dennoch deren Geheimnisse nicht treffen. Daß es nun aber auch unter dem Orden der Freymaurer viele lasterhafte und faule Glieder giebt, welche eben ein solch anstößig und schändliches Leben führen, wie diejenigen, welche nicht im Orden sind, darüber darf man sich gar nicht verwundern, und diesen Orden eben so wenig verachten, wie die christliche Religion, dieweil die Würde des einen eben so wenig erkannt wird, wie die Nothwendigkeit der andern."

Br.

Predigten über die Evangelien aller Sonntage und Festtage des Jahrs, von Ferdinand Karl August Henke, gewesenen Pastor an der Magnuskirche in Braunschweig, nach dessen Tode herausgegeben. Erster Band. Wolfenbüttel, in der Schulbuchhandlung, 1787. 8. 528 Seiten.

Die Herausgeber haben diesen Predigten eine 28 Seiten lange Vorrede vorgesetzt, und in derselben alles gesagt, was nur über diese Predigten gesagt werden konnte. Es ist nicht zu leugnen, daß jede Zeile der Vorrede den heißesten Enthusiasmus der Freundschaft verräth, welche sie mit dem sel. Henke verband; aber dennoch unterschreibt Rec. jede Zeile der Vorrede, in welcher etwas zum Lobe des sel. Verf. gesagt wird. So wahr und richtig urtheilen die Herausgeber. Wir dürfen daher nur eins und das andere aus dieser Vorrede ausheben, um unsre Leser mit diesen vortreflichen Predigten so weit bekannt zu machen, als es in einer Recension möglich ist. Das Eigenthümliche, Charakteristische derselben besteht zuerst in der Kunst, Alles praktisch und anwendbar zu ma-

chen. Eine vortreffliche Eigenschaft, die überall hervor schimmert. Der Prediger soll sich ja nicht bloß zeigen, wie so manchem unsrer heutigen Geistlichen glaubt, sondern er soll nützlich seyn. Wenn er das seyn will, so muß sein Vortrag so viel als möglich subjectivisch seyn. Diese Kunst hatte der sel. Henke sehr in seiner Gewalt. Daher sieht man es seinen dogmatischen Predigten kaum an, daß sie es sind, und er weiß die Wahrheiten derselben immer so zu stellen, daß sie ins Herz und Leben seiner Zuhörer wirken müssen. Daher kam zweytens die Popularität seines Vortrags. Findet der Zuhörer, daß der Inhalt einer Predigt wahr und brauchbar zugleich sey, so wird er denselben nicht ganz wieder vergessen, sondern immer etwas mit sich nach Hause nehmen. Hingegen redet ein Prediger in den Wind, er wird von seinen Zuhörern nicht begriffen, wenn er immer in Lüften schwebe, bey seiner Meditation die Lage und Verhältnisse seiner Zuhörer nicht gedacht hat, und deswegen man auch nicht in ihre Denkungsart, Grundsätze und Meynungen eingreifen kann. Nur eine flüchtige Uebersicht der Henkischen Predigten ist hinlänglich, sich zu überzeugen, daß er die Bedürfnisse seiner Zuhörer unverrückt vor Augen hatte. Er kannte die Menschen, und diese Menschenkenntniß legte in seine Predigten eine wahre Philosophie des Lebens. Das heißt nicht: Er predigte gelehrt, metaphysisch und schwerfällig; sondern er lehrte seine Zuhörer über alles das nachdenken, was ihr Leben, ihre Schicksale und ihr Verhalten angieng, und so darüber nachdenken, daß ihr Leben, ihre Tugend und ihre Zufriedenheit immer dabey gewann. Wenn man nun noch hinzusetzt, daß alle diese Predigten durch logische Anordnung, durch einen reinen Styl, und sehr viele davon auch durch Neuheit der Sachen und originelle Behandlungsart sich auszeichnen, so wird man es mit Recht den Herausgebern Dank wissen, daß sie das Publikum und die Freunde des sel. Henke damit beschenkt haben. Zu früh ist dieser würdige Mann der Welt entrissen, aber er hat, und das ist die schönste Blume auf seinem Grabe, in seinem kurzen Leben, durch Kopf und Herz sehr viel Gutes gestiftet. Unvergeßlich wird daher sein Andenken bey allen denen seyn, welchen er nicht allein als ein gelehrter und thätiger, sondern auch als der rechtschaffenste Mann bekannt war.

Df.

Ueber

Ueber reine Lehre und wahre Gottseligkeit in Zuschriften ans Volk, von R. Fr. Schulze — Zweyter, dritter und vierter Beytrag. Magdeburg, 1787. in kl. 8.

Der Verf. schliesset mit diesem vierten Beytrag den ersten Band (der ein Alphabet ausmacht) seiner schlechten Schrift, und es wäre zum Besten des Publikums und zu seiner eigenen Ehre zu wünschen, daß er das ganze Werk hiemit schliessen mögte. Er fährt noch immer so fort, wie er angefangen hatte, und kömmt ganz in den Geschmack der Urlspergerischen Gesellschaft. Man findet hier aber die zum Theil falschen, zum Theil verworrenen Begriffe in Ansehung der Religionswahrheiten, eben den Aberglauben, eben die Schwärmerey, wie in den Schriften dieser Gesellschaft. In manche Aufsätze, und manche Anekdoten von Bekehrungen, Gebetserhörungen und wundervollen Begebenheiten sind noch so gar schlechter, und ganz im Ton eines reisenden Handwerksburschen vorgetragen. Eine solche Schrift kann den großen Haufen zwar abergläubiger und schwärmerischer, aber nicht klüger und besser machen. Wie ganz anders lehrete doch Jesus als diese Menschen lehren! Da man die Baseler Gesellschaft der reinen Lehre ꝛc. des Zusammenhangs mit den Katholiken beschuldiget hat, so rückt der Verf. 326 aus einem Schreiben dieser Gesellschaft eine Stelle ein, darin sie dieses geradehin leugnet, und auch erklärt, daß sie mit keiner Religionsvereinigungsgesellschaft in Verbindung stehe. — Aber können nicht Jesuiten diese Gesellschaft zu ihren Absichten gebrauchen, ohne daß es die Gesellschaft weiß und merkt? Davon ist nur die Rede gewesen.

P.

Herzerleichternde Gedanken über die Herzerleichterung zweyer Menschenfreunde — an einen Freund in Sachsen. Leipzig, Böhme, 1786. 16 Seiten in 8vo.

Der Briefschreiber thut den Herzenserleichterungen zweyer Menschenfreunde sehr Unrecht, wenn er sie für ein

Product hält, das so unzähligen andern Geburten der heutigen Weisheit ganz ähnlich sey, da unter der großen Menge der letztern wohl wenige mit so viel Kenntniß, Scharfsinn, und ächter Menschenliebe geschrieben sind, als diese, so wenig dies Lavater und seine Anhänger einsehen und zugeben wollen. Wie kann aber unser Verf. ein anderes Urtheil fällen, da er Proselytenmacherey für ein Fantom und Modewort unsrer Zeit hält, seiner eigenen Erklärung nach, mit Lavatern sympathisirt, und ein correspondirendes Mitglied der Gesellschaft zur Beförderung der reinen Lehre und Gottseligkeit ist. Was Wahrmund in der Herzenserleichterung S. 171 geschrieben hat, „daß die Orthodoxen von der gänzlichen Uebereinstimmung zwischen den Lavaterischen Grundbegriffen und den ihrigen überzeugt, sogleich ihre allzeit fertige Auslegungskunst aufbiethen, die etwas starken Ausdrücke und kühnen Paraphrasen ihres Glaubensbruders auf die gewöhnlichen Formeln zurückführen, und so das ganze Glaubensbekenntniß L's sehr rechtgläubig finden werden, ohne auch nur bey einem Puncte desselben mehr oder weniger zu denken, als sie bisher beym Herunterbeten ihres eigenen Symbolums gedacht haben,“ ist auch an diesem Briefschreiber eingetroffen. Die Lehre vom Beystand des h. Geistes wird von ihm auf folgende Sätze zurückgebracht. „Jede Wahrheit, sie sey eine philosophische, mathematische, historische u. s. w. hat ihre Beweise für sich, und muß sie haben. Was unerweislich ist, ist falsch; (sehr kühn, kühner als der entschiedenste Vernunftfreund zu seyn wagt! was unerweislich ist, ist falsch!) in der Religion eben so, wie in den Wissenschaften oder im gemeinen Leben. Wer einer Wahrheit beypflichtet, muß es thun, um ihrer Beweise und Kennzeichen willen. — Diese Beweise kann man entweder blos fühlen durch den gemeinen Menschenverstand oder Wahrheitssinn; oder man kann sie auch außerdem scharfsinnig fassen und vortragen. In Ansehung der Religion stehen der Erkenntniß und Ueberzeugung von der Wahrheit im Gemüthe jedes Menschen mächtige Hindernisse entgegen. Der Mensch ist nicht frey, sondern unter der Herrschaft böser Lüste, die der Wahrheit widerstreben: diese Hindernisse will Gott durch seine Kraft wegschaffen, will die Seele frey machen und in den Stand setzen, daß sie, wenn sie will, die Wahrheit annehmen, erkennen, ihr beypflichten kann: (hindern sie aber jene bösen Lüste nicht eben am Willen? Muß

also nicht Gott durch seine Kraft auch den Willen verschaffen? oder wenn sie selbst wollen, aber nicht vollbringen kann, was bleibt dem h. Geist anders übrig, als die bösen Lüste unmittelbar aus ihr auszurotten, und sie nicht nur zum Guten zu determiniren, sondern auch bey Vollziehung desselben gleichsam die Hand zu führen? wo bleibt alsdann noch eigener Gebrauch und Kraft der Vernunftfähigkeiten?) das muß dann aber auch der so erweckte und gestärkte Mensch thun, muß redlich die Wahrheit suchen, und, wenn er das Gewicht ihrer Beweise fühlt oder einsieht, ihr beypflichten und gehorchen." Das Gegentheil ist also doch auch möglich! und was muß alsdann den Menschen antreiben, die Wahrheit zu suchen und anzunehmen? Die Antwort ist leicht, so wie es *leicht einzusehen ist*, daß jene Erklärung des Verfassers, so *plan sie zu seyn scheint*, unbestimmt und voller Verwirrung ist.

Einen wichtigern, aber nicht billigern Gegner haben die zween Menschenfreunde an dem Verfasser der Schrift bekommen, welche betitelt ist:

Beicht- und Bekehrung eines Erzlavaterianers zur Lichtfreund- und Wahrmundschaft zu gemeiner Warnung und Erbauung von ihm selbst herausgegeben. Mon nom n'est pas un peché. 1787. 112 Seiten in 8.

Wir müssen von ihr etwas ausführlich reden, damit an uns nicht erfüllt werde, was er menschenfreundlich von den Recensenten erwartet, daß nämlich die Beschaffenheit des Büchleins in Karrikatur gezogen ein Galimathias genannt, und in vollständigen Bibliotheken damit in zwoen Zeilen werde abgefertigt werden. Nein, auch ohne diese menschenfreundliche Insinuation, auch ohne die Drohung, daß sich der Verfasser nach weniger Zeit vermuthlich nennen werde, womit er uns zum voraus durch Erwartung eines wichtigen Namens Respect einflößen will, würden diese Bogen ihres Inhalts wegen umständlicher recensirt worden seyn. Die Beichte des Erzlavaterianers besteht in dem Bekenntnisse, daß er sich, äußerst empfindlich, nicht über die Unbill, Sophismen und Schiefheiten, sondern dar-

 über,

über, daß Lavater und seine Parthey in den Herzenserleichterungen zweyer Menschenfreunde, so gründlich und jämmerlich zu Schanden gehauen worden seyn, (der V. besitzt eine beträchtliche Fertigkeit in der Kraftsprache) erkühnt habe, eine Schrift zu schreiben, welche den Titel haben sollte: gewogene Worte über Lavater, Lichtfreund und Wahrmund. Weil er aber zu weitläuftig zu werden fürchtete, und ein einig Blatt voll sophistischer Kunststückchen ein Buch zur Widerlegung erfordere, das Blatt aber schon an sich besser gefällt, als das Buch, so entschloß er sich, die Sache kürzer zu fassen, und: drey Episteln an Lichtfreund, Wahrmund und das Publikum, zu schreiben, wovon die erste einzig gebliebene Epistel hier eingerückt ist. Allein auf einmal kam die Stunde der Bekehrung. Dies ist die gezierte Einkleidung und Eintheilung dieser Schrift; und ihr Inhalt? Der Leser mag aus folgender Anzeige beurtheilen, ob wir recht haben, wenn wir sagen, daß sie nebst vielen guten, ja vortreflichen Gedanken, auch viele frömmelnde, erschlichene, krass orthodoxe, aber in der bekannten verkleisternden ästhetischtheologischphilosophischen Sprache vorgetragene Sätze, und gehässige Insinuationen enthalte. Sehr richtig schildert der Verfasser S. 9 einen großen Theil von L's Anhängern, wenn er sie ein frommes Volk nennt, das nie ißt; immer entweder verschlingt oder ausspeyt. Dem Lichtfreund wird S. 11. fgg. zugegeben, daß das Reich der Vernunft bis jetzt nichts weniger als nahe sey, und hinzugesetzt, daß man nichts anders zu erwarten habe. Die Schüler der Aufklärung sprangen zu bald aus der Lehre, oder die Lehrer entließen sie mit voreiliger Freude über die Vollendung ihres Werkes zu bald, so daß Schüler und Lehrer in die Schule ächter Aufklärung noch einmal wiederkehren, oder rasende Professoren der Finsterniß werden müssen. „Hiedurch wird „es begreiflich genug, warum die Innungen der Wunderdocto„ren, Goldmacher, Weisenmeister, Magier, Kabbalisten, „Rosenkreuzer, Tempelherren, Mystiker, und vorzüglich der „geheimen Proselytenmacher der unfehlbaren Kirche „sich in kurzer Zeit so sehr vermehren. Man bedenke, welch „ein großer Theil aller dieser Zünfte vorher auf eine und die„selbe Zunft der Köhlergläubigen gehört, und nach der Na„tur ihres Glaubens keinerley Aufsehens gemacht haben, die „nun alle im kindischen Gefühl ihrer Denkensfreyheit sich nicht „satt freuen können, und in regem Eifer sich eigene Innun-

ngen

„gen errichten, davon jede in publiquer Heimlichkeit und in
„geräuschvoller Stille mehr Getreibs haben, und Aufsehen
„machen muß, als jene ganze große Zunft, die sie verließen,
„zusammengenommen, in hundert Jahren nicht haben noch
„machen konnte.“ Doch erklärt er mit Lichtfreund so man-
che Erscheinungen des Aberglaubens und des Auffallenden des-
selben auch aus dem Stoß und Gegenstoß der Vernunft und
des Unsinnes, und aus dem Kontraste des Lichtes mit der
Finsterniß; noch eine Ursache davon findet er im Mangel an
weiser Mäßigung im Entscheiden, indem man zu schnell für
oder wider eine Sache eingenommen ist. Im siebenten Ka-
pitel (die gewogenen Worte enthalten achtzehen) wird be-
hauptet, aber nicht erwiesen, Wahrmund und Licht-
freund hätten das Lavaterische Christenthum als der Schwär-
merey, und den Absichten des geheimen katholischen Ordens
günstig verdächtig zu machen gesucht, ohne ihre Behauptung
erwiesen zu haben; im achten, sie hätten es an bestimmten
Erklärungen derjenigen Begriffe, um welche sich ihre Unter-
suchungen meistens drehen, als da sind übernatürlich, Mi-
rakel, Mysterien, Religion, Vernunft und Glaube,
Aberglaube, blinder und sehender Glaube, Offenba-
rung, Christenthum u. a. fehlen lassen; im neunten, sie
hätten vieles als entschieden angenommen, woran doch man-
che zweifeln, und es in der Absicht gethan, den Haufen durch
eine so decisive Sprache zu täuschen. Im zwölften und
sechzehnten ist eine Parodie der dem Verfasser deistisch klin-
genden Stelle der Herzenserleichterungen, worin das Unstatt-
hafte der Verkleisterungen so mancher modernen Ortho-
doxen, wodurch sie das Unhaltbare ihres Systems wieder
zusammen zu pappen suchen, dargethan wird: dasselbige läßt
er einen Atheisten auf das deistische System retorquiren. Der
funfzehende Brief thut dar, daß man viele Dinge auf Glau-
ben anderer annehmen müsse. (Als ob das jemals geläug-
net worden wäre! Der Verf. hat aber nicht bedacht, oder
vergessen, oder an diesem Ort daran zu denken nicht für gut
gefunden, daß die Annahme geschehener Dinge, oder physi-
scher Phänomene auf das Zeugniß anderer hin, etwas ganz
anderes ist, als blinder Glaube an geistige Erscheinungen, von
denen wir nicht nur nicht die Gründe ihres Daseyns, son-
dern nicht einmal ihr Daseyn erweisen können. Von natür-
lichen Erscheinungen können wir doch immer darthun, daß sie
da sind, wenn uns gleich ihre Ursachen unbekannt bleiben;

von andern; aber vermögen wir nicht einmal den Beweis ihres Daseyns zu führen.) Gegen den siebzehnten Brief läßt sich gar nichts sagen, wenn die Wirkung unbekannter Menschen auf L. dem Verf. nicht sichtbar ist. Und was wäre auch für L. gewonnen, wenn alle seine Schnellgläubigkeit, alle seine Neigung zum Wunderbaren, alle seine Liebe für sinnlichen, spielenden und abergläubischen Gottesdienst das Werk seines eigenen unlogischen Kopfes und seines leicht in Brunst gerathenden Herzens wäre? Der achtzehnte rechtfertigt L. gegen den Vorwurf, als habe er jeden Nichtchristen einen Atheisten genannt, und zwar mit einer Hitze, die ihm die nicht sehr glimpflichen Beschuldigungen der Dummheit oder Bosheit, welche er dem Wahrmund macht, in die Feder giebt. Ich wollte beynahe wetten, daß diese Rechtfertigung weiter geht, als L's Sinn bey der bestrittenen Stelle war, als er sie niederschrieb; und wäre es ein Mißverständniß, so ist L's unbestimmter und beständig in gethürmten Wellen daher strömender Ausdruck Schuld daran. — Die Epistel ist in einem noch schneidendern Tone geschrieben. Erst hebt der V. aus den Herzenserleichterungen zweyer Menschenfreunde lichte Stellen aus, die den Geist ihres Systems verklären, d. h. nach des Verf. Meynung, ihren Deismus klar an den Tag legen; sodann wird durch Hinweisung auf die philosophische Geschichte und auf neuere Erscheinungen in Deutschland und Frankreich dargethan, daß die Vernunftreligion weder so klar sey, daß sie jeder fassen, noch so einleuchtend, daß niemand an den Wahrheiten derselben zweifeln könne, wie die Verf. glauben; hierauf werden einige unbestimmte Ausdrücke und Neckereien derselben, und endlich die Superlative gerügt, die sie in Schilderung des intellectuellen und moralischen Charakters L's gebraucht haben. — Endlich macht die Geschichte der Bekehrung des Erzlavaterianers den Beschluß. Er habe, erzählt er, aus den (Schikanen würde er sagen, wenn sie nicht in der besten Absicht gebraucht worden wären) Vormundstückchen geschlossen, daß nur die dringendste Noth, dem Strom der Schwärmerey auf jede mögliche Weise Einhalt zu thun, die Verfasser habe bewegen können, mit L. so umzugehen; sonst würden sie seine Meynung von den Geistesgaben nicht so dargestellt haben, als glaube er inspirirt zu seyn (wenn er nicht glaubt es zu seyn, so hofft er doch, es zu werden), und dies ist schon gefährlich genug); Häfeli würde von ihnen

nicht so mißhandelt worden seyn; sie würden endlich nicht gesagt haben, L. mache Christum zum Despoten eines sichtbaren Reichs auf Erden. (Eine wahre Chikane des Herrn Erzlavaterianers; denn offenbar wollte L. durch Anführung dieses Wortes aus dem Grundtexte, da Herr oder König ja für sich deutlich genug ist, die Größe, die Unumschränktheit seiner Macht zu verstehen geben, und die Stelle recht emphatisch verstanden wissen wollen, und gleichsam sagen, Jesus heiße nicht nur κυριος; sondern auch δεσποτης.) Am Ende faßt der Verf. seine Insinuationen alle zusammen: „Ich „finde es in diesen gefährlichen Zeitläuften sehr weis„lich, das Christenthum mit Protestantismus, diesen „mit Lavaterianismus; Lavaterianismus mit Katho„licismus, und diesen mit dem wirklich höchst gefähr„lichen geheimen Orden zusammen zu knitteln, und „alle zusammen mit Ruthen auszupeitschen.“ In diesem Tone geht es bis ans Ende fort.

Ha.

Meine Gedanken über die Entstehung und Ausbildung der Idee von einem Messias, von Heinrich Stephani, Mag. der Philos. Nürnberg, bey Grattenauer, 1787. 104 Seiten, 8.

An Freymüthigkeit, Einsichten, und einer guten Bekanntschaft mit den Regeln der wahren Auslegungskunst fehlt es dem Verf. keinesweges. Seine Vorstellung, die zwar in der Hauptsache nicht neu, aber doch von Niemand noch so zusammenhängend vorgetragen ist, verdient Aufmerksamkeit und Prüfung. Nach seiner Meynung ist die Erwartung des Messias nicht durch einen übernatürlichen Einfluß Gottes unter dem Israelitischen Volk erwecket worden, sondern die natürliche Folge der Umstände, in welche Gott diese Nation nach den gewöhnlichen Gesetzen seiner Regierung kommen ließ, und bey welchen eine solche Hoffnung von selbst entstehen mußte. Einen kurzen Abriß seines Systems giebt der Verf. S. 102 ff. und er hat es in der Ausführung ziemlich wahrscheinlich zu machen gewußt. Indessen hat es freylich bey weitem die Evidenz noch nicht, die ihm der Verf. zutraut. Da es mir zu einer weitläuftigen Beurtheilung an Raum

 gebricht,

gebricht; so begnügen wir uns, blos einige Bemerkungen herzusetzen, die sich uns beym Lesen aufgedrungen haben, und in der Kürze zeigen können, wo es dieser Abhandlung noch zu fehlen scheint. Es ist nämlich einleuchtend, daß der Verfasser über das Maaß der Religionserkenntniß, welches jedem Zeitalter eigen gewesen ist, viel zu kühn entscheidet. Denn woher weiß er mit Gewißheit, was über die Fassungskraft Abrahams, Jacobs, und seiner Nachkommen in den folgenden Zeiträumen so sehr erhaben war, daß es ihnen schlechterdings nicht bekannt gemacht werden konnte, weil sie es nicht verstanden haben würden? Fehlt es uns nicht viel zu sehr an Nachrichten aus jenen Zeiten, als daß man es wagen dürfte, über das, was man damals wußte, und nicht wußte, verstand, und nicht verstand, überall so dreist abzusprechen, wie hier geschehen ist? Auch ist der Grundsatz, auf welchen der Verf. immer wieder zurückkömmt, daß es Gott nicht anständig sey, eine Weissagung zu geben, die nicht sogleich denen, welche sie empfangen, verständlich und nützlich seyn kann, gar nicht so vest und ungezweifelt, als es ihm scheint. Wie viel wird aber der, welcher diesen Satz läugnet, gegen die hier geführten Beweise nicht einzuwenden wissen? Ganz consequent ist der Verf. auch nicht. Es ist sichtbar, daß er vornämlich deswegen das Uebernatürliche in den Weissagungen von Christo läugnet, weil ihm alles Uebernatürliche anstößig ist. Gleichwohl gesteht er mehr als einmal zu, Jesus habe sich durch Wunder legitimirt, und sein Ansehen auf diese Art bestätigen müssen. Wie hängt dies zusammen? Ist dem Verf. das Wunderbare in dem einen Fall nicht anstößig, warum denn im andern? Endlich ist bey dieser ganzen Abhandlung viel zu wenig auf die Menge anderer Weissagungen Rücksicht genommen, welche sich bey den Propheten finden, und der Geschichte zufolge pünctlich erfüllt worden sind, bey welchen es aber dem Verf. schwer werden sollte, zu zeigen, wie sie durch blos natürliche Umstände haben veranlaßt werden können. Man erinnere sich, damit ich wenigstens Ein Beyspiel anführe, an die Weissagung Jesaiä vom Untergang des Babylonischen Reichs Kap. 13 und 14. Findet der Verf. bey dieser und andern Vorhersagungen ähnlicher Art seine Hypothese vom natürlichen Ursprung der Weissagungen unzureichend, warum soll sie blos von den meßianischen gelten? Ueberhaupt darf man diese kleine Abhandlung nur lesen, um es zu empfinden, daß der Verf. in seinen Grundsätzen

gen noch nicht vest genug ist, und manches annimmt, was
nicht wohl mit einander bestehen kann. — Wir wollen hier
sogleich noch eine andre Schrift eben dieses Verf. beyfügen,
die unter dem Titel:

Lehrbuch der Religion für die Jugend der höhern
Stände. Nürnberg, in der Felseckerschen Buch-
handlung, 126 Seiten. 8.

erschienen ist. In diesem Buche wird es noch weit sichtba-
rer, was wir so eben bemerkt haben, daß es den Einsichten
des Verf. noch gar sehr an Licht, vestem Zusammenhang, und
wahrer Gründlichkeit fehlt, und daß er mit einer gewissen
Eilfertigkeit schreibt, die sich Niemand weniger darf zu Schulden
kommen lassen, als ein junger Schriftsteller, welcher nie an-
ders, als mit der behutsamsten Sorgfalt, vor dem Publico
erscheinen sollte. Der Verf. hat, wie man aus seinem Ver-
suche sieht, noch gar keinen rechten Begriff von den Eigen-
schaften eines guten Lehrbuchs der Religion, und daher fehlt
es dem seinigen an allem, was man von einer solchen Schrift
erwartet. Deutlichkeit der Sprache, fruchtbare Kürze im
Ausdruck, Bestimmtheit der Begriffe, lichtvoller Zusammen-
hang, leichte Uebersicht des Ganzen, sorgfältige Sonderung
der Religion und Theologie, nöthige Vollständigkeit, zumal
wenn man für die Jugend höherer Stände schreibt, und
gründliche Schriftauslegung, dies sind bekanntlich die Dinge,
durch welche sich ein solches Buch auszeichnen muß. Es
würde sich, wenn hier der Ort dazu wäre, leicht zeigen las-
sen, daß an der Schrift des Verf. keiner von allen diesen Vor-
zügen anzutreffen ist. Sein Ausdruck ist oft äußerst unbe-
stimmt, und hier und da auch weitschweifig und nachläßig.
Die Begriffe und Erklärungen sind nicht selten ganz unrich-
tig, und fast immer sehr schielend. Der ganze Entwurf ist
offenbar fehlerhaft, und der Verf. sieht sich genöthigt, immer
Sätze vorauszuschicken, die erst in der Folge bewiesen werden
sollen. Religion und Theologie hat er abzusondern zwar ver-
sucht, ist aber darüber in eine so große Unvollständigkeit ver-
fallen, daß er fast alle unterscheidende Lehren des Christen-
thums weggelassen, und ein Mittelding geliefert hat, das
weder reine natürliche, noch christliche Religion ist. Worauf
es bey der letztern ankomme, wenn man sie von unnützen

theo-

theologischen Speculationen äussern will, scheint der Verfasser noch gar nicht zu verstehen. Was endlich den Gebrauch der Schrift betrift, so läßt sich aus dem bisher Gesagten leicht vermuthen, daß sie nicht als Erkenntnißgrund benutzt seyn werde. Und so ist es auch. Der Verf. sagt von ihr, wiefern sie die Quelle ist, woraus die wahre Lehre Jesu und seiner Apostel geschöpft werden muß, gar nichts; und die hinten angehängte Reihe von Schriftstellen hätte füglich wegbleiben können, ohne daß die Abhandlung etwas dabey verlohren hätte.

Dieses Urtheil würden wir weitläuftig rechtfertigen können, wenn es der Mühe werth wäre. Damit es aber nicht ganz ohne Beweis da stehe, so wollen wir wenigstens einige Stellen dieses Buchs berühren, und mit einigen Anmerkungen begleiten. „In der menschlichen Seele, heißt es S. 2, können eben so wenig sich zwo Vorstellungen einander gleich seyn, als zwey Dinge in der physischen Natur.“ Was ist physische Natur? — Nach S. 4. sind die alten Chaldäer und Perser die ältesten und cultivirtesten Völker Asiens. Ein Satz, den doch wohl die ganze Geschichte widerlegt — Die Hauptsache des Christenthums wird S. 22 so angegeben: „Zur Grundlage seines neuen Religionsgebäudes bestimmte „er, nämlich Jesus, absichtlich seinen Tod,“ (was soll das heißen?) „durch den er sich die Würde des Ersten und „Größten aller Menschen erwarb.“ (Eben so unverständlich und unzusammenhängend.) „Durch diesen seinen Tod ist „das ganze menschliche Geschlecht auf ewig mit der Gottheit „versöhnt,“ (also Hebraismen sogar behält der Verfasser bey, und weiß nicht einmal die Hauptverdienste Jesu mit deutlichen Worten auszusprechen) „durch ihn aller Opferdienst nun „ganz unnöthig gemacht, u. s. w.“ Und diese dürftige, dunkle, unvollständige Stelle ist gleichwohl alles, was der Verf. von der Person Jesu, von seinen Verdiensten um unser Geschlecht, und von den Anstalten der Beglückung zu sagen weiß, die nach der Lehre des N. Test. durch ihn gemacht sind. — S. 26 will der Verf. von der Hierarchie der römischen Päpste sprechen; dies drückt er so aus: „einige Lehrer der Religion „missbrauchten sie, um zu einer Herrschaft über sie, und den „(die) Vorstellungen davon in dem menschlichen Verstande „zu gelangen.“ Wie unverständlich und schief! — Aeußerst dürftig sind, wie jedermann sogleich empfinden wird, die

S. 27

S. 27 gegebenen Erklärungen einiger Ausdrücke aus der christlichen Religionssprache; die damit angezeigten Lehren führt der Verf. nicht einmal weiter aus. — Was ist S. 50 der unsinnige, keinen vernünftigen Grund in sich habende Zufall? und glaubt der Verf. wohl, daß die gegebenen Beweise für das Daseyn und die Einheit Gottes eine strenge Prüfung aushalten? — S. 52 heißt es: „ja vielleicht ist das Verhältniß zwischen den Begriffen der Heiden, „und unsern Begriffen von Gott weit geringer, als es zwi„schen uns und höhern Geistern ist.“ Diese Periode hat entweder gar keinen Sinn, oder es muß wenigstens statt Verhältniß, Abstand gesetzt werden, damit sie nur etwas seye. Bald hernach heißt es: dem unendlichen Wesen kommen alle mögliche und wahre Vollkommenheiten zu. Hat denn der Verf. gar nicht empfunden, daß es mögliche und wahre Vollkommenheiten giebt, die einander ausschließen und aufheben, und mithin neben einander, in einem und eben demselben Wesen, gar nicht vorkommen können? Sind die Vollkommenheiten unsers Körpers nicht wahre Vollkommenheiten; will sie der Verf. aber auch Gotte beylegen? — Nach S. 48 soll das menschliche Geschlecht den bestmöglichsten Genuß seines Daseyns genießen. — S. 50 wird als Haupttrieb des menschlichen Wesens der unstreitig Platnern abgeborgte Lebenstrieb angegeben, und hinzugesetzt, daß dieser Trieb auch Freude, Traurigkeit, Wollust, Schmerz, Hoffnung, Furcht, u. s. w. heiße. Wer hat wohl jemals die Affecten, welche blos vorübergehende Zustände der Seele sind, für Triebe ausgegeben? — Die Einbildungskraft ist nach S. 51 das Vermögen, die Ideen als wirklich vorzustellen; und sie nach Willkür zu verbinden. Der V. schlage doch das erste beste Compendium der Psychologie nach, und schäme sich seiner elenden Erklärung. — Wie bedachtsam der Verf. schreibt, davon zeugt folgende S. 57 befindliche Stelle: „je weniger ein Mensch auf die Stimme der Vorse„hung horcht, desto mehr wird er von derselben aufmerksam „gemacht.“ (Schon dies ist nicht viel besser, als Unsinn; aber man höre weiter.) „Dies geschieht theils dadurch, daß „sie die Folgen seiner bösen Handlungen immer schmerzhafter werden läßt, theils daß sie ihn in solche Umstände führt, wo er immer aufmerksamer gemacht wird.“ Die Vorsehung macht also den Menschen dadurch aufmerksam, daß sie ihn aufmerksam macht! Ohe, iam satis est. Der Verf. wird

viel-

vielleicht einmal etwas Bessers schreiben können, wenn er erst noch mehrere Jahre denken, seine Begriffe berichtigen, sein neues Testament fleißig studiren, und sich ganz in der Stille üben will, das, was er für wahr erkennt, auch deutlich und bestimmt auszudrücken. Ehe er sich selbst reife Einsichten von der Religion erworben hat: lasse er sichs ja nicht wieder beygehen, die höhern Stände durch Lehrbücher aufklären zu wollen.

Lkp.

b) Katholische Gottesgelahrheit.

Soll man die Bischöfe nicht anhalten, daß sie gewisse Titel der Mutter Gottes abwürdigen? Ein Nachtrag von Weißenbachs Werke vom Mariadienst. Basel, bey Thurneysen, 1787. 3 Bogen klein 8.

Nachtrag zu Weissenbachs Werken heißt doch wohl bey allen Menschen von gesunder Vernunft nichts anders, als Nachtrag zu elenden bigotten Büchern! Dies ist hier der Fall auch. Unser Exjesuit, (denn wohl niemand als P. Weißenbach selbst ist der Verf.) gestehet zwar, daß in der ersten Kirche die gottentehrenden Namen der Maria nicht gehört worden, aber das sey kein Beweis, daß ihr darum die Ehrentitel nicht zukommen.

Seit dem 5ten Jahrhundert, (also von der Zeit, da ächte Christenreligion in Verfall gerieth,) wetteiferte man im Mariendienst. Lustig zu lesen ist es, wie der P. W. aus dem Evangelio beweist, Maria habe eine Macht über Gott selbst gehabt, daher ihr auch eine Macht in seinem Reiche gebühre. Aber, noch viel lustiger ist der Beweis aus der Vernunft. Alle Geschöpfe, sagt der Kanonikus und P. Exjesuit, sind Gott alles schuldig, was sie haben, aber bey diesem Geschöpfe, das den Schöpfer gebohren hat, gehet es umgekehrt zu. (Ja wohl, umgekehrt!!) Der Schöpfer ist dem Geschöpfe schuldig, hat ihm alles zu danken. (Kann man etwas ungereimteres denken!) Wenn aber Gott Mariens Schuldner ist (quod erat demonstrandum), so folgt natürlich, er werde ihr mehr geben, als er schuldig ist. Man wird auch kein Volk

nennen

nennen könnten, daß die Ehrenbezeugung, die es dem Prinzen einräumt, nicht auf die Mutter ausdehnen sollte. — Was nun die Macht der Maria anbelangt: so ist sie im Reiche der Natur, Gnade und Herrlichkeit außerordentlich und unbeschränkt. Sie ist Königin im Reiche der Natur, zu deren Schmuck alle Geschöpfe ihre Gaben herbeyschaffen müssen. Ja, der Urheber der Natur war ihr selbst unterworfen. (Ists möglich den Unsinn so weit zu treiben?) Wir wissen von einigen Heiligen sowohl im A. als N. Testament, daß sie Meister über die Natur gewesen sind. (Eine Notiz, die wir von P. Weißenbach aus dem A. und N. T., nicht aber aus der Heiligenlegende demonstrirt wünschen. Wie sollte für die Mutter des Herrn irgend ein Gesetz oder Schranken seyn? Ein Loretto, Annech, Monserrato, Einsiedeln, (Hm! Hm!) Zell, Altötting, und mehr als 600 Kapellen in Europa beweisen die unzählige Mirakel (oder eigentlich Unsinn und Legenden). Ihre herrliche Gebäude, reiche Stiftungen, königliche Pracht, unzähliche Wahlfahrten sind Beweise der Marianischen Macht über die Natur. (Ach nicht doch! sondern davon, was abergläubische Verirrung des Verstandes vermag!) Die Blinden sehen, Tauben hören, Todte stehen auf; Winde und Wellen gehorchen, Wunder häufen sich auf Wunder, (Dummheit auf Dummheit, Betrug auf Betrug,) welches alles auf öffentliche Denkmale, authentische Akten, gerichtliche Aussagen (die zusammen Nichts werth sind) sich gründet. Wider ihre Gegner kann Maria die gewidmeten Bruderschaften, (sonderlich die Sodalitates B. M. V. wodurch die Jesuiten sich so viel Anhang zu verschaffen wissen), Versammlungen, Ritterstände und Orden, als so viel Heere ausziehen lassen. Wie viele Tempel sind ihr zu Ehren aufgeführt! Nur von den Dom- und Hauptkirchen ist eine unglaubliche Zahl. Die berühmtesten Schriftsteller haben ihre Feder, die größten Feldherren ihre Palmen, die Könige ihre Kronen zu den Füßen Mariens niedergelegt. (Welches wenigstens Evangelisten und Apostel nicht thaten.) Der bloße Name Maria entwaffnet die Hölle, und jedes Bildlein von ihr ist eine eherne Mauer, daran sich alle Wuth derselben zerstößt. (Das muß jesuitischen Unsinn seyn!) Auch im Reiche der Gnaden hat Maria die Herrschaft. Sie ist gleich am Eingang in den Himmel als unsere Mittlerin bey ihrem Sohn bestellt. Sie hat den Schlüssel über die

himm-

himmlischen Schätze, Gott will, daß alles durch ihre Hände gehe; weil er selbst sich uns durch sie gegeben hat. Man wird ihr im Himmel nichts abschlagen. Man hat sie nicht so fast bitten, als befehlen geheißen. (Ueber welches alles blos Mönche und Jesuiten Auskunft zu geben wissen!) Wer sich vor dem Herrn zu erscheinen nicht getrauet, klopfet bey der Maria an. Nimmt sie sich seiner an: so ist er der Hölle schon entronnen. (O Christenthum! Wie tief sinkest du, und fällst noch!) Als der Richter die Welt mit Donnerkeilen zerschmettern wollte, das Schwerdt über sie schwung, und gleich einem Balle von sich werfen wollte, da legte sich die Mutter dazwischen, und wand ihm das Werkzeug der Rache aus den Händen. (Ist das viel weniger als Gotteslästerung!) Ihr Einzug in den Himmel war prächtiger, als der ihres Sohnes. (Die Jesuiten wußten in ihrem Gottesdienst viel Prunk, Beleuchtung, rc. anzubringen, und so stellen sie auch den Himmel vor. Kann man aber eine unsinnigere Zusammensetzung von Begriffen finden, als Himmel und Pracht!) Wenn ihr auch alle himmlische Legionen ins Gewehr gestanden, (Freylich! und präsentirten es vermuthlich knieend, wie katholische Soldaten vor der Monstranz!) empfiengen Ihn doch nur der Vater und der heilige Geist. (Also da zeigt P. Weissenbach die h. Dreyfaltigkeit getrennt.) Der Maria hingegen kam der Sohn (also vermuthlich ohne Vater und h. Geist!) mit allen Altvätern und Erstlingen entgegen, alle Porten des obern Jerusalems (diesen Ausdruck hören wir zuerst! Sollte dies obere Jerusalem, das P. Weissenbach nur kennt, etwa das neue Jerusalem seyn, welches die exegetische Gesellschaft in Stockholm ankündigt, und welches zu suchen, schon gelehrte Leute auf Reisen geschickt werden!) waren erhöhet, der ganze Himmel im Triumph. Der vermenschte Gott hat sie an seiner Seite sitzen geheißen, sie genießen beyde eine gemeinschaftliche Glorie; sie ist zum Thron der Dreyeinigkeit gelangt. So groß aber die Vergnügen der göttlichen Mutter sind, so hat sie doch selbe nicht genießen können, denn, da sie Gott gebahr, mußte es in einem Stalle geschehen. Sie durfte ihre Würde niemanden offenbaren, mußte betteln, flüchten, und ihr Sohn begegnete ihr mit ziemlicher Gleichgültigkeit, und bediente sich solcher Ausdrücke, daß sich die größten Lehrer darüber aufgehalten haben. (Sollte man glauben, daß jemand solchen Unsinn schreiben könnte!)

„Sehet

„Gehet, ihr Kläglinge, künftig werdet ihr die Augen auf„reißen. Jeder Gasseninspektor läßt sich gnädig, ein „Von, oder K. K. nennen, und man will von den Bischöfen „verlangen, daß sie der Maria ihre Titel nicht gönnen sol„len! Ha, die gebeugten Kreaturen, welche Gründe im Ma„gen haben, warum sie für das Ansehen der Kronen so ei„fern. Hungerleider, Speichellecker, wollen die Majestät „verletzen, die mit der Gottheit verwandt ist! Fort da„mit." — Dies alles ist gedruckt im Jahr 1787, und paßirt nicht für Unsinn, sondern für Religion, bey einer übergroßen Menge von Menschen. Armes Christenthum, wie tief bist du gesunken! Man eifert jetzt wider die Deisten, welche das Christenthum untergraben sollen, und brandmarkt Männer, die es mit Christus und Christenthum sehr gut meinen, mit diesem Namen. Hr. Demarees besonders, ist stark in Schimpfworten auf dieselben, und will sich lieber mit den Katholiken verbinden. Ob er wohl den H. Schweißenbach auch unter die Zahl rechnen mag!

Was heißt, die neue Sprache der Religion und die neue Sprache für die Religion reden? Eine zweyfache Frage, welche an dem hohen Feste der Auffahrt Christi durch das Beispiel des heiligen Johann von Nepomuk aufgeklärt hat P. Sigismund vom heil. Kreuz, in der Hof- und Stadtpfarrkirche zum heil. Augustin Prediger. Wien, bey Ghelen, 1787. 16 S. 4.

Wie sehr ist die christliche Gemeine zu beklagen, die keinen bessern Prediger zu hören bekömmt, als den P. Sigismund vom heil. Kreutz! Wir besinnen uns lange nichts so gedankenloses, unzusammenhängendes gelesen zu haben, als diese Rede ist. Statt die angezeigten Fragen aufzulösen, verliert er sich in ein Galimatias, aus dem kein vernünftiger Mensch klug werden kann. Nur eine Periode zur Probe: „Welches Glück für den heiligen Johann von Nepomuk? Er hatte die unvergleichliche Ehre, in der Nacht „seines Martyrertodes, als am eben damals einfallenden „Vor-

„Vorabend des heutigen Festes, in die Moldau gestürzt
„zu werden, damit er sogleich zu Jesu Christo, von dessen
„Religion er durch seine reinsten Sitten, und für dessen Re-
„ligion er durch seinen unerschrockenen Eifer geredet, zu den
„Höhen der Himmel verherrlicht auffahre.“ Vortrefflich!
Der Heilige hatte die unvergleichliche Ehre herabgestürzt
zu werden, damit er auffahre. Was kann deutlicher seyn?

Kl.

Entwurf zur Einrichtung der theologischen Schulen in den k. k. Erblanden. Zweyte vermehrte Auflage. Wien, bey Hörling, 1784. 246 Seiten in 8vo.

Obgleich die erste Auflage dieses Entwurfs in der Allgem. d. Bibl. nicht angezeigt ist, und derselbe also, seiner Wichtigkeit wegen, jetzt eine ausführliche Darstellung und Beurtheilung verdiente, so glauben wir doch, daß der allgemeine Beyfall und ausgebreitete Ruhm, mit welchem diese Schrift von der ganzen aufgeklärten Welt aufgenommen ist, für ihren Werth bereits so entscheidend gesprochen habe, daß wir mit unserm Lobe zu spät kommen würden. Wir begnügen uns daher, unsern Lesern die Geschichte dieses Buchs in aller Kürze zu erzählen, und diejenigen, welche es noch nicht als eine der interessantesten Erscheinungen in der österreichischen gelehrten Republik kennen sollten, aufmerksam darauf zu machen.

Der Verfasser, der nun verewigte Rautenstrauch, war der fähigste Mann, welchen man zur Verbesserung des bis dahin ganz dem Willkühr und dem Stupor der Jesuiten überlassenen theologischen Unterricht, und zur Abfassung eines den Bedürfnissen des Zeitalters angemessenern Studienplans für die Universitäten in den kaiserlichen Staaten ausfindig machen konnte. So sehr ihm auch seine klösterliche Erziehung noch immer anhängen, und ihn, wo nicht zur Beförderung, doch gewiß zur Duldung vieler nichtswürdigen und schädlichen Anstalten und Uebungen derselben, insbesondere zur Anempfehlung jenes blinden, sklavischen und den Geist niederdrückenden Gehorsams, geneigt machen mogten, so machten ihn doch, außer seinem natürlichen gesunden Verstande und sei-

ner

mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit, die lange Uebung, in welcher er sich mit Unterrichte und mit Rathgebung und Aufsicht darüber beschäftigt, die Erfahrungen, die er dabey eingesammelt, die Aufmerksamkeit, mit welcher er protestantische Lehranstalten und Lehrbücher betrachtet hatte; insbesondere auch seine gute Weltkenntniß und die zutrauensvollen Ermunterungen, welche ihm von vornehmen und erleuchteten Männern, die am Staatsruder saßen, wiederfuhren, — alles das machte ihn geschickter und muthiger, viel zu wagen und zu thun, was außer ihm wenige Menschen von denselben oder noch größern Talenten, und in derselben Lage gewagt und gethan haben würden. Die Epoche der Aufhebung des Jesuitenordens war, wie er sagt, zugleich die Epoche der Studienreform in den kaiserlichen Erblanden. Die Kaiserin Maria Theresia richtete, nach ihrer zarten Empfindung für alles, was Religion heißt, oder damit in naher Verbindung steht, ihre ganze Aufmerksamkeit besonders auf die theologischen Schulen. Die unter dem Vorsitze des Staatsraths Kressel von Qualtenberg errichtete Hofkommission nahm also darauf auch vorzügliche Rücksicht. Es wurde verschiedenen Bischöfen und Prälaten der landesfürstliche Wille, daß sie ihre Gedanken über die Verbesserung der theologischen Schulen einschicken mögten, bekannt gemacht. Rautenstrauch, der sowohl seines Amts wegen (er war seit 1773 Director der theologischen Facultät zu Prag), als auch durch den ausdrücklichen Befehl der Kaiserin, alles vorzutragen, was er etwa zur Verbesserung der Studien Gutes anzugeben wüßte, sich berufen glaubte, diese Angelegenheit befördern zu helfen, schickte der Hofkommission seinen Plan ein, und erregte damit großes Aufsehen. Unter der Menge von Vorschlägen, die einliefen, und von denen nicht wenige Jesuitischen Ursprungs waren, ward seiner am besten befunden. Man berief ihn nach Wien, wo er vor einer dazu niedergesetzten besondern Kommission, zu welcher auch alle theologischen Professoren der Universität gezogen waren, seinen Entwurf vortragen und darüber absprechen mußte. Alsdenn ward ihm, als ernanntem Director der theologischen Studien, die Ausführung desselben aufgetragen. Für alle Erbländischen Universitäten und Lyceen ward die Beobachtung dieses Entwurfs angeordnet; auch die Klöster wurden darauf angewiesen. Rautenstrauch hatte, bey aller Ehre, mit welcher er bekrönt wurde, von seinem Werke Verdrießlichkeiten in Menge: man

und bey den mannichfaltigen Intriguen, welche die jesuitische Parthey wider seine Reformation anlegte, in ihrer ganzen Abscheulichkeit kennen gelernt haben; wenn es ihm erlaubt gewesen wäre, zu seinen versprochenen Beytrag zur Geschichte der neuern Studienreforme in den K. K. Erblanden bekannt zu machen. Im J. 1781 erschien endlich der Abdruck seines Entwurfs, damals gewiß eine bewundernswürdige, und erstaunlich viel versprechende Erscheinung. Allein der Erfolg hat leider noch gezeigt, daß sie nur um ein halbes Jahrhundert zu früh kam. Die schönen Einrichtungen stehen auf dem Papiere; an der Ausführung fehlt es fast überall. Die alten Lehrer müssen erst aussterben, die eingeführten Lehrbücher [illegible], der frühere Unterricht noch nicht verbessert, und insbesondere aller heimliche Einfluß der jesuitischen Parthey, die durch anscheinende Theilnehmung an diesen Anstalten mehr schadet, als durch offenbaren Widerspruch, abgewendet seyn, ehe die Hoffnungen erfüllt werden können, welche die weise Regierung sich von diesen trefflichen Vorschlägen und Einrichtungen gemacht hat. Indessen ist doch aber auch in Gallizien und in den Ungarischen Erblanden das theologische Studium ganz auf den Fuß der Universitäten zu Wien und zu Prag einzurichten und festzusetzen der Anfang gemacht.

Die zweyte Ausgabe des Werks ist der ersten im Ganzen völlig gleichförmig; einige Vermehrungen und Abänderungen betreffen nicht die Hauptsache, sondern sind durch verschiedene mit der neuen Methode schon gemachte Erfahrungen, und auch durch [illegible], z. B. der Generalseminarien, veranlaßt.

Rk.

Anekdotenbuch für katholische Priester. Erstes Bändchen. 1787. 155 Seiten in 8.

Der Verf. will auch das Seinige zu Vertilgung des Aberglaubens und Beförderung einer vernünftigen Religion beytragen; allein seine Kräfte scheinen ziemlich mittelmäßig zu seyn, und seine Sprache ist, die oberdeutschen Provinzialismen ungerechnet, kraft- und saftlos. Dieses Bändchen enthält eilf Abschnitte. 1) Schilderung von [illegible] Charakter, und Anzeige seiner Schriften, welche von Priestern gele-

[illegible] zu [illegible] verdienen. Der gute Mann stieg noch sehr an Rom, und zog sich betrübt, weil er über die unbefleckte Empfängniß und Verehrung Mariens, und über die Haltung der Feiertage etwas freier als der allerdümmste Pöbel unter den Geistlichen urtheilte, verketzernde Betunglimpfungen blinder Eiferer in Deutschland und in Welschland, hauptsächlich aber einiger Jesuiten zu. — Der Wunsch, daß dies Schrift von der menschlichen Einbildungskraft ins Deutsche übersetzt werden möchte, ist von [illegible] schon längst erfüllt. 2) Ueber den Rosenkranz. Er soll abgeändert, und der englische Gruß nicht so oft wiederholt werden. In diesem Aufsatze ist nur der allergröbste Aberglaube bestritten: der Verf. hat selbst noch keine richtigen Begriffe vom Gebet. 3) Ueber Mirakelglauben, hauptsächlich über das wundervolle Meßtuch zu Wallthüren. Einer eröffnete unter dem Namen Deogratias in einem Briefe an die theologischen Fakultäten zu Heidelberg, Strasburg und Mainz seine Zweifel hierüber. Diese Theologen fanden nicht für gut, darauf zu antworten. Ein elender Franziskaner, der sich den Namen Facundus gab, übernahm dieses Geschäfte. Seine schwachen Gründe werden beleuchtet und widerlegt. 4) Die bekannte Teufelsgeschichte zu Seefeld. 5) Ein elender Schmierer, der gegen den vortreflichen Salzburgischen Hirtenbrief vom J. 1782 schrieb, wird widerlegt. Wie weit muß man da noch zurück seyn, wo es nöthig ist, solche Sudeleien zu widerlegen! 6) Nachricht von einer Brüderschaft zur Ehre Mariens und aller Heiligen. Sie verbindet sich, die Ehre Mariens auf alle nur erdenkliche Weise zu befördern, und gegen die Angriffe der Ketzer und Freygeister zu schützen. Viele Vornehmen vom ersten Range sind Mitglieder. Jedes Glied muß noch einen anzuwerben trachten, damit endlich ein unzählbares Heer daraus werde, worüber die Mächte der Finsterniße keine Gewalt haben. Man giebt kein Geld, sondern sagt nur zu gewissen Zeiten gewisse Gebete her, und hält Marien zu Ehren gewisse Andachten. Der Pabst ertheilt Ablässe dafür ohne ein besonderes Breve. „An dem päbstlichen Dekret, sagt der Herausgeber, haben wir kein Bedenken; es ist bekannt, wie leicht man von Rom dergleichen Indulgenzen erlangen kann. Einem Goldhagen et Comp. als P. Merz, P. Weißenbach u. s. w. ist nichts unmöglich, so lange ihr Freund Zaccaria päbstlicher Hoftheolog ist. Eben so wenig befremden uns die

Entheiligungen der zwey deutschen Ordinariate Mainz und Eichstett; denn, es ist weltkündig, von was für einem Geiste die beiden Generalvikariate beseelt sind. Winkopp und Schlözer haben es unwiderleglich vor aller Augen dargestellt." 7) Vom Quirinusöl zu Tegernsee in Baiern, und dem Rattenpulver zu St. Ulrich in Augsburg. 8) Prophezeihung eines Kapuziners, ein Gegenstück zu Ziebands Weissagung. 9) Augustin wird an einigen Orten als Augenpatron verehrt, weil — sollte man es glauben? — sein Name mit Aug. anfängt. 10. 11) Noch einige Anekdoten.

Gl.

---

2. Rechtsgelahrheit.

Unpartheiische Vorlegung der Forderungen, welche das reichsgräfliche Haus Truchseß an das fürstliche Haus Fürstenberg macht. Donaueschingen, 1785. 148 Seiten. Folio.

Berichtigung einiger Stellen in der 1784 im Druck erschienenen gräflich Truchsessischen ausführlichen Vorlegung der Ansprüche und Forderungen, welche an das fürstliche Haus Fürstenberg gemacht werden. Donaueschingen, im December 1785. 14 Seiten. Folio.

Auflösung derjenigen Zweifel, welche in der gräflich Truchsessischen Prüfung über die Fürstenbergische unpartheiische Vorlegung ꝛc. — gemacht worden, samt einer Abfertigung des Etwas auf die Fürstenbergische Berichtigung einiger Stellen ꝛc. — Donaueschingen, 1786. 30 Seiten. Folio.

Von

Von diesen drey Schriften, deren Publikation die uralte und beynahe entschlafene Forderung des reichsgräflichen Hauses Truchseß an das fürstliche Haus Fürstenberg nöthig machte, enthalten die beyden letztern nur eine nähere Bestimmung der in der ersten angeführten Erzählung des Hergangs der Sache, und der darauf gebaueten rechtlichen Gründe, wie auch Widerlegung der Einwürfe, die man dagegen gemacht hat. Mehr von ihnen zu sagen ist überflüssig, wenn wir des Inhalts der ersten in gedrängter Kürze erwähnen.

Nach diesem heirathet Graf Heinrich von Fürstenberg Amalien Gräfin von Solms-Lich. Sie verheirathete ihre einzige Tochter Annen Marien an den Reichserbtruchseß Christoph. In den Ehepakten Heinrichs und seiner Gemalin wird ausgemacht, daß sie von Graf Reinharden zu Solms 4000 Fl. Heirathsguth erhalten, Heinrich hingegen 4000 Fl. Widerlage und 1000 Fl. Morgengabe leisten soll. Die Morgengabe soll sie anwenden, wozu sie will, das Heirathsguth soll aber nach dem Tod Heinrichs wieder an das Solmische Haus zurückfallen. Im Jahr 1576 kommen auch die Ehepakten der Gräfin Anna Maria zu Stand; darin werden ihr 5000 Fl. Heirathsguth, und 2000 Fl. Aussteuer unter der Bedingung versprochen, daß sie vor ihrem Beyschlaf, aber doch gleich darauf Verzicht auf väterliches, brüderliches, Vaters Bruders, auch Vaters Bruders Sohns Erbe thun soll. Dieses ist Christoph auch anfänglich zufrieden, nachher aber 1585 widerruft er seine Einwilligung, unter dem Vorwande, daß es seine Gemalin nicht genehmiget, Heinrich ihm auch verschiedene Versprechungen nicht gehalten habe. Im Jahr 1596 macht Heinrich ein Testament, und setzt auf den Fall, daß die Fürstenbergische Erbeinigung nicht bestehen sollte, seinen Bruder Joachim und Vetter Albrechten zu Erben ein, seiner Tochter aber läßt er den Pflichttheil; mit der clausula privatoria, wenn sie das Testament anfechten würden. In dem nämlichen Jahr stirbt Heinrich, und Joachim und Albrecht tretten die Erbschaft an. Christoph protestiret zwar dagegen, sie werden aber vom Kaiser Rudolph im Besitz geschützt. Darauf sucht Christoph beym Herzog Friedrich von Würtemberg Hülfe, Joachim und Albrecht thun aber Vorstellung dagegen, kommen bald darauf beym Reichscammergericht zu Speier ein, und bringen citationem ex lege diffamari aus. Truchsessischer Seits beruft man sich zwar

 dem

darauf, daß die Sache beym kaiserlichen Hof angebracht sey, und man daher Entscheidung erwarte; allein das Cammergericht behauptet seine Prävention, und ertheilt ein Urtheil, daß Christoph sein Recht, das er an des Grafs Heinrich Verlassenschaft habe, binnen drey Monaten vorbringen sollte, wo nicht, sey ihm hiermit ein ewiges Stillschweigen auferlegt. —

1.: Der verschiedenen Vergleichsunterhandlungen, die sowohl noch bey Lebzeiten Christophs, als auch von seinen Söhnen und Nachkommen erfolgten, wollen wir nicht gedenken, weil sie alle fruchtlos waren. So lieset man auch den weitern Gang der Sache und die Umstände, die die Truchsessische Forderung begünstigen, schon ausführlich genug in dem 71. Bd. 1stes St. d. A. D. Bibl. S. 79 und folgende. Also heben wir nur einige der merkwürdigsten Gründe aus, die jener Forderung in der unpartheiischen Vorlegung ꝛc. entgegengesetzt werden. Diese sind die Fürstenbergische Erbeinigung, und die darin verordnete Verzicht der Töchter auf den väterlichen Nachlaß zum Faveur des ganzen Fürstenbergischen Mannsstamms.

Schon von langen Zeiten war die Erbeinigung in dem Fürstenbergischen Hause eingeführet. Im Jahr 1431 that die Gräfin Anna, Vermählte zu Kirchberg; 1440 Verena, Aebtissin zu Maßmünster und Beatrix, Domfrau zu Seckingen; 1463 Anna, Vermählte von Staufen; 1470 Magdalena von Stoflen, geborne Gräfin von Fürstenberg; 1480 Anna, verwittbete Gräfin von Sonnenberg, auf väterlich, mütterlich, vetterlich und brüderliches Erbe Verzicht. 1491 Graf Heinrich und Wolfgang zu Fürstenberg machten eine Erbeinigung, und bezogen sich darin auf ältere, deren zu Folge 1523 Gräfin Anna Alexandrina, Vermählte von Rappolstein; 1543 Gräfin Johanna, Vermählte Reichserbtruchsessin zu Friedberg; 1559 Ursula, Stiftsdame zu Buchau, feierlich Verzicht thaten. In dem 1561 zwischen Heinrich und Joachim getroffenen Vergleich und Abschied, wurde der alten Werdenbergischen und Fürstenbergischen Erbeinigung gedacht, und selbige zum Grund der neuern gelegt. Dieser von den Fürstenbergischen und andern Grafen und Herren unterschriebene Abschied wurde gemacht, ehe die Gräfin Anna Maria empfangen und gebohren wurde. Die Erbeinigung von 1576 ist nur eine Erneuerung der alten Hausverträge, und

ist

[illegible] an dem Wesen der alten nichts verändert worden; und die reichlichere Versorgung der Gräfin Anna Maria war die Ursache der Erneuerung. Christoph erkannte selbst die Gültigkeit der Erbvereinigung in dem Ehevertrag und in dem mit ihm wegen der Administration der vier Aemter über Wald verhandelten Receß von 1579. — So bekräftigen die Erbeinigungen von 1491, 1561, 1562 und 1576 und die Observanz, daß es immer ein Grundgesetz des Fürstenbergischen Hauses gewesen ist, daß die Töchter niemals zur Erbfolge gelassen worden, wenn auch deren Brüder ohne männliche Erben verstorben sind. Die Verzichtsbriefe lauten auf den ganzen Mannsstamm, wie denn die Gräfin Johanne namentlich auf väterliche, brüderliche, anfrauliche und Vaters-Bruders Erb und Güter, eigen und Lehn, Verzicht leisten müssen. Joachim und Albrecht waren der Gräfin Anna Maria die reichlichere Ausstattung nicht eher schuldig, bis die Bedingung unter welcher sie bewilliget wurde, erfüllt war. Ohnerachtet aber die Bedingung, nämlich die Verzicht, nicht geleistet war; so wurde doch am 5ten May 1606 das Heirathsgut von 13000 Fl. laut der darüber ausgestellten Quittung, bezahlt. — Mit Graf Friedrich, der alle Fürstenbergische Güter bekommen hat, ist die Erbeinigung nicht erloschen, sondern es ruhte nur deren Ausübung. — Der vorgegebene Widerruf vom Graf Heinrich ist nicht erwiesen, und sind die geschenkten Güter von entlehntem Geld gekauft, welche Schulden er dann auf andere Fideikommißgüter verschoben hat. — Hätte man Truchsessischer Seits erweisliche und gerechte Ansprüche und Forderungen gehabt; hätte man sie bey Zeiten beym Cammergericht auf die geschehene Provokation an- und ausgeführet, und nicht die deshalb 1601 ertheilten Urtheile in rem iudicatam gehen lassen.

Dieses scheinen uns einige der stärksten Gründe, worauf man von Seiten des Hauses Fürstenberg seine Einreden gegen die Forderungen des reichsgräflich Truchsessischen Hauses stützet, so wie sie der Aktenextrakt der unpartheischen Vorlegung rc. enthält. Daraus folget nun das rechtliche Gutachten der Juristenfakultät zu Tübingen, worin zu den angeführten Gründen neue hinzugefügt, und mit Beweisen unterstützt sind. Das Resultat von allen gehet dahin, daß die Fürstenbergische Erbeinigung gültig sey, und die Gräfin Anna Maria den Verträgen und Herkommen des Fürstenbergischen Hau-

se [illegible], auch wider ihren Willen, [illegible] ihm [illegible] daher denn die Agnaten Graf Heinrichs völlige Feudal- und Allodial-, Mobiliar- und Immobiliarerben gewesen wären.

Die Entscheidungsgründe scheinen zuweilen nicht ganz treffend zu seyn, wie wir denn z. B. die, S. 56 über eine Quittung so die Gräfin Amalia ausgestellt hat, und den Empfang der 1000 Fl. Morgengabe beweisen soll, nicht vertheidigen möchten. So lieset man dergleichen S. 63 und 64, wie denn überhaupt die überflüßigen allegata und öftere Wiederholungen einerley Umstände das Werk ziemlich weitläuftig gemacht haben, daß man, wie billig, dafür gehalten hat, es sey dem Publiko nicht zuzumuthen, sich so umständlich von der Sache zu informiren, und daher in der Berichtung einiger Stellen ꝛc. — einen Auszug sowohl von dem Informat selbst, als dessen Nachtrag gemacht hat, davon die Quintessenz diese ist:

Die jetzigen Herren Grafen von Truchseß haben kein Recht zu der ehemaligen Truchsessischen Forderung, weil sie nicht von der Gräfin Anna Maria abstammen, sondern derselben männliche Nachkommen mit dem Herrn Fürsten Chiemse 1772 erloschen sind. — Alle Forderungen sind verjähret, weil auf die 1596 und 1597 ergangene Mandatenrescripte das darin vorbehaltene petitorium weder angestellt, noch ausgeführet worden ist. — Stehet denen Herren Grafen von Truchseß die Rechtskraft des vom Cammergericht ertheilten Urtheils von 1601 entgegen. — War die Gräfin Anna sowohl nach ihren Ehepakten, als auch überhaupt nach den Fürstenbergischen Hausverträgen, nach welchen das weibliche Geschlecht von aller Erbfolge ausgeschlossen ist, Verzicht zu leisten schuldig. Von dieser Verbindlichkeit konnte sie weder ihr Herr Vater befreien, noch ihr Schenkungen und Vermächtnisse machen, weil solches in den Familienverträgen ausdrücklich untersagt war. Alle solche Schenkungen und Vermächtnisse konnten von den Agnaten mit Recht wieder zurückgezogen werden, und das um so mehr, da Heinrich 300000 Fl. Schulden hinterließ. — Von ihrer Frau Mutter konnte die Gräfin Anna Maria nichts erben, weil sie außer ihrem Eingebrachten (davon das Heirathsguth wieder an das Solmsische Haus zurückfallen sollte) nichts eigenthümliches besaß, und alles, was sie mit ihres Gemals Vermögen erwarb, ihm gehörte. — Das verstärkte Heirathsguth und die Mobiliarverlassen-

[illegible] 1686 an die gräflich Truchsessische Familie mit 95000 Fl. unter der erneuerten Bedingniß, der Verzicht gezahlet worden. Die Bedingniß ist nicht erfüllt worden, jene Summe indebite, oder doch vor der Zeit entrichtet, also kann man das Kapital, oder doch die Zinsen à 115700 Fl. wiederfordern. — Man hat Fürstenbergischer Seits niemals 130000 Fl. zum Vergleich geboten, das Haus Truchseß wäre aber 1756 mit 161000 Fl. und 1766 mit 200000 Fl. zufrieden gewesen, wenn man es für eine Schuldigkeit gehalten hätte, etwas zu geben.

Hieraus wird ein Rechtskundiger sich schon einen Begriff machen, auch allenfalls beurtheilen können, welcher Theil sich etwa den Sieg zu versprechen haben möchte.

Cb.

Versuch einer nähern Anleitung zur gründlichen Abfassung der Vertheidigungsschriften für peinlich Angeschuldigte, zum Behuf angehender Sachwalter, entworfen und mit Beyspielen erläutert. Dresden und Leipzig, in der Breitkopfischen Buchhandlung. 1786. 166 Seiten, in 8.

Der Hr. Verf. theilt sein Buch in zwey Hauptstücke. Im ersten handelt er von den Vertheidigungsschriften überhaupt, im andern von den einzelnen Gattungen der Defensionschriften, und zwar von den vorzüglichsten Nebendefensionen, von der Vertheidigungsschrift zu Abwendung aller Untersuchung, zu Abwendung oder Milderung der gefänglichen Haft, zu Ablehnung des Verhörs über Artikel, zu Abwendung eines Reinigungseides. Nun von den Hauptdefensionen. So viel Anleitungen und Vorschriften wir bereits über diese Materie haben, so müssen wir doch gestehen, daß diese Schrift nicht unter die entbehrlichen zu rechnen. Einen denkenden Mann, den die Bearbeitung einer solchen Materie vorzüglich erfordert, erblickte man durchgehends. Da, wenn auch die besten Reguln gegeben werden, einem Anfänger die Ausarbeitung dergleichen Defensionschriften schwer fällt, so wie überhaupt einer jeden andern Sache, die nach Reguln bearbeitet werden soll, wenn er nicht Muster vor sich hat, so hat der Hr. B.

an schicklichen Orten Defensionsschriften eingeschaltet, welche durch seiner Schrift, wenigstens in den Augen des Anfängers, einen größern Werth gegeben.

Die meisterhafte Schutzschrift zu Milderung bevorstehender Todesstrafe wegen eines begangenen Kindermords, welche man in den Claprothischen Akten findet, deren Verf. Hr. Prof. Erxleben ist, ist hier als ein Muster wiederum abgedruckt.

Magazin für das deutsche Staats- und Lehnrecht, herausgegeben von Karl Jacob Seyffert, Herzogl. Pfalz-Zweybrückischen und gräflich Schaumburg Lippischen Rath. Zweyter Theil. Wetzlar, bey Winckler. 1786.

Hierinnen werden geliefert: 1) Abhandlung über das Reichs Erz-Bannerherren-Amt. 2) Geschichte des Erstgeburthsrechts im Hause Wirtemberg, vom Vertrag zu Minsingen an. 3) Die Kaiserliche und Ständische Befugniß bey Errichtung einer hohen Schule; erläutert durch zwey kaiserliche Diplome für die Wirtembergischen hohen Schulen. 4) Fragmente über das neuere deutsche und ältere besonders römische Postwesen. 5) Von dem Rechte der geistlichen Fürsten in Deutschland, ihre Klöster ohne Domcapitularische Einwilligung zu dem erforderlichen Unterhalte der Schulen verhältnißmäßig anzuhalten. Sind mittelmäßige, und die vom Postwesen sehr schlechte Arbeit. China, Japan und Egypten hatten, seiner Meynung nach, schon lange Posten, auch Persien und Griechenland. Von Rom sagt es schon die Ueberschrift. Wenn August in mäßiger Entfernung Jünglinge bestellt, durch deren abwechselnde Hände ihm die Nachrichten zugebracht wurden, oder die er mit abgewechselten Pferden erhielt, so ist dieses der Theorie des Verfassers nach schon Postwesen.

Mt.

Johann Heinrich Christian von Selchov — Neue Rechtsfälle, enthaltend Gutachten und Entscheidungen, vorzüglich aus dem Teutschen Staats- und

und Privatrecht. Frankfurt und Mainz, 1787. 314 Seiten in 4.

Statt seine ältere Sammlung von Rechtsfällen fortzusetzen, wovon der Verf. gesteht, daß sie keine strenge Auswahl enthalte, fängt er unter obiger Aufschrift eine neue Sammlung an. Dieser erste Band enthält nur zwo Abhandlungen; 1) eine Vertheidigung der Lippischen Gerechtsame auf die Grafschaft Sternberg, und 2) eine Ausführung über die wahre Beschaffenheit der deutschen guthsherrlichen Zinsgerichte oder Meyerdinge. Beide verdienen mehr den Namen von Deductionen, welche im Namen der Partheien geschrieben sind, als von rechtlichen Gutachten und Entscheidungen. Von der ersten sagt der Verf. selbst, daß ihm nie die Ausarbeitung eines Rechtsfalls mehr Zeit und Arbeit gekostet, als diese äusserst verwickelte Rechtsstreitigkeit, welches ihm Kenner, welche die Abhandlung mit Aufmerksamkeit lesen, glauben können. In dem vierten Band der ältern Rechtsfälle gab der Verf. schon ein Gutachten über die Meyerdinge und deren Gerichtsbarkeit, allein die in dieser Sammlung enthaltene Ausarbeitung ist in Form und Grundsätzen von jener unterschieden. Hauptsächlich bemüht sich der Verf. zu zeigen, daß die sogenannte Meyerdinge wie alle andere in Deutschland vorkommende Zins- und Bauerngerichte blosse Ausflüsse der häuslichen Gerichtsbarkeit des Guthsherrn über seine Zinsleute waren, und daher nicht nach der Natur einer, auf ausdrücklicher oder stillschweigender Bewilligung der Landesobrigkeit beruhenden ordentlichen Gerichtsbarkeit beurtheilt werden dürfen. Der Vordersatz mag richtig seyn, aber die Richtigkeit der Folge ist noch vielen Zweifeln unterworfen.

Im.

Naturrecht des einzelnen Menschen, der Gesellschaften und der Völker, von D. Ludwig Julius Friedrich Höpfner. Dritte verbesserte Auflage. 1785. Vierte Auflage, 1787. 22 Bogen in 8. Giessen, bey Krieger dem jüngern.

Wesent-

Wesentlichen Veränderungen im Plan und den Grundsätzen hat der Verf. weder in der dritten noch in der vierten Ausgabe gemacht. Aber hie und da sind einzelne Sätze näher bestimmt, Zusätze gemacht, insonderheit ist allenthalben die neuere Litteratur beygefügt. So ist z. E. in der vierten Auflage §. 131. die Lehre von der Schadensersetzung vollständiger erklärt, als zuvor, vieler minder beträchtlichen Zusätze nicht zu gedenken.

Ch.

Unterrichte eines alten Beamten an junge Beamte, Kandidaten und Praktikanten. Zweiter Band. Gedruckt zu Linz, 1787. 8. 270 Seiten. Dritter Band. 1787. 265 Seiten.

Zweck und Absicht dieses Buchs kennen unsre Leser aus der Anzeige des ersten (1785. 264 Seiten erschienenen) Bandes im 2ten Stück des 59sten Bandes S. 399 dieser Bibl. Nach der kurzen Vorrede des Herausgebers findet man: (S. V—XXX.) Anmerkung über eine neue Brochüre unter dem Titel: "Unterrichte eines alten Beamten an jüngere Beamte, worin die patriotische Absicht des anonymen Verfassers umständlich dargelegt, und eine harte Recension des ersten Bandes in der Münchner gel. Zeitung widerlegt wird. Einen bösartigen Druckfehler S. X. „Wenn man — Bamberg nach dem Pastor Götz und seinem Anhange — beurtheilen wollte, wie schlecht würde das Urtheil über diese Städte ausfallen!" statt: Hamburg nach dem Pastor Götze, können wir nicht ungerügt lassen.

V. Kap. Wie sich der Beamte gegen seine Schreiber und Unterthanen verhalten soll S. 1. Mit Schauder liest man die Beschreibung der himmelschreyenden Extorsionen, welche sich in Baiern die Beamte (Oberbeamte), ihre Schreiber und Schergen (Unteramtleute) bey dem armen Landmann erlauben.

Neu war Recensent eine (Gott wolle Baiern allein eigene) schändliche Quelle des Eigennutzes, welche der Verf. also S. 20. beschreibt: „ich lobe mir das Bibal; eine herrliche Erfindung eines industriösen Praktikers! Wo das Bibal

einge-

[illegible] ist, daher die Schreiber nicht im Solde der Beamten, sie leben von den Sporteln, wie der Beamte selbst. Ihre Interessen sind so eng mit einander verbunden, daß der Schreiber nichts gewinnen kann, ohne daß auch der Beamte nach Verhältniß mitgewinnet. Das Bibal ist ein Speck, nach welchem alle schnappen, der aber von keinem allein verschlungen, sondern gemeinschaftlich genossen werden muß. Der Schreiber würde sich wenig um die Sporteln bekümmern, wenn er einen bestimmten Lohn hätte. Die ganze Last des Eintreibens läge alsdann auf dem Beamten und Schergen u. s. w." Man lernt überhaupt aus diesem Kapitel Diebsgriffe der baierschen Beamten, Schreiber und Schergen kennen, welche einem Dieb von Metier, der zuletzt mit Rad oder Strang belohnt wird, Ehre machen würden; und wie passend ist die Satyre des Verfassers S. 208. „Es ist zwar wahr, daß das Landvolk bey so vielen Abgaben an Beamte, Schreiber und Amtleute, verarmen müsse; aber es ist noch nicht ausgemacht, ob nicht der Nutzen des Staats erfordere, arme Bauern und reiche Beamte zu haben," und S. 212. „Weg also mit allen Träumereien der Freigeister und Philosophen, die auch den Bauern die Rechte der Menschheit, und manchmal auch einen guten Tag verschaffen wollen. Alles dieses taugt wenigst in der Praxis nicht. Ich lebe die guten Tage für alle meine Bauern!"

VI. Kap. Von den Nachlässen (Schäffen, Remissionen) und von Verfassung der Rechnungen, S. 216. Ganz der Sittenlehre der Jauner gemäß.

Dritter Band. VII. Kap. Vom Brau- und Sudwesen in Baiern, S. 1. Eine historische mit Rücksicht auf ältere und neuere Gesetze abgefaßte Darstellung des Baiern (die Klöster, den Adel, und einzelne reiche Bierbrauer ausgenommen, welche, nebst ihren Brauverwaltern und Braumeistern auf Kosten des Landesherrn und seiner, dazu mit schlechtem Bier versehenen, Unterthanen reich werden) elenden Bierbrauwesens. Sie wirft zugleich vieles Licht auf den Geist der baierschen Gesetzgebung zurück, und bestätigt die Wahrheit, daß die heilsamsten Gesetze selten oder gar nicht beobachtet werden.

VIII. Kap. Wie sich ein Beamter gegen den Procuratoren zu verhalten habe, S. 128. Das Resultat ist: Beamte

amts und Procuratoren machen gemeine Sache, um den Landmann um sein Vermögen zu prellen.

Nachtrag S. 137. Ist ein Pendant zu dem VII. Kap. und beschreibt die Betrügereien der baierschen Wirthe, und die den Giftmischern abgelernte Verfälschung der wohlfeilern kaufeten östreichischen Weine.

Die Sprache des Verfassers sollte hie und da [illegible] seyn.

Nu.

---

3. Arzneygelahrheit.

Untersuchungen über die Natur und den verschiedenen Gebrauch des Magensaftes in der Arzneywissenschaft und Wundarzneykunst, von Bassiano Carminati, Lehrer d. A. auf der Königl. Universität in Pavia. Aus dem Italienischen übersetzt. Wien, bey Krauß, 1785. 8. 215 Seiten.

Diese Schrift ist der Pendant des Spallanzanischen Werks, nur mit dem Unterschiede, daß dies mehr für die Physiologie, jenes für die Praxis bestimmt zu seyn scheint, auch noch manche theoretische Sätze berichtigt, die Spallanzani entweder unentschieden gelassen, oder doch zu voreilig behauptet hatte. Wir wollen das Vornehmste kürzlich ausheben.

1. Hauptstück. Wirkungen des Magensafts bey Geschwüren, dem heißen Brand und dem Krebse. Ohne einige innerliche Mittel, ließ C. Karpeyfäden und Bäuschgen in den Magensaft tauchen, auf den Schaden legen, nach den Umständen mehrmals erneuern, oder auch blos mit frischem Safte anfeuchten. Hier stehen 7 Beobachtungen von geheilten Geschwüren, eine von einem offenen Schaden scrophulöser Art, und zwey von venerischen Geschwüren, (zusammen 10.) die insgesammt durch dies leichte Mittel gehoben wurden. Eben so (11 — 13) im heißen Brande, aber (14) nicht so im Krebse, doch ist es, nach dem

Verf.

Verf., des geringen Reizes ohnerachtet, in schmerzhaften Uebeln behutsam anzuwenden, und die fäulnißwidrige Kraft, die Spalanzani entdeckte, blos dem Magensafte der fleisch- und alles fressenden Thiere, nicht aber der Schaafe, eigen; noch weniger verdient dasselbe den Vorzug vor ähnlichen Mitteln, oder kömmt ihnen ganz gleich, folglich muß es im Brande der Fieberrinde nachstehen. Ferner ist im Knochenfraße der Magensaft der Falken nicht zu verachten, und überhaupt zur Vernarbung mitwirkend. Auch hat die Eßlust sich während der Kur nicht vermindert.

2. Hauptstück. *Von dem äußerlichen Gebrauche des Magensaftes bey langwierigen Schmerzen, Quetschungen und Geschwülsten.* Der Verf. legt wieder zwölf Beobachtungen dar, um diese gute Wirkung des Magensaftes zu bestätigen, doch setzt er die Zeit, die Umstände, die verschiedenen Nahrungsmittel, deren Aufenthalt im Magen u. s. w. nicht aus den Augen. Denn darauf kömmt, unserm Bedünken nach, bey der nähern Bestimmung gar viel an.

3. Hauptstück. *Von dem innerlichen Gebrauche des Magensaftes in den Magenkrankheiten, in den Magen- und Wechselfiebern.* Es sind 18 Beobachtungen, aus welchen der Verf. folgert, daß der Magensaft in Krankheiten von Unverdaulichkeit, vielleicht in andern Uebeln des Unterleibs, nütze, aber nicht, wenn verdorbene Materien vorräthig sind, in den Faulungsfiebern schade, in Wechselfiebern behage.

4. Hauptstück. *Untersuchung der Natur des Magensaftes bey den vornehmsten Klassen der Thiere auf dem nassen Wege.* Sie ist der Bestimmung des Unterschiedes gewidmet, den dieser Saft bey verschiedenen Thieren von verschiedener Nahrung haben muß. Bey der chymischen Probe enthält der Saft fleischfressender Thiere etwas Meersalz und Säure, Wasser und Harz, wenig Salmiak, eine thierische seifenartige Substanz; der Magensaft fruchtfressender Thiere ist bey Kaninchen und Schweinen von den vorigen nicht verschieden, bey denen aber, die vier Mägen haben, z. B. bey Schaafen, weder sauer noch laugensalzigt, sondern nach Verschiedenheit des Futters bald von der einen oder andern Art; der Magensaft von Thieren, die von Fleisch und von Pflanzen leben, liefert etwas Küchensalz; der Ma-

gensaft der Menschen ist mittelsalzigt, aber wahrscheinlich nach der abwechselnden Nahrung, nicht immer.

5. Hauptstück. Untersuchung der Magensäfte durch das Feuer. Der Saft der fleischfressenden Thiere gab bey der Destillation etwas Wasser und Säure, Oel, flüchtiges Laugensalz, Kochsalz und Erde; der Saft der gewächsfressenden Thiere ein laugensalzigtes Wasser, eine Säure, Oel, Salmiak, Kochsalz, etwas feuerbeständiges Laugensalz und Erde; der Saft der beydes fressenden Thiere, ein mittelsalzigtes und laugensalzigtes Wasser, etwas Oel, Kochsalz und Erde. Uebrigens ist der Verfasser (S. 140) geneigt, die Säure für eine Folge der Pflanzennahrung anzusehen, doch ohne zu bestimmen, von welcher Natur dieselbe sey. Auch lehrt er, daß der aus Thieren genommene Magensaft meistens unrein, und durch die Nahrung verändert, und in allen Thieren meistens mittelsalzigt sey.

6. Hauptstück. Von der fäulnißwidrigen Kraft des Magensaftes, und von einem neuen künstlichen Safte. Der Magensaft der Schaafe gehet bald in die Fäulung über, der mittelsalzigte hält sich länger, und der saure bleibt frisch und unverdorben, alle aber können wegen des enthaltenen Laugensalzes nicht eigentlich fäulnißwidrig seyn. Die Ursache (S. 168) dieser Kraft, die sich bey der Kur der Geschwüre äußert, ist im Kochsalze zu suchen. Bey andern in der Säure und Salmiak. Daher das Lob, das unser Verf. dem Kochsalze in den Speisen beylegt. Der künstliche Saft, der aus 1 Unze Brunnenwasser und 5 Gran Kochsalz bestand, und mit 2 Quent. Kalbfleisch digerirt war, that die nämliche gute Wirkung, wie der von Thieren mühsam erlangte Magensaft.

7. Hauptstück. Was hat der Magensaft für eine Wirkung auf einige mineralische Substanzen? Der menschliche Magensaft löste den Zinnober und mineral. Mohr, den Schwefel, den rohen und versüßten Spießglanz, die Zinkblumen und den Eisensafran gar nicht auf, mehr die Eisenfeilspäne, folglich schließt unser Verf., daß jene Substanzen nur in den ersten Wegen (S. 201.) wirken können, seltener in den Gefässen.

Diesen ist noch ein Anhang (S. 207 f.) zugesetzt, wahrscheinlich vom Uebersetzer. Er ist aus Stevens Disp. de alimentorum concoctione, Edinb. 1777. und aus von Jacquins medic. prakt. Chymie genommen. Jener ließ einem

nem Ungar, der für Geld Steine verschluckte; silberne mit Fleisch angefüllte Kügelchen verschlingen; diese giengen leer fort. Nicht so bey Körnern und Gemüsen. Daher wird die auflösende Kraft des Magensaftes gefolgert, und das Reiben geläugnet. Nach Jacquins Versuchen sind die Bestandtheile des Magensaftes in verschiedenen Thieren und unter verschiedenen Umständen verschieden. — Man sieht also aus obigen Erörterungen, daß sich gegen die vorzügliche Medicinalkraft des Magensaftes noch manche Zweifel machen lassen, deren Erörterung und Auseinandersetzung hier am unrechten Orte stehen würde.

Hr.

Joseph Sigismund Lören's, der Arzneygelahrtheit Doctors und Stadtarztes zu Hattingen, philosophischer Beweis der Möglichkeit, daß außer den Seelenkräften die anziehende und elektrische Kraft ursprünglich die eigenthümlichen Kräfte des lebenden menschlichen Körpers einzig und allein seyn können. Erster Theil, mit 1 Kupfertafel. 224 Seiten in 8. Düsseldorf, 1779. im Verlage der akademischen Buchhandlung, und zweyter Theil, ebendaselbst, bey Dänzer, 1786. 143 Seiten, 1 Kupfertafel in 8.

Wir würden den Platz nur unnütz anzufüllen, und die Geduld unserer Leser zu mißbrauchen fürchten müssen, wenn wir eine ausführliche Anzeige dieses Buchs hersetzen wollten, in welchem der Verfasser nebst einigen längst bekannten Dingen, einen Wust von Hypothesen und willkührlichen Erklärungen, in einem eben so dunklen als unangenehmen Ton vorträgt. — Die anziehende und elektrische Kraft sind die hauptsächlichsten Kräfte, welche, nach des Verf. Meynung, in der Körperwelt wirken. — Die Theorie der präexistirenden Keime der Geschöpfe und ihrer Entwicklung (evolutio) gefällt dem V. nicht, er behauptet demnach im 2ten Theil, (und glaubt auch es beweisen zu können) daß die Krystallisirung, (deren erster Grund, anziehende und elektrische Kraft ist) die allgemeine Bildungsart der Natur sey. Diese Krystallisirung

nun, „und ein Interpres; (spiritus rector) welchen ein jeder zur Zeugung fähiger Körper, außer den Arten der Urwesen, so er liefert, besitzt" (dies sind die eignen Worte unsers Verf.), geben den organischen Körpern die Gestalt, welche sie haben, und haben müssen um denen, sie hervorbringenden Körpern ähnlich zu seyn.

Bekanntschaft mit den Meynungen der neueren Physiologen und Naturforscher fehlt dem Verf. gar nicht; Schade nur, daß er seinen Scharfsinn zur Erklärung von Dingen angewandt hat, deren modum existendi keinem sterblichen Auge ganz zu erforschen je erlaubt seyn wird, und er die ihm eigne Art zu sehen und zu erklären (wie jeder Erfinder einer Hypothese) für bewiesene Wahrheit hält, da er bey dieser Untersuchung gewiß besser gefahren wäre, wenn er auch selber sich überzeugt hätte, daß alles unser Wissen unvollkommen ist, wie wir es selbst sind.

Dr.

Ferdinands Martini, königlichdänischen Regimentsfeldscheers, Betrachtungen in der Lehre von Kopfwunden. Sechster und vermuthlich letzter Theil, mit Registern über alle sechs Theile. Hamburg, in Commission bey Herolds Wittwe. Hadersleben, 1786. 424 Octavseiten.

Dieser Theil enthält von der 1 bis 125 Seite, Betrachtungen über die Möglichkeit einiger Abänderungen des Pulses bey Kopfwunden; von der 125 bis 187 S. Betrachtungen über die Zeichen der Kopfverletzungen aus einigen Fieberarten mit geschwindem Pulse. Als Zugabe von der 187 bis 227 S. eine Beobachtung zur gerichtlichen Wundarzneigelahrtheit mit erklärenden Zusätzen. Von der 227 bis 412 S. ein aphoristisches Register über alle sechs Bände. Von der 413 bis 424 S. Fehler und Zusätze für alle sechs Bände. Der nämliche Geist der Zerstreuung und der, den Wissenschaften so schädliche Autortrieb, Bände mit Materien zu füllen, die ganz vom wahren Gegenstande entfernt sind, herrscht in diesem letzten Bande so allgemein, als in den vorhergehenden. Nach der Aufschrift des ersten Stücks dieses Bandes hofft

man

man eine besondere Ausführung in der Lehre des Pulses bey Kopfwunden zu erhalten, und findet nichts weniger als dies. Sogleich beym Anfange spricht er viele Seiten lang von den Ursachen und Wirkungen der allgemeinen Reizbarkeit in der Natur, und hat auch hier irrige Sätze. Er glaubt, nämlich, das Daseyn der Reizbarkeit in allen erschaffenen Massen! Nach diesem Satze müssen also Eisen, Erze, Steine, Erde, Wasser auch reizbar seyn? Nun folgen wieder viele Seiten mit ekelhafter Geschwätzigkeit von dem Einflusse der Krämpfe (aber nicht der Kopfwunden) auf den Puls. Nun treibt er von allen Gegenden her die Meynungen der Schriftsteller zusammen, führt sie wörtlich an, und glaubt am Ende alles besser zu wissen, als andere verdienstvolle Männer, denen er doch ganz gewiß die Schuhriemen aufzulösen, nicht würdig ist. Und was fruchtet denn hier alles dies Geschwätz, dieses ewige citiren und abschreiben? Nichts, als Bogen zu füllen, und die Leser gegen sich unwillig zu machen. — In der Folge verliert er sich sogar in psychologische Untersuchungen, wovon wir unsern Lesern doch wenigstens eine Probe vorlegen müssen. Seite 30 sagt er: „Die Seele hat Spannkraft und Spannbarkeit, das ist, die Fähigkeit ihr Wesen auszuspannen, oder durch den Willen des Geistes ausspannen zu lassen, welches deutlich Veränderungen am Körper im Denken erzwinget, die diese Spannkraft der Seele als Ursachen verrathen, und sie ist gezwungen, die Spannkraft auszuüben bey jeder Empfindung, also bey jeder Idee, weil die Empfindung Aufmerksamkeit und Furcht, also einen durch Leidenschaften erreizten Willen erzeuget. Die Anspannung selbst macht die Ideen stärker, und ist eine Ursache des dauernden und wieder zu erregenden Bewußtseyns, mehr, je größer die nicht übertriebene Anstrengung ist, entweder im Ganzen oder in einzelnen Seelengegenden. Sie erleichtert die Prägung der Eindrücke des Gedächtnisses, und berichtigt die Aufsuchung derselben, und ist darum oft nothwendig, weswegen sie auch eine dem gelenkten Willen unterworfene Kraft ist, wobey Furcht, welche die Ausspannung besorget, und Muth, welche die Nachlassung besorget, die Triebfedern sind.“ Der Verfasser, dächten wir, wäre hier selbst [illegible], und es würde ihm wohl thun, wenn er sich ausspannen ließe. Ferner Seite 69 sagt er: „Der allerhöchste Grad der allgemeinen Erstarrung ist die Versteinerung. Man hat in alten Zeiten die Kunst verstanden, Wasser in Glas zu verwandeln.

Dieses erinnere ich aus einer Vorlesung des Hrn. Professor Kratzensteins, und ich erinnere, daß Hr. Tode irgendswo eine andere Erzählung dieses berühmten Lehrers nennet, nach welcher ein Fremder in Kopenhagen, in Gegenwart des Herrn Cappels ein Glas voll Wasser durch Einmischung einer Flüßigkeit sogleich in einen Stein verwandelt habe, mit dem man hat Feuer schlagen können. Ich selbst habe vorigen Winter, und ich habe mehrere Winter ähnliche, wahrlich wunderbare Erscheinungen gesehen, die für meinen Zweck den gleichen Beweis geben: und ich könnte mich auf viele Zeugen berufen, die es auch gesehen haben. Ich sah nämlich, daß, wenn es sehr kalt war, das flüßigste Wasser ganz hart wurde, und sich in Stücken zerschlagen und zertreten ließ, wie Glas. Es blieb durchsichtig und sah dem Glase ähnlich: aber wir nannten es hier nicht Glas, sondern Eis, und es wurde in der Wärme wieder flüßig und trinkbar. Doch, da man diese Erscheinung vielleicht nicht glauben möchte, so will ich lieber Gründe als Beobachtungen zur Bestätigung meines Satzes brauchen." Lieber Leser, was magst du nun wohl von dem Manne denken, der so was in Dänemark zu schreiben im Stande ist? Und zwar in einer Abhandlung über die Kopfwunden! Ferner Seite 70. „Wer mich ein wohlfeiles äußerst wirksames nicht zu verflüchtigendes Mittel lehren will, die feurige Zehrbarkeit der Dinge zu vernichten oder zu schwächen, dem mache ich aus Dankbarkeit aus 10 Pfund Bley über 10 Pfund Gold, oder, wie es ihm beliebt, aus 10 Pfund Glas über 10 Pfund Juwelen.

Demnach ist der Verfasser in noch mehrern Fächern zu Hause, und beschenkt wahrscheinlich die gelehrte Welt in kurzem mit einem alchymischen Werke, aber, wir bitten, nur nicht in 6 Bänden. — Zuletzt kömmt er noch auf die Veränderung des Pulses bey Kopfwunden. Aber auch hier ist alles so dunkel, so verwirrt und unbestimmt, daß wir mit Ekel und Verdruß diese Bogen aus den Händen geleget haben. Die folgenden Abschnitte sind von ähnlichem Schlage. In dem aphoristischen Register kann der Leser sich vorzüglich erbauen, wenn er der Zeit zu viel haben sollte. Unter die sehr zahlreichen Druckfehler noch halbe und ganze Seitenlange Zusätze einzuschalten, ist eine neue dem Verf. eigene Erfindung, welche ihm aber, aus Mangel vernünftiger Nachfolger, gewiß ewig eigen bleiben wird.

Mk.

Dr. Bernhard Chandler's — Untersuchung über die (der) verschiedenen Theorien und Heilmethoden der Schlagflüsse und Lähmungen. Aus dem Englischen. Leipzig, 1787. Weygand, 156 Seiten in 8.

Die Hauptabsicht des Verf. ist, die Cullensche Theorie von dem Schlagflusse mit andern, besonders der Boerhaavischen zu vergleichen, und darüber zu commentiren. Zu den Ursachen gehöre alles, was zu einer widernatürlichen Anfüllung der Blutgefässe des Gehirns Gelegenheit giebt, je nachdem die Vollblütigkeit in den Arterien oder Venen statt findet — Die serösen Ergießungen entstehen aus eben dieser Ursache. Die Eintheilung in seröse und blutige Apoplexie habe in der Praxis zu vielen Irrungen Anlaß gegeben, da doch beide Arten aus einer Ursache entstehen, nämlich einer vermehrten Action der Arterien und einem Hindernisse in den Venen S. 46. (Nach diesem System werden unsre Leser nun auch schon auf die Methode des Verfassers schließen, und wenn sie sich zugleich an das erinnern, was kürzlich Portal in Frankreich, und bey uns in Deutschland Walter über eben diesen Gegenstand geschrieben, so werden sie finden, daß man in diesen 3 Ländern so ziemlich einstimmig darüber ist.) Auch in der serösen Apoplexie sey Aderlassen nöthig S. 97. Die Purganzen so, daß sie kein Erbrechen erregen S. 100. Brechmittel habe er nie gewagt. Blasenpflaster auf den Kopf gelegt empfiehlet er vorzüglich. — Doch wir dürfen von dieser Schrift, da sie eigentlich nicht zum Umfange der deutschen Litteratur gehöret, und blos als Uebersetzung von uns beurtheilet werden darf, nichts weiter sagen. Große Entdeckungen oder Merkwürdigkeiten enthält sie nicht, inzwischen ist uns die Uebersetzung, die ohne Tadel und gut zu lesen ist, doch willkommen.

Ng.

Robert Minars Geschichte der Trepanation mit Beobachtungen über eine neue Heilmethode. Aus dem Englischen. Leipzig, bey Weygand, 1787. 124 Seiten in 8.

Das Original kam zu Birmingham im Jahre 1785 heraus. Der Verf. hat hier mit vieler Mühe einen historischen Grundriß zur Behandlung der Kopfwunden von den frühesten Zeiten an bis auf die unsrige gesammlet; er beweiset damit, daß das Verfahren bey Kopfwunden von Anfang an fast immer das nehmliche gewesen ist. Verschieden waren zwar die Methoden, den Hirnschädel zu entblössen, aber in der Hauptcur kamen sie alle darin überein, daß die Trennung der harten Hirnhaut befördert werden müsse. Diesem widerspricht Hr. Mynors, und versichert, daß der Erfolg von dieser Heilart niemals unsrer Erwartung gemäß sey. Er schlägt also eine andere Curmethode vor, die darin bestehet, die Lappen der vom Hirnschädel getrennten Haut, gleich nach geschehener Trepanation, und gehöriger Reinigung der harten Hirnhaut, mit Heftpflaster zu vereinigen, und so die Heilung in der inflammatorischen Adhäsion zu bewirken. Das Verbindungsmittel ist ein Cerat aus gleichen Theilen Wachs und Oel; und zum inneren Gebrauch verordnet der Verf. Spießglaswein mit Thebaischer Tinctur. Bey dieser Behandlung sahe Hr. My. am 5ten Tage nach der Operation die Haut schon mit dem Pericranio und der harten Hirnhaut, ohne weitere Folgen, verwachsen. — So weit das Beyspiel eines einzelnen Falles beweisen kann, so hat diese Methode vor der gewöhnlichen eiterfördernden Curart ihre großen Vorzüge; und wir zweifeln keinesweges, daß dieselbe sich noch ferner so wohlthätig erweisen werde, wenn man sie nur mit gehöriger Rücksicht auf Hirnschädel, Hirnhaut und Gehirn selbst unternimmt, und wohl untersucht, wie viel und wie lange genannte Theile gelitten haben; denn ohne diese Prüfung mögte man wohl oft in den Fall kommen, die Lappen der Haut so wieder zurückklappen zu müssen, als man sich bemüht hat, sie zu vereinigen. Es ist bekannt, wie sehr Hr. M. überhaupt für die Heilung in der inflammatorischen Adhäsion nach Operationen ist; das cito und jucunde ist auch allerdings sehr damit verbunden, nur nicht immer das tuto. Indeß glauben wir doch, daß man es in vielen Fällen darauf wagen kann; muß man denn auch einmal die Haut wieder trennen: so ist dies denn auch gerade noch kein so großes Unglück. Wir sagen demnach mit dem Verfasser: fac igitur ut speres.

Abhand-

Abhandlung über die Schädlichkeit des allzuoften Blutlassens in Ansehung der Seelenwirkung, von D. A. Bach. Breslau, 1786, bey Korn, 23 Seiten in 8.

Hr. Bach ist einer von den ächten Stahlianern, welche gegen die arme Seele bey jedem körperlichen Fehler zu Felde ziehen. Wehe der armen Seele, wenn diese Seele ihren eigentlichen Aufenthalt ausspähen, und ihr nach Willkühr so recht beykommen könnte: sicher würde es ihr alsdann an Martern nicht fehlen; so aber müssen sie sich an ihren Fühlhörnern, die sie unglücklicher Weise nicht zurückziehen kann, begnügen, und diese werden denn auch weidlich von ihnen gepickelt. Doch müssen wir gestehn, daß Hr. B. noch zuweilen so ganz gütlich mit ihr verfährt. So z. B. setzt er der Seele eines Ausländers, wenn sie vom Heimweh ergriffen wird, um sie zu gewinnen, Sauerkraut und Schinken vor; er setzt das probatum est dazu, und, das artigste bey dieser Seelenkur, sagt er, ist dies, daß der Körper zugleich mit ku[illegible] wird. — Ja wohl eine artige Seelenkur, Sauerkohl und Schweinesfleisch! Denn, daß durch diese harte Speise der verderbte Magen wieder kurirt sey, dies, meint er, würde wohl niemand behaupten; — ist sehr zuverläßig gesprochen. Sollte Hr. Bach die Möglichkeit nicht einsehen, daß die durch weichliche Speisen geschwächten Unterleibseingeweide durch solidere Nahrungsmittel, wenn sie daran gewöhnt wären, auch wieder gestählt werden können?

Das allzuofte Aderlassen sagt Hr. B. schwäche die Wirkung der Seele; und die Hauptgründe für diese Behauptung sind folgende: „Das Blut ist das Band, wodurch der Kör„per mit der Seele verbunden wird; hiervon hat mich die „Erfahrung überzeugt; denn man sieht ja offenbar, daß alle„mal ein Mensch sterben muß, wenn man ihm das Blut „abgezapft hat. Aber heißt das auch wohl etwas anders, als „der Mensch muß darum seine Seele von sich geben, weil „sie nunmehr von den Banden aufgelöst worden ist, durch „die sie sonst mit ihrem Leibe vergesellschaftet war? Zerreißt „also nicht das Band zwischen Leib und Seele, wenn dem „Körper aller Lebenssaft entzogen wird, und erfolgt nicht „alsdann der so unangenehme Tod.“ Ich gestehe es, sagt

er ferner, daß ich vielleicht noch mit andern im Dunkeln wandeln würde, wenn mich nicht der unvergleichliche Naturforscher Moses, dieser heilige Geschichtsschreiber, auf diese Gedanken gebracht; dieser sagt in seinem 3ten Buche im 17. Kap. im 11ten und 14ten Verse, desgleichen in seinem 5ten Buche im 12ten Kap. und 23sten Vers: Die Seele alles Fleisches ist im Blute. — Wie froher Wahn doch oft so glücklich macht! Hr. B. glaubt, Moses habe ihm die Decke vom Gesicht genommen. — Guter Bach! du irrst, er hat die seinige noch herübergehängt.

Pgr.

Süe des Jüngeren gelehrte und kritische Versuche einer Geschichte der Geburtshülfe. Oder Untersuchungen über die Gebräuche, Sitten und Gewohnheiten der Aeltern und Neuern bey den Niederkünften ihrer Frauen, ingleichen über die Einrichtung der Hebammen, der Geburtshelfer und der Ammen von Beyden. Zweyter Band. Aus dem Französischen. Altenburg, in der Richterschen Buchhandlung, 1787. 575 Seiten in groß 8.

Wir müssen gestehen, daß dieser zweyte Theil zwar etwas besser ausgefallen ist, als sein Vorgänger, welchen wir im 1sten Stück des 74sten Bandes dieser Bibliothek anzeigten, es erwarten ließ. Wenigstens ist er nicht angefüllt von elenden Tiraden, die zur Sache gar nicht gehören. Vollständigkeit, gute Ordnung, bündige Kürze und Zuverläßigkeit im Urtheilen vermissen wir aber im ganzen Buche. Den Artikel von W. Hunter wollen wir z. B. hersetzen. „W. H. ein englischer Zergliederer, redet in einem seiner Bücher von der Auseinanderweichung der Schaambeine bey der Geburt, welche er annimmt. Er sagt auch, er habe einen Gebärmuttervorfall nach hintenzu gesehen.“ (Wie schief und zum Theil auch unrichtig dieses Urtheil doch ist! Bekanntermaßen hat Hunter entdeckt, daß die Verbindung der Schaambeine in der Mitte ligamentös ist, und die Schaambeine nur an ihren Enden mit Knorpel überzogen sind, zwischen welchen aber jene bänderartige Substanz sich befindet. (Diese

Ent-

Entdeckung war hier, scheint es, gemeint.) — In chronologischer Ordnung und auf eben beschriebne Manier recensirt der Verf. die Schriften über die Geburtshülfe vom Hippocrates an bis auf Hrn. Alphonse le Roi. Einige Nachrichten von den neueren französischen Büchern mögen wohl ganz vom Verf. allein bearbeitet seyn; das übrige ist alles aus Hrn. von Hallers Bibliothek und aus Journalen gezogen. Der Verf. gesteht selber, (in einer Note p. 2.) daß er weder Italiänisch, Englisch noch Deutsch verstehe, welches man doch von einem Manne, der eine Arbeit dieser Art übernimmt, billig hätte erwarten sollen. —

Observatio medico-practica febris puerperarum, cum manifesta lactis in earum abdominis metastasi, adiuncta epicrisi. Auctore D. *Iohanne Georgio Ichner*, Manh. Palatino, S. E. P. medico aulico, nec non medicinae in urbe patria practico. Manhemii, in bibliopolio novo aulico et academico. 1787. 4½ Bogen in 4.

Der vom Verfasser glücklich behandelte und hier erzählte Fall war kürzlich dieser: Nach ihrer ersten und schweren Entbindung erholte sich die Patientin, (welche von gesunder Leibesbeschaffenheit war) so geschwinde, daß sie am 15ten Tage nachher schon wieder ausgieng; Milch hatte sie, aber nur wenige in den Brüsten gehabt, auch waren die Lochien nur sparsam geflossen. Zwey Tage nach diesem ersten Ausgange, am 17ten Tage also nach der Niederkunft, befiel sie aber, nach vorher begangenen Diätfehlern und Erkältung, mit allen Zufällen eines Gastrischen Fiebers. Der Kopf war ihr so sehr eingenommen, daß sie gleich irre redete, die Zunge dick belegt, der Geschmack verdorben mit beständiger Neigung zum Brechen, das Lufthohlen beengt, und der Unterleib gespannt und schmerzhaft. Unter diesen Umständen kam der Verfasser zum erstenmal zu ihr, verordnete Blasenziehende Mittel an den Waden (welche er aber, unserer Meynung nach, zu lange in Eiterung erhielt, und nicht oft genug wiederholen ließ) erweichende Umschläge über den Unterleib, gab, neben häufigen

figen demulcirenden Getränken eine auflösende Mixtur mit Campher, und ließ den folgenden Tag mit gutem Erfolg, ein Brechmittel nehmen. Den Gebrauch dieser nach oben und unten ausleerenden Mittel setzte der Verf. drey Wochen lang mit dem guten Erfolg fort, (die wiederholten Brechmittel thaten beständig die gehoffte Wirkung!) daß die Zunge rein wurde, das Fieber nachließ, der schmerzhaft gespannte Unterleib weicher ward, und alles zur Besserung sich anschickte; diese dauerte aber so kurz, daß am folgenden Tage das Fieber eben so heftig wieder, der Unterleib schmerzhafter, und gespannter als je vorher, wurden, und ein trockner, kurzer Husten die nächtlichen Unruhen noch vermehrte. Stärkende Mittel ertrug die Kranke nicht; der Verf. hatte schon China und Expectorantia versucht, er gab also erweichende Getränke, und [illegible] Sago, [illegible] ölichte Klystire, innerlich abführende Arzneyen mit bitteren versetzt, als Rhabarber mit Columbowurzel, zwischendurch ein beruhigendes Mittel gegen die Nacht, und erweichende Salben in den Unterleib einzureiben. Diese Mittel bewirkten einen, vielen Schleim und Galle ausleerenden Durchfall, welcher die Zufälle um etwas erleichterte. Die erweichenden Klystire wurden jetzt mit bitteren, nach der Kampfischen Art eingerichteten verwechselt, und diese bewirkten nach 7 Wochen, vom Anfange der Krankheit angerechnet, einen Abgang einer häufigen der Milch völlig ähnlichen Materie, und eine merkliche Erleichterung aller der üblen Zufälle. Die nachbleibende Reizbarkeit der Gedärme und Unverdaulichkeit, welche eine Lienterie verursachten, wurden durch eine leichte, nahrhafte, den Umständen angemeßne Diät, und den fortgesetzten Gebrauch der Simaruba, China, Quassia, des Stahlweins, und anderen bitteren Mitteln jetzt auch geheilt, und der Patientin ihre völlige Gesundheit wiedergegeben.

Wir müssen gestehn, daß sich der Verf. bey der Behandlung dieser verwickelten schweren Krankheit als ein braver Arzt bewiesen hat, welcher mit scharfem Blicke die Krankheit beurtheilte, und mit vieler Festigkeit die gemachten Indikationen verfolgte.

F. A. Walter, medic. doctoris, annotationes academicae. Berolini, typis Decker. 1786. $14\frac{1}{2}$ Bogen in 4to und 5 Kupfertafeln.

In

In dieser seiner ersten schriftstellerischen Arbeit handelt der Verfasser (ein Sohn des verdienstvollen Lehrers der Anatomie in Berlin) zuerst von den Polypen der Gebärmutter, und in der zweiten Abhandlung, von der Leber. — Kein Schriftsteller, sagt der Verfasser, habe die Entstehung und Eintheilung der Mutterpolypen genugthuend angegeben, dahero er diese zwey Stücke hauptsächlich, und nicht die chirurgische Hülfsleistung, auseinander setze. — Durch eigne und durch die vielfältigen, von seinem Vater angestellten Leichenöffnungen sey er belehrt, daß der Körper der Gebärmutter nicht bey allen Subiecten sich gleich sey, die Substanz des Muttermundes aber und des Halses sey bey allen gleich. Er theilt die Gebärmutter also in schlaffe und feste (laxos et condensatos) ein. — Als Ursache der Polypen (welche durch ihren Reiz auf die letzten Enden der Gefässe wirken, so daß diese einen gerinbaren Saft von sich geben, welcher mit der Zeit immer festere und größere Auswüchse bildet) werden 1) das venerische Gift, 2) eine jede Schärfe, und 3) das zurückgebliebene monatliche Geblüt angenommen, welche alle aber eine eigne Disposition der Theile voraussetzen. — Nach dem Ort, auf welchem sie festsitzen, werden die Polypen vom Verf. eingetheilt, und da er sich überzeugt glaubt, daß die Substanz der Polypen des Gebärmuttergrundes (fundi uteri) und des Körpers derselben beständig fest, (condensatos) die des Halses und Gebärmuttermundes hart, (rigidos) und die der Mutterscheide endlich laxer Textur seyn: so geben diese Verschiedenheiten dem Gefühl den Ort ihrer Adhäsion, und zugleich die mehr oder mindere Schwierigkeit sie abzubinden zu erkennen. — Recensent muß aber gestehn, daß er eben so schwer (wenn auch alle Vordersätze ihre Richtigkeit haben) eine substantia condensata von einer rigida zu unterscheiden sich getraue, als er diesen Unterschied zu begreifen im Stande ist. —

In der Abhandlung, von der Leber, der Frucht einer zweyjährigen Arbeit, wird zuerst das allgemein Bekannte dieses Organs vorgetragen. — Bey ungebohrnen Kindern ist die Leber so groß, daß sie in den ersten Monathen alle Eingeweide des Unterleibes bedeckt, ihre Structur ist schwammig und weich, ihre Größe schon auf der Hälfte der Schwangerschaft so, wie sie bey einem ausgewachsenen Menschen angetroffen wird. — Da der Nabel bey ungebohrnen Kindern,

nicht,

nicht, wie bey Erwachsnen, in der Mitte des Körpers, sondern der Raum vom Kopf bis zum Nabel länger ist, als der von den Fersen bis zu diesen, so muß, nach physischen Gesetzen, das Embryon von seiner ersten Entstehung an, schon mit dem Kopfe, als dem schwersten Theile, nach unten gekehrt liegen. — In der zweiten Abtheilung handelt der Verf. von der Gallenblase, und vornehmlich von den drey Häuten derselben, welche er mit vieler Mühe ausgesprützt präparirt hat, und abgezeichnet liefert. Die arteria hepatica giebt der Gallenblase die arteriösen Zweige, ihre Venen bekömmt sie von der vena portarum, diese sind viel häufiger, und halten auch eine ganz andere Direction als jene. — In der dritten Abtheilung beschreibt der Verfasser mit vieler Genauigkeit, den inneren vasculösen Bau der Leber, und die von ihm, um diesen zu erforschen, angestellten Versuche, und zieht aus diesen einige Folgerungen, über die Absonderung der Galle, den fehlerhaften Gang derselben ins Blut, die Entstehungsarten der Gelbsuchten und anderer Leberkrankheiten.

So unverkennbar der Fleiß und die feinen anatomischen so wohl als physiologischen Kenntnisse des Verfassers aus dieser Schrift hervorleuchten: so glaubt Rec. doch, daß diese schriftstellerische Erstlinge mit etwas weniger Selbstgenügsamkeit hätten abgefaßt werden können. — Manche über Leberkrankheiten vom Verfasser nachgemachte Beobachtungen verspricht er, so wie auch die genaue Beschreibung des glänzenden anatomischen Cabinets seines Vaters, (splendidum museum,) welches über 2000 anatomische Präparate enthält, der gelehrten Welt mitzutheilen. — Zu diesem Buche werden fünf, auf dem Titel nicht angezeigte Kupfertafeln mitgegeben, von welchen dreie zu der Abhandlung von den Polypen gehörig, vom Verfasser selber, die beiden anderen, die verschiedenen Häute der Gallenblase vorstellend, von Höpfner gezeichnet, und alle von Meil sehr sauber in Kupfer gestochen sind.

Dr.

4. Schöne

4. Schöne Wissenschaften.

Erzählungen von Anton Wall nach Marmontel. Erstes Bändchen. Voran eine Bagatelle an Dyk und ein Titelkupfer. Leipzig, bey Göschen, 1787. 376 Seiten, 8.

Marmontels moralische Erzählungen sind längst auch in Deutschland häufig als classisch in ihrer Art bekannt. Dennoch ist leicht zu begreifen, daß sie von manchem, der zu viel Geschmack hatte, um eine schlechte Uebersetzung derselben erträglich zu finden, aus Mangel an Kenntniß der französischen Sprache ungelesen blieben. Gewiß war es daher ein Wunsch, den mit dem ungenannten Freund des Verf. noch mehrere hatten, daß irgend einer unsrer Schriftsteller auf den Einfall kommen möchte, jene Erzählungen so zu behandeln, daß sie das Ansehen deutscher Originale bekämen, und es unter dem Lesen bey der Güte und Richtigkeit des Ausdrucks und dem natürlichen Fluß der Rede leicht vergessen werden könnte, daß man nur ein umgeändertes Product Galliens vor sich habe. Dieser Wunsch ist hier mit fünf Erzählungen auf eine solche Weise befriedigt worden, mit der man alle Ursache hat, vergnügt zu seyn; nämlich mit folgenden vier aus dem ersten Theil der französischen Ausgabe: Alcibiades. Alcibiade ou le Moi; Soliman der zweite; die Liebe auf dem Lande, Le scrupule, ou l'amour mécontent de lui-même; die vier Flacons, ou les avantures d'Alcidonis de Megare; und aus dem zweiten Theil Annette et Lubin. Töffel und Röse. Zur Probe setzen wir hier etliche Stellen aus dem Französischen und Deutschen nebeneinander her. Wir wählen dazu den Anfang und Beschluß der ersten Erzählung.

La nature et la fortune sembloient avoir conspiré au bonheur d'Alcibiade. Richesses, talens, beauté, naissance, la fleur de l'âge

Die Natur und die Göttin des Glücks schienen einander schwesterlich die Hände geboten zu haben, um alle ihre glänzendsten Geschenke auf Einen gemeinschaftlichen Liebling zu häufen. Alcibiades war

et de la santé; que de titres pour avoir tous les ridicules! Alcibiade n'en avoit qu'un: il vouloit être aimé pour lui-même. Depuis la coquetterie jusqu' à la sagesse, il avoit tout seduit dans Athenes; mais en lui, étoit-ce bien lui qu'on aimoit? Cette délicatesse lui prit un matin, comme il venoit de faire sa cour à une prude: c'est le moment des réflexions. Alcibiade en fit sur ce qu' on appelle le sentiment pur, la métaphysique de l'amour.

war der Name dieses Lieblings, und wenn Reichthümer, Talente, Schönheit, hohe Geburt, blühende Jugend und unerschütterliche Gesundheit einen Anspruch geben, auf Thorheiten fallen zu dürfen, so durfte Alcibiades auf alle mögliche Thorheiten fallen. Er fiel vor der Hand nur auf Eine. — Er wollte schlechterdings blos um sein selbst willen geliebt seyn.

Alcibiades hatte in Athen von der faselnden Cokketterie an bis zur ernsthaften Tugend hinauf, fast alles verführt, und was er noch nicht verführt hatte, stand in Furcht oder in Hoffnung, daß er es noch verführen würde.

„Aber was liebt man denn nun eigentlich an mir?—
„Bin ich es wol selbst? Ist es wol mein blosses Ich"

Diese Gewissenhaftigkeit gegen sein Ich kam ihn eines Vormittags an, als er eben mit einer declarirten (erklärten) Prüde ein langes Tetatete gehabt hatte. — Jedermann weiß, daß man nie mehr zu Reflexionen aufgelegt ist, als nach einem Tetatete mit einer Prüde; und Alcibiades hatte sich mit den seinigen jetzt sogar bis in die Metaphysik

täppisch verirrt, das ist, bis in die Materie von der reinen Liebe.

Vous avouez donc, dit Alcibiade, qu' aucune d'elles ne m'a aimé pour moi?

„Gut, sie mögen mich alle „geliebt haben: aber sie werden mir doch zugeben, Socrates, daß mich keine um „meinetwillen geliebt hat."

Pour vous! s'écria le philosophe, ah, mon cher enfant! qui vous a mis dans la tête cette prétention ridicule? Personne n'aime l'être que pour soi. L'amitié, ce sentiment si pur, ne fonde elle-même ses préférences que sur l'intérêt personnel; et si vous exigez qu'elle soit désintéressée, vous pouvez commencer par renoncer à la mienne. J'admire, poursuivit-il, comme l'amour propre est sot dans ceux-mêmes, qui ont le plus d'esprit! Je voudrois bien savoir quel est ce *moi* que vous voulez qu'on aime en vous? La naissance, la fortune et la gloire, la jeunesse, les talens et la beauté ne sont que des accidens. Rien de tout cela n'est vous, et c'est tout cela, qui vous

„Um Ihrentwillen! Je, „mein Kind, wer hat Ihnen „denn diese wunderliche Grille in den Kopf gesetzt? Jeder für sich; Jupiter für „uns alle! Wer wollte Sie „denn um Ihrentwillen lieben? — Nein, lieber „Mann, selbst die Freundschaft gründet sich auf den „puren lautern Eigennuz: und „wenn sie einen uneigennüzigen Freund suchen, so müssen Sie vor mir zu allererst „vorübergehn. — Aber „wahrhaftig es ist lustig, wie „albern die Eitelkeit selbst die „klügsten Köpfe macht. Ich „möchte doch wol wissen, was „eigentlich das Ich wäre, das „man an Ihnen lieben soll. „Geburt, Reichthum, Tugend, Talente, Schönheit „sind lauter Zufälligkeiten. „Nichts von allen diesen Dingen ist Ihr Ich; aber jedes „derselben macht Ihr Ich liebenswürdig. Und was ist „Ihr Ich alsdann weiter, „als der Canevas eines prächtigen persischen Teppichs, „dessen Kostbarkeit in der Sti-

rend aimable. Le qui moi réunit ces agrémens n'est en vous que le canevas de la tapisserie. La broderie en fait le prix. En aimant en vous tous ces dons, on les confond avec vous-même. Ne vous engagez pas, croyez-moi, dans des distinctions qu'on ne fait point, et prenez comme on vous le donne, le résultat de ce mélange. C'est une monnoie dont l'alliage fait la consistance, et qui perd sa valeur au creuset.

Au surplus, il en est de l'amour et de l'amitié comme de tous les mouvemens de l'ame: ce n'est jamais que son bien qu'elle cherche; et si du vôtre elle fait le sien, vous devez être fort content d'elle. Oui, mon enfant, chacun fait tout pour soi; et si jamais vous vous dévouez à la patrie, ce qui pourroit bien arriver, vous le ferez pour votre plaisir. N'exigez donc pas, que l'amour soit plus généreux que l'héroïsme, et trouvez bon, qu'une femme ne fasse pour vous, que ce qu'il lui plait.

„ckerey liegt? Sie besitzen
„solche Teppiche, Alcibiades;
„und sagen Sie mir: schätzen
„Sie das Blumenwerk der-
„selben wegen des Stoffs, in
„welchen es gestickt ist, oder
„schätzen Sie den Stoff we-
„gen des Blumenwerks?
„Folgen Sie mir, Freund,
„verwirren Sie sich wegen
„Ihres Ichs nicht in Di-
„stinktionen, an die niemand
„denkt, wenn er Sie liebt —
„seyn Sie zufrieden, daß man
„seine Fähigkeiten an Ihnen
„schätzt, und Ihr Ich selbst mit
„denselben zusammenschmelzt,
„— nehmen Sie die Wirkung,
„welche die ganze Masse her-
„vorbringt, so hin, wie sie
„sich Ihnen darbietet, und
„denken Sie an die Münzen,
„welche ihre Haltbarkeit durch
„den Zusatz bekommen, und
„ihren Werth im Schmelztie-
„gel verlieren. Ueberdem ist
„es mit Liebe und Freund-
„schaft, wie mit allen Regun-
„gen unsrer Seele. Diese
„hat bey allen ihr eignes Wohl
„zur Absicht: und trift dieses
„Wohl mit fremdem Wohle
„in Eins zusammen, so ist
„das alles, was man von
„ihr fordern kann. Gewiß,
„lieber Alcibiades, was ein
„jeder thut, das thut er um sei-
„netwillen: und wenn Sie sich
„selbst jemals für das Vater-
„land aufopfern sollten, wel-
„ches ich gar nicht für un-
„möglich halte, so thäten Sie,
„das

„uns sich selbst zu gefallen. Verlangen Sie also nicht,
„daß die Liebe großmüthiger seyn soll, als der Heroismus:
„und erlauben Sie immer, daß unsre hübschen Athe-
„nienserinnen bey der Wahl ihrer Liebhaber für sich selbst
„sorgen.“

In den folgenden Erzählungen bindet sich der Verfasser, wie wir bey der Vergleichung fanden, noch weniger an das Original, und schiebt oft ganze Perioden ein, die aber so gut zum Uebrigen passen, daß man sie ohne angestellte Vergleichung schwerlich für Einschiebsel erkennen dürfte. Ein Beyspiel hievon trift man gleich zu Anfang der zweyten Erzählung an. Auch die Veränderungen sind hie und da glücklich angebracht. Die vierte Erzählung ist sehr umgearbeitet, und die fünfte vom Französischen so weit abgehend, daß fast nur der Hauptgedanke beibehalten, die Ausführung aber dem deutschen Verf. eigen ist.

Wir wünschen, daß die andern Erzählungen auch bald nachfolgen und ein Hülfsmittel werden mögen, in Verbindung mit andern guten deutschen Schriften so manchen elenden geistlosen Roman aus den Händen des lesenden Publikums zu verdrängen.

Johann Adolf Schlegels vermischte Gedichte. Erster Band. Hannover, in der Schmidtischen Buchhandlung, 1787. 1 Alphab. 8. mit einer Titelvignette.

Hr. Schlegel hat diese Sammlung seiner vermischten Gedichte, seinem Freunde Gärtner, dessen Verdienste um die deutsche Dichtkunst bekannt sind, und dessen kritischen Einfluß auf seine eigenen Arbeiten der Verf. dankbar rühmt, zugeeignet. Verschiedene Beyspiele, daß Dichtern nach ihrem Tode von unberufenen und unwissenden Compilatoren Gedichte untergeschoben worden, die entweder gar nicht von ihnen herrührten, oder die sie doch gewiß nicht anerkannt und unter ihre Werke aufgenommen haben würden, bewogen den Verf. seine zerstreuten Gedichte selbst zu sammlen, und in einer verbesserten Gestalt herauszugeben. Er wählte den Titel

vermischte Gedichte, um sie von den Fabeln und Erzählungen, die im Jahr 1779. und von den drey Sammlungen geistlicher Gesänge, die in den Jahren 1765. 1769. und 1771. erschienen, zu unterscheiden. Nicht alle Stücke dieses ersten Bandes bestehen aus verbesserten ältern Gedichten. Mehr als der dritte Theil davon sind theils ungedruckte Gedichte, die der Verf. liegen gehabt, andere sind ganz neu verfertigt, zu deren Ausarbeitung ihn die Herausgabe dieser Sammlung erst veranlaßt hat. Die meisten sind religiösen und moralischen Inhalts, und nicht ohne Werth, ob sie gleich nicht zu den vorzüglichen ihrer Gattung gehören. Eine reine Sprache und fließende Versifikation machen ihr größtes Verdienst aus. Sie haben weder den hohen Schwung der Phantasie und die feurigen, kühnen und glänzenden Züge, die Klopstocks geistliche Lieder, noch die Wärme und Wahrheit der Empfindung, die Gellerts Muse characterisiren. Wenn man Hrn. S. nicht ungerecht beurtheilen will, so muß man freylich auf die Zeit Rücksicht nehmen, in welcher der größte Theil dieser Gedichte verfertigt worden, (viele sind vor 30 und mehr Jahren aufgesetzt,) aber Hr. S. hätte doch billig auch Rücksicht auf die Zeitumstände nehmen sollen, in denen er sie herausgab, und viele gar zu weitschweifige und matte Stücke auswerfen sollen. Stellen, die so matt und leer sind, wie folgende, findet man gar zu häufig. S. 79. Aus einem Gedichte auf die Schöpfung:

Der sechste Tag ereilt sein Ende.
Gott hört zu schaffen auf und ruht.
Er sah die Werke seiner Hände,
Die ganze Schöpfung war sehr gut.
Sie schallt von seinem Lobe wieder,
Da sich der Engel Chor durch Lieder
In seinen selgen Freuden übt u.s.w.

S. 124. Vertrauen auf Gott.

. . . Laßt mit der Hülf ihn auch verziehn!
Er bleibt doch treu in seinem Bunde.
Nie schreibt ihm vor; nie meistert ihn;
Und still erwartet seine Stunde.
Wer ist ihm gleich?
Er wird an euch

(Das

(Das glaube!) als den Allweisen
Sich allezeit beweisen.

Die Welt würde bald allein für geistliche Lieder zu eng werden, wenn jedermann, der solche alltägliche Gedanken in wäßrige Reime zu verschrenken im Stande wäre (und wie viele könnten das nicht?) nun gleich auch hinschreiben und drucken lassen wollte. Auch mit der Richtigkeit, Wahrheit und Schicklichkeit der Gedanken und Lehren hat man oft Ursache unzufrieden zu seyn. Z. B.

Gott hör' uns nicht zu tragen auf,
Und fördre deines Wortes Lauf
Bis zu den fernsten Heiden.

Wie seltsam klingt nicht eine solche Ermahnung aus dem Munde eines Menschen an den allweisen Gott, der wohl am besten wissen muß, was er zu thun oder zu lassen hat! Zwar die Herren Theologen erlauben sich schon bisweilen solcher vertrauten Sprecharten gegen das höchste Wesen. Eben so unverdaulich sind uns Stellen, wie die folgende:

Sey fromm, trotz alles Spottes!
Gedenk dein Lösegeld ist Blut,
Des unbefleckten Lammes Blut,
Das Blut des Sohnes Gottes.

Und folgende Strophe aus einem Liede von der Hölle, das ganz den Ton und das Metrum eines Triumphgesanges hat:

Die Rache flammt.
Sie sind verdammt,
Die sich nicht bessern ließen,
Und das angebotne Heil
Schnöde von sich stießen.
Woher nun Ruh?
Denn immerzu
Nagt unter Angst und Schmerzen,
In Verzweiflung jener Wurm,
Der nicht stirbt, am Herzen.
Und solche Pein,
Wird ewig seyn u. s. w.

Die angehängten weltlichen Gedichte haben uns weit besser gefallen, da man wenigstens mit unter auf schöne und glück-

glückliche Stellen läßt. Einiges davon hatte Ramler mit sehr nöthigen Abkürzungen und Verbesserungen in die lyrische Blumenlese aufgenommen. Hr. Schlegel läßt sie hier in ihrer ersten Gestalt abdrucken, und giebt von neuem einen Beweis, wie verdienstlich jenes, von vielen Kurzsichtigen verkannte und getadelte Unternehmen des so fein und richtig fühlenden Kunstrichters war. Man vergleiche nur den Phönix S. 251. die moralischen Pharisäer S. 255. und den entschlossenen jungen Poeten S. 264. Dieser Sammlung mit den Veränderungen und Abkürzungen der lyrischen Blumenlese II. Th. S. [illegible] 254. und [illegible] das beste Stück ist, unserm Gefühl nach, die Ode an Klopstock, die aber kaum den vierten Theil so lang seyn sollte. Der Dichter schildert den Zustand seiner und seiner Freunde Seelen vor der Geburt:

Klein und ähnlichen der Lichter, schwärmten wir einst
[illegible] gesehn
In Gesellschaft umher; uns nicht ganz unbewußt:
Doch vor unserer Geburt raubt' die Erinnerung
Ein lethäischer Zaubertrank.

Dieß erstickte Gefühl weckte [illegible]
Jüngst mir wieder im Schlaf. Freunde, was sah
[illegible] ich da?
Ich sah wie wir vordem auf ein Orangenblatt
Uns zu Scherzen versammleten;
Im balsamischen Schoos junger Aurikeln itzt
Froh die zaudernde Zeit schwatzend beflügelten;
Jetzt auf Rosen voll Thau, Lieder voll Fröhligkeit
Singend, Veilchenduft athmeten;

So, als Freunde der Lust, welche der Wechsel würzt,
Zu den Kindern des Mays ungetreu flatterten,
Bis zum schattichten Hayn, Sonne, der Ungestümm
Deiner Strahlen, uns fliehen hieß.

Wenn der Tag nun entschlief, wenn eine Sylvia
Zu des Tityrus Arm Weste begleiteten;
Wenn die Rose sich schloß, ruhten wir insgesammt
In der Knospe der jüngsten aus.

Freund, dein Ebert und du hüpften schon dazumal
Auf die Blätter des Weins. Freunde, wie [illegible]

Ihr

Ihr am Weinstock herum, weil euch schön dazumal
Bacchus Odem begeisterte! u. s. w.

Za.

Die Dorffeyer, ein Singspiel in drey Aufzügen. Aufgeführt den 23sten Mai. 1787.

Weiter sagt der Titel nichts. Auf der Rückseite desselben aber stehen neben den Personen des Stücks, (Martha, Hannchen, Gretchen u. s. w.) die freywilligen Schauspielerinnen und Schauspieler selbst mit Namen. Frau von Exdorf, Prinzessin Karoline (von Hildburghausen), Prinzessin Sophia Christiana (von Ingelfingen), Herr und Frau von Rüdt, Frau von Porzig, Frl. L. von Beke. (zu Oehringen.)

Das Stück war, zuverläßigen Nachrichten gemäß, von der Durchl. Prinzessin Karoline von Hildburgshausen, (welche Hannchens Rolle dabey übernahm) auf den Geburtstag des Fürsten von Hohenloh-Oehringen selbst gefertiget; eben zu Oehringen gedruckt, und den 23sten May wirklich von den benannten Personen aufgeführt. Die Dichterin wird als eine außerordentlich liebenswürdige Person gerühmt. Wie sollte es Rec. wagen, die Kritik auf dieses ganz lokale Singspiel anzuwenden, welche bey Wezelischen und Schröderischen Schauspielern statt finden, und rechtlich seyn mag! Es ist eine leichte flüchtige Skizze, das die biedern Empfindungen armer ehrlicher Landleute bey der städtischen Geburtstagsfeyer ihres Landesherrn darstellt. Verwicklung und Katastrophe darf man hier nicht suchen. Die Sprache ist sanft, ungesucht, ohne Prätension auf unzeitigen Witz, und die Verse meistens harmonisch und fließend, wie sie zu Gesang dieser Gattung seyn sollen. Einige Anstößigkeiten wagt aber doch Rec. (gewiß nicht aus bitterer Tadelsucht) anzuzeigen: Gleich zum Anfang wird mit Sonne und Wonne gereimt, und unten in der Schlußrede: Liebe und Triebe. Das cultivirte Ohr des Deutschen verträgt einmal diese zu sehr gemisshandelte Combinationen nicht mehr! — Weiter singt Hannchen:

„Meines Busens Fülle wird Hochgesang!“

Die Durchl. Dichterin vergleiche damit, wie Boileau die Sprache eines Landmädchens bestimmt und beschreibt:

Son tour simple et naif n'a rien de fastueux,
Et n'aime point l'orgueil d'un Vers présomtueux.

Sprachunrichtigkeiten sind unter andern folgende: „Ihr würdet mich nicht schmähen, aber beneiden!“ Ferner: „Gleich wird getrillert, gepfiffen, oder gar Stadtneuigkeiten ausgekramt.“ Im sechsten Auftritt ist die Bestimmung des Lämmchens und der Turteltauben, zu dunkel und ungewiß; und, sollen sie als Opfer bluten, für die Mädchen und für die Situation fast — etwas empörend. — Die Schlußrede ist in Alexandrinischer Versart; diese hat jederzeit eine gewisse schleppende Monotonie, welcher sehr durch äußerst feine Declamation aufgeholfen werden muß. Es wäre vielleicht gut, wenn sich jedermann gegen die Aufnahme dieses Rythmus sonderlich bey Theaterprologen und Epilogen warnen ließe. —

„Der Dankbarkeit Gefühl, das laut im Busen pocht,
„Hat meine Schüchternheit für heute unterjocht!“

klingt — zu wenig modern.

Endlich kann Rec. nicht umhin, noch zu bemerken, daß die Aufschrift in drey Aufzügen, sehr uneigentlich zu nehmen ist. Das Ganze ist nämlich, in der Nähe besehen, ein bloßes Nachspiel, oder Avertissement in einem Aufzug; weil aber die Scene ein paarmal durch Gardinenaufzüge sich verändert, so ward daher dieser Titel, der nicht nach der Strenge auszulegen ist, gewählt.

pht.

5. Weltweisheit.

Denkwürdigkeiten aus der philosophischen Welt, herausgegeben von Carl Adolph Cäsar, Professor der Philosophie auf der Universität Leipzig. Vierter Band. 1787. Leipzig, in der Müllerschen Buchhandlung. 300 Seiten. Fünfter Band. 1787. 243 Seiten.

Im

Im vierten Bande sind folgende Abhandlungen enthalten: I. Fragmente der Philosophie des Herrn Turgot. II. Ueber das Eingebildete in der menschlichen Glückseligkeit, von Kindervater. Diese Abhandlung enthält manche richtige und treffende Bemerkungen, doch fehlt es ihr an genugsamen Interesse, weil der Verf. seinen Hauptsatz, daß bey der menschlichen Glückseligkeit das Eingebildete das meiste, und mehr wie der wirkliche Genuß selbst ausmache, blos aufgestellt hat, ohne ihn aus psychologischen Gründen zu erklären, oder nützliche Resultate daraus herzuleiten. III. Versuch zu einer Uebersetzung des Lukrez, von ebendemselben. Sie ist prosaisch, weil der Uebersetzer es nur unter die Möglichkeiten rechnet, den Lukrez metrisch gut zu übersetzen, im Ganzen aber nicht übel gerathen. IV. Ueber die Axiome. Ganz auf Kantische Grundsätze gebauet. Der Verfasser vergleicht die Axiome der Mathematik mit denen der Philosophie, und findet den Unterschied beider besonders darin, daß jene nach unmittelbaren Gesetzen der reinen Anschauung von jedem eingesehen, und von niemanden angefochten werden können, (wenn man doch nur erst recht wüßte, was reine Anschauung eigentlich sagen will, und wie sie noch von der empirischen Anschauung verschieden ist, und vor ihr vorhergehen kann?) diese aber schlechterdings nicht im Stande sind, ihre Begriffe a priori darzustellen, sondern blos die Regeln enthalten, nach welcher eine synthetische Einheit der Wahrnehmung gesucht werden soll. — Im Grunde liegt der Unterschied der mathematischen und philosophischen Axiome wohl darin, daß die Mathematik sich ihre Gegenstände selbst schafft und sinnlich darstellen kann, dahingegen die Philosophie sich nur mit gegebenen Gegenständen beschäftigt, die ihr ihrer Natur nach unbekannt sind, und deren Erkenntniß eben darum eines geringern Grades der Deutlichkeit fähig ist. V. Ueber den Zweck der Strafen, von dem Herausgeber. Aus dieser überhaupt gründlichen und interessanten Abhandlung, welche sich durch neue eigenthümliche Gedanken und scharfsinnige Entwickelung vorzüglich empfiehlt, verdient dasjenige besonders geprüft und beherzigt zu werden, was der Verf. darin über oder vielmehr wider die eigentlichen Todesstrafen sagt. Er sucht zu beweisen, daß, da überhaupt der Zweck einer jeden Strafe nichts anders, als Abschreckung von der Uebertretung des Gesetzes sey, eigentliche Strafe nur immer den ordentli-

dem Fusse [illegible], daß sie [illegible] außerordentlichen Zustande (der äußersten Noth,) weder ein Oberherr noch ein Unterwürfiger denkbar sey, daß man ihm daher das Uebel, was ihm der Oberherr seine Unterthanen bloß Nothwehr zufügt, nie Unrecht Strafe nenne) weil der Bestrafte keine äußerliche Verbindlichkeit hat, sie zu erdulden, und daß sich in einem solchen Fall zwar nach einem Zweck von der Rettung, aber nicht von der Bestrafung des Uebelthäters fragen lasse. Wenn eigentliche Strafen finden, seiner Meynung nach, nur im ordentlichen, sogenannte Todesstrafen aber nur im außerordentlichen Zustande statt, und Abschreckung und Besserung [illegible] können sich nie einen gerechten Grund zu Strafen abgeben. Dies letztere wird damit erwiesen, daß kein einzelner Unterthan, und folglich auch keine Gesellschaft einem Oberherrn das Recht über Leben und Tod zu [illegible], antragen könne, so lange kein Fall der äußersten Noth eintrete. Dies setze den Gesetzen der Natur den Krieg entgegen, und also könne auch jede Gesellschaft dem Gesetz der [illegible] unterthan [illegible]; [illegible], sondern [illegible] der äußersten Noth da ist. Der Oberherr hat daher zwar ein Recht, den Verbrecher hinrichten zu lassen, dessen Erhaltung mit seiner eigenen Sicherheit, oder auch mit der Sicherheit eines Einzigen seiner Unterthanen ganz unverträglich ist; aber er hat durchaus kein Recht, irgend einen Verbrecher auch dann zu tödten, wann weder er selbst, noch irgend einer seiner Unterthanen umzukommen in Gefahr ist. Selbst alsdann, wenn das Verbrechen in der Ermordung eines oder mehrerer Bürger bestanden hätte, würde es [illegible] nicht ungerecht seyn, ihn entweder auf frischer That, oder bey seiner Gegenwehr, oder auf der Flucht zu tödten; aber ungerecht würde es bleiben, wenn man ihn auch dann noch tödten wollte, wenn er schon in Fesseln geschlagen wäre, und der Staat Mittel genug in Händen hätte, [illegible] — alle Bürger sicher zu stellen; und die Gefahr der äußersten Noth von ihnen abzuwenden. — Was würden doch die Gesetze und Verfassung mancher Staaten für eine ganz andere Gestalt bekommen, wenn sie nach diesen richtigen Grundsätzen sollten eingerichtet werden, z. B. die englischen, nach welchen schon auf jeden noch so kleinen Diebstahl die Todesstrafe gesetzt ist, u. s. w. — Wichtig ist noch die Frage, die der Verfasser aufwirft: Darf die Gesellschaft hoffen durch die Hinrichtung einzelner Bösewichter zu bewirken,

den, auf mehrere vergleichen würde und verwahrloseste Gemü-
ther abgeschreckt werden? Auf was, antwortet er, will er
diese Hoffnung stützen? Auf die Natur des Menschen? Aber
diese wird ihn lehren, daß Strafen viel zu ohnmächtig sind,
die Fesseln der Leidenschaften zu zerbrechen. Auf die Erfah-
rung und Geschichte? Aber gerade diese scheinen auf meiner
Seite zu seyn. Man hat nicht gefunden, daß bey Natio-
nen, die nichts von Todesstrafen wußten, mehrere oder
größere Verbrechen begangen worden sind, als bey denen, wo
sie gebräuchlich waren; aber leider hat man gefunden, daß
in verdorbenen Zeitaltern, die ausgesuchtesten Martern nicht
vermögend waren, den Verbrechen zu wehren. Von der
Größe und Menge der Strafen läßt sich durchaus nicht auf
die Geringfügigkeit und Seltenheit der Verbrechen bey einem
Volke schließen, und vergebens wird ein Gesetzgeber durch
Blutgesetze und Gefängnisse den Mangel eines vernunftmäßi-
gen Unterrichts, den Mangel guter Schulen, Lehrer und
Sitten ersetzen. — Wie wahr und richtig! Möchten doch
alle Regenten dies recht beherzigen, und mehr darauf bedacht
seyn, die Quellen der Verbrechen durch Verbesserung der Er-
ziehung, des öffentlichen Unterrichts und der bürgerlichen Ver-
fassung zu verstopfen, als den Ausflüssen derselben durch Ge-
setze und Strafen Dämme entgegenzusetzen. Wir wünschten
auch von dem Hrn. P. Cäsar noch bey einer andern Gelegen-
heit die wichtige, hiemit genau zusammenhängende Untersu-
chung angestellt zu sehen, die aber bisher noch nicht genug
von Philosophen erörtert ist; wie die Arten und Grade der
Strafen genau den Arten und Graden der Verbrechen gemäß,
und zwar so eingerichtet sind, daß beyde in einem natürlichen
Zusammenhange mit einander stehen, und die Strafen das
Ansehen des Willkührlichen und Positiven so viel möglich ver-
lieren. Dies scheint unstreitig das sicherste Mittel zu seyn,
ihre Wirkung auf die Gemüther der Menschen zu vermehren,
und der Erbitterung und dem Unwillen vorzubeugen, welcher
eine nothwendige Folge des unrichtigen Verhältnisses dersel-
ben zu den Verbrechen seyn muß. VI. Ueber die Liebe zur
Wahrheit, dem Herrn Professor Hindenburg gewidmet,
gleichfalls von dem Herausgeber. Unter der Liebe zur Wahr-
heit versteht man die Liebe zur Erkenntniß der Wahrheit, die
Liebe die Wahrheit zu sagen, und die Liebe, Wahrheit aus-
zubreiten, und das, was der Verf. unter dem letzten Punkt
sagt, ist vorzüglich lesenswürdig, und verdient Beherzigung.

VII.

VII. Ueber Mendelssohns Darstellung des Spinozismus von Heydenreich. Da die Prüfung des Systems Spinozas schon lange einige unsrer vorzüglichsten Denker beschäftigt hat, und noch beschäftigt; so glauben wir unsern Lesern keinen unangenehmen Dienst zu thun, wenn wir ihnen das Wichtigste aus dieser merkwürdigen Abhandlung etwas weitläuftig vorlegen, deren Verf. sich darin als einen scharfsinnigen Forscher und Kenner des Spinozismus zeigt, und denselben nicht allein bis zu seinem ersten Ursprunge verfolgt, sondern ihn auch aus einem neuen Gesichtspunkte betrachtet, und hin und wieder zu ergänzen bemüht ist. Mendelssohn, heißt es, schätzte zwar Spinoza als einen der tiefsten Denker der neuern Zeit; allein es ist doch auch gewiß, daß er nicht aus Unkunde der Sache, nicht aus Leichtsinn, sondern aus wirklich guten Absichten sein System zerstückt, und in manchen Stücken wirklich entstellt vorgetragen hat, um nämlich die Leibnitzisch-Wolfische Schule mit ihm zu versöhnen, und einen sogenannten verfeinerten Spinozismus aufzustellen. Doch jedes andere System hätte vielleicht bey einer solchen Behandlung weniger verloren, als gerade dieses, welches in der That aus einer so bündig verschlungenen Schlußkette besteht, daß mit Wegnehmung oder Mißdeutung eines Begriffs das Ganze die Gestalt einer zwecklosen Zusammensetzung willkührlicher Grundsätze und Behauptungen bekömmt. Wolf und nach ihm Jacobi sahen es allein aus dem einzigen wahren Gesichtspunkt an, indem sie die Möglichkeit einer Schöpfung aus nichts als den Grund desselben betrachteten. Aber Mendelssohn fand es eben so wenig, als die meisten Gegner Spinozas, für gut, von hier auszugehen, sondern behauptete gleichfalls, sein System beruhe größtentheils auf einem falschen Begriff der Substanz. Um dieses zu widerlegen, geht der Verf. dem Geist Spinozas in seinem Gange nach, und zeiget, wie er darauf kam, diese Definition zum ersten Grunde seines Systems zu machen. Mir, dem vorstellenden Wesen (so ungefähr wird jeder denkende Kopf seine Betrachtung über das Daseyn der Welt und der Gottheit anfangen) kommen allaugenblicklich Erscheinungen zu; einige davon scheinen ihren Grund in gewissen außer mir befindlichen Objekten zu haben, einige scheinen unmittelbar aus den Veränderungen meines Wesens selbst zu entspringen. Dadurch daß ich in mir selbst den Grund zu den meisten meiner Bestimmungen zu finden glaube, bilde ich nach und nach den Begriff eines

indi-

individuellen für sich bestehenden Dinges, eines Ganzen; und indem ich von vielen Dingen ihren wesentlichen Zusammenhang mit den übrigen nicht einsehe, trage ich jenen Begriff auf sie über. So stellt mir die Erfahrung mich und die Dinge um mich her als eine Menge Wesen vor, von denen jedes seine Individualität und Selbstständigkeit hat. Innigst in meine Natur verwebt ist das Vermögen und der Trieb, von Wirkung zur Ursache aufzusteigen. Wie kann ich also, umringt von diesen zahllosen Erscheinungen, mich der Frage enthalten: woher sind diese Objekte? sind sie zufällig oder nothwendig? enthalten sie den Grund ihres Daseyns in sich, oder ist irgend ein anderes Wesen, das sie hervorbrachte, und ihre Existenz fortsetzt? Zwey Fälle bieten sich mir zur Wahl an; entweder diese Dinge sind selbst nothwendig, oder wenn sie nicht nothwendig sind, so ist außer ihnen ein nothwendiges Wesen, welches den Grund ihres Daseyns enthält. So viel ist gewiß: es ist ein nothwendiges Wesen, so gewiß, als etwas ist. Mit der Festsetzung dieses Grundsatzes bin ich dem Schauplatz der Erscheinungen entrückt, ich darf meinen Sinnen den Zugang verschließen, und nur darauf merken, was mir meine Vernunft von dem nothwendig daseyenden Wesen sagen kann. So viel weiß ich für jetzt: es ist durch sich, sein Begriff bedarf zu seinem Begriff nicht des Begriffes eines andern Dinges; denn es ist keine Wirkung, sondern die Ursache aller Wirkungen. Das nothwendige Wesen muß unendliche Realitäten oder Vollkommenheiten besitzen; denn besäße es endliche, so könnte es andere Wesen geben, die vollkommener wären, als es selbst ist.

Mehr, als ein nothwendiges Wesen, kann es nicht geben; gäb es mehrere, als eins, so müßten sie wahrhaft getrennt seyn, zwischen ihnen wäre also nichts; allein dieses ist gar kein Gedanke. Ich bin also überzeugt von dem Begriffe eines nothwendigen Wesens, das ist von seinem Daseyn. Eher müßte ich davon überzeugt seyn, ehe ich von dem Daseyn eines zufälligen etwas wissen könnte, denn um etwas als zufällig zu denken, muß der Begriff des Nothwendigen zum Grunde liegen. Wenn ich also zeither die mir erscheinenden Dinge zufällig nannte, so war dieß ein unwillkührliches Geständniß meiner Unkunde der Natur und der Verbindungen derselben; da ich hingegen mit völliger Gewißheit sagen kann: es ist ein nothwendiges Wesen, denn es ist etwas, denn ich

bin.

hin. Und dieses ist der Begriff, von welchem Spinoza ausgieng; daß er ihn Substanz nannte, darf ihm niemand verargen, dieses Wort paßt gerade zu ihm am besten, und er erschlich sich ja nicht etwan diese Lizenz, sondern erklärte, ehe er noch eine andere Behauptung vortrug, was er Substanz nenne. Und hier gieng Spinoza von der gemeinen Meynung ab. Eine erschaffende Kraft, ein Uebergang des Unendlichen in das Endliche, ein Beginnen der Zeit ohne Zeit, scheinen ihm widersinnige Begriffe; da er hingegen bey der entgegengesetzten Meynung nichts Widersprechendes annehmen zu müssen glaubte. Die erste Frage, die sich nun ferner dem denkenden Menschen aufdringt, wenn er, überzeugt von dem Begriffe eines nothwendigen Daseyns, zu dem Schauplatz der Erscheinungen zurückkehrt, ist keine andere, als die: sind diese Dinge um mich her das nothwendige Wesen selbst, oder sind sie zufällig? Und diese Frage setzt nothwendig die voraus: was sind sie in Rücksicht auf ihr Wesen? sind sie eine Zusammensetzung von einfachen Dingen? oder ist überhaupt gar nichts Einfaches; oder ist überhaupt gar nichts Zusammengesetztes, sondern alles nur Eins? Giebt es wirklich zwo ganz heterogene Gattungen materieller und geistiger Dinge? oder wird dieser Schein der materiellen Welt durch geistige Kräfte, oder das Spiel einer allmächtigen Gottheit hervorgebracht? Alle diese Fragen begnügten sich von jeher die Schulmetaphysiker mit einer kahlen Definition von Substanz zu beantworten. Mendelssohn nimmt zwey Begriffe von Substanz an; nach dem einen ist sie das Selbstständige, nach dem andern das für sich bestehende Wesen. „Allein es kömmt hier alles auf die Erklärung des Begriffs: für sich bestehen, an; soll dieß so viel heißen: mit keinem andern Dinge zusammenhängen? wesentlich von ihm getrennt seyn? den Grund seines Fortwirkens in sich enthalten? Dieses muß unstreitig die Bedeutung seyn, oder man spielt mit Worten. Wir wollen also geradezu die Frage aufwerfen: Giebt es einzelne Dinge? Giebt es überhaupt Getrenntheit und Zusammensetzung, oder vielmehr, kann die Vernunft sie erweisen?" Wenn wir von dem Begriff des nothwendigen Wesens selbst ausgehen, so können wir uns dasselbe nicht anders, als beständig wirksam vorstellen, und sonach wären Substanz, ihre Eigenschaften und Bestimmungen, eine und dieselbe Sache: allein wir brauchen nicht einmal den vielen so gehäßigen Gang a priori zu gehen: wir dürfen nur das Spiel unserer Phantasie auf

einige

einige Zeit unterbrochen, um uns zu überzeugen, daß die Vernunft die Dinge nicht anders denken kann, denn als ein einiges Ganzes. Wenn irgend etwas durch wirkliche Abgesondertheit der Theile getrennt wäre, so müßte zwischen ihnen nichts seyn; nichts ist freylich gar kein Gedanke; allein eben darin liegt die Kraft des Beweises. Ueberall, wo wir Trennung, Theilung bemerken, selbst in dem Punkt der Trennung, ist doch immer etwas; es ist also alles ein einiges Ganzes. Will man aber annehmen, daß Dinge wenigstens durch die Bestimmungen der Zeit gesondert sind, so ist die Antwort bereit, daß die Zeit selbst nichts, als eine Scheinidee ist; daß mit der Fähigkeit alles zugleich zu denken, das ganze Blendwerk der Aufeinanderfolge wegfallen würde, daß also die Geneigtheit, Dinge als durch die Zeit gesondert und geordnet zu denken, nichts ist, als ein Hülfsmittel für Wesen von begränzter Vorstellkraft, eine Folge des Gesetzes, das die Fassungskraft unserer Sinne und unsers Verstandes an ein gewisses Maas bindet. So nennen wir z. B. eine Pflanze ein Ding, ein Ganzes, und doch ist sie im Grunde nichts mehr, als ein Theil, im strengsten Sinne des Worts; nur daß ihr Zusammenhang mit dem Uebrigen durch Theile geschieht, die unsre Sinne nicht wahrnehmen können. Die Theile der Materie, die ich, bezogen auf meinen Gesichtskreis, Pflanze nenne, sind nur ein Bruchstück eines nur zum Theil sichtbaren Ganzen. Hier beginnen nicht etwa neue Reihen, neue Zusammensetzungen, die das Daseyn und die Art dieses Dinges zum endlichen Zwecke haben; die Umrisse der Pflanze sind die Umrisse meines endlichen Sinnes; könnt ich anders sehen, so verschwände die Pflanze, ich sähe andere Bruchstücke des Ganzen, und diese würde ich dann mit eben dem Rechte Ganze nennen, mit dem ich die Pflanze also nenne. Was können demnach für sich bestehende materielle Wesen seyn? nichts anders, als solche, die in einem Wesen von begränzter Vorstellkraft die Idee eines Ganzen erregen. — Dieses ganze Raisonnement, wodurch sich der Verf. den Weg zu dem Hauptsatze des Spinozismus zu bahnen sucht, scheint mir doch eigentlich das nicht zu beweisen, was es beweisen soll, daß es nämlich außer der einzigen Substanz keine für sich bestehende Dinge giebt. Denn es folgt daraus ja im Grunde nichts anders, als daß alles, was wir um uns her anschauen, genau zusammenhängt, daß nirgends eine wahre Lücke, ein leerer Raum ist. Dieses haben schon viele Philosophen angenommen;

men; aber darum sind sie noch keine Spinozisten gewesen. Es mag wahr seyn, daß alle die Abschnitte des Raums und der Zeit, in welchen uns die Außendinge erscheinen, nur so viele Fächer sind, worin unsre eingeschränkte Vorstellungskraft das ganze große All der Dinge zertheilen muß, um nicht unter der Menge der Ideen zu erliegen, welche von außen auf sie zuströmen, und Ordnung und Klarheit in ihren Vorstellungen zu erhalten. Allein würde sich dieses All der Dinge auch in diese Abtheilungen und nach den bestimmten Regeln unsers Anschauungsvermögens zerlegen lassen, wenn in ihnen selbst keine Bestimmungen und Eigenschaften lägen, die dieses möglich machen, und was können dieß anders für Bestimmungen seyn, als Mehrheit für den Begriff des Raums, und Veränderlichkeit für den Begriff der Zeit? So abhängig also auch immer die Absonderungen und Trennungen der Dinge von der wesentlichen Einrichtung der menschlichen Denkkraft und den Gesetzen seyn mögen, nach welchen sie wirkt, so würden sie doch überall nicht möglich seyn können, wenn nicht mehrere einzelne Dinge außer uns vorhanden wären, und wenn diese Dinge sich nicht veränderten und einem Wechsel unterworfen wären. Sind aber mehrere Dinge da, so müssen sie auch für sich bestehen, und ein abgesondertes Daseyn haben, weil eine wahre Mehrheit dieses nothwendig voraussetzt. Sehen wir noch weiter auf die Behauptung Spinozas, daß alle Dinge nur Modifikationen, nur Gedanken der unendlichen Substanz sind, so begreife ich gar nicht, wie ein Gedanke derselben, der doch der Mensch, nach seinem System, nur seyn soll, die übrigen Gedanken dieser unendlichen Substanz, nämlich die äußern Dinge, sich wieder als getrennt und abgesondert vorstellen, und solche willkührliche Einschnitte in sie machen kann, wenn diese nur ein einziges Ganzes ausmachen. Ueberhaupt können Spinoza und seine Anhänger, meinem Bedünken nach, eigentlich den Ausdruck: ein Ganzes, in seinem gewöhnlichen Sinne gar nicht gebrauchen, denn er zeigt doch nichts anders, als den Inbegriff mehrerer Theile an, und die lassen sie gar nicht gelten, und können sie nicht gelten lassen, wenn sie konsequent seyn wollen. Alle Theilung ist nach ihnen nur scheinbar, und also muß auch das Ganze nur scheinbar seyn, und sie dürfen also wohl von Einem; aber nicht vom Ganzen reden. — Allein, wirft sich der Verf. selbst ein, wenn wir dem Grunde der materiellen Erscheinungen nachspähren, finden wir dann nicht eine

Menge

Menge von Kräften, die, indem sie verschiedene Wirkungen hervorbringen, in ihren besondern Wirkungen aber sich gleich bleiben, gewiß durch sich sind, und unabhängig von einander für sich bestehen? Es ist wahr, antwortet er, das Wort Kräfte führt etwas Geheimnißvolles mit sich; allein, wenn wir es genau entwickeln, so drückt es nichts mehr aus, als die unbestimmte Ursache gewisser unerklärbarer Erscheinungen. Wenn wir lange genug beobachtet haben, und unsere Seele kein Mittel mehr findet, ihre Neugierde nach Ursachen zu befriedigen, dann beruhigt sie sich wenigstens; indem sie ein einfaches Wesen dichtet, das jene Erscheinungen hervorbringen soll, und dieses Kraft nennt. Man gehe alle sogenannte Kräfte der Körper durch, und man wird durch keine einen bestimmten Begriff bekommen. So bequem nun auch die Erschaffung eines solchen Begriffs für unsere Vernunft ist, so müssen wir doch darum ihn nicht realisiren, und ihm eine besondere Realität beylegen. — Aber sollte hiebey nicht eben der Schluß gelten müssen, welchen der Verf. vorher bey dem nothwendigen Wesen annahm, daß wir nämlich das Daseyn eines solchen Wesens behaupten müßten, weil wir durch einen innigst in unsre Natur verwebten Trieb gedrungen sind, von Wirkung zur Ursache hinaufzusteigen, und wir es uns also nicht anders denken können, als daß ein nothwendiges Wesen existirt? Eben so müssen wir ja auch jetzt berechtigt seyn, den so unendlich mannichfaltigen Wirkungen und Veränderungen, die wir in der materiellen Welt wahrnehmen, auch mannichfaltige Kräfte zum Grunde zu legen, welche diese Wirkungen und Veränderungen hervorbringen. Unsre Kenntniß von diesen einfachen Kräften der Natur ist zwar sehr unvollständig und eingeschränkt; indessen wissen wir doch so viel von ihnen, daß sie die Ursachen jener Wirkungen sind, die wir gewahr werden, daß aus einerley Kräften und unter einerley Umständen auch einerley Erfolge nach unveränderlichen Gesetzen fliessen, und unsere Vernunft findet wenigstens nur dann allein Befriedigung, wenn sie auch auf diese materiellen Erscheinungen das Gesetz der Kausalität anwenden kann. So viele Schwierigkeiten also auch immer übrigens Leibnitzens Theorie der substantiellen Kräfte haben mag, so kann sie doch, von dieser Seite betrachtet, eben so viele Ansprüche auf Gewißheit machen, wie jener erste Grundsatz des Spinozismus; es giebt ein nothwendiges Wesen, weil sie allein die Vernunft bey ihren

gen Nachforschungen beruhigt, und ihre sonst unauflöslichen Fragen beantwortet. —

Hienächst kömmt der Verf. auf die Untersuchung der Argumente für die Selbstständigkeit der geistigen Wesen, und gesteht, daß, wenn in Spinozas System irgendwo eine wesentliche Lücke ist, sie unstreitig hier ist. Von der Körperwelt beweist er uns umständlich, daß gar keine wesentliche Trennung in ihr Statt findet; bey der Geisterwelt hingegen stellt er den paradoxen Satz auf, daß die Seelen der Geschöpfe keine besondere für sich bestehende Wesen sind, sondern nur Bestimmungen der unendlichen denkenden Substanz; verliert aber kein Wort, um das Auffallende dieser Meynung zu mildern, kein Wort, um das Phänomen des Individualitätsbewußtseyns zu erklären, welches nach seinem System kaum möglich zu seyn scheint. — Unstreitig ist es die wichtigste Schwierigkeit, welche Spinozas System trifft, daß nach demselben das Bewußtseyn unsers individuellen Daseyns ganz unerklärlich ist. Wenn ich selbst nichts anders, als eine Bestimmung, ein Gedanke einer höhern, denkenden Substanz bin, wie kann ich mich dann für eine eigene, von allen andern mich umgebenden Dingen unterschiedene Kraft halten? Wie kann eine Vorstellung wieder andere Vorstellungen wirken, und alle diese Wirkungen auf sich selbst, als auf ein einziges Subjekt, beziehen? wie ist Erinnerung und das Gefühl der Personalität ohne Einheit der Kraft möglich? Alle diese Fragen scheinen mir nach Spinozas Grundsätzen unbeantwortlich. Doch man höre erst, wie sich der Verf. hier heraushilft, und diese Lücke zu ergänzen sucht. Es ist wahr, sagt er, würde Spinoza geantwortet haben, ein klares Bewußtseyn stellt mich mir als ein Individuum, als ein für mich bestehendes Wesen vor, das sich selbst zu den meisten seiner Thätigkeiten bestimmt, so, wie alle andere Thiere, bis zu den untersten Stufen des Lebens, in einem dunkeln Gefühle dasselbe empfinden. Allein was sagt mir nun eigentlich dieses Ich, das alle meine leidentlichen Zustände sowohl, als meine Selbstthätigkeiten, begleitet? An sich, wenn ich von allem dem abstrahire, was ihm zugeschrieben wird, gar nichts. Es ist wahr, ich schreibe diesem Ich alles zu, was in mir vorgeht, ich sage: ich empfinde, ich stelle mir vor, ich denke, ich bestimme mich, ich erfinde; aber wenn ich die Wahrheit sagen soll, so thut bey allem diesen das Ich gar nichts, die Veränderun-

änderungen, die Thätigkeiten entstehen durch Ursachen, die völlig außer ihm sind, und um deren Verhältniß zu ihm es gar nichts weiß — Gut; das ändert ja aber in der Sache selbst gar nichts, ob diese Veränderungen in unserm Ich durch äußere Ursachen und Veranlassungen sind bewirkt worden, oder nicht. Genug, sie sind jetzt in uns, wir fühlen, daß wir sie durch eine eigene Kraft in uns hervorgebracht haben, daß sie alle in einem und demselben Subjekt sind, und daß dasjenige, was jetzt in uns denkt, empfindet und handelt, noch eben dasselbe Wesen ist, welches seit dem ersten Anfange unsers Bewußtseyns in uns dachte, empfand und handelte. Dieses Wesen kann also unmöglich selbst wieder ein Gedanke oder eine Empfindung seyn, sondern es muß wesentlich von seinen Wirkungen verschieden, das heißt, eine Denk- und Vorstellungskraft seyn, und folglich ist auch die Idee von dem Ich nicht so ganz leer und ohne Bedeutung, wie sie der Verf. ausgeben will. Eben so wenig kann ich ihm beystimmen, wenn er sagt: die Vergesellschaftung meiner erworbenen Ideen, das absichtliche Hervorziehen sowohl, als das unwillkührliche Zurückkehren derselben, alle Absonderungen, Zusammensetzungen, Beziehungen u. s. w. geschehen ohne mein Zuthun; ich bin bloß der Zuschauer von Veränderungen, die in einer gewissen Sphäre vorgehen. Das Ich ist bloß das logische Subjekt aller Vorstellungen, es entsteht zugleich mit dem Gefühle des Lebens, und so, wie dieses nicht durch sich selbst gebildet wird, so entsteht auch dasselbe durch die Kräfte außer ihm befindlicher Dinge. Fragt man aber weiter, warum diese Vorstellungen immer das Bewußtseyn mit sich führen, so fragt man nichts weniger, als warum diese Vorstellungen da sind. Bewußtseyn ist die nothwendige Grundlage jeder Vorstellung, jedes Gedankens. Bewußtseyn ohne Vorstellung ist nur als allgemeine Idee möglich, und Vorstellung ohne Bewußtseyn ist gar nicht gedenkbar. Man weiß, daß mit eben diesen Gründen Herr Kant zu beweisen sucht, daß unser ganzes Individualitätsbewußtseyn täuschend ist, und der Verf. gesteht auch selbst, daß er das Angeführte größtentheils von diesem Philosophen entlehnt hat, der unstreitig durch diese und ähnliche Behauptungen, wie auch schon bey einer andern Gelegenheit in unserer Bibliothek (Band 66. S. 97.) gezeigt worden ist, die eigentliche wahre Deduktion des Spinozismus gegeben hat. Allein ich muß gestehen, daß gerade dieser Theil des Kantischen Systems die allermeisten Schwä-

chen zu haben, und auf den allerunstatthaftesten Grundsätzen zu beruhen scheint, und es mich aus dieser Ursache sehr wundert, daß der sonst so scharfsinnige Verf. dieß alles so geradezu annimmt. Denn was soll man sich doch eigentlich dabey denken: wir sind bloße Zuschauer von Veränderungen, die in einer gewissen Sphäre vorgehen, das Ich ist bloß das logische Subjekt aller Vorstellungen u. s. w. Mit welchem Rechte kann man doch die Seele oder das Denkende in uns einen Zuschauer nennen, da sie alle ihre Operationen mit selbstthätiger eigener Kraft wirkt, da alle ihre Veränderungen innigst in ihr Wesen verwebt sind, und genauere psychologische Beobachtungen uns lehren, daß keine einzige, auch noch so unmerkliche und schwache Vorstellung verloren geht, kein einziger Eindruck, welcher auf sie einmal gemacht wurde, gänzlich verlöscht, sondern sich mit zu der großen Masse ihrer Ideen gesellet, welche jedesmal ihrer wirksamen Kraft die Richtung geben? Das Denkende kann ja unmöglich von den Gedanken unterschieden seyn, und gleichsam außer denselben existiren, sondern diese machen ja mit ihm nur Eines aus, und sind nichts anders, als dessen verschiedene Bestimmungen und Akten, wie sich seine Thätigkeit äußert. Aber dieses Denkende soll selbst nur ein logisches Subjekt aller Vorstellungen seyn. Dieser Ausdruck kann nichts anders sagen wollen, als ein scheinbares, täuschendes Subjekt, und dann setzt es nothwendig wieder ein anderes reelles Subjekt voraus, dem es so erscheint. Wollen wir also den Schein nicht bis ins Unendliche ausdehnen, so müssen wir doch endlich einmal bey einem selbstständigen reellen Subjekt stehen bleiben, und warum wollen wir uns dann noch erst einen so großen Umweg machen, und nicht lieber gleich dieß logische Subjekt, welches allen unsern Vorstellungen zum Grunde liegt, für jenes Reelle selbst halten, welches wir doch durchaus anzunehmen gezwungen sind. Nicht weniger sonderbar ist es, wenn es noch ferner heißt: In welchem Zustande wir nun den Menschen betrachten, so ist er immer mit einer Empfindung, einer Vorstellung, einem Bestreben beschäfftigt, oder vielmehr er ist selbst eine Empfindung, eine Vorstellung, ein Bestreben. Wenn wir diese Empfindung, Vorstellung u. s. w. als von uns gesondert, als einen Gegenstand ansehen, mit dem wir uns beschäftigen, alsdann hat sie als Aktus schon aufgehört, und es ist eine neue da, und so fort ins Unendliche. Demnach ist das Wesen, das wir Mensch nennen, seiner wahren Natur nach

nichts

nichts anders, als eine Reihe von Vorstellungen. — Aber was ist es denn, möchte ich fragen, was diese Reihe von Vorstellungen verknüpft, welche den Menschen ausmachen sollen? was giebt ihnen den Zusammenhang, die Ordnung und Einheit, die wir unter ihnen wahrnehmen? Warum hängen sie sich gerade in so regelmäßiger Verbindung an einander, und folgen sich nach so unveränderlichen Gesetzen? Läßt sich dieß wohl auf irgend eine vernünftige Art einsehen, wenn kein einfaches Subjekt da wäre, welches alle diese zerstreuten Vorstellungen zusammenhielte, und nach bestimmten Regeln ordnete? Mich dünkt, schon allein diese Einheit im Mannichfaltigen, diese Regelmäßigkeit der Zusammensetzung, die wir bey allen oft anscheinenden Unordnungen dennoch gewahr werden, wenn wir genauer den ganzen Gang unserer Ideen untersuchen, wäre hinreichend, uns davon zu überzeugen, daß der Mensch nicht bloß eine Reihe von Vorstellungen seyn kann, sondern daß allen diesen Reihen von so mannichfaltigen und auf einander folgenden Vorstellungen eine reelle, für sich bestehende und vereinigende Denkkraft zum Grunde liegen müsse; obgleich der Verf. sehr dreist im Geiste Spinozas sagt: was ihr Kräfte nennt, sind bloß Geschöpfe eures absondernden Verstandes, bloß metaphysische Wesen ohne Realität. Keine Erfahrung hat euch von einem Dinge dieser Art unterrichtet, (von Spinozas nothwendigem Wesen unterrichtet uns die Erfahrung aber eben so wenig. Vielleicht ist dasselbe auch nichts anders, als ein Geschöpf seines absondernden Verstandes!) und wenn euch euer Verstand nöthigte, für die Reihen von Vorstellungen, die das ausmachen, was wir Seelen nennen, gewisse selbstständige Kräfte anzunehmen, durch die sie sich entwickeln, so nöthigt mich der meinige mit mehrerem Grunde, nichts mehr anzunehmen, als daß Vorstellung auf Vorstellung folgt bis ins Unendliche. Der gesammte Inbegriff aller dieser Modifikationen des Denkens aller dieser Arten des Bewußtseyns macht die unendliche denkende Substanz aus. Warum, frage ich, müssen unendliche Reihen von Vorstellungen eine unendliche Substanz ausmachen, da endliche Reihen keine endliche Substanz fordern? Wenn es also die Grenzen des Bewußtseyns sind, die den Gemeinsinn vermögen, mich als ein Wesen, als ein Individuum anzusehen, so sind es hinwiederum eben die Grenzen, die es meiner Vernunft unmöglich machen, mich für etwas mehr, als einen Theil eines allgemeinen unendlichen Bewußt-

seyns zu halten. Wenn man demnach von den Seelen der Menschen analogisch auf die Seelen der Thiere schließt, so sieht man, daß die Vernunft das Fürsichbestehen der Geister eben so wenig beweisen könne, als jenes der Körper, daß sie vielmehr nothwendig auf den Gedanken gebracht wird, daß diese Reihe Vorstellungen, die wir Seele nennen, mit einer andern Reihe Vorstellungen zusammenhängt, diese wieder mit einer andern, und so fort ins Unendliche. — Durch alles dieses wird ja doch jene große Schwierigkeit nicht befriedigend aufgelöset, wie es möglich ist, daß diese sogenannten Seelen, die aber nichts anders, als bloße Reihen von Vorstellungen sind, sich in der ungeheuren Masse der Gedanken der unendlichen Substanz gleichsam isoliren können, in welcher sie doch eigentlich nur ihren Vereinigungspunkt haben; wie sie die übrigen Vorstellungen der einzigen Substanz in ihren Wirkungskreis hineinziehen, und das Gefühl der Selbstständigkeit haben können, da sie im Grunde doch gar kein eigenes getrenntes Daseyn haben. —

Mendelssohn wirft hierauf die Frage auf: wie ist Bewegung, wie Mannigfaltigkeit in der Form nach Spinozas System möglich? Allein in welchem andern System, antwortet der Verf., wird wohl hievon Rechenschaft gegeben? Mendelssohn gesteht dieß ja auch selbst zu. Indessen wird sich Spinoza mit seinem Begriffe von Materie noch immer besser helfen können, als jeder andere Philosoph. Nach ihm ist sie eine Eigenschaft des nothwendigen Wesens, eine gewisse Art, wie das unendliche Wesen dem Denken erscheint. Wenn denn nun in diesem nothwendigen unendlichen Wesen keine ruhende Kraft ist, sondern alles unaufhörlich wirksam, so muß nothwendig diese Art der Erscheinung des unendlichen Wesens unter allen Abwechselungen erscheinen, deren sie fähig ist. — Dieß verstehe ich wieder nicht. Spinoza sieht alles Denken nur als Modifikation des nothwendigen Wesens an, und wie kann denn einer Modifikation dieses Wesens dieß Wesen selbst erscheinen? wie kann eine Vorstellung sich die Vorstellkraft selbst wieder vorstellen? — Bewegung und Form der Körper haben also ihren Ursprung im Ganzen. So wenig die scheinbaren Theile ein abgesondertes Daseyn haben, so wenig haben sie auch eine besondere Bewegung, eine besondere Form. Keine Bewegung kann demnach beginnen oder aufhören, und das, was wir die Form eines Körpers nennen, ist nur ein Bruch-

Bruchstück von der unendlichen Organisation der unendlichen Natur. Einen ähnlichen Mangel glaubt Mendelssohn bey der Geisterwelt in dem System des Spinoza zu finden; Güte und Vollkommenheit, Lust und Unlust, Schmerz und Vergnügen sollen nach seinen Grundsätzen unerklärbar seyn. Allein, wenn sie bey ihm unerklärbar sind, so sind sie es mit eben dem Recht bey allen denen, welche die verschiedenen Vermögen der Seele auf ein Grundvermögen zurückgeführt haben. Angenehm und unangenehm empfinden, begehren, verabscheuen, sind beym Spinoza Arten des Denkens, Vorstellungen. Der Mensch ist eine bestimmte Weise, durch die sich die wirksame Macht Gottes ausdrückt; diese kann in sich nichts enthalten, was jene zerstören, ihr Daseyn aufheben könnte, vielmehr muß sie sich wider alles setzen, was sie von außenher zerstören will. Der Mensch hat also, wie jedes Ding, den natürlichen Trieb, in seinem Seyn zu beharren. Dieses Bestreben ist nichts anders, als das wirkliche Wesen des Dinges selbst. Eine angenehme Empfindung ist also der Uebergang des Menschen von geringerer Vollkommenheit zu größerer, eine unangenehme der Uebergang desselben von größerer Vollkommenheit zur geringerern. Eine Begierde ist das Wesen des Menschen selbst, so fern es durch eine jede gegebene Beschaffenheit bestimmt ist, etwas zu thun, oder wie sich Spinoza anderswo ausdrückt, das Wesen des Menschen selbst aus dessen Natur nothwendig folgt, was zu seiner Erhaltung dient. Die Liebe ihrer selbst, so wie die Liebe Gottes, ist in den Geschöpfen nichts anders, als ein Theil der unendlichen Liebe, mit welcher sich Gott selbst liebt. — Wenn sich Spinoza getreu bleiben will, so kann er ja gar nicht von Geschöpfen reden. Denn diese sind ja nach ihm nichts als Gedanken der unendlichen Substanz, die kein eigenes für sich bestehendes Daseyn haben, und wie kann ich denn sagen, daß ein Gedanke sich selbst liebet, und daß seine Liebe zu sich und zu Gott ein Theil der Liebe sey, womit sich Gott selbst liebt? Mendelssohns Einwürfe scheinen also durch diese Antwort noch nicht befriedigend widerlegt zu seyn. Zuletzt kommt der Verf. noch auf die Bemerkung Mendelssohns gegen Spinoza, daß er das Unendliche der Kraft nach nicht von dem Unendlichen, der Ausbreitung nach, unterschieden habe; daß er aus einer unendlichen Menge endlicher Weisen der Ausdehnung die unendliche Ausdehnung zusammensetze. Durch die Zusam-

menhäufung von Dingen derselben Natur werde nun zwar ihre Menge und Ausbreitung vermehrt. Allein die Kraft selbst erhalte dadurch keinen Zuwachs. Spinoza sey also gezwungen, noch ein der Kraft nach unendliches Wesen anzunehmen, von dem jene unendliche Menge abhänge. Damit die vielen einzelnen Dinge ein Ganzes ausmachen, müsse noch ein Wesen da seyn, das sie befasse und zu einem Ganzen verbinde. So scheinbar auch dieser Einwurf ist, sagt er hiergegen, so darf man doch nur wenig mit Spinozas Ideen bekannt seyn, um zu sehen, daß er auf Begriffen beruht, die dieser Weltweise gänzlich verwarf. Nur vermittelst der Phantasie, behauptete Spinoza, mögen wir uns die Größe als endlich, theilbar und vielfach vorstellen. Wenn wir sie mit dem Verstande denken, so müssen wir sie als unendlich, untheilbar und einig annehmen. Indem wir Aufeinanderfolge und Größe nach unsrer Willkühr mittheilen können, wenn wir sie uns gesondert von der Substanz vorstellen, so entsteht Zeit und Maaß. Diese können wir größer oder kleiner annehmen, wenn wir sie für sich betrachten, und nicht die Ordnung der ganzen Natur; denken wir aber die Substanz selbst, so müssen wir diese Vorstellungsart vergessen. An sich hat die Ausdehnung so wie das Denken keine Theile; nur dann eignen wir sie ihr zu, wann wir sie betrachten, wie sie unsern Sinnen und unsrer Phantasie erscheint. Demnach machen die Dinge an sich ein unendliches Ganzes aus, und es bedarf keines Wesens, das sie zu einem Ganzen verbindet. Doch es ist Zeit, daß ich diesen Auszug schließe, der vielleicht schon zu weitläuftig ist, und aus dieser Ursache übergehe ich auch das, was der Verfasser über Mendelssohns sogenannten feinern Spinozismus sagt. Wer wird nicht mit Vergnügen der Kritik des gesammten metaphysischen Systems des Spinoza entgegensehen, welche er künftig zu liefern verspricht, und es würde mir angenehm seyn, wenn ich durch meine hier vorgetragenen Zweifel ihm noch zu einer genauern Prüfung dieses Systems Veranlassung gegeben hätte.

Der fünfte Band enthält: I. Betrachtungen über die Schriftsteller, welche von der peinlichen Gesetzgebung gehandelt haben, und einige Winke zur Reform dieser Gesetzgebung. Aus dem Französischen des Hrn. Lacretelle, Parlementsadvokaten zu Paris, von M. Rosenzweig. Besonders wichtig ist der in dieser Abhandlung angegebne Plan eines ausführlichen Werks über die peinliche Justiz. In einem sol-

chen Werke müßte zuerst von den Verbrechen nach ihrer Natur und ihren Ursachen gehandelt werden, dann von den Mitteln, welche der Staat hat, sie zu verhüten, ferner von den Strafen, und endlich von der Einrichtung des Criminalprozesses, und wie sehr wäre es zu wünschen, daß ein denkender Kopf mit den genugsamen philosophischen und politischen Kenntnissen versehen, nach den hier kurz entworfenen Ideen diesen so wichtigen Theil der Gesetzgebung vollständig bearbeiten möchte. II. Einige Bemerkungen über die Deklamation von Hrn M. R. G. Löbel. III. Ueber die Kraft, welche die Seele über körperliche Empfindung willkührlich ausübt. Aus dem Engl. des Hrn. Barnes, von C. C. L. Bündel. IV. Ueber das Wohlgefallen an traurigen Vorstellungen, von C. W. Kindervater, nebst einem Aufsatz über denselben Gegenstand, aus dem Engl. des Hrn. Barnes übersetzt. V. Bemerkungen über den Zusammenhang der Empfindung und Phantasie. Von Hrn. M. K. H. Heydenreich. Ein trefflicher Beytrag zur empirischen Seelenlehre, voll feiner Beobachtungen und fruchtbarer Gedanken über diesen Gegenstand. Die Fortsetzung davon haben wir noch in den folgenden Bänden zu erwarten. VI. Versuch eines Beweises, daß der Geschmack für die Schönheiten der Natur und der schönen Künste keinen geistigen Einfluß auf den moralischen Charakter habe. Aus dem Engl. des Hrn. Hall, von dem Herausgeber. VII. Ein Brief des Hrn. Prof. Jacob in Halle, an den Herausgeber, des Hrn. Jacobi Idealismus und Realismus betreffend. Auch in diesem Briefe zeigt sich Hr. Prof. Jacob als einen sehr eifrigen und für die Sache seines Lehrers eingenommenen Schüler Kants, und diese seine Hitze verleitet diesen jungen Mann oft zu Ausdrücken, welche wir nicht billigen können, und welche der Achtung entgegen sind, die man so großen Gelehrten, als einige unter Kants Gegnern sind, schuldig ist. Kants System, heißt es unter andern darin, hat, meines Wissens, niemand angegriffen. Denn den Willen es anzugreifen, oder die fehlgeschlagenen Versuche, die blos aus dem Mangel der Einsicht herrühren, rechne ich nicht unter die Angriffe. Das Kantische System rühmt sich einer apodiktischen Gewißheit, d. h., die bey jedem vernünftigen Menschen, welcher die Sätze desselben richtig gefaßt hat, statt finden muß. Wer es faßt, der wird auch nothwendig überzeugt davon, und wer nicht überzeugt wird, der hat es nicht gefaßt. — So? also fehlte es

einem Feder, Reimarus, Selle, den Verfassern der Recensionen über die Kantischen Schriften in dieser Bibliothek, blos an Einsicht, wenn sie sich noch nicht von den darin vorgetragenen Behauptungen überzeugen konnten. Nur ihre schwache Fassungskraft war Schuld daran, daß sie noch Widersprüche, Inconsequenzen und Lücken in Kants System zu finden glaubten, und alle ihre Einwendungen rührten blos aus Mangel der Einsicht her? Und warum ist denn noch bis jetzt nicht wenigstens Hr. Jacob, der sich also mehr Einsicht zutraut, dem schwachen Verstande dieser Männer zu Hülfe gekommen? Warum hat selbst Hr. Kant noch nicht jene Einwendungen widerlegt, und warum hüllt er sich in so viele Dunkelheiten und Vielsinnigkeiten ein, daß so außerordentliche Fähigkeiten und Geisteskräfte, wie sie nur die wenigen erleuchteten Schüler von ihm (z. B. Hr. Mag. Jacob selbst) besitzen, dazu gehören, um den wahren Sinn seiner Worte zu enträtzeln, und sein ganzes System völlig zu fassen? Bis diese Fragen beantwortet sind, möchten wir Herrn Jacob wohlmeinend rathen, wenigstens künftig sich bescheidener und vorsichtiger auszudrücken. Was nun die Erinnerungen selbst anbetrift, welche der Verf. gegen den Hrn. geh. Rath. Jacobi beybringt, dem er eine große Ungerechtigkeit gegen Hrn. Kanten Schuld giebt, wenn er meint, Kant verfalle unvermeidlich in den (empirischen) Berkeleyischen Idealismus und der transcendentale sey von diesem gar nicht unterschieden; so kann ich mich jetzt auf keine genauere Beurtheilung derselben einlassen. Besonders soll dieser Unterschied darin bestehen, daß der empirische oder dogmatische Idealismus sich anmaßt zu wissen, was die Körper an sich sind, indem er vorgiebt, es wären blosse Gegenstände des innern Sinnes, unsers eigenen Ichs, Ideen oder gar Ideen der Gottheit; der kritische Idealismus aber nichts behauptet, als was ihn die tägliche Erfahrung lehrt. Körper und Materie überhaupt sind Gegenstände des äußern Sinnes, also nicht Dinge an sich, denn davon lehrt mich mein Sinn nichts. Hr. Kant nennt deshalb auch die Körper äußere Erscheinungen, weil er ihren transcendentalen Grund gar nicht kennt, und sich auch in gar keine Vermuthungen darüber einläßt, sondern er bleibt bey dem Facto selbst stehen, und wagt keine Erklärung weiter, weil er die Data zur Erklärung doch nur in seinem Subjekt aufsuchen müßte, wo sie doch nie zu finden sind. Wenn Kant daher sagt, der Raum und die Materie

sind

sind Vorstellungen in uns, so will er damit keineswegs sagen, wie die Idealisten, daß sie blosse Gedanken, Vorstellungen des innern Sinnes wären, das wäre für eine Kritik viel zu dogmatisch, sondern die Meynung ist, daß ihm das, was den Körpern, und selbst dem Raum zum Grunde liegen möge, gänzlich unbekannt sey, daß er nur so viel gewiß wisse, daß sie als Vorstellungen seines äußern Sinnes, der zu der Möglichkeit seiner Erkenntnißart nothwendig gehört, mithin in ihm oder (um das subjective davon zu entfernen), mit und in der Erkenntnißart als wirklich gegeben sind, der Raum als Form, die Körper als Materie. — Ich kann hiebey nicht unbemerkt lassen, daß mir diese ganze Unterscheidung zwischen dem äußern und innern Sinn, womit sich Hr. Jacob hier auszuhelfen sucht, sehr wenig in der Sache selbst zu ändern scheint. Denn auch der äußere Sinn ist nach Kants eigenen Worten nur eine Eigenschaft des Gemüths, und die Vorstellungen, welche die Seele durch ihn erhält, sind folglich auch nur Vorstellungen in der Seele selbst, und da Kant nun eine so gänzliche Unbekanntschaft mit den Dingen an sich selbst behauptet, daß sie für uns ein ganz unbekanntes Etwas sind, von dem wir nicht ein einziges Prädicat angeben können, ja da er selbst das Daseyn dieser Dinge an sich oft nur für problematisch und ungewiß ausgiebt; so sehe ich nicht ein, wie noch ein gegründeter Unterschied zwischen Kants und Berkleys Idealismus statt findet. Beide vernichten die Außenwelt, der eine indem er ihr Daseyn wirklich geradezu leugnet, und alle Ideen davon nur für Ideen in uns oder in der Gottheit hält, der andere, indem er diese Außenwelt so ganz von unsrer Erkenntniß abschneidet, daß sie auch eben so gut gar nicht da seyn könnte, und alle Operationen des menschlichen Geistes eben so ungehindert vor sich gehen würden, es möchten wirkliche äußere Objekte da seyn oder nicht. Denn dasjenige, wovon ich ganz und gar nichts weiß, was in gar keiner Verbindung mit meinem Erkenntnißvermögen stehet, das ist eigentlich für mich gar nicht da, und folglich hat Kant sowohl als Berkeley im Grunde nur eine Ideenwelt, und der kritische Idealismus wird so lange wenig oder gar nicht von dem empirischen unterschieden bleiben, bis Kant das wirkliche reelle Daseyn für sich bestehender äußerer Objekte, und ein in ihnen gegründetes Verhältniß zu unserer Erkenntniß zugestanden hat. Da-

bey aber würde sein ganzes übriges System wieder sehr übel bestehen.

Rf.

Bestimmte Bedeutung der Wörter Fanatismus, Enthusiasmus und Schwärmerey; auch gelegentlich über die Natur der Anhängigkeit, und der menschlichen Handlungen. An eine teutsche Fräulein, von Simon Höchheimer. Wien, bey Stahl. 1786. in 8. 39 Seiten.

Unbestimmte schwankende Begriffe, und oberflächliches Raisonnement charakterisiren diese Schrift, die wenigstens das Gute an sich hat, daß sie ein kleines Uebel ist.

Dr.

Discurs über den Geist des Menschen. Aus dem Französischen des Herrn Helvetius. Zweyte Auflage. Liegnitz und Leipzig, bey Siegert. 1787. 646 Seiten, gr. 8.

Es wird genug seyn, die Erscheinung dieser neuen Auflage von der Uebersetzung eines allgemein bekannten Werkes mit wenigen Worten anzuzeigen. Veränderungen und Verbesserungen haben wir nicht bemerkt, so sehr auch die Uebersetzung, die ziemlich steif und sklavisch ist, derselben benöthigt gewesen wäre. So wird, um nur Ein Beyspiel zu geben, *agiter une question* immer noch durch das undeutsche eine Frage treiben, gegeben.

Rh.

Magazin zur Erfahrungsseelenkunde, herausgegeben von Carl Philipp Moritz, Prof. am Berlinischen Gymnasium. Fünften Bandes Erstes Stück. Berlin, bey Mylius. 1787. 127 Seiten in 8.

Zwey-

Zweytes Stück, herausgegeben von C. P. Moritz und C. F. Pockels, 127 S.

Das erste Stück scheint uns gegen seine nächsten Vorgänger an Interesse gewonnen zu haben. Die Fortsetzung von der Revision vorhergehender Bände beschäfftigt sich bloß mit dem Ahndungsvermögen, ist in sehr philosophischem Geiste geschrieben, und enthält über die einzelnen Ahndungsgeschichten manches, was auch Rec. schon angemerkt hatte. Auf eins scheint uns hierbey sowohl, als auch bey unten mehr vorkommenden Betrachtungen über die sonderbaren Grillen hypochondrischer und sonst nervenkranker Personen, nicht genug Rücksicht genommen, daß bey Menschen von zu lebhafter Phantasie und schwächlichem Körper sehr oft urplötzlich Gedanken aufsteigen, die in den vorhergehenden deutlichen Vorstellungen keinen Grund haben, und bloß aus körperlichen Reizen, aus mechanischen Bewegungen im Gehirn entspringen, gerade, wie die Vorstellungen der im Fieberparoxismus oder in Anfällen des Wahnsinnes sich befindenden. Von solchen Vorstellungen genauen und befriedigenden Grund anzugeben, warum gerade diese gerade jetzt erscheinen, ist nicht bloß dem dritten Beobachter unmöglich, als der seines Gegenstandes ganze Lage nicht kennt, sondern auch dem, der an sich selbst dergleichen empfindet, weil unsere Philosophie hierüber noch nichts Allgemeines, die Aufmerksamkeit nur einigermaßen Leitendes, angegeben hat. Offenbar hängt dieß großentheils von jedes Körpers besondrer Beschaffenheit, Temperament, wenn man will, ab; von dem Orte, woher der Reiz kömmt, den Veränderungen im Eingeweide oder zu heftiger Bewegung des Blutes u. s. w. Es wäre allerdings erheblich, und würde zu manchen Aufschlüssen führen, wenn die Herausgeber dieses Magazins von Hypochondristen und Melancholikern Beobachtungen sammleten, zu welcherley Phantasieen und unwillkührlichen Vorstellungen sie bey heißem oder kalten Wetter bey feuchter oder trockener Witterung, nach dem Genuß dieser oder jener Nahrungsmittel am meisten Hang haben. Ueber den Fall vom unwillkührlichen Hang zum Stehlen und Geldleihen wird viel Interessantes beygebracht, und auf körperliche Schwäche mit Recht als Erklärungsgrund gewiesen; allein dieß ist noch zu sehr allgemein, man sollte glauben, daraus folge am natürlichsten allgemeine Schwäche des Begehrens. Im vorliegenden

genden Falle geht die Begierde zu stehlen vorzüglich auf Nahrungsmittel; von andern Dingen haben wir wenigstens nichts bemerkt, und da ist leicht einzusehen, daß sinnlicher Reiz schwache Nerven sehr leicht in zu heftige Bewegung oder Spannung versetzt, mithin die vernünftigen Vorstellungen bald überwiegt, dazu nehme man die Macht der Gewohnheiten, denn man weiß, daß lange Gewohnheit allen Gegenvorstellungen widersteht, und zu thun nöthigt, was man deutlich als nachtheilig erkennt. Lavaters Brief an Gaßner zeigt den Mann in seiner ganzen schwärmerischen Größe. Der Aufsatz über unwillkührliche Abneigung gegen gewisse Menschen enthält sehr gute Bemerkungen, er leitet die Erscheinung mit Recht her aus dem Eindrucke, den Gesichtszüge ohne unser Wissen auf uns machen; man kann hinzusetzen auch Stellung, Bewegung des Körpers, von der Stimme, wenn sie unserm Tone an Handeln und Denken zu sehr entgegen findt. So wird ein sehr Langsamsprechender, Denkender und Handelnder den widerlich finden, bey welchem er gerade das Gegentheil bemerkt. Das Beyspiel einer schnellen Liebe ist auffallend, ein Frauenzimmer, das gegen eine gewisse Mannsperson nach langem Umgange stets war gleichgültig gewesen, empfand plötzlich heftige Liebe, als sie jenen in einer Allee langsam, nachläßig, in sich gekehrt daher kommen sahe. Hier fehlen nähere Umstände, die Sache zu erklären; vermuthlich fand sie gerade jetzt Ausdruck einer Empfindung oder Gesinnung, wie sie wünschte, und vorher an ihm nicht wahrgenommen hatte. Der Seckendorfische Traum ist einer der seltensten, und bey seiner Länge zusammenhängendsten; das Wunderbare davon führen die Anmerkungen sehr gut auf natürliche Gründe zurück. Der Fall von der Stärke der Einbildungskraft ist als neuer Beleg zu der Erfahrung, daß lebhafte Todesfurcht den Tod wirklich herbeyziehen kann, bemerkungswerth. Die drey folgenden Aufsätze dünken uns minder erheblich, in den Selbstbekenntnissen von A. J. K. ist manches Sonderbare; das aber vielleicht mit auf Rechnung der Hypochondrie muß geschrieben werden. Schrecklich und äußerst unerwartet ist, was aus einem Briefe über Verführungen zu unnatürlicher Wollust vorkömmt. Der Auszug aus Magister Adam Bernds eigenen Lebensbeschreibung gehört unter die wichtigsten Aufsätze dieses Stücks, man sieht daraus deutlich, welche sonderbaren, oft durchaus unvorbereitete Einfälle und Entschlüsse die Hypochondrie erzeugt. Auch erkennt

sich

sich daraus deutlicher, wie solche aus körperlichem Reitze ent-
sprungene Vorstellungen so leicht unwillkührliche Handlun-
gen hervorbringen. Sie sind alle in hohem Grade lebhafte
Bilder, welche fast Sensationen gleich kommen, und daher
fast mit der Stärke der Sensationen auf das Begehrungsver-
mögen wirken, mithin die vernünftigen Vorstellungen an
Kraft überwiegen. Bernd ward verfolgt von selbstmörderi-
schen Gedanken, welche unter allerley Gestalt ihn wider Wil-
len quälten. Kein Wunder, jeder Hypochondrist in stärkerm
Grade fühlt Ekel, Ueberfluß am Leben, welche nach Verschie-
denheit der Körperbeschaffenheit bey einigen bloß in Lust zum
Sterben in gewisse Vorstellung künftigen baldigen Todes, bey
andern in stärkere Wuth und Begierde, sich selbst den Tod
zu geben, übergeht. Sonderbarer ist, was folgt, daß diesen
selbstmörderischen Gedanken unflätige nachtreten, welche, von
natürlichen Dingen und Exkrementen hergenommen, auf
göttliche Dinge im Gemüth schnell angewandt wurden. Al-
lein auch dieß läßt sich noch begreifen, der Hypochondrist ist
im höchsten Grade mißvergnügt mit allem, was ihn umgiebt,
welches Mißvergnügen natürlich auch in Murren und Unzu-
friedenheit mit der Gottheit übergeht, auch wenn er sich des-
sen nicht deutlich bewußt ist. In solchem Zustande wird al-
les, womit man sich beschäfftigt, mit verächtlichen Neben-
ideen gedacht, daher, daß die in hohem Grade melancholisch
oder hypochondrisch sind, gewöhnlich Neigung zu Gotteslaste-
rungen haben. Aus dem Grunde ist auch erklärlich, daß
Bernd, wenn er bey einem saß oder stand, sich oft den Mund
zuhalten mußte, um ihn nicht anzuspeyen, wenn er gleich sein
Freund war, und er alle Liebe zu ihm hatte, denn das An-
speyen kam ihm so deutlich vor, als ob es wirklich geschähe,
diesen Martern geraume Zeit ausgesetzt, und mit Gebet dage-
gen streitend, fiel er endlich in den tiefsten Schlaf, und von
der Zeit an minderten sich seine Leiden zusehends; ein Traum
endlich, und die sonderbare Absolution eines Leipziger Predi-
gers, beruhigten ihn vollends; das alles, setzt der Herausge-
ber hinzu, nach einem sehr richtigen psychologischen Erfahrungs-
grunde, daß die Seele nach langem ausgestandenem Kummer,
oft in dem Augenblick, da sie noch davon gedrückt wird, durch
eine Art eigener Spannkraft sich davon befreyet. Dieser
Spannkraft, wovon überhaupt nur noch eine dunkle und bloß
bildliche Vorstellung vorhanden ist, würden wir in gegenwär-
tigem Fall uns nicht bedient haben. In jenem festen Schla-
fe,

so, auch in dem beruhigenden Traum, ist höchst wahrscheinlich ein Auswurf jener drückenden Materie erfolgt, die innern Verstopfungen sind gehoben, und somit ist die Seele wieder zur vorigen Ruhe gebracht. Hypochondristen wissen, daß durch reichliche Ausdünstung oder andere Ausleerung sehr oft das Uebel auf eine Zeit lang Linderung erhält.

Das zweyte, im Ganzen weniger erhebliche Stück, setzt die Revision fort, und beschließt die Betrachtungen über die Ahndungen. Von dem Beweise der Unmöglichkeit von Ahndungen, weil sich keine Art der Mittheilung zwischen unserer Seele und andern geistigen Wesen denken läßt, würden wir nicht Gebrauch gemacht haben, weil sich das nie ganz aufs Reine bringen läßt, daher immer Ausflüchte zurückbleiben. Was außerdem Herr Pockels hierüber sagt, dem treten wir vollkommen bey. Bernds Nachrichten von sich selbst werden fortgesetzt; sonst den vorherigen im Wesentlichen ähnlich, nur ist auffallend, daß er einst Abends vor Tische bey der Zuhausekunft eine Pfeife Tobak raucht, und dabey einen Kützel am Zahnfleisch, Gaumen, der Zunge, kurz, allen Theilen, die der Rauch berührt, und zwar von einer ganz ungewöhnlichen, höchst angenehmen Art; aber auch nur bey dieser Pfeife, das einzigemal in seinem Leben empfand. Die Nerven werden zuweilen aus unbekannten Ursachen in ungewöhnlich angenehme Bewegungen versetzt, Recens. erinnert sich, im Traume einmal dergleichen gehabt zu haben, bey Anhörung einer Musik, die ihm wachend nie vorgekommen ist. Bernd philosophirt hierüber, und meynt, Gott könnte leicht Materie und Objekte finden, alle Gliedmaßen unsers Leibes auf eine solche Weise zu bewegen, daß die größte Wollust daraus entstünde, der Herausgeber setzt hinzu: es lasse sich nicht leugnen, daß in der menschlichen Maschine noch eine viel größere Anlage zu sinnlichem Vergnügen verborgen liege. Ob aus dem, was im widernatürlichen Zustande geschieht, sich auf natürliches Vermögen richtig schließen läßt, ob die Nerven solche Reize öfter zu ertragen vermögen, zweifeln wir. So viel wenigstens weiß man, daß man Ecstatiker, die in diesem Zustande unnennbare Annehmlichkeiten empfinden, das ganze Nervensystem äußerst schwächen. Die Geschichte des jungen Mannes, der das Stehlen nicht lassen konnte, wird mit einem interessanten Beytrage bereichert. Die Geschichte von der Raserey aus Liebe hat das Besondere,

daß

daß die Raserey zuletzt in Wasserscheu übergieng. Die vermischten Gedanken über Denkkraft und Sprache haben unsers Erachtens nicht Bestimmtheit genug, gehören auch nicht eigentlich in eine Sammlung von Erfahrungen und Beobachtungen. Ueber den Einfluß der Finsterniß in unsre Vorstellungen und Empfindungen wird verschiedenes erhebliche beobachtet, doch scheint Wirkung der Finsterniß von der Wirkung des Zustandes vor dem Einschlafen nicht hinlänglich unterschieden zu seyn. Im letzten Falle müssen die Erscheinungen wohl größtentheils blos körperlichen und mechanischen Reizen angerechnet werden, weil hier die Seele ihrer Herrschaft über den Gedankenlauf entsagt. Der Traum ist merkwürdig, scheint aber einem Vorgefühl von Krankheit zugeschrieben werden zu müssen. Das außerordentliche Gedächtniß ist anmerkenswerth, obgleich nicht ganz ohne Beyspiel; die Fortsetzung der Folge meines Lebens giebt wenig Belehrung; auch die Liebe, die gegen den geliebten Gegenstand sehr bitter seyn kann, ist nichts ungewöhnliches; was sich neckt das liebet sich, sagt ein Sprüchwort.

Dr.

---

6. Mathematik.

Carl Christian Langsdorf, F. Anspachischen Raths und Salinen Inspectors zu Gerabronn, Versuch einer neuen Theorie hydrodynamischer und pyrometrischer Grundlehren und deren Anwendung auf die Anlage neuer Röhrleitungen, Pumpenkünste, Wassersäulen und Dampfmaschinen. Frankfurt und Leipzig, bey Krieger dem jüngern, 1787. in 8. 294 Seiten und 4 Kupfertafeln.

In dem ersten Capitel werden die allgemeinen Erfahrungen über die Bewegung des Wassers erzählt, wobey der Verfasser folgende neue Vorstellungsart vom Ausfluß des Wassers aus einem prismatischen Gefäß durch eine engere Oeffnung als der Boden des Gefäßes ist, vorträgt. Alle richtig ange-

stellte Versuche bestätigen, daß die Geschwindigkeit des aus einer Bodenöffnung fliessenden Wassers sich wie die Quadrate der darüber stehenden Wasserhöhen verhalten, hieraus folge, daß die Geschwindigkeit der untersten Wasserschicht größer als die der nächst höhern seyn, dieses Gesetz bleibe bis an den obersten Wasserspiegel, welchen man durch Zufluß in gleicher Höhe erhalten könne. Es müsse also auch die zweite Wasserschicht eine größere Fläche haben, um die Wassermenge der untersten zu ersetzen, und so müßten immer die weiter oben liegende Schichten in umgekehrter Ordnung der Quadrate der darüber stehenden Wasserhöhen zunehmen.

Aus diesen Sätzen wird im 2ten Kapitel, im 1sten, 2ten und 3ten Abschnitt gefolgert, daß der im Gefäß sich senkende Wasserkörper ein Sphäroid seyn, dessen Durchschnitt durch die Schenkel der kubischen Hyperbel gezeichnet werden könne. Der Verf. erklärt aus dieser Vorstellungsart ganz deutlich, wie die Delle über dem Ausflußloch auf dem Wasserspiegel, und bey größerer Ausleerung eines prismatischen Gefässes der Trichter entstehe; zeigt auch durch ein Beispiel, daß die senkrechte Höhe zwischen der Asymtote und dem Schenkel der Hyperbel bey einer mäßigen Weite des prismatischen Gefässes unendlich klein werde, daß also bey dieser mäßigen Weite der obere Wasserspiegel durch einen gleich großen Wasserzufluß eben erhalten werden könne. Mit Recht tadelt er nach unserer Einsicht die bisherigen Theoretiker, besonders d'Alembert, welche bey einem Ausfluß aus der Oeffnung auf dem Boden die Hypothese annehmen: „Es senkten sich alle Querschnitte der Wassermasse mit gleicher Geschwindigkeit, nur „unten bey der Oeffnung werde die Geschwindigkeit in Verhältniß der Weite der Oeffnung gegen die Weite des Gefäs„ses vergrößert."

Uebrigens könne man sich, wenn leichte Siegellackkügelchen in das Gefäß geworfen würden, augenscheinlich von der gegebenen Vorstellung über das ausfließende Wasser überzeugen.

In dem vierten Abschnitt des zweyten Kapitels wird aus der gewöhnlichen Hydrostatischen Vorstellungsart der communicirenden Röhren gezeigt, daß in einem großen Wasserbehälter die über der Ausgußöffnung auf dem Boden = w stehende Wassersäule im Ruhestand, wenn h die Höhe des Wasserstandes ausdrücke, die Wassersäule den Druck w h ausübe, bey dem Ausfliessen selbst aber 2. h w werde; und hieraus

aus gefolgert, die Geschwindigkeit des aus der Oeffnung schießenden Wassers gehöre der Höhe h zu, der Querschnitt des durch die Oeffnung fließenden Wasserstrahls seyn nicht w, sondern $= \frac{w.1}{\sqrt{2}}$, woraus endlich die allgemeine Formel vor die Höhe der Geschwindigkeit des auslaufenden Wasserstrahls wenn W die Oberfläche des Wasserbehälters bedeutet $\frac{2 W^2 h}{2 W^2 - w^2}$ gezogen ist.

Das Resultat dieser Theorie ist im §. 43.

1) „Die Bewegung des Wassers aus einem prismatischen „Gefäß geschiehet nach den allgemeinen Bewegungsgesetzen fallender Körper."

2) „Für solche Fälle, wo w gegen W klein genug ist, gehört „die Geschwindigkeit allemal sehr nahe der Höhe h zu."

3) „Der durchschießende Wasserstrahl erhält nicht die Dicke „der ganzen Oeffnung w, sondern zieht sich zusammen, „so daß der Querschnitt des zusammen gezogenen Strahls „$= \frac{w}{\sqrt{2}}$ wird, wenn die Bedingung des 2ten nei statt „findet."

4) „Je mehr $\frac{W^2}{W^2 - \frac{1}{2} w^2}$ von 1 verschieden ist, destomehr „übertrift die der Geschwindigkeit des ausfließenden „Wassers, welches beständig auf der Höhe h erhalten „wird, zugehörige Höhe den Werth von h."

In dem 5ten Abschnitt hebt der Verf. (durch eine sinnreiche Erklärung) den Einwand, welcher seiner Theorie aus der Bernoullischen und den dieselbe bestättigenden Erfahrungen könnte gemacht werden. Nämlich wenn man an dem Boden eines weiten Gefässes eine engere gleich weite Röhre anbringe, so ziehe sich der unten aus dieser Röhre auslaufende Strahl nicht so zusammen, als an der gleich weiten Oeffnung unmittelbar an dem Boden des Gefässes, und das auslaufende Wasser habe nach Versuchen die Geschwindigkeit, welche der Höhe der Röhre, und des darüber mit Wasser gefüllten Gefässes zukomme; also an der untersten Oeffnung mehr Geschwindigkeit, als an der obern im Boden des Gefässes, wornach also

mehr Wasser aus dieser Oeffnung auslaufen müsse, als nach seiner Theorie in die obere Oeffnung einlaufen könne. Die Erklärung ist: „In dem Augenblick des Auslaufs aus der „Röhre, drückt die Wassersäule von der Höhe der Röhre, „und des darüber mit Wasser angefüllten Gefässes auf die un„terste Wasserschichte in der Röhre, und theilt dieser die Ge„schwindigkeit von dieser ganzen Höhe mit. Die in der „Röhre befindliche Wasserschichten folgen mit gleicher Ge„schwindigkeit. Der Druck von dem in dem Gefäß sinken„dem hyperbolischen Sphäroid wird der in's Rohr eintreten„den Schichte diese Geschwindigkeit nicht mittheilen können, „es müßte also zwischen beiden ein luftleerer Raum entstehen, „folglich wird der Druck der Atmosphäre mit dem Druck des „Sphäroides wirken, die Wassersäule in der Röhre würde „aber vom Druck der Atmosphäre weniger dem Druck der „Höhe der Wassersäule in der Röhre gehalten."

Aus dieser unwidersprechlichen Voraussetzung folgert in den darauf gebauten Formeln der Verf. daß

„1) der Querschnitt des zusammengezogenen Wasser„strahls $= \frac{w}{\sqrt{\left(2 - \sqrt{\frac{1}{1+v}}\right)}}$

„wenn l die Höhe der Röhre und v die Höhe des im Gefäß „stehenden Wassers, w aber die Oeffnung der Röhre ist."

2) „Bey einer kleinen Oeffnung ohne Röhren die Zu„sammenziehung $\frac{w}{\sqrt{2}}$ wie oben.

3) „Daß der Strahl bey einer weiten Oeffnung weniger „als in einer engen zusammengezogen werde, also da wo der „ganze Boden die Oeffnung ausmache, gar nicht."

4) „Daß je dünner der Boden des Gefässes seye, desto „mehr der Strahl zusammen gezogen werde, wie Poleni „schon längst durch Versuche bemerkt."

Er hat also aus seiner Theorie Erfahrungen erklärt, die keine vorherige Theorie zu erklären vermochte.

In dem 6ten Abschnitt wird der Druck gegen den Boden des Gefässes berechnet, welcher vorhin nach andern Theo-

rien

vielleicht verschieden angegeben wurde. In dem 7ten Abschn. wird diese Theorie mit den bisherigen Grundsätzen der Hydrodynamik verglichen, und in dem 8ten eine Anwendung auf die sich ausleerende Gefässe mit und ohne im Boden eingesetzte Röhre gemacht.

Das dritte Kapitel enthält eine allgemeine Untersuchung über die Bewegung des Wassers aus Gefässen mit Röhren, wenn eine Kraft auf den obern Spiegel drückt, und an der Oeffnung des Auslaufrohrs eine Gegenkraft wirket. Vor diesem Fall wird nicht allein die Kraft, welche das Wasser forttreibt, gesucht, sondern auch die Zeit, in welcher eine Wassersäule sich einen Raum herabbewegt hat, endlich die auslaufende Wassermenge bestimmt, dabey wird aber der atmosphärische Druck, welcher bey einer 700 Fuß hohen Röhre nur wie eine 15zollige Wassersäule wirkt, außer Acht gelassen.

Viertes Kapitel. Anwendung der bisherigen Theorie auf den Fall, wenn die Oeffnung des Gefässes in einer lothrechten Seitenfläche ist. Bey kleineren Oeffnungen welche tief unter dem Wasserspiegel sind, nimmt der Verfasser, wie Hofrath Kästner in der Hydrodynamik §. 491 an, daß das nämliche, wie bey den Oeffnungen auf dem Boden, statt finde, wenn man die Höhe vom Mittelpunct der Oeffnung bis zum Wasserspiegel mißt, weil sich der Druck auf die Seitenfläche eben so, wie gegen die Grundfläche verhalte, und betrachtet dann die Abänderungen der Dicke des Strahls nach den Gestalten der Seitenöffnungen. Bey einer kurzen horizontal eingesteckten Röhre vermehre sich wohl auch die Geschwindigkeit, sie komme aber bald in den Beharrungszustand.

Fünftes Kapitel. Von dem Lauf des Wassers in Canälen und Röhren von beträchtlicher Länge. Friction des Wassers nimmt der Verf., wie Silberschlag, in der Hydrotechnik keine an, glaubt aber, daß die geringe Elasticität der Theilchen wegen ihrer großen Menge hinreiche, die anfängliche Geschwindigkeit in waagrechten Canälen sehr zu verzögern; keine befriedigende Theorie könne man aber bis jetzt hierin angeben, sondern müsse alles auf Versuche gründen. Nach seinen Erfahrungen muß ein Gerinn von 600 Fuß Länge doppelt so tief liegen, als die Höhe der Wassersäule beträgt,

trägt, welche bey dem Einlauf in den Canal die Geschwindigkeit erwirkte. Bey verschlossenen Röhrleitungen müßte eine Länge von 200 Fuß die doppelte Fallhöhe der erlangten Geschwindigkeit haben, um die Geschwindigkeit gleich zu erhalten. Wo die Richtung der Canäle und Röhrleitungen gebrochen werde, finde aber die Regel nicht vollkommen statt.

Die Vergleichung dieser beyden Erfahrungen scheinet indessen deutlich zu bestärken, daß die Reibung bey der Verzögerung der Geschwindigkeit des in Canälen fließenden Wassers Einfluß habe, oder man müßte annehmen, daß die Adhäsionskraft der Wasserhaut an die Oberfläche der Canäle und Röhren, und die Cohäsion der Wassertheile unter sich selbst die Größe des Unterschieds dieser Resultation bewirke. Aus der Elastizität der Wassertheilchen kann sich wenigstens Rec. diese Erfahrungen nicht erläutern, der übrigens hierbey noch bemerken muß, daß er aus eigenen Beobachtungen wahrgenommen, daß die Verzögerung in Röhrleitungen sehr von dem Umstand abhange, daß die eingetretene Luft nicht hinlänglich durch Windstöcke abgeleitet worden.

Sechstes Kapitel. Kurze Anzeige der Mariottischen Versuche über die Höhe des Wasserstrahls bey Springwerken, mit der Bemerkung, daß die Verminderung der Höhe nicht vom Gegendruck der Luft entstehe, nebst zweien deshalb angeführten Versuchen, von welchen letzterer Rec. nichts zu beweisen scheint, weil bey der großen Geschwindigkeit eines Schusses der vermehrte Widerstand der Luft die Auseinandersprallung veranlassen könnte.

Siebentes Kapitel. Enthält die Theorie von dem Druckwerk, worin sich die Fundamentalformel sehr leicht aus den vorhin vorgetragenen Sätzen ohne Kunstgriffe der höhern Analysis einsehen läßt. — Die Anmerkung §. 166. „daß „die Verzögerung der Bewegung des Wassers in Röhren von „keinem großen Belangen seye,“ widerspricht nach Rec. Meynung den eigenen Beobachtungen des Verfassers. Dieser nimmt bey der Länge der Röhrleitung = λ, diese Verzögerung, wenn durch C die Geschwindigkeit, G die Fallhöhe in einer Secunde, und $\frac{C^2}{4G}$ = 1 Fuß ausgedrückt wird, $\frac{\lambda}{600}$ · 1 Fuß an, da sie nach Rec. Meynung $\frac{\lambda}{200}$ · 1 Fuß

seyn

seyn muß, weil das Wasser durch verschlossene Röhren in die Höhe gehoben wird, und so wäre in dem angenommenen Exempel $\frac{3000}{1200} = 15$ Fuß schon etwas Bemerkbares, um welches die Steigröhre abgekürzt werden müßte.

Aus der allgemeinen Formel werden nachstehende Regeln sehr deutlich gefolgert. Die Einrichtung des Druckwerks ist desto vollkommner „1) je gerader und steiler die Steigröhre „geleitet, 2) je langsamer man die Kolben auf und nieder „spielen läßt, 3) je weiter man die Steigröhre mache.“ Wegen des Durchdringens des Wassers um den Umfang der Kolben seye es aber gut, von der Theorie etwas abzugehen, und die Höhe des Kolbenhubs h gegen die Zeit desselben $t = 1 : 6$ in Fuß und Secunden zu setzen. Die dritte Regel leide aber wegen des größern Kostenaufwands bey allzuweiten Röhren eine Einschränkung, und diese Weite $= w$ seye hinreichend, wenn sie $= \frac{G, 12.\ 6.\ \lambda W}{l\,t^2}$ seye. Wo außer den vorhin erklärten Buchstaben W die Weite des Stiefels, l die senkrechte Höhe des Steigrohrs über der Seitenöffnung des Stiefels, und t die Zeit eines Kolbenspiels ausdrucke. Eine Einschränkung, welche neuere Mathematiker bisher nicht beobachtet haben.

Weitere Ausführung dieser Materie: 1) mit einer Anwendung auf das bey dem Druckwerk gebrauchte Wasserrad, wo zugleich gezeigt wird, daß das oberschlächtige Wasserrad bey gleichem Gefäll ohngefähr noch einmal so viel wirke, als ein mittelschlächtiges. 2) Sollen bey einem Druckwerk Röhren von verschiedener Weite gebraucht werden, so gewinnt man an Kraft, wenn die engen unten; die weiten aber oben angebracht werden. 3) Seye es gut, wenn man dem Kolben wegen der zu grossen Reibung in dem Stiefel etwas Spielraum gebe. Es gehe zwar dann bey jedem Hub Wasser verloren; dagegen könnten aber mehrere Hübe in gleicher Zeit geschehen, und die Maschine leide weniger Schaden. In der Lehre vom Druck des Wassers gegen die Seitenwände der gleichweiten Röhren bey Druckwerken geht der Verf. von allen bisherigen Theorieen ab, und zeigt, daß solcher, gleich dem Druck einer Wassersäule, von der senkrechten Höhe des Steigrohrs über der Seitenöffnung des Stiefels $= l - x$, wenn x die Höhe der Stelle im Steigrohr über der Seiten-

öffnung ausdrückt; hingegen im Stiefel gleich der Summe der Wassersäulen von der Höhe l und derjenigen, welche vermögend wäre, die Kraft zur Ueberwucht hervorzubringen, um das Wasser im Steigrohr zu erheben. Diese Behauptung ist sehr überzeugend vorgetragen. — Unter den Versuchen über die Stärke der Steigröhren führt er zwey eigene an.

„1) Ein 10 Zoll weites eisernes Rohr, dessen Wand 1 Zoll „dick, widersteht einer 240 Fuß hohen Wassersäule, 2) „Ein buchenes, 14 Zoll weites, 2¼ Fuß langes, mit einer 2½ Zoll dicken Wand, und 4 eisernen, 3 Zoll breiten, ½ Zoll dicken Reifen beschlagen, hielt den Druck „einer eben so hohen Wassersäule aus."

Achtes Kapitel. Von den Saugwerken. Diese betrachtet der Verf. als ein Druckwerk, den Wasserbehälter, worin die Saugröhre steht, als den Stiefel, die Saugröhre nebst dem Saugwerksstiefel als das Steigrohr, die Wassersäule in dem Behälter und die darüber stehende Luftsäule als die drückende Kraft.

Diese Vorstellungsart war dienlich, um die vorhergehende Theorie auf die Saugwerke leicht anzuwenden, und durch weitere Rechnungen die Weite der Saugröhren zu bestimmen, und zu zeigen, daß die Zeit des Kolbenspiels bey solchen Saugwerken groß, so, wie die Oeffnung im Kolben; der Durchgang durch den Kolben aber kurz müsse angenommen werden. Beyden letztern Regeln sind aber auch ihre Grenzen gesetzt worden.

Neuntes Kapitel. Dieß enthält eine weitere Ausführung und die Theorie von den vereinbarten Saug- und Druckwerken.

In dem zehnten Kapitel wird die vom Oberkunstmeister Höll verbesserte Wassersäulenmaschine, welche noch nicht viel bekannt ist, beschrieben, und die Regeln angegeben, wornach eine solche Maschine zu berechnen, und wie sie anzulegen sey. Diese ist zwar in Delius Bergbaukunst; aber nicht nach der verbesserten Art beschrieben und nicht berechnet, auch sind in Poda's Beschreibung von den Ungrischen Bergbaumaschinen nur Angaben der Berechnungen; aber keine Theorie enthalten.

Eilftes Kapitel. Die Theorie, vom Abdünsten und Verdämpfen des Wassers mit Anwendung auf die Dampfmaschinen wird hierin vollständig vorgetragen, dabey 1) eine Verglei-

Vergleichungstafel zwischen dem Farenheitischen und Weingeistthermometer nach den Lambertischen Versuchen, 2) eine Tafel über die Verdunstung unter verschiedenen Graden der Wärme nach Lamberts Pyrometrie, und 3) Regeln gegeben, wie alle Verdunstungen zwischen die Beobachtung fallende Grade der Wärme können berechnet werden, nebst einer hierauf sich gründenden Tafel, 4) werden die Zieglerische, über die Kraft der Dämpfe angestellte Versuche erzählt, und darauf eine weitere Tafel über die Zunahme der Wärme des siedenden Wassers in verschlossenem mit einem Steigrohr versehenen Gefäß bey daran steigenden Wassersäulen gegründet. Gelegenheitlich dieser Theorie stellt der Verf. eine Berechnung über die Hitze des natürlichen Wasserkessels der heißen 420 Fuß hoch springenden Isländischen Fontaine an, und giebt 2528 Farenheitische Grade und 900° heißer, als schmelzendes Eisen an. Da noch nicht hinlängliche Versuche über die Hitze des verschlossenen Wassers bey so großen Druckungen gemacht worden, so findet Rec. diese Angaben immer noch sehr ungewiß. Dann könnte nicht bey mehr zunehmenden Graden der Wärme die Kraft der Dämpfe in einer stärker zunehmenden Reihe wachsen?

In der Natur hat man dergleichen Erscheinungen schon mehr entdeckt, wie z. B. in der Attraktion und Cohäsion, selbst bey dem Verdampfen in offenen Gefäßen in geringeren Graden der Wärme und dem vollkommensten Kochen. Man sollte, nach unserm Dafürhalten, in dergleichen Berechnungen nicht viel weiter in den Reihen kalkuliren, als durch unmittelbare Versuche unbezweifelte Verhältnisse bestimmt sind.

Auf vorbemerkte Theorieen baut der Verf. einen sinnreichen Vorschlag: nämlich in einem besondern verschlossenen Gefäß die Sohle auf einen grossen Grad zu erhitzen, und diese durch die Dämpfe, welche in einen mit ersterem in Verbindung stehenden Gefäß entwickelt werden, auf die Gradirwände zu erheben. Die Vortheile sind durch weitere Rechnungen, welche als Berichtigungen der Lambertischen Kalkulationen in der bekannten vortrefflichen Pyrometrie anzusehen, sehr einleuchtend gemacht. Die ganze Theorie über die Abkühlung der Dämpfe und die Ausdünstung ist sehr schön vorgetragen; kann aber nicht ohne Verstümmelung in einen Auszug gebracht werden. S. 097 ist hierüber eine Tafel berechnet, desgleichen eine über den Grad der Wärme und der

Triebkraft S. 140. Am Schluß sind noch Betrachtungen über die englische Dampfmaschinen, welche in des Delius Bergbaukunst und der Kankrinischen Bergmaschinenkunst beschrieben sind, beygefügt, und daher wird umständlich gezeigt, wie diese Maschine verbessert werden müsse.

Diese kurze Anzeige wird schon hinlänglich zeigen, wie viel ganz neue vortreffliche Aufklärungen über die schwürigste Materien in der Hydraulik der Verf. in diesem Buche giebt, und wie vortheilhaft er die durch die Lambertische Pyrometrie entwickelte und noch vollständiger von ihm vorgetragene Theorien auf die schon so nützlich gewordene Dampfmaschinen anwendet. Nach unserm Urtheil ist also dieß kleine Buch ein Werk von großem Werth.

Vf.

Anleitung zum Gebrauch eines gemeinverständlichen Rechenbuchs für Schulen, von F. G. Busse. Mit einer Kupfertafel, einem doppelten Anhange, jeder von 8 Seiten. Leipzig, 1786. 88 Seiten in 8.

Die im 77sten Bande S. 113 angezeigte erste Hälfte eines . . . ist dasjenige, welches hier der Verf. meynt, welches bloß für den Lehrling bestimmt ist; dasjenige aber, wovon hier die Rede ist, ist für den Lehrer, und beyde machen zusammen ein Ganzes. Es enthält eine Anleitung des Verfahrens bey dem Unterrichte, und die Resultate derer aufgestellten Aufgaben. Daß in der ersten Hälfte bloß die anfänglichen Rechnungsarten vorgetragen sind, ist bereits aus jener Recension bekannt; hier findet man aber noch verschiedene Zusätze, die wir anzeigen wollen. Von den Reperischen Stäben, die auch auf der Kupfertafel abgebildet sind. Der Verf. hat ihnen eine rhomboidalische Gestalt gegeben, so sie zum Gebrauche etwas bequemer machen; die Verfertigungsart aber erschweren, besonders wenn solche wirkliche Stäbchens (Parallelopipeda) seyn sollen. Die im 44sten §. gezeigte Art zu multipliciren, so von dem Verf. ein Kunstgriff genannt wird, gehört wohl eigentlich nicht in solche Anfangsgründe, indem der Lehrling den Beweis, der durch die Buchstabenrechnung

geführt

geführet worden, ohnmöglich verstehen kann, ob er gleich die Aufgabe mechanisch aufzulösen lernen wird. So viel Rec. wissend, hat Monier du Claire comb dans les Negoces rendues faciles pag. 164. diese Auflösung zuerst gegeben: aber bereits 1689 wurde sie von Mons. Tarragon dans le Journal des savans S. 721 noch mehr abgekürzt, welches dem Verf. vermuthlich unbekannt gewesen ist. Nach des Verf. gegebenen Exemp., soll 898 mit 986 multiplicirt werden. Die Form ist:

Nach Busse.

989 + 14	
998 + 2	
	28
1984	000
1000	000
984	028

Nach Tarragon.

998 + 2
986000
1972
984028

§. 92. enthält eine Form zu dividiren, so der Verfasser die Basedowsche nennt, und dieselbe für ganz neu hält; denn er sagt: so eben hat sie mir der Herr Professor Basedow gütigst mitgetheilt. Sie befindet sich ebenfalls im Claire de Comb l. c. S. 65, und ist längst in Deutschland unter dem Namen à la Portugiese bekannt. Ja Rec. hat sie in einem Unterrichte des Consistoriums zu Halberstadt für die Landschulmeister, vor einigen Jahren gefunden, in welchem den Landschulmeistern befohlen war, sich dieser Formel bey ihrem Unterrichte zu bedienen. Angehängt ist die Probe vermittelst des 9 und 11fachen, sehr gut und möglichst deutlich vorgetragen.

Rechenbuch für teutsche Schulen, besonders auf dem Lande, nach Anleitung der allgemeinen de Reesischen Regel entworfen von A. F. A. Bluhme. Neue Auflage. Quedlinburg, bey Ernst, 1787. in 8. 9 Bogen.

Es ist ein blosser neuer Titel zu den bereits 1782 herausgekommenen Buche.

Roger

Roger Joseph Boscowich Abriß der Astronomie, mit Rücksicht auf ihre Verbindung mit der Schiffart. Aus dem Franz. Leipzig, bey Kummer, 1787. 8. 93 Seiten.

Der Herzog von Chartres verlangte ums Jahr 1775. vom Verf. mit ihm die Hauptsätze von der Sphäre (Sfäre schreibt der Uebersetzer) durchzugehen, und einen Auszug aus der Astronomie für ihn zu verfertigen, welches diese kleine Schrift ist; die er in dem 5ten Bande seinen optisch-astronomischen Schriften, um vermuthlich dem Herzog ein Compliment damit zu machen, abdrucken ließ. Man gedenke sich eine Astronomie ohne Zahlen und Abbildungen, wer kann diese gebrauchen, um daraus zu lernen? Dieses fühlte der Verfasser selbst, und erinnert deshalb, wer diese Abhandlung zu seinem Nutzen lesen wollte, müßte sich alle darin befindlichen Artikel von einer geschickten Person erklären lassen, und sich hiebey noch eines Buchs bedienen, in welchem die Zeichnungen befindlich sind: dem pflichtet auch der Uebersetzer bey. Daß es an bessern Büchern, woraus man Astronomie lernen kann, uns Deutschen nicht mangelt, ist gewiß dem Uebersetzer bekannt, der, nach seinen Anmerkungen zu urtheilen, die er beygefüget hat, und die besonders die neuen Entdeckungen betreffen, vom Handwerk ist. Er hätte uns deshalb mit dieser Uebersetzung verschonen können. Auf dem Titel des Originals soll pour un Marin stehen, welches der Uebersetzer nicht geradezu hat übersetzen mögen, weil es einen üblen Einfluß auf den Verleger gehabt haben würde. Hievon wird auch bloß in einem Abschnitte gehandelt, der die Aufschrift: Verbindung der Astronomie mit der Schiffartskunde, hat, welches wohl schicklicher, vom Gebrauch der Astronomie in der Schiffart, heißen möchte.

Rg.

Deutliche Anweisung zur Verfertigung der Baurisse, wie solche ohne mündlichen Unterricht von selbsten zu erlernen. Allen jungen Maurer- und Zimmergesellen-Lehrlingen und andern Liebhabern zum Besten entworfen, von Lucas Voch. Zweite Auflage.

lage. Augsburg, bey Stage, 1788. 11 Bogen, 8. mit Kupfern.

Ein andrer Rezensent hat dies Buch schon im 38sten Bande 1ten Stück S. 483 dieser Bibliothek angezeigt. Diese zweyte Auflage ist ein unveränderter Abdruck der ersten, also weiß Rec. zum eben genannten Urtheile nichts hinzu zu setzen.

Mb.

Neuer Wiener Stadt- und Meilenzeiger ... von P. Ignatz Kautsch, a. d. Ord. d. frommen Schule. Wien, Hörling, 1787. 76 Oktavs.

Funfzig Oerter unterschiedener Welttheile, nach dem Alphabete jedes geographische Länge und Breite, Unterschied vom Wiener Mittage in Zeit, und Weite von Wien in Graden und in deutschen Meilen. So Paris in Zeit 56 M. 10 S. westlicher, als Wien, entfernt 9 Gr. 18 M. 29 S. oder 139⅓ Meilen. Nach dieser Tafel die Vorschrift zu Berechnung der Weiten, vermittelst der sphärischen Trigonometrie mit einigen Exempeln erläutert. Hr. K. braucht die Zerlegung des schiefen Dreyecks in rechtwinklichte, keine analytischen Formelnunrichtigkeit anderer Meilenzeigen, wie die Hohmannische und Hübnerische, weil solche nach Charten gemacht sind, wo selbst vielleicht die Oerter nicht richtig gesetzt waren, und allemal die stereographische Projektion keine Messung verstattet. Noch gröbere Fehler enthält der Wiener Taschenkalender 1786, der giebt die Weite zwischen Paris und Wien 220 Meilen; was zu astronomischer Bestimmung der geographischen Länge und Breite erfordert wird, Größe eines Grades u. s. w. Sphäroidische Gestalt der Erde. Herr K. addirt die drey Grade in Lappland, Frankreich und Paris zusammen, und nimmt ⅓ davon, 57091⅓ Toise = 58690 Wiener Klafter 1⅓ Schuh, weil die Pariser Klafter in 1400 Theile getheilt, die Wiener um 40 Theile kleiner ist. Herr K. giebt hier von unterschiedlichen nützlichen Sachen richtigen und deutlichen Unterricht. Solche Berechnungen, wie Herr K. geführt hat, könnten dienen eine stereographische Horizontalprojektion für Wien zu entwerfen, wie Hr. Bode in der

Beschr.

Beschr. seiner auf den Horizont von Berlin entworfenen Welt-charte 1783 gezeigt, und in der dasigen 18. Tafel ausgeführt hat. Wahrscheinlich sollen diese Bogen mit zu mehrerer Bekanntmachung einer lateinischen Geographia practica von ihm dienen, die in eben der Buchhandlung und für 2 Fl. 15 Kr. zu haben ist, und nach dem, was hier daraus angeführt wird, eine brauchbare Einleitung in die mathematische Geographie seyn mag.

Bestätigung der Schulzischen Theorie der Parallele, und Widerlegung der Bendavischen Abhandlung über die Parallellinien. Ein Versuch von Joh. Fr. Gensichen. Königsberg, 1786. Hartung. 8. 5 Bogen. ½ Bogen Holzschnitte.

Sucht die Sätze zu beweisen, welche bey der Schulzischen Theorie zum Grunde liegen. Gleiche Winkel haben gleiche Flächen, und umgekehrt; auch ist des großen Winkels Fläche größer als des kleinen, und umgekehrt. Hr. Karsten hatte erinnert: daß sich Winkelflächen nach dem Grundsatze des Denkens nicht vergleichen lassen, weil sie auf einer Seite nicht begränzt sind, also die Erklärung des Denkens: Aufeinanderfallen der Gränzen, nicht auf sie anzuwenden ist. Herr G. antwortet darauf: wenn man sich an einer gemeinschaftlichen Spitze, zweene gleiche Winkel CAB, cAb vorstellt, und des ersten Fläche größer wäre als des andern, so müßte die erste auf der Seite C, B, über die andere hinausgehen, folglich wäre die andere (Hr. G. hat aus Versehen die erste geschrieben) auf der Seite c, b, begränzt. Hr. Sch. aber verstehe unter den Flächen ohne Ende fortgehende Ebenen. (Das heißt: Er versteht nicht, was alle Geometer verstehen, wo sie von Gleichheit reden, begränzte Ausdehnung.) Von den Scheiteln gleicher Winkel, kann man bey einem Schenkel von eben der Länge rechnen, wie bey dem andern, und bekommt so gleiche Dreyecke, und das so weit man will. Das heißt, man kann von den Winkeln allemal gleiche begränzte Ebenen angeben; von Gleichheit unbegränzter Ausdehnungen redet kein Geometer, weil sich beym unbegränzten vi vocis, nichts bestimmtes denken läßt, und die Geometern bestimmt denken. Gleichheit gilt von Figuren,

nicht

nicht von Ausdehnungen, die keine Figuren haben. Auf diesem ganz ungeometrischen Gerede von Ausdehnungen, die gleich seyn sollen, ohne begränzt, das ist ohne bestimmt zu seyn, beruht die ganze Schulzische Theorie, und es ist eine harte Foderung an die Mathematiker, daß ihnen durch solche Einfälle, die sie prüfen sollen, ihre Zeit verderbt wird. Mit dem Unendlichen in der Mathematik, hat es eine ganz andere Beschaffenheit, die allenfalls jemanden könnte nachgewiesen werden, der sich darauf berufen wollte. Hr. Gensich meldet, er sey in der Geometrie noch ein völliger Anfänger, welches diese Bogen leider! zeigen würden, so sehr ihn auch unwiderstehliche Neigung dazu treibt. Das Letzte empfiehlt ihn dem Freunde der Mathematik, der Hrn. G. Scharfsinnigkeit und Fleiß nicht verkennt; das Erste aber hätte ihn bedachtsam machen sollen, sich an ein Unternehmen zu wagen, das großen Geometern mißlungen ist. Sein 7. Lehrs. soll darthun, des größern Winkels Fläche sey größer; zeigt aber nur, was bekannt ist, daß der kleinere Winkel einen Theil des großen deckt. Daß über einer Grundlinie BC der größere Winkel D eine kleinere Fläche einschließe, als der kleinere A ist, Euklides 21 S. 1. B. Verlängert man jenes Schenkel, so fallen sie allerdings außer dieses seinen; daß aber dadurch der größere Winkel die größere Fläche bestimmt, müßte doch bewiesen werden, und läßt sich ohne die Theorie der Parallelen nicht beweisen. Wenn man sich ein Paar gleiche Winkel in eine Ebene so gelegt vorstellt, daß ihre Schenkel parallel und nach einer Gegend in Absicht auf die Scheitel gehn, so sollen beyder Flächen gleich seyn, und doch stecket des einen seiner in des andern seinem. Das führt auf den sonderbaren Satz, der Theil könne dem Ganzen gleich seyn, der hier so gerechtfertiget wird, wie man etwa in der Lehre vom Unendlichen ein Paar Größen gleich setzt, deren Unterschied gegen sie verschwindet. Ein solcher Satz muß in der Lehre vom Unendlichen, wo er nöthig, gehörig bestimmt, und vor Mißdeutung verwahret werden, den Anfänger, der noch an den Parallelen zu lernen hat, machet er gewiß irre, und ist da gar nicht an seinem Orte. Auf der 26sten Seite beweist Herr G. nach seiner Art, daß die drey Winkel eines Dreyecks zusammen zween rechte betragen. Da schließt er nun: Ein gewisser Winkel könne nicht kleiner seyn, als ein anderer, dessen Fläche innerhalb der Fläche des ersten Winkels liegt, und doch sind darnach beyde gleich groß. Die

Vorstel-

Vorstellung von Winkelflächen, deren grösser und kleiner seyn, behauptet wird, ob sie gleich nicht begränzt sind, erinnerte den Recensent an Robert Fludds Vorstellung oder der Materiae primae Histor. M. p. 76. Ein schwarzer Fleck, der fast eine Folioseite einnimmt, an seinen vier Rändern: et sic in infinitum. So illuminire man einen Winkel schwarz, und schreibe an einen Kreisbogen, aus dessen Spitze beschrieben. Et sic in infinitum. Das ist die Schultzische Winkelfläche, wie Fludds Vorstellung ein Bild der Phantasie, dabey der Verstand nichts deutlich denkt. Hrn. Bendavids Versehen ist bey weitem nicht so tadelhaft, und mit diesem beschäfftigt sich Hr. S. im letzten grössern Theil des Buchs. Möchten doch die Paralleltheoristen, eine jetzige Plage der Geometern, wie die Cirkelquadrirer waren, erst geometrische Deutlichkeit und Evidenz durch fleissiges Studiren Euklids recht kennen lernen, ehe sie ergänzen wollen, was Euklid nicht zu ergänzen wußte.

Joh. Ephr. Scheibels astronomische Bibliographie. Beschluß der zweyten Abtheilung. Breslau, 1787. 4 Bogen, 8vo.

Von 1591 bis 1600: viel seltene und merkwürdige Schriften umständlich angezeigt, als: Clavius de Astrolabio, Kepler Prodromus dissert. Cosmographicarum. Zacharias Bornemann Illuminist zu Breslau, hat 1596. alle Bilder des Himmels sammt den Sternen artlich in Kupfer gebracht herausgegeben. Also hat man von einem Breslauer den ersten Himmelsatlas, dessen Werth freylich darin besteht, daß er der erste ist. Das letzte Buch dieser Abtheilung ist Duodecomic. coel. tab. nova . . . auct. Christophoro Sarcephalo Vretislaviense. 1600. Als Anhang ein Brief Keplers an Nic. Raimarus Ursus, aus des letztern Tr. de Astronomicis Hypothesibus.

M.

7. Na-

7. Naturlehre und Naturgeschichte.

G. R. Böhmers Handbuch der Naturgeschichte, Oeconomie etc. oder: *G. R. Boehmeri* Bibliotheca scriptorum historiae naturalis, oeconomiae etc. *Pars II.* Zoologi. *Vol. I.* 1 Alph. 14 Bogen, *Vol. II.* 1 Alphabet und 11 Bogen. 1786.

Nicht daß wir die großen Verdienste und die unsägliche Mühe des Verf. verkennen, sondern uns zu zeigen, mit welcher Aufmerksamkeit wir das Werk durchgesehen haben, und wie schwer es ist, einem Werke dieser Art, wenn man sich vollends auf so manche andere Bücher verbreitet, die doch nicht zunächst zur Naturgeschichte gehören, sobald man einmal Grenzen zwischen ihr und andern Wissenschaften annimmt, alle Vollständigkeit, Genauigkeit und Ordnung zu geben, wollen wir es wagen, einige Bemerkungen zu machen. I. Abschn. Allgemeine. K. 1. litterärische, S. 34. 2. Beschreibungen, Abbildungen u. dgl. S. 5—61. von Aristoteles an. Von Ridinger (S. 15) ist lange nicht alles angegeben, nicht seine kleine Thiere, nicht seine Bären; überhaupt würden wir ihn nicht hieher, sondern in das erste Kapitel des zweyten Abschnitts von den Saugthieren, so, wie Admiraal S. 37 unter das fünfte Kapitel des zweyten Abschnittes von den Insekten, gebracht haben; the natural history of the horse etc. S. 45. da es ein vom Herausgeber selbst dafür ausgegebener Auszug aus Büffon ist, unter die Werke von diesem. Daß die Naturgeschichte aus den besten Schriftstellern S. 49 durch Dr. Fr. A. Weber fortgesetzt wird, ist nicht erinnert, auch S. 51 die französische Uebersetzung von Zimmermanns geographischer Geschichte des Menschen u. nicht angeführt. K. 3. topographische Schriften, S. 62—71. S. 67 steht statt Drontheim Dorheim; wir würden es geradezu für Druckfehler erklären, wenn dieser Name nicht immer verstümmelt wäre. K. 4. Biblische und kritische Schriften, S. 72—79. Hier vermissen wir Oedman, auch S. 76 die Nachricht, daß noch mehr von Schoder's Werk herauskommen wird. K. 5. physikali-

[illegible] (wir würden lieber sagen: physiologische) Schriften, S. 80—147. Außer den Zergliederungen der Thiere, Versuche an Thieren angestellt, ihrer Moralität und Anwendbarkeit auf den menschlichen Leib, hat der Verf. hier sogar die Schriften über die Seele der Thiere, über die Wirkung der Elektricität auf sie, über die Vorzüge des Menschen vor ihnen, nicht bloß von der Seite ihres Leibes angeführt, denn so steht *Dürr* Diss. de praestantia hominis prae belluis S. 89, die gewiß niemand hier suchen wird. Von Hewson ist S. 118 die schöne Ausgabe, die der seel. Hahn besorgte, nicht bemerkt, von Moscati S. 120 nicht die Urschrift. S. 137 statt Wettschriften Witzschriften. S. 144 f. die Schriften von der Auferweckung der Pflanzen und Thiere aus ihrer Asche, und hintenan ein Aufsatz, wie das Alter des Hornviehs zu erkennen. K. 6. α) Arzneymittel aus dem Thierreiche, S. 148—154, β) Vieharzneykunst. S. 156—221 heißt Herr D. Wenzen Heritzen. Hier S. 173 sogar Schöps diss. de eo, quod iustum est circa libem pecorum, der sicherlich keine Naturkunde einmischte. K. 7. Jagdschriften, S. 225—245. K. 8. ökonomische Schriften, S. 245—263, ausführlich die Schriften von der Vertheilung der Gemeinheiten. (Unsere Leser mögen rathen, wie diese hieher kommen.) II. Abschnitt. Kap. 1. von saugenden Thieren S. 264—490 α) überhaupt, S. 264—270. Hier S. 266 Hn. Hückels Abh. vom Schaafvieh, eine andere von Ziegen, eine andere von Schweinen, noch eine vom Hornvieh, (warum nicht lieber unter den Monographien oder ökonomischen Schriften?) β) Milch und ihre Zubereitung, S. 270—288, auch dieser Abschnitt gehört, unsers Erachtens, nicht hieher, γ) Monographien, S. 288—490, bey den Hunden die Schriften über die Hundswuth, Jägers Anweisung, dieselbige betreffend, ist S. 314 nicht schon 1732 herausgekommen, bey Wölfen und Füchsen auch die Schriften von den Mitteln, sie zu fangen, bey den Löwen Hechts Schrift de Henrici Guelfi insignibus, bey dem Bisamthier auch vom Arzneygebrauche des Bisams. K. 2. von Vögeln, S. 491—604. α) überhaupt, S. 491—514. β) vom Vogelsang, S. 514—516, γ) von der Vögelzucht, S. 516—521, δ) vom Zug der Vögel, S. 521—525, ε) physiologische Schriften, S. 525—533, ζ) von Eyern, S. 533—543, (sogar von Ostereyern,) η) von Nestern, S. 543. θ) Monographien, S. 544—604, hier auch viele Schriften von Hahneneyern.

Der

Der zweyte Theil fängt mit den Amphibien (III. Abschn. S. 1—47.) an, von welchen der Verf. jedoch die schwimmende ausschließt; unter den Fröschen durch Versehen auch Batrachos vom Lopphius. IV. Abschn. von Fischen, S. 48—119. K. 1. allgemeine, S. 48—61. K. 2. topographische, S. 62—67. K. 3. vom Fischfang, S. 67—76. K. 5. diätetische Schriften, S. 76. K. 6. physiologische, S. 76—84. K. 7. Monographien, S. 85—120. V. Abschnitt; von Insekten, S. 120—370. K. 1, allgemeine, S. 120—159. K. 2. topographische, S. 160—170. K. 3. physiologische, S. 171—179, hier S. 177 mehrere Schriften über die Theilbarkeit der Polypen. K. 4. vom Nutzen, Schaden und Ausrotten der Insekten, S. 180—191. K. 5. Monographien, S. 191—370. VI. Abschn. von Würmern, S. 371—536. K. 1. von nackenden, S. 373—419; dahin würden wir doch nicht alle Eingeweidewürmer zählen, auch nicht S. 387 die von Sparrmann beobachtete Fliegenmaden. K. 2. von weichschaligen, S. 419—432. K. 3. von Schaalenthieren, S. 432—491. K. 4. von Korallen und Thierpflanzen, S. 491—525, unter ihnen stehen hier auch die Infusionsthierchen. K. 5. von mancherley Würmern und Insekten, S. 526—531. Was der Verf. mit diesem Kapitel wollte, verstehn wir noch nicht; schon die Aufschriften der meisten hier angeführten Werke sind so deutlich, daß man daraus ersehen kann, ob von Insekten oder Würmern die Rede ist. K. 6, S. 531—536. von erdichteten und unbestimmten Thieren. Hier hätten wir keine Nachricht vom Mungos; wohl aber vom großen Ungeheuer des norwegischen Meers, von den Hahnwürmern, mehrere vom Eichhorn und andern, gesucht.

Hl.

C. F. D'Incarre Gedanken über Vulkanen, Erdbeben und gegenwärtige Witterung. Frankfurt und Leipzig, bey Brönner 1783. 80 S. 8.

Der Verf. hält es mit denjenigen Physikern, welche nicht die Erdbeben als eine Folge des aufgehobenen Gleichgewichts des elektrischen Fluidums ansehen, sondern die solche aus unterirdischen Gährungen und daraus entstehenden Entzündungen ableiten. Er führt, wie jederzeit von dieser Parthie zu

geschehen pflegt, die bekannte Angabe des Lemery, die mehr, wie zu öfters abgeschrieben; aber gewiß sehr wenigmal nachgeahmt worden, an. Herr Silberschlag ist, so viel Rec. wissend, der einzige, so diesen Versuch angestellt; er nahm aber auch zu wenig Masse. Da aber nach der Erfahrung des Hrn. Charpentiers, eines französischen Künstlers, naßgewordene Eisenfeilspäne unter die Selbstzünder gehören, so kann man wohl an dem wahren Erfolg des Lemeryschen Versuchs nicht mehr zweifeln. Auf diese Lemerysche Angabe gründet der Vf. seine Meynung, gedenket sich eine Menge Pyriten in der Erde, die bey ihrer Zerstörung das Nämliche verursachen: und so läßt er Erdbeben und Vulkane entstehn. Hierauf wendet er sich zu dem bekannten Sonnenrauch, dessen Ursprung er auch in die Entzündung der Pyriten setzt, weil hierdurch die vorhandene Luft ausgedehnt, und das dazukommende Wasser in Dünste verwandelt würde, die, wo der Widerstand der Erde zu groß war, zwar kein Erdbeben erregen konnten; sich aber einen Ausgang aus dem Innern der Erde suchten, und den Sonnenrauch bildeten. Daß das Wasser in gewissem Zustande nicht naß mache, ist eine richtige Bemerkung des Verf.; aber sobald sich das Wasser den hygrometrischen Substanzen entziehet, ist es auch unserm Auge unsichtbar, und möchte deshalb wohl nicht auf den Sonnenrauch, der hier durchaus Nebel und Höhrauch genannt wird, anwendbar seyn. Der Verf. ist überhaupt gegen den Herrn Stuckeley sehr aufgebracht, der, so, wie bekannt, der erste gewesen ist, so die Elektricität als wirkende Ursache der Erdbeben ansahe. Und da Herr Leutin in der Vorrede des de la Torre Geschichte und Naturbegebenheiten des Vesuvs ähnliche Meynungen geäußert hat, so bricht der Verf. eine Lanze mit ihm.

Rg.

Johann Philipp Beckers, Apothekers in Magdeburg, chemische Untersuchung der Pflanzen und deren Salze, nebst andern dahin gehörigen Materien. Leipzig, bey Kummer 1786. 286 Seiten gr. 8.

Des Verf. Arbeiten und dessen Urtheilskraft sind schon aus einigen kleinen Abhandlungen bekannt genug; aber leider von

keiner

seiner vortheilhaften Seite. Ohngeachtet er dafür keine Lorbeeren eingeärndtet hat, so erscheint dennoch die jetzige stärkere Schrift. Wenn es wahre Herzenssprache ist, daß er sich seiner Schwäche in der Chemie bewußt sey, wie er in der Vorrede selbst eingesteht, so hätte der gute alte Mann besser gethan, wenn er das Schreiben unterlassen hätte. Dieß mag er aber so gemeynt haben, oder nicht, so ist wirklich so viel gewiß, daß man auf allen Blättern den Beweis davon findet.

Es hat sich nun einmal beym Verf. die Einbildung festgesetzt, daß in allen Pflanzen Salpetersäure; in keiner einzigen aber fixes Alkali befindlich sey, und darnach ist das ganze Urtheil über seine Arbeiten ausgefallen. Er vertheidigt Junkers Neumanns altes Vorurtheil, und widerlegt Marggrafs und Wieglebs Erfahrungen nach seiner schlechten Beurtheilungskraft. Hätte der Mann nicht alle Empfindung für Beweisgründe verlohren, so könnte man ihn noch, um das fixe Alkali im Weinstein zu beweisen, auf die einfache Behandlung führen, daß er ein Pfund Weinsteinkrystallen in 8 oder 10 Pfunden kochenden Wasser und zugesetzten 4 Unzen Vitriolöl auflösen, filtriren und langsam abdunsten mögte. Aber er wird vermuthlich auch das hierbey erscheinende vitriolisirte Alkali nicht erkennen wollen, oder das Alkali aus der destillirten Vitriolsäure, wie er es bey der Kreide gethan hat, herleiten.

Die ganze Schrift verdient nicht, daß wir uns länger dabey aufhalten, weil sie auf allen Seiten blindes Vorurtheil für alte Meynungen, grundlose Verleugnung erwiesener Wahrheiten, ungeschickte Arbeiten und ganz verschobene Beurtheilungen enthält. Ihr Verf. ist dabey schon ins Alter gerückt, und wird nun schwerlich auf gesundere Begriffe gebracht werden können. Wir rathen ihm daher wohlmeynend, sich an dem Publikum nicht wieder mit solcher elenden Arbeit zu versündigen.

XI.

Ist es vortheilhafter, die silberhaltige Erze und Schmelzhüttenprodukte anzuquicken, als sie zu verschmelzen?* beantwortet von einigen zu Glashütte bey Schemnitz in Niederungarn im Sommer und Herbst 1786 versammelten Berg- und Schmelz-

wesenverständigen. Leipzig und Wien, bey Gräf-
fer und Komp. 1787. 144 S. in 8.

Nachricht von dem Anquicken der gold- und silberhal-
tigen Erze, Kupfersteine und Speisen in Ungarn
und Böhmen, nach eigenen Bemerkungen daselbst
im Jahr 1786 entworfen, von J. J. Ferber,
K. Pr. Oberbergrath ꝛc. Berlin, bey Mylius
1787. 100 S. in 8.

Die Vortrefflichkeit der von Bornschen Amalgamationsme-
thode ist in diesen Schriften durch mehrere klassische Sachkun-
dige ausnehmend gründlich gezeigt. Sie enthalten sehr in-
teressante Nachrichten von den Fortschritten und der immer
mehreren Vervollkomnung dieser Erfindung, und haben zu-
gleich zur Absicht, den ungläubigen und unwissenden Theil
des östreichischen Publikums zu bekehren, und die Chikane der
Uebelgesinnten zu schwächen. Zu ersterer hat Ferber eine
Einleitung geschrieben, dann hat jeder der dort versammelt
gewesenen ausländischen Kenner besonders die vorgelegte Fra-
ge nach sorgfältiger Prüfung und Vergleichung, theils mehr,
theils weniger, ausführlich beantwortet. Von Charpentier
hält zwar die der Verquickung vorgehende Röstungsart für et-
was kostbarer, als die gemeine; findet sie aber übrigens so
vorzüglich, und die Zeitersparniß dabey von solcher Erheblich-
keit, daß er die Frage aufwirft: ob es nicht räthlich seyn möch-
te, dieselbe auch bey dem gemeinen Schmelzen einzuführen?
D'Elhuyar hatte vormals in der amerikanischen Verqui-
ckungsmanier einen gewissen Grad von Unvollkommenheit
wahrgenommen, der ihn überredete, daß das Schmelzen vor-
zuziehen sey. Sein Bruder stellte deswegen in Neugranada
vergleichende Versuche an, und fand, daß das Schmelzen
überhaupt wirthschaftlicher und genauer sey, als das Verqui-
cken; daß es aber doch auch Fälle gebe, wo dieses den Vorzug
behalten müsse. Ueberraschend war ihm die Nachricht von
den von Bornischen Versuchen, und er eilte nach erhaltenem
Befehl, diese Entdeckung selbst in Ungarn zu untersuchen.
Trotz aller Widersetzlichkeit seiner vorgefaßten Ideen, die er
nicht eher, als nach einer wohl überlegten Prüfung, aufgab,
wurde er vom Vorzug der von Bornischen Verquickungsart
vollkom-

vollkommenst überzeugt. Ferber benachrichtigte die Akademie der Wissenschaften zu Berlin, daß der K. von Spanien nunmehr die Rückstände von der in Amerika bisher gewöhnlichen Amalgamationsart nach der von Bornischen Methode verarbeiten lasse. Hawkins, ein Engländer, Besitzer mehrerer Bergwerke in Kornwall, ziehe das Anquicken dem besteingerichteten Schmelzwesen vor. Henkel, Assessor des K. Oberbergamts zu Kongsberg in Norwegen, beobachtete, wie sich die von Bornsche Methode von Tag zu Tag vervollkommte. Anfangs hielten die Rückstände nicht über $\frac{1}{2}$; jetzt aber kaum $\frac{1}{4}$ Loth. Von einer guten Schmelzung könne man mehr nicht verlangen, als nur $\frac{1}{8}$ Loth in den Rohschlacken, [illegible] dann gleichwohl wegen der vielen Zuschläge weit mehr betrage, als $\frac{1}{4}$ Loth in den Amalgamationsrückständen. Von Trebra stellte seine Untersuchungen mit der Unpartheylichkeit eines Zweiflers an, der gern das Gegentheil finden möchte. Er brachte arme Schwarzkupfer vom Harz mit, und bearbeitete dieselben so weit, daß nur 1 Denar oder $\frac{1}{24}$ Loth in den Rückständen blieben. Dieses mußte ihn unter andern vollkommen von der Vortrefflichkeit der von Bornischen Erfindung überzeugen, da wohl niemals in einem Schmelzprozeß Kupfer so arm gemacht werden. J. D. Weber aus der Pfalz hatte sieben Monate hindurch die Entstehung, Ausführung und Vervollkommnung der Amalgamationsmethode nicht nur beobachtet, sondern auch alle Versuche selbst gemacht; er erkennt dieselbe für das einzige sichere Mittel, Gold und Silber aus Erzen und metallischen Gemengen zu bringen. Endlich beantwortet D. Hoffinger, erster Berg- und Kammermedikus zu Schemnitz, die ihm von den versammleten berühmten Metallurgen vorgelegte Frage: wie weit das Anquicken der Gesundheit schädlich sey? Die Auflösung könnten diese Männer, setzt derselbe voraus, nicht aus Zweifel, sondern nur zur Belehrung der Uneingeweihten und Dümmlingen wünschen. Diese Arbeit habe vor den bisherigen Hüttenarbeiten in Absicht der Gesundheit unendliche Vorzüge, und sey schon deshalb wahre Wohlthat. Eine goldene Dose, Uhr und Ring, welche er dort, wo der Deckel des Kessels an der Spindel eine Oeffnung läßt, hinstellte, und eine Stunde stehen ließ, veränderten ihre Farbe nicht, selbst die Tressen auf der Kleidung eines Oberbeamten, worin derselbe ein ganzes Jahr hindurch allen Amalgamationsarbeiten beygewohnt hatte, hatten ihre Goldfarbe behalten.

Die Fortschritte, welche seit der Ausgabe der von Bornischen Schrift gemacht worden sind, hat Ferber in seiner Nachricht von dem Anquicken rc. nebst einem Schatz von statistischen Nachrichten vom Bergbau und dessen Produkten in den österreichischen Erblanden mitgetheilt. Rec. mußte sich freuen, hier verschiedenes, was er in der Recension jener Schrift nur vermuthen konnte, bestärkt zu finden. Insbesonders wird jeder Verehrer dieser großen Entdeckung mit theilnehmenden Vergnügen in der Nachschrift lesen, daß nun auch die kalte Verquickung zur Vollkommenheit gebracht worden seyn soll, so, daß man das warme Anquicken ganz abschaffen — somit der Anschaffung kupferner Kessel und des Holzes zum Sieden überhaben seyn könne. Dadurch soll die Mark wenigstens noch 1 Fl. wohlfeiler stehen, als vorher; die Arbeit soll bey ungüldischem Silber und Gold in 10, bey güldischem in 18 bis 24 Stunden vollendet seyn, und dabey alles Silber und Gold ohne Abgang erhalten werden.

Man hat Hoffnung, daß Herr von Born diese Entdeckung selbst beschreiben werde. Das Wesentlichste besteht in einem Zusatz von Kupferspähnen oder Cämentkupfer.

Vorher hatte schon B. R. Gellert zu Freyberg durch stärkeres Reiben in einer Art Butterfaß, worinn perpendikulair gestoßen wird, das kalte Anquicken zu verbessern gesucht, und gute Wirkung hervorgebracht, nur fehlten Ferber noch die Nachricht vom Quecksilberabgang. Den Stößer wollte Gellert unten mit Kupferblech beschlagen lassen.

Ist das kalte Verquicken wirklich zur Vollkommenheit gebracht, so muß dieses zur schnellen Verbreitung des Verquickens wegen der geringern Vorlage überaus viel beytragen.

Die Lauge von der kalten Anquickung der Schwarzkupfer wird in einen bleyernen Kessel gepumpt, altes in Stücken geschlagenes Eisen hineingelegt, und Feuer darunter gemacht. Sobald die Lauge siedet, wird das Eisen heftig angegriffen, und in einer halben Stunde alles Kupfer niedergeschlagen. Thut man Quecksilber in den Kessel, und hängt das Eisen hinein, so wird in drey Stunden das niedergeschlagene Kupfer vom Quecksilber aufgenommen, und man erhält, nachdem das Amalgam ausgepreßt, und sonst damit, wie beym Silber, verfahren worden, das Kupfer in der höchsten Reinigkeit. Die Lauge enthält noch Glaubersalz, woraus mineralisch Alkali, der Centner 20—30 Fl. werth, bereitet wird.

Zu [illegible] werden Kupferfahlerze in Fäßchen angequickt. Die Rückstände werden mit Schwefelkies von neuem geröstet und wieder ausgelaugt, bis alles Kupfer in der gefällt werdenden Lauge ist.

Von Born macht nun auch mittelst der kalten Verquickung Verbindungen des Zinks und Kupfers: Messing Similor u. s. w. Er wird auch diese Erfindung bekannt machen. In Idria hat man mit gutem Erfolg Quecksilber und Schwefel nach Art der kalten Verquickung verbunden, und so den zum Zinnobermachen nöthigen schwarzen Mohr geschwind und gut bereitet.

Zu Schemnitz hat man das spanische Verfahren mit den nöthigen Verbesserungen nachgeahmt. Man mischte Kies und Silbererze, befeuchtete die Vormaas mit Wasser, darin Salz aufgelöst war, rührte den Haufen täglich zweymal um, und verquickte nach einiger Zeit alles ohne rösten. Auf diese Art erhielt man noch 4 Loth über die Feuerprobe.

Die Joachimsthaler Gewerken pochen jetzt ihre reiche Erze selbst in Mörseln und liefern sie alsdann zur Quickhütte. Ueberhaupt schafft man das Pochen und Mahlen bey den Quickhütten möglichst ab, und trifft dagegen Anstalten, daß die Gewerken die Erze im Naßpochen zur gehörigen Feine bringen, und sie so abliefern.

Der hohe Preis, worin Hr. v. Born das Salz kaufen muß, hat mehrere Versuche veranlaßt, ob dasselbe nicht ganz unentbehrlich werden könne. Man bediente sich statt dessen des Kieses. Völlig befriedigend war der Erfolg nicht, aber es ist doch gezeigt, daß auch dieses noch weiteres Forschen verdient. Wird den sehr blendichten Erzen zu Nadiborsiz, deren Blende silberreich ist, kein Kies im Rösten zugesetzt: so kann der Zink und das Eisen in der Blende beym Anreiben vom Wasser nicht aufgelöset, und in die Lauge weggebracht, auch das Kochsalz beym Rösten nicht zerlegt werden. Fahlerze, wenn sie nicht zu Kupferstein geschmolzen werden, eisenhaltende Antimonialerze und reiche Bleyerze vertragen Kieszuschläge beym Rösten.

Haidinger erhielte bey Verquickung der goldreichen Erze von Gutwasser zweyerley Amalgama, wovon das eine reicher und gelblicher war als das andere, und die sich nicht gut vermischten. Als er dieselbe nachher mit Kies ohne Salz röstete, und in Kesseln mit Quecksilber trocken anriebe, brachte er

das Gold verhältnißmäßig heraus, so daß die Rückstände nicht reicher an Gold waren, als das Amalgama.

Wenn die Silber in den Rückständen zu reich an Gold ausfallen, so liegt der Fehler darin, daß die Erze nicht fein genug zerrieben worden. Daraus hat man die Regel gezogen: Je reicher Erze an Gold, Silber oder beydem sind, je mehr Quecksilber muß zugesetzt, und je länger angerieben werden.

Statt der feinen Dratsiebe braucht man jetzt haarene, die sich nicht so leicht verstopfen als jene.

Das Ausbringen ist besser befunden worden, wenn man das Kochsalz nicht gleich alle beym Rösten zusetzt, sondern auch einen Theil in die Kessel bringt. In N. Ungarn giebt man jetzt 7 Pf. zum Rösten und 2 Pf. in die Kessel.

Bey den antimonialischen, bleyischen, arsenikalischen und andern Kupferlechen und Schwarzkupfern, setzt man dem Rösten gebrannten oder ungelöschten Kalch zu. Haidinger hat dergleichen auch in die Kessel gebracht, und dadurch die Arbeit befördert, doch blieb allemal ein breyartiges Magma zurück. Vielleicht glaubt Ferber vertrete Laugensalz die Stelle des Kalchs besser, und bey Fällen, wo es nur auf das mechanische Vertheilen ankomme, Quarzmehl.

Um das Durchlöchern und Durchfressen der kupfernen Kessel möglichst zu meiden, läßt man derselben Boden von Kupfer gießen. Künftig will man sie von amalgamirtem Kupfer machen lassen, weil das geschmiedete Kupfer, wenn es mit Bley gespleißt worden ist, zuweilen zufällig ein Bleykorn enthält, an welcher Stelle dann der Kessel leicht durchschmelzt.

Wenn das Amalgama aus den Kesseln kommt, läßt man es etwas stehen, weil es kalt, ehe es zu Boden fällt, und sich vom Quecksilber scheidet, dahingegen warm ausgepreßtes Quecksilber immer etwas Gold und Silber mitnimmt.

Da das Zugutmachen der Rückstände auf Heerden und Sichertrögen selten den Kosten lohnt, und man beym nochmaligen Anquicken derselben sogar mehr Gehalt herausbringt als die Feuerprobe: so werden jetzt beynahe alle Rückstände wieder angerieben.

Recensent wünschte wohl die Resultaten zu wissen, welche erfolgen würden, wenn die Rückstände der Rückstanden, falls sie auch in der Feuerprobe nichts mehr geben, ferner angerieben würden? und bey der wie vielten Anreibung endlich das Quecksilber gar keinen Gehalt mehr aufnehme? dadurch

würde sich die Frage, ob alles bloß ausgezogen, und nichts erzeugt werde, vermuthlich einigermaßen entscheiden.

Bey dem Ausglühen ist jetzt eine Verrichtung angetroffen worden, wornach der aufgestürzte Tiegel gar nicht mehr kittet wird. Ferber hat dieses durch eine Kupfertafel anschaulich gemacht.

80 Pfündige Schwarzkupfer kann man trocken pochen, wenn man sie glühend in das Pochwerk bringt u. s. w.

Vergleichungen zwischen den Schmelz- und Anquickungskosten zeigen den beträchtlichen Vortheil der Amalgamation auffallend.

In N. Ungarn kommt die Mark Silber nach der Hüttenrechnung 5 F. 10—20 Kr., 1770, 1771, 1772 und 1773. 6 F. 52 Kr. 2½ Pf., gleichwohl wird für das Holz außer Schlag- Kohl- und Fuhrlohn nichts bezahlt, auch ist dabey noch nichts auf den Feuerabgang gerechnet. Die Gewerken müssen sich deswegen ½ pro Cent abrechnen lassen, und dann noch Schmelzkosten, Ausschnitt, Schlagschatz und Münzkosten berichtigen.

So ist auch der große reelle Abgang, welcher in den Schlacken ausgewiesen wird, hier nicht aufgerechnet.

Zu Joachimsthal kostet der Centner auf der Hütte zu gutzumachen 7 Fl. 55 Kr.

Zu Radborzit in Böhmen stehet die Mark Silber 11 bis 14 Fl. In Siebenbürgen und Oberungarn 12 Fl. und in Tyrol 5 Fl. die Mark.

Bey der Amalgamation 7 löthiger Beschickung, kommt in N. Ungarn die Mark 2 Fl. 31 Kr. Würde das Salz nicht in dem hohen Preis angerechnet: so stünde sie nur 1 Fl. 51 Kr.

Zu Joachimsthal kommt die Anquickung wegen des theueren Salzes à 7½ Fl. der Centner, und weil auch die Röstbündel noch einmal so theuer als in N. Ungarn zu stehen kommen, 18¾ Kr. per Centner höher. Doch hat die Prager Buchhalterey den Vortheil der Verquickung bey 4—5000 Centner auf 21000 Fl. berechnet.

Wer noch nicht Welt kennt, der denke sich gewiß den verdienstvollen Erfinder und Urheber dieses Alles in der Wonne, sich von allen seinen Landsleuten enthusiastisch geschätzt und geehrt, und von allen Berg- und Hüttenbeamten, Hofkammerräthen und Vorgesetzten wetteifernd unterstützt zu sehen. Der Kenner menschlicher Schwachheiten sorgt [illegible],

daß

daß es auch hier nicht an Neid und Chikane fehlen werde, aber so arg denkt er sich dieselbe doch schwerlich, als sie von den glaubwürdigsten Männern erzählt werden. Solche Züge der Menschheit sind überaus wichtig. Sie trösten den Mann, der sich schon in ähnlichen Fällen befand, und belehren den, welcher Fähigkeit und Willen hat was Großes zu unternehmen.

Wir glauben also nicht zu fehlen, wenn wir Verschiedenes davon für diejenigen Leser ausheben, welchen diese Schriften, weil sie nicht in ihren Beruf oder Liebhaberey einschlagen, nicht lesen.

Um dem Hrn. v. Born einen beträchtlichen Theil des ihm vom Kaiser accordirten Vortheils zu entziehen, und, wo möglich gewesen wäre, den eigentlichen Gewinnst des Staats zu verbergen, oder so herunter zu setzen, daß diese Operation nicht die gebührende Achtung erhalte, rechnet man der Quickhütte das Salz bis Schemnitz zu 4 Fl. 15 Kr. und das zu Joachimsthal zu 7 Fl. 30 Kr. an, da es doch dem Aerario bis Schemnitz nur 1 Fl. 8 Kr. und bis Joachimsthal 2 Fl. 20 Kr. steht. Vergeblich hatte sich Born anfangs das Minutiensalz ausbedungen, dessen viele Millionen Centner jährlich auf den Halden von Luft und Regen verzehrt werden.

Das Quecksilber, welches das Aerarium für höchstens 12 Fl. den Centner erhält, und für 90 Fl. an Spanien verkauft, müssen die Quickhütten mit 110 Fl. bezahlen.

Ohnerachtet der Centner Bley den Hütten wenigstens 9 Fl. 55 Kr. steht, so rechnete man es doch nur zu 9 Fl. 4 Kr. unter dem sonderbaren Vorwand: es würde durch die Amalgamation wohlfeiler werden. Das sämmtliche in N. Ungarn erzeugt werdende Bley a 11 — 12000 Centner wird bey dem Schmelzen, Treiben u. s. w. zerstört, dagegen die Menge Glätt, Bleyweiß und Mennig aus dem Ausland eingeführt. Gleichwohl fand die Kammer bedenklich, 120000 Fl. für Bley zu ersparen, unter dem Vorwand, daß man nach Einführung der Amalgamationsmethode vom inländischen Bley keinen Nutzen mehr haben werde.

N. Ungarn verbraucht allein jährlich 590000 Klafter Holz bey dem Zugutmachen der Silberkupfer, Bley und Eisenerze. Mit Recht klagte deswegen die Kammer seit langer Zeit über den für diese Gegend zu befürchtenden gänzlichen Holzmangel; wirklich wird auch schon ohnfern Pest wie in

Egypten

Egypten mit Viehmist gekocht: und jetzt warf dieselbe Kammer die Frage auf, was mit dem ersparten Holz angefangen werden sollte?

Die Einlösung unschmelzwürdiger Kiese zur Roharbeit betrug bisher 60000 Centner zu 15 Kr. Nach Abrechnung des wenigen Gold- und Silbergehalts und Aufrechnung der beym Rohschmelzen aufgehenden Holz und Kohlen betrug der Aufwand per Centner Kies 25¾ Kr. Seit 40 Jahr klagte die Kammer darüber, und so laut, daß diese Klage sogar in die 1756. gedruckte Einlösungstaxe einfloß. Nun änderte sich die Sprache auf einmal. Man erklärte die Einlösung für höchst nöthig und nützlich, und muthete sogar dem Hrn. v. Born zu, diese 60000 Centner Kiese zu verquicken. Eben so hätte man verlangen können, daß Born auch aus den andern Zuschlägen Eisen und Kalchstein, Gold und Silber ausziehen solle. Die Hofrechenkammer befreyte ihn noch endlich von dieser Zumuthung.

Als zu dem neuen Quickwerk zu Ulmanka, die Grundmauer und die Wasserleitung schon fertig war, hemmte die Kammer den Bau, weil sie erst noch überlegen wollte, ob man nicht besser zu Schmölnitz amalgamire. Das Quickwerk zu Joachimsthal war beynahe fertig, als es der Kammer einfiel, die Zahlung des vorgeschossenen Gelds zu weigern und einen Kostenuberschlag zu fordern, als wenn nicht von ihr selbst der Befehl zum Bau und zum Vorschuß gegeben worden wäre, der sich dann auch nachher in den Acten fand. Alles damit die Zeit der 10 Jahre vergehen möchte, in welcher B. das ⅓ des Nutzens zieht. Man darf aber hoffen, daß der Kaiser die 10 Jahre vom Anfang der Amalgamation an jedem Orte werde rechnen lassen.

Ohnerachtet die erste Probe mit 1000 Centner Erz so glücklich abgelaufen war, daß dabey 800 Fl. Schmelzkosten, 55 Centner Bley und 250 Klafter Holz erspart worden waren; ohnerachtet die Amalgamation zu Glashütte damals bereits 4 Wochen mit dem besten Erfolg betrieben worden war: so ersann doch die Behörde den Einfall, daß noch ein ganzes Jahr durch zu Neusol eine Probe und Gegenprobe vorgenommen werden sollte. Man hoffte unter andern, daß die Hütten inzwischen Zeit bekommen würden, ihre Silberabgänge einzutheilen und zu verstecken. Dem Hrn. v. Born hatte man gegen das erste Decret die Einleitung und das Referat abgenommen und einem andern gegeben, welcher vom Amalgami-

gami-

gamiren und Silberschmelzen gleich viel verstand. B. wurde dadurch genöthigt sich an den Monarchen zu wenden, der allen Ausflüchten ein Ende machte, und ihm die ganze Einleitung wiederholt übertrug.

Als v. B. darauf drang, daß ihm die wahre Abgänge bey dem Schmelzwesen angegeben würden, erhielt er von der Behörde die sonderbare Antwort: sie seyen unbekannt. Inzwischen fand sich nach einer genauen Inventur, daß bey 3 Hütten allein 500000 Centner Rohschlacken und über 6000 Mark Silber fehlten, welche bisher in den Rechnungen nachgeführt worden waren. Ueberhaupt erschien auf einmal ein Ausfall von mehr als 7 — 8000 Mark Silber, jede zu 2—4 Denarien Gold. Daraus wurde nun noch mehr begreiflich, warum Kammer- und Hüttenbeamte sich der Amalgamation so sehr widersetzt hatten, und ihren Widerwillen so wenig bergen konnten. (Als Ferber gegenwärtig war, und auch vorher, hatte es noch keiner der Niederungarischen Bergräthe der Mühe werth gehalten, auch nur einige Stunden lang die Amalgamationsarbeit zu beobachten.) Sie sahen voraus, daß nach gänzlicher Einstellung der Hütten die Mängel der Arbeiten und der daraus folgende Verlust an Tag kommen werde; fürchteten hierbey ihr und ihrer Vorfahren Schuld büßen zu müssen.

Lustig ist die Besorgniß, welche geäußert worden: die Salzwerke könnten einmal durch Erdbeben zerstört werden, wornach die Amalgamation aufhören müßte. Lasse man nun die Schmelzhütten eingehen, so habe man sie nicht mehr in jenem Nothfall.

Ein Beysitzer des Kollegs fand die Amalgamation deswegen unmöglich, weil das Kochsalz das Gold verzehren werde, indem das sogenannte Königswasser aus Salz gemacht werde, die Mehrheit der Stimmen trat bey, und die obere Stelle ward approbirt.

Wer kann bey allen diesen seltsamen Einfällen unempfindlich bleiben? Niemand gewinnt indessen mehr dadurch, als eben der vortreffliche Born, welcher unter dem Beystand seiner wenigen Freunde allen den Einstreuungen, Einwendungen, Hindernissen und Chikanen die vom letzten Goldscheiderjungen bis zur obersten Stelle jeder ungeahndet wagen durfte, die unerschütterlichste Standhaftigkeit und Geduld entgegensetzte, und dadurch doppelt schätzbar wurde. Ferber rechnet ihn zu den Heiligen, wovon S. Augustin sagt: cruciantur

ubi

ubi sunt, admirantur ubi non sunt. Henkel sagt: nemo propheta in patria. Und Weber sagt von seinen Feinden, daß sie die Amalgamation zu verhindern suchten:

> Vel quia nil rectum, nisi quod placuit sibi, ducunt,
> Vel quia turpe putant parere minoribus et quae
> Imberbes didicere, senes perdenda fateri.

Dl.

Chemischer Lehrbegriff, nach Spielmanns Grundsätzen ausgearbeitet, und mit den neuesten Erfahrungen bereichert, von D. George Fr. Christian Fuchß, außerord. Lehrer der Mediz. in Jena. Mit einer Kupfertafel. Leipzig, bey Kummer. 1787. 627 S. in gr. 8.

Spielmanns Handbuch hat dem Verf. besonders zum öffentlichen Unterrichte brauchbar zu seyn geschienen. Bey allem Guten konnte er aber dennoch, wegen den starken Fortschritten, die in der Chemie gemacht worden, ihm nicht in allen Punkten beystimmen. Sowohl verschiedene falsche Sätze, als die Ordnung des Vortrags gefielen dem Verf. zu seinem Gebrauche nicht. Er behielt also nur, wo möglich, Spielmanns Grundsätze bey, brachte sie aber nach einem eignen untergelegten Plan in Ordnung, ließ viele entbehrliche Versuche weg, und fügte dafür die neuern Bemerkungen bey.

In der Einleitung ist in vier Kapiteln vom Begriff und Namen der Chemie und den ersten Uranfängen, der Geschichte, Nutzen, chemischen Zeichen und Werkzeugen gehandelt, auch ein kleiner Blick in die Naturgeschichte gethan worden. Hierbey wunderten wir uns sehr, sieben Erdarten angegeben zu sehen, Kieselerde, Edelerde, Schwererde, Alaunerde, Kalcherde, Bittersalzerde und Flußspaterde. Von der Edelerde hat ja selbst ihr erster Vertheidiger Bergmann die Beweisgründe vermißt, und von der Flußspaterde ist der Irrthum auch schon offenbar erwiesen; also sollten beyde als besondere Erdarten nicht mit aufgeführet seyn. Die Schmelzversuche im §. 85. sieben Seiten betragend, sind zu überhäuft. Auf Seite 84. muß auch wohl überall Granaten für Steine gelesen werden.

Die

Die Chemie selbst ist in 2 Abschnitten vorgetragen, wo von der erste die Untersuchung fester, und der andere flüßiger Körper enthält. Der erste zerfällt wieder in 2 Unterabtheilungen, wovon in der ersten die Operationen beschrieben worden, wobey der Zusammenhang fester Körper vermehrt wird, hier wird in fünf Kapiteln von der Auflösung auf dem trocknen und nassen Wege, der Extraktion, Sublimation und Kalzination nebst den dadurch zu erlangenden Präparaten gehandelt. Dabey begreifen wir nicht, wie bey Auflösung auf dem nassen Wege, Extraktion und Kalzination der Zusammenhang fester Körper vermehrt werden soll.

In der zweyten Unterabtheilung werden in zwey Kapiteln die Operationen beschrieben, wobey der Zusammenhang der festen Körper vermindert wird. Darzu rechnet der Verf. in zweyen Kapiteln die Arbeiten der Verglasung und Reduktion. Wir würden gerade alle angeführte Beyspiele zur ersten Unterabtheilung rechnen. Denn, daß bey Bereitung des Spießglasglases, des Bleyglases, der künstlichen Edelsteine und allen metallischen Deduktionen der Zusammenhang fester Körper vermehrt wird, kann wohl nicht geleugnet werden.

Im zweyten Abschnitte des Ganzen wird die Untersuchung flüßiger Körper beschrieben, und auch hier ebenmäßig in der ersten Unterabtheilung von den Operationen, wobey der Zusammenhang der flüßigen Körper vermieden wird, gehandelt, und durch Beschreibung des Abdampfens und der Destillation erläutert. Unter die zweyte Unterabtheilung sind die Operationen gebracht, wobey Zusammenhang der Theile der flüßigen Körper zunimmt. Dahin sind die Erfolge der Krystallisation und Präzipitation gerechnet worden. Die Gährung, als eine Operation, wobey sowohl Theile der festen, als flüßigen Körper ausgeschieden werden, ist besonders als ein Anhang beygebracht worden.

Nach dieser Anzeige des Plans wollen wir noch verschiedene aufgestoßene Punkte anzeigen, die Verbesserung bedürfen: Die §. 109. befindliche Behauptung, daß das Maaß des Wassers durch aufgelößte Salze nicht vergrößert werde, ist durch wiederholte neue Versuche falsch befunden worden. Es ist unrichtig, (S. 116.) daß Spießglasleber deswegen auch in Alkohol aufgelößet werden müsse, weil Schwefelleber davon aufgenommen werde; auch sehr unwahrscheinlich, daß

(S. 128.)

(S. 193.) Zinkblumen sehr leicht mit Quecksilber verquickt würden. Wozu brauchen so viele falsche Meynungen der ältern Chemisten immer wieder neu aufgewärmt zu werden, z. B. daß Moses das güldene Kalb mit Schwefelleber aufgelöst habe — daß der ganze vitriolisirte Weinstein in die Luft gejaget werden könne. Zum Eisenvitriol ist das S. 163. aus 2 Unzen Eisenfeil und 2 Quentchen Vitriolöl angegebne Verhältniß nicht schicklich. Unter den sauren Auflösungsmitteln des Pflanzenreichs S. 204. hätte die Sauerkleesalzsäure nicht als eine besondere von der Zuckersäure unterschiedene aufgeführet werden sollen. Bey Verfertigung der Benzoeblumen, nach Scheelens Methode, ist es besser, statt der hier angegebenen Vitriolsäure, sich der Salpeter- oder Salzsäure zu bedienen. Ohnerachtet der Verf. bey der Zerlegung des Bernsteins S. 306. Neuforns Schrift angeführet hat, so kann dennoch derselbe Bourdelins längst verworfne Behauptung, daß die Bernsteinsäure und Salzsäure einander gleich wären, wieder aufwärmen! Unverständlich ist S. 318. die Stelle: „Wenn man den Sublimat in sehr geringer Menge nimmt, so ist er ein sehr ätzendes Salz" und muß vermuthlich heißen: „Wenn man zu diesem Sublimat Quecksilber in sehr geringer Menge nimmt u. s. w." Wenn Hr. F. S. 343. behauptet, aus 2 Unzen rohen Weinstein nur zwanzig Grane Alkali erhalten zu haben, so ist sicherlich nicht genug Zeit zur Auslaugung angewendet worden. Warum mag er aber in der Beurtheilung des feuerbeständigen Alkali Spielmanns alte Theorie von der Entstehung des Laugensalzes hier mit umständlich angeführet haben? Wir dächten doch; es sey allgemein erwiesene Wahrheit, daß die Laugensalze nur ausgeschieden, nicht erzeugt werden; wozu soll also in einem neuen Lehrbuche die veralterte Träumerey der vorigen Zeit? Wie mag es demnach vertheidiget werden können, daß beym fixen Salpeter die Salpetersäure nicht fortgehe, sondern in Laugensalz verwandelt werde? S. 384. ist wohl aus Versehen Lithargyrium, statt Bleyglötte, durch Bleyweiß übersetzt worden. S. 413. wird vom Zink angegeben, daß er außer dem Quecksilber die einzige metallische Substanz sey, die aus der Retorte metallisch übergetrieben werden könne; aber der Arsenikkönig kann auch auf gleiche Art erlanget werden. S. 543. ist die Behandlung des Phosphors nach der Destillation ganz konfus, die Reinigungsmethode aber, nach welcher er in einer Retorte im Wasserbade 4 bis 5 Stunden kochen soll, sehr un-

zweckmäßig beschrieben. Das Uebergießen des Käses mit Bier, um die Fäulniß zu vermehren, ist auch unrichtig ausgedruckt; der Käse muß nur damit angefeuchtet werden; das Uebergießen würde die Fäulniß vielmehr verzögern. S. 579. war es uns sehr auffallend, von der Salpetermagnesie behauptet zu sehn, daß sie nichts anders als Kalcherde sey; es befremdete uns auch, an diesem Orte von der nun genugsam bekannten, weit wohlfeilern Art, die weiße Magnesie aus dem Bittersalze, oder der Mutterlauge des Kochsalzes, zu bereiten, nichts angeführt zu finden; denn das, was S. 122. davon vorkommt, ist für nichts zu rechnen.

Außer dieser kleinen Anzahl aufgestoßener Fehler bleibt das Buch dennoch wegen seiner Reichhaltigkeit an Materien, wobey auch die neuesten Erfahrungen benutzet sind, brauchbar.

Zf.

Unterhaltungen in der Naturgeschichte aller Arten Amphibien zum nützlichen Gebrauch für die Jugend, sowohl aus verschiedenen Schriften berühmter Naturforscher zusammengetragen, als auch aus eigener Beobachtung verfertiget, von F. A. S. Mit Kupfern. Leipzig, 1787. Auf Kosten des Verfassers. (Ohne Vorrede 296 S. und 18 illuminirte Kupfertafeln.)

Recensent nahm das Buch mit vieler Erwartung in die Hand, endlich einmal etwas Vernünftiges und Zweckmäßiges über die Amphibien zu finden, unter welchen bekanntermaßen in den Systemen noch große Verwirrung herrscht, fand sich aber schrecklich betrogen, und bedauert in dieser Absicht den zu frühen Tod des D. Schneider in Hildesheim, der gewiß etwas Bestimmtes und Zusammenhängendes über die Amphibien geliefert hätte, wofern er nicht durch den Tod gehindert wäre. Wir können bey der Recension dieses Werkchens desto kürzer seyn, da wir beynahe alles aus dem Müllerschen Linneischen Natursystem, wörtlich abgeschrieben finden. Das ist doch erstaunlich. Gleichwohl kann der Abschreiber auf dem Titel sagen: Aus verschiedenen Schrif-

ein berühmter Naturforscher zusammengetragen — und keine einzige Quelle, außer einigen synonymischen Zitaten, genannt — und aus eigener Beobachtung verfertiget, wovon wir fast gar keine Spuren bemerkt haben.

Die Vorrede ist ein armseliges, fast immer einerley sagendes Gewäsche, nicht einmal von Schreibfehlern rein. — „Gegenstände, welche von vielen vor (für) schreckliche, und Grauße erweckende Geschöpfe gehalten werden. Wenn wir aber in der Folge diese Kreaturen näher betrachten werden; so finden wir eben so schöne, und der göttlichen Allmachtshand, (als ob die nicht göttlich wäre,) Preiß bringende Thiere, als in jedem Geschlecht und Ordnung des Thierreichs. Wir müssen dadurch die Größe des Schöpfers erkennen, und ihn, wie ich sage, vor (für) seine Allmacht preißen, (preisen) weil er sich an solchen Geschöpfen, welche uns oft furchtbar vorkommen, (der Löwe und Tiger doch auch?) gleich vollkommen erwiesen, und nichts ermangeln lassen, seine Herrlichkeit auch an ihnen zu zeigen." Welch ein Galimathias!

„Auch glaub' ich, daß es nicht ganz gleichgültig auffallen werde, wenn ich sage: daß meine Abbildungen von den besten Originalen kopirt, und dabey an der Stellung und Kolorit nichts fehlet, welches jedermann, welcher mit der Naturgeschichte bekannt ist, zur glimpflichen Beurtheilung anheim gestellt wird."

Ueberaus schönes Deutsch! Wir urtheilen so glimpflich, als möglich, und müssen doch gestehen, daß die Kupfer höchst elend, und das buntscheckige der Farben so übertrieben eckel und entstellend ist, als es in einer nürnberger Fibel immer seyn kann. Rec. hat in seinem Kabinet die Riesenschlange, die europäische Otter, Coluber Berus, die Klapperschlange, die fliegende Eidexe u. s. w. allein diese sehen im Original ganz anders aus, und sind durch die Kleckerey dieser Abbildungen so entstellt, daß man sie kaum kennt, wenn man sie gegen einander hält. Das Charakteristische der Otter: Tab. VII. F. I. die zickzackige Rückenstreife, ist hier in ein gekritzeltes Blumenband verwandelt, das damit gar nichts ähnliches hat. Und so mit allen. Insonderheit ist die Riesenschlange Tab. VI. F. 2. so bunt vorgestellt, daß man nichts eckelhaf-

ters sehen kann, und die arme Natur bedauern muß. Alle Schlangen haben zinnoberrothe Augen und Zungen.

„Es würde mir ein leichtes seyn, sagt der Compilator am Schluß der Vorrede, ein mehreres zur Aufnahme dieses dritten Theils zu reden; allein ich habe nicht Ursache daran zu zweifeln, daß derselbe sich schon durch seinen Innhalt, als auch richtigen Abbildungen, selbst zu geneigtem Andenken empfehlen werde.“ Schwerlich.

Nun die allgemeine Einleitung von dem vielfachen Leben der Kreaturen. Rec. las, und las — und es war ihm so bekannt. Wörtlich aus Statius Müller — vom Anfange bis ans Ende — ohne ein Wort zu ändern, oder eine Anmerkung beyzufügen, so auch von den Schlangen überhaupt nach Müllers System S. 122. bis auf den erbaulichen Gedanken S. 130. daß die Schlangen durch ihr Grasfressen, wobey sie die Wurzel mit der Erde aus der Erde ziehen, wirklich die Worte des Fluchs: du sollst Erde essen dein Lebelang, in Erfüllung bringen, — abgeschrieben. Ich denke, wenn sie Obst, Kröten, Eideren, Würmer, Vögel, Insekten haben können, möchten sie das Gras wohl unangerührt lassen. Die Natur ist Gottes Werk. Ob aber ein, einem unvernünftigen Thiere, hätte es auch ein böser Geist wider seinen Willen zu einem Instrument gemißbraucht, Gottes Absichten zu vereiteln, deshalb angekündigter Fluch, auch ein Werk der Gottheit, oder eine menschliche Idee sey, ist eine andere Frage.

Wir haben uns alle Mühe gegeben, die Methode auszufinden, nach welcher dieses abgeschriebene Werkchen für die Jugend eingerichtet sey; haben aber zu unserm größten Erstaunen nichts weiter, als einen, dreymal im ganzen Buche, so unerwartet angebrachten, und fehlerhaften Dialog angetroffen, daß wir unsern Augen kaum trauen konnten.

S. 70. wo die Rede von grossen Schildkröten ist. Hier fällt ein Philipp ex abrupto ins Wort, und thut folgende erzwungene Frage:

Philipp. Mit Ihrer Erlaubniß! daß ich mich untersiehe, ihnen zu unterbrechen. Ich will ihnen nur fragen, ob es denn in dem ganzen Naturreiche ebenfalls solche von den allergrößten Thieren, und andern lebendigen, als leblosen giebt, bis zu den allergrößten u. s. w.

Dem

Dem Scheine nach soll das: Ihnen unterbrechen — Ihnen fragen — diese läppische Sprachfehler, zum Beweise dienen, daß ein Kind die Frage thue. Der theure Lehrer aber hätte doch das falsch sprechende Kind, oder vielmehr sich selbst, hübsch berichtigen sollen. Gleichwohl findet sich davon in dem Folgenden nichts. Vielmehr thut der Lehrer mit seinem Kinde sehr vornehm.

Lehrer. Ja! mein Kind! wir haben daran nicht zu zweifeln, — Sie werden noch Gelegenheit haben, ihre Betrachtung vielmals fortzusetzen. — Um ihre Bewunderung aber in etwas zu vermehren; so muß ich ihnen doch von dieser großen Schildkröte noch ein Exempel erzählen.

Ein sonderbarer Kontrast zwischen diesen: mein Kind und Sie, Ihnen, — u. s. w.

S. 135. Ich könnte euch, meine Kinder! noch vielerley Arten von Eidechsen beschreiben; aber, — ihr möget selber nachschlagen.

S. 137. bezeugt Wilhelm, daß er sich nun nicht so sehr vor diesen und jenen Thieren mehr fürchte, — und Philipp, daß er sie doch nicht so, wie einen schönen Vogel in die Hand nehmen möchte. Der Lehrer antwortet: Meine Kinder! in der folgenden Unterhaltung werde ich euch mit Amphibien bekannt machen, wobey ihnen noch manchmal ein Schauer wird aufsteigen.

Das heiß' ich einen Lehrer der Jugend! Zuletzt nimmt er folgenden Abschied: S. 293. Lehrer! Hiemit will ich nunmehr unsere Unterhaltung beschließen, und hoffe, euch, meine wißbegierige Zuhörer! von denen Amphibien genug gesagt zu haben, damit ihr mit denselben weiter bekannt werden möget. —

Solche Schnitzer kommen fast auf jeder Seite vor. Unmöglich können es lauter Druckfehler seyn. Wir halten unser Urtheil zurück, wofür wir den Kompilator halten! Denn kurz: das ganze Buch ist der wörtlich abgeschriebene dritte Theil des Müllerschen Linne, mit einigen Abkürzungen. Von Druckfehlern wimmelt alles; z. B. Squalus; Stcipenses; Raja Torpeta; Tobackrosen u. s. w.

Hätte doch der Scribler seine Kosten gespart, und möchten doch die Leser ihr Geld sparen! Sie können es gewiß nützlicher anwenden.

St.

Versuch einer Naturgeschichte von Chili. Von Abbe J. Ignaz Molina. Aus dem Italienischen übersetzt von J. D. Brandis. Mit einer Landkarte. Leipzig, bey Jakobäer. 1786. gr. 8.

Das Original ward allgemein als eines der wichtigsten Werke über die Naturgeschichte eines der unbekanntesten Länder angesehn und gerühmt; daher war allerdings eine Uebersetzung davon zu wünschen. Von den 2 oder 3 angekündigten haben wir nun endlich diese erhalten. Der Uebersetzer hat hin und wieder, doch nur allzusparsam, eine Note beygefügt; übrigens aber die Landcharte in den spanischen Namen unverändert gelassen, und kein einziges von den Citaten aus Frezier mit andern berichtiget. An seinem Fleiße und an der Treue der Uebersetzung haben wir Ursache zu zweifeln. Zum Beweise mögen folgende wenige Stellen dienen. S. 174. beschreibt Molina eine neue Art von Dintenfisch, Sepia tunicata, und sagt, sie sey vom Kopfe bis an den Schwanz bedeckt mit una altra pelle. Dafür steht hier mit einer schwarzen Haut. Der Uebersetzer muß also in Eile di una nera gelesen haben. Kurz darauf lesen wir: Die Seeleute erzählen von der Größe und Stärke dieser Art unglaubliche Dinge. Im Original heißt es: di queste seppie, welches auf die Sepia unguiculata und tunicata zugleich geht. Die dritte Art, Pulpo, S. 175. soll in der Gestalt einem abgebrochenen Zweige von einem Baume ähnlich seyn, wenn er still und ohne Bewegung liegt. Vedendolo firmo. Hier steht dafür: wenn man sie zuerst sieht. Der Kopf soll sich in 2 Fühlfaden oder Röhren endigen; im Original steht [illegible] va corredata. Beyläufig wollen wir hier anmerken, daß Frezier S. 160. der deutschen Uebers. das nämliche Thier mit denselben Worten beschreibt; woraus also der Uebersetzer seinen Fehler hätte erkennen können, wenn er diese Beschreibung verglichen hätte. Auch der verdeutschte Vidaure beschreibt dasselbe Thier S. 63. ganz mit denselben Worten, nur giebt er die Länge des Thieres nicht über ¼ Fuß an, welche hier auf einen halben Fuß gesetzt wird. Daß der Körper aus 4 oder 5 Gelenken bestehe, sagt schon Frezier: sonderbar genug, daß weder Vidaure noch Molina sich hierüber bestimmter ausdrücken. Ueberdieses begeht Frezier den Fehler, daß er das Thier mit der [illegible] des Marcgraf S. 251.

ver-

verwechselt; denn das letztere Insekt aus Brasilien gehört offenbar zum Geschlecht Mantis. — In der Beschreibung der Kameelarten von Amerika heißt es S. 278. die Vicogne unterscheiden sich von der Ziege durch die kurze offene Schnauze. Im Original heißt es: durch eine kurze Schnautze ohne Baart. Wenn sie einen Menschen sich nähern sehen, sollen sie nach S. 279. entlaufen, und sich vor ihre Jungen stellen. Nach dem Original treiben sie ihre Jungen vor sich her, und entfliehen. Bey dem Guanaco S. 281. bemerken wir den Widerspruch des Vidaure S. 87. welcher ihm einen ebnen Rücken, eine Höhe von 5 Fuß, und auf dem Rücken eine graue Farbe giebt. — Doch dieses sey genug von der Uebersetzung. Was das Werk selbst anlangt, so müssen wir gestehen, daß wir gegen die Glaubwürdigkeit oder vielmehr gegen die systematischen Bestimmungen der Produkte viele Zweifel hegen, welche wir hier den Lesern zur Beurtheilung vorlegen wollen, weil wir noch nicht gesehn haben, daß ein Recensent vom Original die Bemerkung gemacht hätte, welche uns bey Vergleichung des Originals mit dem Vidaure aufgestoßen ist. Wir haben aber nur die deutsche Uebersetzung von des Abt Vidaure geographischen, natürlichen und bürgerlichen Geschichte des Königreichs Chile Hamburg 1782. vor uns, welche Hr. Jagemann aus dem Italienischen, aber sehr schlecht und unrichtig, übersetzt hat, ohne uns ein Wort von dem Original und seinem Datum zu melden. Der nämliche Aufsatz von der Naturgeschichte von Chili steht auch ins Französische übersetzt in Rozier Observat. sur la Physique Vol. XIII. S. 404. jedoch ohne Namen des Verfassers. Molina nennt in seiner Vorrede den Abt Filippo Vidaure, und rühmt seine Nachrichten. Gleichwohl hat er im Werke selbst ihn nicht ein einzigesmal angeführt, da er doch sowohl den Frezier als andre ältere und neuere Reisebeschreiber anführt, wo sie die nämlichen Produkte von Chili erwähnen oder erklären. Die Charte, welche sich bey den Nachrichten des Vidaure befindet, ist ganz genau dieselbe, welche man hier beym Molina zum zweytenmal erhält. Die sehr wenigen Veränderungen, welche wir bey sorgfältiger Vergleichung bemerkt haben, sind wahre Possen und Kleinigkeiten in Namen. So steht in der alten Charte bey Vidaure B. de Nuestra Sennora, in der neuen B. della Madonna; dort Valbuena, hier Valle fertile; dort Iuan hier Giovanni; und dergleichen mehr.

Molina selbst sagt in der Vorrede, die geographische Charte sey ebendieselbe, welche sich in der schon gedruckten kurzen Nachricht befinde. Hier wissen wir nicht, welche Nachricht Molina meynen könne, außer der von Vidaure. Aber warum nennt er dabey nicht den Abt Vidaure. Von ihm, Molina selbst, ist uns keine andere Nachricht bekannt; doch könnte es seyn, daß er dergleichen vorher habe drucken lassen. Wir halten uns jetzt einzig an Vidaure. Wer diesen Nachrichten auch nur flüchtig vergleicht, wird sogleich finden, daß sie bloß der erste Entwurf von dem gegenwärtigen Werke des Molina waren, welche dieser entweder in Amerika selbst, oder nach seiner Ankunft in Europa, ohne eigentliche systematische Kenntniß der Sachen aufgesetzt, und entweder unter einem fremden Namen bekannt gemacht, oder einem andern zur Bekanntmachung überlassen hatte. Nachher muß, aller Wahrscheinlichkeit nach, der Verfasser sich mit dem Linneischen System bekannt gemacht haben. Mit Hülfe dieses Systems suchte er nun seinen ersten Aufsatz in eine methodische Ordnung zu bringen, und den gesammleten oder auch nur ausgeschriebenen Nachrichten systematische Bestimmtheit und dadurch einen größern Werth zu geben. Hierbey ist ihm nun sehr oft begegnet, was sich schon vorher vermuthen ließ, daß er von seiner ersten Nachricht abgieng, ihr geradezu widersprach, und die Produkte selbst anders ordnete und klassifizirte. Aber dieses ist nicht der einzige Unterschied, den man bey der Vergleichung bemerkt; sogar die mathematischen Bestimmungen von Höhe und Breite der Städte und Berge weichen hier sehr oft ganz unbegreiflich stark von den vorigen ab. Woher nun dieser Unterschied? Entweder sah und berechnete Molina gleich anfangs in Amerika falsch, ohne hinlängliche Sachkenntniß, und änderte hernach bey der zweyten Ausgabe, und wie konnte er dieses anders, als aus fremden Nachrichten, oder auf das Gerathewohl, oder — doch einen zweyten Fall können wir uns nicht wohl denken. Denn wenn man einmal Nachrichten gesammlet und eingetragen hat, so läßt sich hernach darinne nichts ändern und bessern, wenn ich vom Ort und Gegenstand entfernt und außer Stande bin, die erste Beobachtung zu verbessern. Mit aller systematischen Kenntniß ist es nicht möglich, zu bestimmen, daß da, wo ich vorher z. B. 6 Staubfäden genannt hatte, ihrer 10 gezählt werden mußten, und wirklich da waren. Kurz also, von dieser Seite muß die Vergleichung von Vidaure, als dem

ersten

diesen Einwürfe zu dem gegenwärtigen Werke; wegen der nicht
seltenen und wichtigen Abweichungen, wenn es auf systemati-
sche Bestimmtheit ankömmt, jedem Leser wichtige Zweifel ge-
gen die Zuverlässigkeit der hier gegebenen Nachrichten einflös-
sen, in so ferne sie nach dem Linneischen System bestimmt
worden sind. Daß aber beyde Schriften einerley Verfasser
haben müssen, davon kann jeder Leser sich selbst überzeugen,
und wird es, unserer Meynung nach, gewiß. Durchaus be-
merkt man denselben Plan, dieselbe Ordnung und Stellung
derselben Materialien, bis auf die bemerkten Verschiedenhei-
ten, welche durch die spätere Bekanntschaft mit dem Sy-
stem entstanden sind. Vidaure nennt ebendieselben Produk-
te und Merkwürdigkeiten, beschreibt sie eben so, begleitet sie
mit denselben Betrachtungen, und durchgängig zeigt sich der-
selbe Geist der Beobachtung. Nur hat Molina einige Pro-
dukte mehr genannt und beschrieben, als Vidaure; hingegen
hat Vidaure eine geographische Beschreibung der verschiede-
nen Provinzen, wobey er auch einige wenige Thiere nennt,
und kurz beschreibt, welche in Molina ganz fehlen, weil er
keine Geographie liefern wollte, sondern diese Nachrichten auf
ein zweytes Werk versparte. Wie es aber kömmt, daß Mo-
lina hier die wenigen Thiere übergangen hat, welche dort
noch bey einigen Provinzen genannt sind, können wir uns
nicht erklären; aber vermuthlich wird hierüber das zweyte von
Molina angekündigte Werk, wenn es erscheint, den jetzt
vermißten Aufschluß geben können. Jetzt wollen wir nur,
um der Wichtigkeit der Sache willen, die Hauptstellen anzei-
gen, wo sich wesentliche Verschiedenheiten in beyden Schriften
finden. Wir hoffen, daß die Leser uns die wohlgemeynte War-
nung verdanken, und deswegen die Länge dieser Anzeige von
einer Uebersetzung entschuldigen werden. Tröstlich ist es frey-
lich nicht, zu erfahren, daß man für einen Schatz nur Koh-
len, für Gold nur Similor gefunden hat; aber der Wissen-
schaft selbst muß bey dergleichen Nachrichten, welche durch
andere Zeugnisse noch nicht bestätiget worden sind, unendlich
viel an der Ueberzeugung von ihrer Zuverlässigkeit gelegen
seyn. Auch konnte hier der Fall eintreten, daß man sich und
andere täuschte, wenn man Vidaure und Molina da, wo
sie völlig mit einander übereinstimmen, als zween Zeugen für
eine Nachricht anführen wollte, da, nach unserer Meynung,
beyde nur für eins, sogar auch im Falle des Widerspruchs, mit

wandert, beyde gar nicht, aus den angeführten Gründen geb- ren können.

S. 4 liegen die 3 wüsten Inseln unter 29° 30', bey Vidaure 29° 25'. Die Fernandesinseln unter 33° 42', bey V. 33° 24'. Seite 5. no. 5. Talka unter 37° 41', bey V. 37° 27'. no. 6. Mocha 38° 37', bey V. 38° 56'. no. 7. der Archipelagus von Chiloe liegt zwischen dem 41° 50' und 45°, bey V. zwischen 41° 15'. Dieselbe Verschiedenheit in der Berechnung der Grade findet sich S. 7. bey den genannten Bergen der chilesischen Bergkette, wo überdieß noch die Anzahl der Berge selbst bey Vidaure abweicht. Die Breite des Landstriches zwischen dem Meere und den Andes setzt Moli- na S. 6 auf 120 Meilen (geographische, 60 auf einen Grad,) Vidaure auf 40, ganz dieselbe Breite geben beyde dem Ge- birge selbst. Seite 10 und 11 findet sich in beyden Verschie- denheit der Namen und Zahlen, welche jeder Leser leicht auf- finden wird. Molina zählt S. 24 auf dem Gebürge in Chi- li nur 14; Vidaure hingegen 18 feuerspeyende Berge. S. 26 zählt Molina ein Erdbeben weniger, und ein anderes setzt er ins Jahr 1657, welches Vidaure in 1674 setzt. Ein Feh- ler der Uebersetzung ist es, wenn hier überall Festungen statt Flecken genannt werden. Die Kopfkrankheit S. 32 , Chavolonko, heißt bey V. Chaba lonco. Zu den S. 34 ge- nannten wilden Thieren, welche in Chili fehlen, zählet V. auch die wilden Schweine S. 17. Die S. 109. genannten Kartoffeln, Solanum Cari, heißen bey V. S. 26 Caricha. Der Ciderkürbis, S. 111, heißt bey V. durch einen Irrthum des Uebersetzers, der Kürbis von Sidro. Die warzenförmige Art hat bey V. den eigenen Namen Iupallo. Die S. 113 genannte Madia sativa hat nach M. einen wollichten und zweigigten Stengel, 5 Fuß hoch und hellgrüne Blätter; nach V. S. 23 sind die Stengel 3 bis 4 Fuß hoch, rauh und ästi- gigt, die Blätter rauh, klebrig und bräunlicht, und die Wur- zel, welche M. übergeht, faserigt. Hingegen sagt Moli- na vom wilden Madi, daß die Blätter klebrig seyen. Die Pflanze Relbun, S. 118, heißt bey V., S. 27, Rewun, und hat bey ihm schmale und bräunlichte, bey M. eyrunde, flachlichte und weißlichte Blätter. Der Stamm von Panke nach V. S. 24 Pangue, ist nach M. 3 Zoll, nach V. 4 bis 5 Zoll dick, die Rinde nach V. wollicht und grau, nach M. rauh und stachlicht. Der Dinacio des M. S. 121 heißt bey V., S. 25, Dinacho. Die Quinchamali, S. 127, hat

wech-

wechselsweise sitzende, nach V. S. 27 paarweise neben einander stehende Blätter. Nach S. 132 hat der Strauch Cogul Schoten 6 bis 7 Finger lang und einen Zoll dick, mit 5 Saamenkörnern. Nach V. S. 38 ist es eine Beere, 6 Zoll lang, und 1½ Zoll dick, mit 3 oder 4 Saamen. Der Palqui, S. 141, hat gelbe Blumen, die in Kronen sitzen; nach V. S. 35, bilden sie eine 5 bis 6 Zoll lange Röhre. Der Canelbaum wird nach M. S. 147 auf 50 Fuß hoch, und hat 4 Blumenblätter; nach V. S. 42 wächst er 7 bis 8 Ruthen hoch, und hat 6 Blumenblätter. Der Quillai hat nach M. S. 150 die Saamen in einer vierfächerigen Kapsel eingeschlossen; nach V. S. 39 ist die Frucht sternähnlich, und enthält 4 bis 5 Saamenkörner. Mit der eingeweichten Rinde soll man nach V. aus Wollen- und Leinenzeuge die Fettflecke machen können; Molina nennt aber bloß Wollenzeug, so sagt auch Frezier S. 154, daß das Leinenzeug davon gelb werde. Der Baum Lithi, S. 151 heißt bey V. S. 44 Litre. Die traubenförmigen Blumen der Cocospalme sind nach S. 155 bey ihrem ersten Hervorsprossen in einer Blumenscheide oder einem hölzernen concavconvexen Gehäuße eingeschlossen; nach V. S. 47 bedecken sich die Trauben, wenn sie anfangen die Frucht zu bilden, mit einer hölzernen, grauen und ovalen Schaale. Der Avellano bringt nach M. S. 159 weiße Blumen, welche paarweise an einem Stiele sitzen; nach V. S. 49 sitzen die Nüsse einzeln. — Nun zum Thierreiche: der Chor, welcher hier S. 177 Mytilus Chorus heißt, wird ganz anders beschrieben, als von Vidaure, wo er S. 57 unter dem Namen Choros zu den Tellinen gerechnet, als eine Spanne lang, gelblicht oder schwarz von Farbe angegeben wird. Die Thaca heißt S. 178 eine Chama, und die Macha eine Solen; bey V. S. 58 steht: die Tache werden Mache genannt, wenn sie länger, als breiter sind. Molina nennt S. 179 die gemeinschaftliche Zelle, worinne die Papageyschnäbel (Lepas psittacus) wohnen, eine kreidenartige Pyramide; V. S. 58 nennt das Behältniß schwammigt, und einem Bienenkorbe ähnlich. Die Garnelen werden nach S. 182, wenn sie an das Ufer kommen, mit einem Stocke umgekehrt, und so gefangen. Nach V. S. 60 werden sie mit Stecken vom Meere abgeschnitten. Die große rauche Spinne, S. 183, hat einen braunen Körper, und übertrifft an Größe ein Taubeney. Nach V. S. 68 ist sie grau, der Leib so dick, wie eine Faust, die Füße 4 Zoll lang, und neben den kleinen Zähnen soll sie noch

zwey

zwey hervorragende Hundezähne haben. Den Königsfisch, S. 198, rechnet V. S. 66 zu den Flußfischen, sagt, er fände sich auch im Meer, und giebt die von Molina besonders beschriebene Laugues für eine große Art von Königsfischen aus. Seine Länge soll 1 Fuß, seine Dicke 2 bis 3 Zoll betragen. Frezier nennt ihn S. 106 als einen kleinen Fisch; Falkner hingegen von Patagonien, S. 76, giebt dem Königsfische die Größe von einer Makrelle ungefähr, und sagt, er halte sich nie im salzigen Wasser auf. Vermuthlich meynte er also den Lauger, welcher nach V. 3 Fuß lang wird. Der durchsichtige Fisch Puye S. 200 heißt beym V. S. 64 schlechtweg Diaphano der Durchsichtige. Wie der S. 201 beschriebene Hahnenfisch, Chimaera callorynchos, von der verlängerten Oberlippe einen Kamm bekommen, und Hahnenfisch heißen könne, sehen wir nicht ab. Schicklicher ist wenigstens der von Frezier angeführte Name Elephantenfisch, weil er wirklich einen Rüssel hat. Sonst hat bereits Gronov den Fisch beschrieben. Der Tollo S. 202 ist ganz wörtlich eben so von V. S. 64 beschrieben. Die Anzahl der Vögelarten setzt Molina auf 135; Vidaure nur auf 92. Der Penguin, S. 210, ist so groß, wie eine Ente, nach V. S. 77 wie ein Kalekutischer Hahn, die Federn des Obertheils nach M. gray und blaubunt; nach V. schwarz. Die Anas Caga, S. 213 heißt bey V. Cague, S. 189. Der Mann hat nach M. gelbe Füße und Schnabel; das Weib aber beyde roth. Bey Vidaure ist dieses umgekehrt. Der Faden, welcher den Rand einiger Federn umgiebt, heißt bey V. richtiger ein Streif. Die Thenca, S. 222, heißt bey V. S. 74 Trenca, der Curen S. 223 bey V. Keren, S. 75. Der Theghel, S. 229, bey V. Threguel oder Keltreu, S. 73. Der Falke Tharu, S. 234, scheint derselbe zu seyn, den Dillon in seiner Reise durch Spanien I. S. 97. unter dem Namen des Falken von Karrakas beschrieben hat. Der Condor hat nach M. S. 236 den Kopf mit kurzem Wollhaar bedeckt, nach V. S. 69 hat er eine Art von Haarschopf. Dobrizhoffer giebt ihm gar einen Hahnenkamm. Er scheint dem Molina bloß in der Farbe von dem schweizerischen Lämmergeyer verschieden zu seyn. Vidaure aber sagt bloß, daß dieses die Meynung des Bomare sey. Der Lamé, S. 248, wird bey V. mit dem Seelöwen verwechselt, und man trifft bey ihm mehrere Verschiedenheiten an. Molina sagt, der Lamé habe einen Kamm oder glandulöse Hervorragung un-

ter

vor der Nase; hernach aber nennt er es einen Rüssel auf der Nase. So drückt sich gewiß kein Kenner aus. Der Guillmo hat nach M. S. 253 einen grauen Rücken, und beynahe viereckigten Kopf; nach V. S. 83. ist der Rücken dunkelbraun und der Kopf fast rund. Der Coypu S. 255 stimmt in der Beschreibung mit Vidaure S. 84, und Falknern S. 159 ziemlich überein, den Chingbe S. 255 nennt, V. S. 90. Chine. Der Quiqui, S. 258, ist bräunlicht, 1½ Zoll von der Schnauze bis zum Anfange des Schwanzes lang, hat einen kurzen Schwanz und niedrige Beine, wie die Eidechsen. Nach V. S. 92. hat der Kiki die Größe des Fuchses, dem er auch am Schwanze; übrigens aber dem Krokodill in der Bildung gleicht. Vom amerikanischen Löwen heißt es S. 263, er habe nur 2 Brüste, wie der afrikanische; bringe aber nur 2 Junge hervor. Vermuthlich ist dieses ein Schreibefehler. Das Fett des Pagi soll nach M. S. 366 gut wider das Hüftweh, nach V. S. 85 wider den Seitenschmerz seyn. Die wolligte Maus Chincilla, S. 267, heißt bey Vidaure, S. 92, Arda. Nach V. hat sie die Größe einer Katze; nach M. aber ist sie von der Schnauze bis an den Schwanz 6 Fuß lang, und doch nennt sie Molina ein Thierchen. Die spanischen Namen von den 4 Arten Gürtelthieren, S. 270, findet man etwas verschieden bey V. S. 202, und Dobrizhoffer I. S. 392. Die Viscaccica, S. 272, hat es einen langen, nach oben gebogenen Schwanz mit langem, struppichtem Haar; bey V. S. 90 hat die Viscacha harte Borsten, wie Dörner, am Schwanz. Den Hurmul, den Molina S. 284 zu einer Mittelart zwischen den wiederkäuenden und den Thieren mit Hufen macht, rechnet Vidaure S. 88 zu den Kameelarten mit der Vicogne und dem Paco. Hier steht, daß Kopf, Schnauze, Augen, Hals, Rücken, Schwanz und Beine nicht beträchtlich von diesen Theilen am Esel verschieden seyen; nach Vidaure aber hat er den Schwanz eines Hirsches. Sonst haben wir dieses Thier nirgends genennt gefunden, so, wie manches andere, welches V. und M. beschreiben. Daher ist es eine wichtige Frage, ob ihr Zeugniß für zwey oder eins gelten könne. Das angehängte Verzeichniß von Worten aus der chileischen Sprache ist ein Zusatz, der im Vidaure sich nicht findet. Wir haben damit das Verzeichniß mit der Sprache der Moluchen bey Falkner verglichen, und viele Worte bemerkt, welche beyden Sprachen gemein sind; nur schade, daß Molina sich nicht

tiefer

tiefer in das Wesen der Sprache eingelassen hat, um die nähere Vergleichung zu erleichtern. So heißt bey den Moluchen Lonco der Kopf, und das Haar; Pangi der Löwe; Molina und Vidaure schreiben Pagi. Achaa heißen bey Molina S. 409. die Hühner; bey Falkner Achahual der Hahn oder die Henne. Den Strauß nennt Molina S. 233. Chengue, Falkner Choique. Das Metall heißt bey F. Panilhue bey Molina S. 70. Pagnil. Der Mond und Monat bey M. Kuyen, bey F. Kuyem oder Kiyem; die Sonne bey M. Antu eben so oder Anchu der Tag, und das Jahr Thipantu, den letzten Namen schreibt F. Tipantu ein Jahr, und Antuigh der Sonne und der Tag. Huentu der Mann bey M. der Mensch bey F. Milla das Gold bey M. Milya bey F. Anca der Körper, Pue, der Bauch, Cuu, die Hand, Namun der Fuß, Pingue, das Herz, Che, die Augen (F. schreibt N'ge und Az das Gesicht statt Age) und so alle die übrigen Worte, welche wir vergleichen konnten, sind ganz dieselben in beyden Sprachen, bis auf die Verschiedenheiten, welche von der abweichenden Aussprache des Italieners und Engländers herrühren. Diese Bemerkung, welche uns so beyläufig aufgestoßen ist, wird für künftige Geschichtforscher gewiß nicht ohne Nutzen seyn, wenn die Reihe auch an die einzeln Völker von Amerika kommen wird.

Uf.

---

8. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Die Erblandshuldigung Schlesiens den 15ten Octob. 1786. geleistet Friederich Wilhelm dem Zweyten, König von Preußen, nebst einer historischen Nachricht von den ältern Erblandshuldigungen, mit Beylagen zur Erläuterung der geschehenen Festivitäten. Breßlau, bey Korn. 1787.

Der

Der Hr. Verf., ein Mann von Geschmack, fühlt selbst, wie langweilig dergleichen Schilderungen für den Leser seyn müssen, und hat daher eine Erzählung von den ältern Huldigungen beygefügt, um der Sache ein historisches Interesse zu geben. Er fängt mit König Johann 1327. an. — Bey Kaisers Max Huldigung 1563. waren schon keine Stechen und Ringel-Rennen mehr, welche noch bey Ferdinand I. im Jahr 1507. gehalten wurden. Statt dessen wird zum erstenmal — der Abfeurung der Kanonen von den Wällen erwähnt. — Bey Kaysers Rudolph Einzug in Breßlau bestand der Zug nach einer gelieferten Specification in nicht weniger als 2584 Pferden. — Schon 1511. fuhren die Kinder des Wladislaus auf einem Schlitten, worauf sich eine Stube mit einem geheizten Ofen befand. — Von ganzem Herzen stimmt der Recens. dem Verf. S. 31. bey, wo er sagt:

Huldigungen sind ein alter ehrwürdiger Gebrauch, der zwar Erbstaaten nicht wesentlich ist, der aber so viel Feyerliches, Seelen erhebliches hat, daß er beybehalten zu werden verdient. Ein Monarch zeigt sich öffentlich seinen Unterthanen; er nimmt von ihnen das Versprechen einer unverbrüchlichen Treue an, und sagt ihnen dagegen Liebe, Schutz, Handhabung der Gerechtigkeit und Bewahrung ihrer Privilegien zu. So lange der Mensch nicht bloß Geist ist, so lange er von Gegenständen, die in die Sinne fallen, gerührt werden kann, muß eine solche Huldigung für den Regenten und für sein Volk äußerst merkwürdig seyn.

Wir fügen noch hinzu, es ist Reliquie alter deutscher Freyheit, vielleicht von den alten Fränkischen Acclamationen entsprossen, und als eine solche Reliquie ist sie wohl werth, daß man sie in einem goldenen Kästchen bewahrt, vielleicht aber auch eben deswegen despotischen Hofschranzen und Politikern verächtlich. — Merkwürdig hat uns die Assecurationsacte geschienen, mittelst deren der König nach geleisteter Huldigung die Stände versichert, daß die Contribution weder durch fernere Rectificirung der Catastrorum, noch weniger wegen vorgenommener Meliorationen, am wenigsten aber durch Erhöhung des Divisoris jemals gesteigert und erhöhet werden solle.

Der auf dem Titelblatt befindliche Kupferstich stellt das zur Huldigung erbauete Throngerüste vor.

Bey-

Beyträge zur Kenntniß der Verfassung des Herzogthums Braunschweig-Lüneburg Wolfenbüttelschen Theils. Vom Ober-Commissair P. C. Ribbentrop. 1ster Beytrag. Braunschweig, bey Meyer. 1787. 204 S. 8.

Eigentlich Beyträge zum Herzoglich-Braunschweigischen Staatsrecht. Eine kurze helle Darstellung und eine simple reine Schreibart empfehlen dieses Werk. Auch herrscht ziemlich viel Unpartheylichkeit darin, doch nicht immer. — So wünschte Recensent, daß von den alten Herzogen von Braunschweig-Lüneburg, zumal in den entfernten Jahrhunderten, nicht fast allemal als von Mustern sittlicher Vollkommenheit gesprochen wäre, daß z. E. bey dem Beynamen: der Quade nicht gleich die Entschuldigung hinzugefügt würde, daß solcher nur so viel als der Kriegerische bedeute. Wir sind aus den Zeiten heraus, wo man die entfernteste Verfahren der Fürsten zu Göttern macht, und ihnen Attribute von Tugenden gab, die so wenig für ihre Zeiten passen, als wenn man den Griechischen Kriegesgott vor Troja mit einer Patrontasche abbildete. Schlimm genug, daß die Muse der Geschichte von den letztern Generationen hoher Häupter oft nicht frey reden darf! Doch auch hierüber setzen sich unsere aufgeklärten Fürsten und gewiß die Braunschweigischen allmählig hinweg, und Spittler ist dem Verf. schon mit einem guten Exempel vorgegangen.

Die Ueberschriften der in diesen ersten Beyträgen enthaltenen Abhandlungen sind folgende:

Von den Ländern, welche gegenwärtig das Herzogthum Braunschweig Wolfenbüttelsche Theils ausmachen. Von dem Titel und Wapen des Durchlauchtigsten Hauses. Von den Verhältnissen des Hauses gegen Kaiser und Reich. Von den Verhältnissen, worin das Fürstliche Haus mit den Reichsgerichten steht. Von den ältern Gesammtlehnen des Durchlauchtigsten Hauses, welche von Kaiser und Reich ertheilt sind. Von den neuen Gesammtlehnen. Von den Lehnen, welche das Durchlauchtigste Haus von andern Reichsständen empfängt. Von den Lehnen, welche von dem Durchlauchtigsten Hause andern Reichsständen ertheilt werden. Von Rechten der Erstgeburt, Majorennität und dem Seniorat. Von

Vor-

[illegible]. Von Prinzessinsteuer, Morgengabe und Leibgeding. Von appanagirten Prinzen, appanagirten Linien und Erbfolge. Von der Verbindlichkeit der Erben. (Ein interessantes Capitel.) Von Austrägen. Ueber Erbverbrüderungen und Anwartschaften. Ansprüche auf die Lande, welche Heinrich der Löwe besaß und auf die Grafschaft Regenstein.

Noch wünschten wir, daß in einem so kurzen compendiarischen Werke die angeführten Stellen, aus den Verträgen, nicht so umständlich, sondern nur diejenigen Worte, worauf es ankömmt, ausgezogen wären, und dies auch nur da, wo es überhaupt einer solchen wörtlichen Anführung bedürfte.

Pe.

Die Geographie in Tabellen zum Gebrauch beym Unterricht. Zweyte Abtheilung. Tübingen, im Verlag der Cottaischen Buchhandlung. 1786. 4. Insgesammt 30 Tabellen auf 15 Bogen in queer Foliofarmat abgedruckt, die Helvetien, Italien, Frankreich, Spanien, Portugal, die vereinigten Niederlande, Großbrittannien und Irland enthalten.

Man weiß sogar aus den Zeitungen, daß die Cottaische Handlung genöthigt gewesen ist, für diese und die folgenden Stücke der Geographie einen andern Verfasser zu suchen. Da nach der Art, wie Hr. M. Jacobi die erste Abtheilung geliefert, so weit Büschings Geographie reicht, leicht die Arbeit fortgesetzt werden konnte: so wird es wohl so sehr viel Mühe nicht gekostet haben, einen Verfasser dafür zu finden. Die Arbeit ist auch wirklich aus dieser Quelle, getreu und mit guter Auswahl geschöpft. Hin und wieder, z. B. in der Angabe des Flächeninhalts und der Volkszahl findet man wohl eine Abweichung, die denn doch wohl nicht allemal so ganz richtig seyn möchte. So hat er für ganz Großbrittannien und Irland 6179 Quadratmeilen, und die Volksmenge 12,001500 und von England allein 6600000 angegeben. Wenn auch die erste Angabe der Wahrheit näher kömmt, als die Büschingische: so ist doch die letzte offenbar unrichtig. Jeder weiß,

daß Schottland und Irland zusammengenommen bey weitem nicht so viele Menschen enthalten, als England allein. Setzt man für Großbritannien und Irland 6300 QMeilen: so hat England allein 3880, und die Volksmenge des letztern ist 8 Millionen, wenn insgesammt 11,000000 Einwohner angenommen werden dürfen. Noch unrichtiger sind diese Zahlen bey Italien. Indeß sind dergleichen Fehler verzeihlicher, als wenn große Länder, die einem Staate gehören, ausgelassen, oder andere, die er nicht besitzt, ihm gegeben werden. Dergleichen ist bey Frankreich geschehen, dem es noch den Besitz der 4 nördlichen Circars in Ostindien beylegt, die seit 1765 den Engländern gehören.

Das Merkwürdigste aus den besten Beschreibungen vom Vorgebirge der guten Hoffnung, und dem Innern von Afrika. Mit neuen Bemerkungen und Vorschlägen zu der Verbesserung der Colonien überhaupt, besonders aber auf dem Cap. Frankfurt und Leipzig, bey Mezler. 1787. 306 S. 8. nebst einer Karte.

Bis auf einige wenige neuere Nachrichten von Augenzeugen, die dem Buche einigen Werth geben, ist es weiter nichts als Compilation aus sehr bekannten Schriften, besonders aus der Neuen, kurzgefaßten Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung mit Anmerkungen der Hrn. Allemand und Klöckner, Leipzig, 1779. Er gedenkt zwar des de la Caille, hat ihn aber nicht gebraucht, sonst hätte er manche Größen, z. B. der Holzbay richtiger angegeben. Eben so wenig hat er Mentzels Beschreibung des Vorgebirges der guten Hofnung dabey zu Hülfe genommen, ob er sie gleich anführt, er gesteht aber hinterher selbst, daß er das Buch zu spät erhalten habe. Den ehrwürdigen Stifter dieser Kolonie nennt er Jahn van Riebeek, statt Riebeck, und setzt das Jahr 1650 statt 1652, als das Stiftungsjahr an. Doch ohne uns bey seinen Fehlern aufzuhalten, darunter dieser der größte ist: daß er die Compilation durch eigene Anmerkungen und Einschiebsel noch unangenehmer gemacht, will Rec. nur das neue und brauchbare in dieser Schrift anzeigen.

zeigen: „Man findet hier vortreffliche Versorgungsanstalten.
„Die Wittwe eines Kompagniebedienten erhielt vor etlichen
„Jahren des Monats 75 holländische Thaler. Gemeinere
„erhalten monatlich nebst Kleidung 12 Thaler. Dies bezahlt
„die reformirte Kirchen- und Armenkasse, wohin die Luthera-
„ner, ob sie gleich jetzt eine eigene Kirche und Kasse haben,
„die Hälfte noch beytragen müssen, weil ihre Arme vorher
„aus jener Kasse auch unterhalten worden, und sie beynahe
„zwey Drittel gegen die Reformirten auf dem Kape ausma-
„chen.“ Rec. weiß wohl, daß die Wittwen gut versorgt
werden; aber was hier steht, scheint ihm höchst übertrieben
zu seyn. Nach dem Menzel (S. 248. Th. 1.) bekommt der
Kommendant der Festung und Präsident des Justizcollegii,
welcher doch gewiß Einer der höchsten Kompagniebedienten ist,
monatlich ohne die 35 Realen Kostgeld an Gehalte nur 100
Fl. also nicht einmal 74 holl. Thaler. Merkwürdig und
wahr ist es, was er aus einem Schreiben vom Frühjahre
1783. bey von der jetzigen Theurung auf dem Kape meldet,
welche in dem während des letzten Krieges aufgekommenen
Papiergelde und dem gesperrten Handel hauptsächlich ihren
Grund hatte. „Der Landmann, heißt es darin, will für
„Papiergeld nichts hergeben, klingende Münze legt man bey
„Seite. Alles steigt außerordentlich im Preise, so daß die
„Armen fast nimmer (nicht mehr) leben können. Ein Kohl-
„kopf z. B. kostet nach deutschem Gelde 9 Batzen. So ists
„auch mit den Handwerkern. Ein Paar Stiefel kostet 36
„Fl. indische Valuta, ein Kleid zu machen, ohne irgend eine
„Zuthat, 30 Fl. ein etwas feiner Hut 27 Fl. ein halber Ohm
„Wein (2 hiesige Anker), den man sonst für 9 Fl. kaufte,
„kostet nun 36. Fl. (das muß ganz gemeiner Kapwein gewesen
„seyn) eine Kammer ohne Meubles, des Monats 2 bis 3
„Louisd'or. Nachher fiel der Preis wieder, ungeachtet eine
„monatliche Pension für Wohnung, Kost und Wäsche doch
„immer an 66 Fl. betrug.“ (Wenn man nach dortiger Art
gut bewirthet seyn wollte. Aber freylich ist diese nach unse-
rer gewöhnlichen Art zu leben übermäßig.) Die Zeiten ha-
ben sich nachher, wie Rec. weiß, wieder sehr verschlimmert,
und es ist jetzt die äußerste Theurung nach einem dreyjährigen
Miswachs, und dabey ein ungewöhnlicher Geldmangel, wel-
cher durch die Abreise so vieler reichen Kapitalisten und die
schlechte Behandlung der Engländer, die ihnen sonst so viel
baares Geld zubrachten, der Dänen und Schweden, welche

 sich

sich alle jetzt nur auf die ersten Nothwendigkeiten einschränken, bewirkt worden ist.

Die Besatzung mit dem Regimente von Meuron betrug 1761. an 2000 Mann. Jetzt, da ein Regiment Würtemberger dahin geschickt ist, sucht man die Franzosen in die neu angelegten Plätze an der Ostküste zu vertheilen. (Es sind nämlich, wie Rec. weiß, 2 neue Bayen zur Beförderung der innern Schifffahrt, nämlich die Mossel- und Plettenbergsbay eröffnet.)

Nach Hrn. Lüders freyer Uebersetzung der Schrift: L'Afrique Hollandoise 8. 1783. unter dem Titel: Ueber den gegenwärtigen Zustand der Kolonie am Vorgebirge der guten Hofnung, Göttingen, 8. 1786. sind auch die Waaren und Wirthschaftsgeräthe, welche die Kolonisten aus dem Magazine der Kompagnie für einen gewissen Preis bekommen, sehr gestiegen, welches allgemeinen Unwillen bey ihnen erweckte, weil ihre Waaren ihnen nicht nach einem verhältnißmäßig höhern Preise abgekauft wurden. Indeß muß man bedenken, wie viel jetzt die Erhaltung so vieler fremden Truppen der Kompagnie kostet.

Bey dem Districte Wavern hat er auch Zwellendam gesetzt, welches ein großer Fehler ist. Letzterer District macht die ganze Ostküste zwischen dem großen Flusse und Meere jenseits der Gebirge bis an das Land der Kaffern aus; ersterer aber liegt an der Ostküste, wie er auch selbst sagt. Durch die vorhingenannten 2 für die Schifffahrt eröffneten Bayen ist übrigens die Anmerkung des Hrn. Verf. S. 73. widerlegt, wo er die Reise der östlichsten Einwohner zur See nach dem Kape für falsch hält, da nach seiner Meynung Zwellendam nicht dicht am Meere oder einem schiffbaren Flusse liegt, und die Eröffnung der einen Bucht oder eines Hafens unter die verbotenen Dinge gehört. Von der hintern Bruyntjeshöhe als dem nördlichsten Theile der Kolonie, den Hr. Sparrmann besucht, und den er für den schönsten hält, schreibt unser Hr. Verf.: „der Wohlstand dieser Gegend hat manchen Abfall erlitten. Die Kaffern und Buschmänner haben verschiedene „Verheerungen angerichtet, die Höfe der Pflanzer, selbst „auch des guten Prinsloos abgebrannt, und ganze Heerden „von Viehe weggetrieben, so daß die armen Leute kaum ihr „Leben retten konnten, welches gleichwohl Einige verloren, „daß auch ein Kind auf das grausamste ermordet worden. „Der stärkste Einfall geschah im Frühjahre 1781. unter den

„beyden

„beyden Kaffernnationen Mosa und Koba, wobey die Christen auf 20000 Stück Vieh verloren. Da die Regierung Truppen zu Hülfe sandte: so hat man zwar die Barbaren auch wieder gezüchtigt, aber nicht ein Drittel vom Viehe wieder erhalten. Nach den neuesten Briefen vom Kap gieng erst im vorigen Jahre ein Kommando von dem errichteten Jägerkorps dahin ab."

Hinterher kommen Verbesserungsplane. Nennet man es bey dem Raynal mit Grunde ein zu stolzes Unternehmen, daß er durchgängig etwas meistert, und denn so bestimmt sagt, wie sie es besser machen müßten: so weiß man für unsern Hrn. Verf. und Andere seines Gleichen fast keinen andern Namen, als den eines politischen Kannengießers, wenn solche anfangen zu raynalisiren. Glaubet etwa der Hr. Pastor oder Erzieher, (denn eines von beyden scheint unser Hr. Verf. im Würtembergischen zu seyn) es brächte die Mode jetzt so mit sich, einen Reformator vorzustellen? Doch das kann er freylich wohl glauben.

P.

Vermischte Beyträge zur physikalischen Erdbeschreibung. VIten Bandes 2tes, 3tes Stück. 1786. 4tes Stück. 1787. Brandenburg, bey den Gebrüdern Halle. S. 97 — 422. in 8.

Durch alle drey Stücke wird die Einleitung in die physische Länderkunde fortgesetzt, und erstreckt sich über die Schweiz, Deutschland, die vereinigten Niederlande, die brittischen Inseln, (größere und kleinere, orkadische und Shetlandsinseln, weitläuftig,) Dänemark, Island, Schweden, Preußen, Pohlen, Europäisches Rußland, und Ungarn. Sie enthält nichts neues, was man nicht schon in Büsching, Crome, und andern geographischen und statistischen Büchern fände, und hat bloß das Verdienst, die physikalischen Beschreibungen der Länder zusammen zu stellen, die man in jenen Büchern unter andern Nachrichten vermengt findet. Dann folgt eine Fortsetzung der Abhandlung vom Meere — insbesondere von dessen Salzigkeit, deren Ursachen und Absichten. Ein wohlgeschriebener Aufsatz. Es werden erstlich die verschiedenen Hypothesen über den Ursprung der Salzigkeit des Meeres

geprüft und gründlich widerlegt, als des Aristoteles, der sie von verbrannten, durch die Sonne in die Höhe gehobenen und wieder in das Meer zurückgefallenen, Ausdünstungen erklärte; des Halley, der sie von den Flüssen herleitete, die täglich vieles Salz von den Ufern wegschwemmten und dem Meere zuführten, und anderer, die eine Auflösung der Salzadern auf dem Grunde des Meeres zur Ursache seiner Salzigkeit annehmen. Hierauf setzt der Verf. (der Graf Barbieri von Wienz) seine eigne Meynung fest, daß diese Salzigkeit dem Meere von Natur eingepflanzt und mit ihm erzeugt sey, oder daß das Element des Wassers ursprünglich mit seinem Salze versehen worden sey, das süße Wasser aber von einem gewissen Abziehen oder Durchseichen herkomme. Etwas über die Verbreitung der Pflanzen, Früchte, Blumen und Obstarten, auf unserm Erdboden durch den Fleiß der Menschen. Ueber das Entstehen des Seeschlammes, aus einer Abhandlung des Hrn. D. Weis in den neuen Schriften der Berlin. Naturf. Gesellschaft. Nachrichten von der Krimm — nicht viel mehr, als wir aus bekannten Büchern schon wissen. Von dem Archipelagus der Philippinen, meistens aus Gentils Reisen in den Indischen Meeren. Volkmanns Abhandlung über den Meeressand, — aus dem Göttingischen Magazin, woraus wir schon zu seiner Zeit einen Auszug gegeben haben. Wir haben verschiedene den Verstand verdunkelnde Druckfehler bemerkt, als S. 126. minder st. wieder; S. 138. sie statt sich u. a. hauptsächlich in den eigenen Namen.

Neue Quartalschrift zum Unterrichte und zur Unterhaltung, aus den besten und neuesten Reisebeschreibungen gezogen. 1stes Stück. 1787. Berlin, bey Wever. 11 Bog. in gr. 8.

Wenn wir den Geschmack anderer Leser nach dem unsrigen beurtheilen dürften: so würde Anfang und Ende dieses Stücks am meisten gefallen, das meiste übrige aber weniger interessant seyn. Der erste Aufsatz ist überschrieben: Züge zum religiösen und sittlichen Charakter der Sardinier, und wird diejenigen, die die Nachrichten aus Sardinien, woraus es genommen ist, nicht schon gelesen haben, sehr unterhalten: sie

sie werden zuweilen lächeln müssen, wenn man anders über solche Verirrungen, wohin der religiöse Aberglaube führt, nicht vielmehr weinen möchte. Die übrigen Aufsätze sind: Geschichte (in dem Sinn, wie Naturgeschichte, d. i. Beschreibung) der Morlacken in Dalmatien, aus Fortis Reisen. Heyrathsgebräuche der ungesitteten Völker unsrer Erdkugel, der Grönländer, Isländer, Lappen, Samojeden, Ostjacken und Kapinzischen Tatarn. Wir unsern Theils finden doch auch nicht die mindeste Unterhaltung darin, uns die Lebensarten und Gebräuche wilder unwichtiger Völker vorerzählen zu lassen, die ohnedem zum Theil halb erdichtet sind, wie hier die Gesänge der Lappen. Worzu kann es nützen, zu wissen, wie Grönländer, Morlaken, Samojeden und Lappen essen und trinken, jagen, einander heyrathen und begraben? Es scheint aber überhaupt jetzt zur Mode zu werden, daß man Unterhaltungs- und Lesebücher mit Nachrichten von unbekannten Völkern ausfüllt, deren Namen oft kaum denen bekannt seyn können, für die dergleichen Bücher bestimmt sind. Die Russischen Reisebeschreibungen geben darzu eine reichhaltige Quelle ab. Gymnasische Uebungen der Perser, aus dem Niebuhr. Feyerliche Bärenjagd in Lappland. Beytrag zur Geschichte der Russischen Entdeckungsreisen zwischen Asia und Amerika — enthält die Reise des russischen Seefahrers Glottoff nach der Kupferinsel und andern Inseln zwischen Kamtschatka und Amerika. Die neuern Südamerikaner, aus dem Ulloa, drittehalb Bogen lang. Der statistisch-naturhistorische Anhang, der gewöhnlich jedem Stücke beygefügt ist, enthält dießmal die Statistik von Sardinien, die allein wißbegierige Leser gegen die vorigen Aufsätze entschädigt, und die Beschreibung des Alaunwerks bey Muskau in der Oberlausitz, aus Leskens Reise durch Sachsen.

Ag.

Friedrich Ludwig Walthers natürliche und wissenschaftliche Erdkunde. Hof, im Verlag der Vierlingschen Buchhandlung. 1786. 19 Bog. in 8.

In einer physikalischen und mathematischen Erdbeschreibung erwartet man gewöhnlichen Weise, wenn anders der Verf.

nicht

nicht für einen außerordentlichen Naturkenner und Mathe-
matiker bekannt ist, nichts Neues, sondern es ist schon Ver-
dienst genug, wenn nur die Kenntnisse Anderer und die in
größern Werken aufbewahrten Nachrichten gehörig genutzt und
vollständig gesammlet, und im mathematischen Theil die Be-
griffe richtig bestimmt, deutlich entwickelt und in einer licht-
vollen Ordnung verbunden werden. Beyde Arten der Geo-
graphie sind zwar den Ueberschriften nach von einander abge-
sondert worden; allein ihre Gränzen sind verrückt, und ihre
Gegenstände in einandergewebt worden. Der Inhalt wird
zeigen, mit welchem Glück und Talent der Ordnung der V.
des gethan habe. Schon das ist befremdend, daß er sein Buch
anfängt, ohne nur einige Erklärungen vorauszuschicken, wor-
aus man sähe, was er denn eigentlich unter der natürlichen
und hauptsächlichen wissenschaftlichen Erdkunde verstehe,
sondern erst so etwas S. 246 nachholt, der aber bey weitem
nicht befriedigend ist. „Die Geschichte der geographischen Wis-
senschaft, ihre Quellen, ihre Hülfsmittel und Anweisung zu
deren richtigen Gebrauch, soll die wissenschaftliche Erdkunde
(mathematische Geographie) lehren" — und weiter nichts.
Wer in aller Welt kann sich daraus nur einigermaßen einen
Begriff von derselben machen? I. Abtheilung. Physikalische
Erdkunde. S. 1—241. I. Erde. 1. Kap. Gestalt, Grös-
se, Kern, (alles ziemlich dürftig,) Richtung der Schwere,
Schwerkraft, (anziehende Kraft.) 2tes Kap. Erdarten,
Schichten, Entstehung des Erdreichs, (durch Verwitterung
des Granites und Verwesung der Pflanzen, Landmessen, (die
alte Welt, Amerika und Neuholland.) 3. Kap. Berge, Ge-
birge, deren Nutzen, Entstehung, Klassen, (hier heißt es:
„Flötzgebirge sind Berge, die aus zusammengehäuften Kie-
selsteinen und allerley lagenweis über einander liegenden gros-
sen Schatter bestehen. Hieher gehören auch die isolirten
Berge, die man auf Flächen antrifft." rc. Isolirte Berge sind
Vorgebirge?) Verzeichniß der Gebirge und Vulkane, aus-
führlich vom Vesuv, Aetna und Hekla. 4. Kap. Oberfläche
der Erde, Zonen, Inseln und deren Entstehung — kurz.
5. Kap. Geogonie oder Ursprung der Erde — außer dem verspro-
chenen Titel nichts, als ein Verzeichniß einiger hieher gehörigen
Schriften. 6. Kap. Neigung zum Untergang — „Es vergehen
ganze Weltordnungen, und werden vom Abgrund der Ewig-
keit verschlungen; dagegen ist die Schöpfung unaufhörlich be-
schäfftigt, in andern Gegenden des Weltraums neue Bildun-

gen

gen vorzurechnen.“ ꝛc. Hat der Verf. davon Nachricht, daß
er so zuverlässig davon, als von Thatsachen, schreibt? „Die
Materie, in der unser Planet schwimme, raube ihm täglich
etwas;“ wir dächten aber, von der Erde könne, nach den Ge-
setzen der Schwere, nichts verloren gehen. Auch Fixster-
ne sind Untergang bereitenden Veränderungen unterworfen.
„Gesetzt, sie drehen sich nicht um andere Körper, (ge-
setzt?) so werden sie sich doch unter einander selbst anziehen,
(in ihrer unermeßlichen Entfernung?) und — so wird sich
alles einem gewissen Mittelpunkt mit beschleunigter Bewegung
nähern, und dereinst in einen unermeßlichen Klumpen zusam-
menfallen!!!“ 7. Kap. Stand der Erde im Weltsystem, (den
erfährt man nicht!) Bewegung und Folgen derselben. Die
Erklärung von der doppelten Bewegung der Erde mußte noth-
wendig auch auf die Erwähnung der Ekliptik führen; das ge-
schieht aber nicht, und dafür werden die Namen der 12 Mo-
nate erklärt. Zur Erklärung der Möglichkeit, warum wir
bey der nächtlichen Herumdrehung der Erde, und also warum
überhaupt Antipoden nicht herunterfallen, soll man sich vor-
stellen, unser Planet sey eine große Magnetkugel, und die
Menschen eisern — welches geradezu falsch ist. Denn bey
dem Eisen ist doch gewiß die Richtung seiner Schwere der An-
ziehung des Magneten entgegen gesetzt; wird aber von letzte-
rer überwunden; müßte also nach diesem Gleichniß nicht fol-
gen, daß die Schwere den Menschen gleichfalls abwärts von
der Erde, die magnetische Kraft der Erde ihn an sich zöge, da
doch die Schwere des Menschen eigentlich das ist, was man
sich durch die Anziehung der Erde denkt. 8. Kap. Erlittene
Revolutionen der Erde, regelmäßige, (Jahrszeiten,) zufäl-
lige, besonders Ueberschwemmungen und Erdbeben, (warum
bloß das von 1746 und 1755, und nicht auch das von 1783?)
Revolutionen durch Menschen gemacht. (Länderkultur.) II.
Wasser, S. 99. 9. Kap. Erdwasser, Quellen, Sümpfe,
Seeen, Meerwasser, (auch von der Taucherglocke,) Fallen,
Leuchten desselben, Salzigkeit, Eiswasser. — „Einige sehen
aus, wie ein Schiff mit aufgespannten Segeln, und man
hat sich in Grönland oft vergebliche Mühe gegeben, an Bord
zu fahren, und das Schiff in Hafen zu bringen.“ Wer ver-
steht das? Ströhmung, Ebbe und Fluth, Wasserhosen, Sur-
fen. ꝛc. III. Luftkreiß. S. 141. 10. Kap. Höhe der Luft-
masse, (der Verf. schreibt allemal Atmossfäre,) Flüssigkeit,
Schwere, ꝛc. Lufterscheinungen; besonders Gewitter und
Nord-

Nordscheine. Winde und deren Arten. IV. Elemente: II. Kap. Wasser, Feuer, Licht, Wärme, Kälte, Elektricität, Magnetismus. Der Verf. nimmt eine eigene Feuer- und Frostmaterie an. V. Natur. 12. Kap. Naturreiche, Naturbegebenheiten, Naturgesetze, Naturgeschichte — theils Wiederholungen, theils bloße Titel. 13. Kap. das Thierreich nach 6 Klassen, ein gutgeschriebenes Kapitel, sonderlich was die Vögel betrifft. 14tes Kap. das Pflanzenreich, höchstkurz. 15. Kap. Mineral- oder Steinreich, so viel, als gar nichts. Zwote Abtheilung. Natürliche Erdkunde. Also eine natürliche nach der physikalischen. — Sie hat die Ueberschrift: Menschen- und Völkerkunde. S. 241—245. Klassifikation der Menschen. Nun folgt die wissenschaftliche Erdkunde. Wie viele Materien daraus aber hat der Verf. vorher schon berührt? und wie viele übergeht er hier? Wenn er S. 249 sagt: „Vor allen Dingen empfehlen wir forschbegierigen Jünglingen zum Handbuch des Herrn Prof. Walchs zu Coburg ganz vortreffliches Werk: mathematische Geographie,“ rc. so ist dieß ein Irrthum, da der Verf. nicht in Coburg, sondern in Schleusingen steht. Der Verf. macht hier nur den einzigen Abschnitt: Länge und Breite — und also an der mathematischen Geographie weiter nichts. Nun folgt von S. 263 ein Anhang vom Weltsystem, mit einem kurzen Grundriß der Astronomie. Planeten sollen ihren Namen von planum haben, der Venus wird noch ein Trabant gegeben, von dessen Ungrund man doch nun überzeugt seyn kann. Man sieht hieraus, daß Ordnung und geschickte Vertheilung des Ganzen, so, daß Unvollständigkeit und Wiederholung vermieden, und alles am rechten Ort gestellt würde, des Verf. Sache nicht sey, und eben so wenig scheint es uns Bestimmtheit der Begriffe und Deutlichkeit des Ausdrucks zu seyn. Er ist ungleich, vermuthlich nach dem Unterschied der Bücher, die er vor sich hatte. Einen großen Theil der Dunkelheit rechnen wir auf die vielen Druckfehler, wovon nicht der geringste Theil angezeigt ist. Die Namen sind jämmerlich verstellt. Ekelhaft ist doch wirklich die Schreibart: Phosfor, Hemisfäre u. dergl.

Ff.

Geschichte der christlichen Kirche nach den Bedürfnissen unserer Zeit, von Joh. Ge. Friedrich Papst, der Weltweisheit außerordentlichem Lehrer auf der Friedrich-Alexanders Universität. Des ersten Theiles erster Band. Erlangen, bey Walter 1787. 354 S. gr. 8.

Die rühmliche Absicht des Herrn Verf. dieser Kirchengeschichte zielt auf die Lieferung eines Buchs, das zwischen die grossen Werke und Kompendien gestellt werden könnte — doch soll sein Werk kein eigentlicher Kommentar über irgend ein Kompendium seyn; ob er gleich, seinem eigenen Geständnisse nach, immer einige Rücksicht auf das Schröckhische und Spittlerische genommen hat, und auch in der Folge nehmen wird, als über welche er seit mehrern Jahren Vorlesungen gehalten hat. Durch die lohnende Mühe, gesteht er ferner, die ich anwand, (anwandte oder anwendete,) um mich besonders mit Spittlers Ideen zu familiarisiren, wurde ich unvermuthet mit manchem seiner Ausdrücke so bekannt, daß sie ungesucht auch in mein Buch überflossen. Zunächst hat er seine Arbeit Studirenden auf Akademieen, Kandidaten und schon in Aemtern stehenden Volkslehrern gewidmet; ob sie nicht auch einiges Interesse für den Nichttheologen haben könnte, will er der Erfahrung zu entscheiden überlassen. Ob Studirenden auf Akademieen das Lesen eines solchen Mittelbuchs zwischen einem Kompendium und bändereichen Annalen der Kirchengeschichte nützlich und anzurathen sey, das dürfte wohl noch einigem Streit unterworfen seyn. Rec. für seinen Theil glaube, bey den seichten Vorbereitungskenntnissen, besonders in der ältern Geschichte, mit welchen unbärtige Jünglinge heut zu Tag auf Akademieen geschickt werden, könne das Lesen eines solchen Buchs, wenn es auch in dem besten Geschmack geschrieben ist, mehr Schaden, als Nutzen, bringen. Für diese ist es genug, wenn sie sich an den Faden ihres Kompendiums und an den Vortrag ihres Lehrers darüber halten, und sich dadurch geschickt machen, bey fortgesetztem eigenen Studiren der Kirchengeschichte sich durch die Labyrinthe derselben ohne Verwirrung durchzuhelfen. Ein Student, der aus einem solchen Buch, wie das Papstische ist, Kirchenhistorie lernen, oder es neben dem

Vortrag seines Lehrers lesen wollte, würde seines Zwecks verfehlen, und Verwirrung seiner historischen Begriffe schwerlich vermeiden können. Der Plan müßte auch weniger weitläuftig angelegt, die Materien noch besser geordnet, die Erzählungsart kürzer und gedrungener, der Ausdruck von Neologismen freyer, und der ganze Styl von Deklamationen und andern üppigen Auswüchsen gereinigter seyn, wenn Leuten dieser Art das Buch empfohlen werden sollte. Herr P. sagt zwar selbst (S. 334) bey einer gewissen Gelegenheit: Verschraubter und künstlicher schreiben wir in den jüngern, natürlicher und verständlicher in den spätern Jahren, wo uns das Nachdenken über gewisse Gegenstände schon Fertigkeit geworden ist; allein da er so sehr eilen, und uns mit jeder Messe einen Band liefern will, bis das Ganze in acht Bänden vollendet ist, so läßt sich nicht wohl hoffen, daß sich indessen seine Schreibart sehr ändern werde.

Der Plan ist dieser: In der Vorbereitung (S. 1—96) wird die Frage untersucht, ob es in den Plan Jesu gehört habe, daß die Bekenner seiner Lehre in eine äußere Gesellschaft zusammentreten sollten — (eine Frage, deren Beantwortung mancher Leser vielleicht lieber bey dem Leben Jesu gelesen hätte,) — dann wird von dem beständigen Wechsel der innern Verfassung und äußern Verhältnisse dieser Gesellschaft geredet, und mit einer seitenlangen Deklamation der Eingang dazu gemacht, von welcher wir zur Probe nur den Anfang hersetzen: Heiliges Erstaunen füllet die Seele, wenn man die Abwechselungen auch nur mit flüchtigen Blicken überschauet, — denen diese Gesellschaft, sowohl nach ihrer innern Verfassung, als nach ihren äußern Verhältnissen, seit 180 Jahren ist unterworfen gewesen. Wie wurden doch ihre Lehrsätze bald bis zum Unsinn entstellt, bald mehr und weniger wieder vom reinen Zusatz gesäubert! Wie wurden sie bald ein Gegenstand streitsüchtiger Zeloten, bald wieder frevelnder Spötter! Wie entfernten sich doch die Absichten der Glieder bald mehr, bald weniger, von den Absichten, die ihre Stifter ursprünglich erreicht wissen wollten! Wie betrugen sie sich nicht nur in der Wahl der Mittel, um jene zu erreichen, von Jahrhundert zu Jahrhundert, sondern auch in der Anwendung derselben, so ganz verschieden! Wie mannichfaltig war das Ungemach, das die ausgearteten Glieder selbst in ihren gesellschaftlichen Kreis dreheten, und wie ganz verschieden

schildert das Betragen in ihren wechselnden Perioden des Glücks und des Unglücks u. s. w. Nun kommen Betrachtungen über die vorzüglichsten Gesichtspunkte, aus denen die Kirchengeschichte betrachtet werden muß, wenn sie nutzen soll, über den Satz, daß die christliche Kirchengeschichte eine Art von Universalgeschichte sey, und über die Pflichten, die sich daher ergeben — über die Schwierigkeiten des so nöthigen Quellenstudiums, insonderheit der Kirchengeschichte — (ist Kommentar über §. 5. des Spittlerischen Grundrisses) — von einigen der vorzüglichsten Fehler, die man bey dem Quellenstudium öfters zu Schulden kommen ließ — (ist Kommentar über §. 6. und hie und da nur Deklamation) — über die Quellen der Kirchengeschichte — (Kommentar über §. 7. — der sehr gute Nachrichten von den Conciliensammlungen enthält) — über die Bearbeiter der Kirchengeschichte, die zum Theil aber auch als Zeugen gelten können — (über §. 8. des Spittler. Grundr.) Hier werden die Kirchengeschichtschreiber sehr gut charakterisirt und gewürdiget; nur klingt der Ausdruck oft etwas sonderbar. Der Göttingische Walch heißt der Koloß der Kirchengeschichte — Theodoret hallt im Mönchstone — Spittlers weitschauender Scharfblick hat die Geschichtschreiber des mittlern Zeitalters am richtigsten gewürdigen — Spittler hatte gesagt: über ein Jahrhundert lang (nach den Centuriatoren) ruhten die Lutherischen Theologen auf den Lorbeeren, welche diese Männer mit der unbegreiflichsten Arbeit errungen hatten — dieß war unserm Historiker nicht blühend genug, dieß Bild mußte noch hellere Farben bekommen; denn hier ist es (S. 69) so ausgedrückt: Ihre Frucht wurde genossen; aber wenig dafür gedankt. — (Woher weiß man dieß? die Centuriatoren wurden doch immer als polemische Rüstkammer gebraucht, und der nützliche Gebrauch eines Buchs ist doch der beste Dank, den man dem Verfasser leisten kann!) Denn nach dem Genusse streckten die Gelehrten unserer Kirche sich zur mystischen Ruhe auf die Lorbeeren, die Flacius und seine Gehülfen errungen hatten; Thomasius und Arnold weckten, wie zween Poltergeister, unsere Theologen zum Kampfe; der erste verschanzt hinter philosophische Bollwerke, drückte seine in bittern Spott und Haß getauchte Pfeile ruchlos gegen die protestantische Geistlichkeit; der andere zeigte ihnen auf einem historischen grotesken Gemälde das Unheil, welches von ihnen selbst in der christlichen Kirche gestiftet worden wäre, (sey,) da sie

die

bis zur Stunde die Kirchengeschichte nicht nur gar nicht verstanden, sondern sogar verfehlt hätten. Zuletzt wird noch in zween Paragraphen von den vorzüglichsten Schriftstellern der reformirten und katholischen Kirche geredet, und über dieselben meistens richtig geurtheilt. — Daß Oekolampadius unter die Schweizer gerechnet wird, ist unrichtig. Er war aus Weinsberg in dem jetzigen Herzogthum Wirtemberg; er hatte daher, nachdem er sich nach Basel gewendet hatte, immer noch viele Freunde in jenen Gegenden, an welche sein Brief hinter seinem Buch de genuina verborum Domini: hoc est corpus meum expositione mit der Aufschrift gerichtet war: Dilectis in Christo fratribus per Sueviam Christum annunciantibus, und welcher zu dem Schwäbischen Syngramma Anlaß gab. Die Charaktere der Geschichtschreiber sind oft sonderbar gezeichnet. — Royko schreibt mit furchtloser Freymüthigkeit, verbunden mit edler Bescheidenheit, plan und rein ist sein Ausdruck, empfindlich seine Mönchsgeißel, stark seine Fabelschwinge. Der Mann muß den festesten Muth haben, sonst hätte er die Geschichte der Kirchenversammlung zu Kostnitz und sein Kompendium der Kirchengeschichte nicht so schreiben können, wie er sie wirklich der Welt muthig dargelegt hat.

Dieser Band enthält nur einen Theil der ersten Periode vom Geburtsjahr Christi, bis auf die erste allgemeine Kirchenversammlung zu Nicäa im J. 325 nach C. G. Der Hr. Verf. handelt hier in 23 Paragraphen von der Lebensgeschichte Jesu — von seiner Lehrersperiode — von seinen letzten Schicksalen auf der Erde — von Jesu nach seiner Auferstehung — von den Briefen Abgars und Jesu — von den Akten Pilati vom Zeugnisse des Josephus — von den ersten Schülern Jesu und ihren Verdiensten um die Religionsverbreitung — von Pauli Aufnahme zum Christenthum — vom Zustande des jüdischen Staats, als in seiner Mitte die ersten christlichen Religionslehrer auftraten in politischer Hinsicht, (oder in gewöhnliche Menschensprache übergetragen: von dem politischen Zustand des jüdischen Staats zur Zeit Christi und seiner Apostel;) — von dem Religionszustande der Juden zu Christi Zeiten — von den vorzüglichsten jüdischen Sekten, (welche Materien wohl schicklicher weiter oben in die Geschichte Christi verwebt worden wären;) — von dem religiösen und literarischen Zustande der Griechen und

Römer

Männer um die Zeiten Christi — von einigen glücklichen Umständen, die zusammentrafen, als die ersten christlichen Religionslehrer auftraten — von Ausbreitung des Christenthums durch die Apostel und andere ihnen gleichzeitige Lehrer, in und außerhalb Palästina — von weiterer Verbreitung des Christenthums — von der zwoten Missionsreise Pauli in die heidnischen Lande, mit Silas und Timotheus — von minder zuverlässigen Nachrichten über die Missionsreisen der übrigen Apostel — von der Einrichtung der ersten christlichen Gemeinen zur gesellschaftlichen Vereinigung, und zwar von den Bischöfen oder Aeltesten — von den Diakonen und Diakonissen — von den Zuhörern und von den gottesdienstlichen Versammlungen der frühesten Gemeinen selbst — von der frühesten christlichen Kirchenzucht — von der christlichen Lehrmethode der Apostel — von den Religionsurkunden, die die Apostel den gestifteten Gemeinen hinterlassen haben — von denen den Aposteln fälschlich angedichteten Schriften.

Alles dieß ist den Sachen nach so ausgeführt, daß man größtentheils damit zufrieden seyn kann, und überall leuchtet Wahrheitsliebe, wahrer Eifer für das Aedle und Gute, und Unpartheylichkeit des Verfassers, hervor; aber mit dem Styl werden geschmackvolle Leser nicht zufrieden seyn. Es mangelt ihm Korrektheit, und er strotzt von Deklamationen und gehäuften Rednerblumen. Zum Beweis nur noch ein Paar Proben: S. 99 lesen wir folgenden Anfang der Lebensgeschichte Jesu: Ein frommes israelitisches Mädchen, Maria, deren Vater, wenn anderst Lucas nicht Josephs, sondern ihr Geschlechtsregister niedergeschrieben hat, Eli hieß, und aus königlichem Stamme, von Davids Sohne, Nathan, entsprossen war; reifte in schuldloser Stille ihrer Eheperiode zu Nazareth entgegen, wo sie sich endlich an einen Mann, Joseph, aus der nämlichen Davidischen; aber damals schon sehr herabgekommenen Familie, zur künftigen Gattin versprach. Beyde waren, wie ihr gegenseitiges Betragen in der Folge bewiesen hat, unstreitig unter der Nation einander am würdigsten; beyde wurden Muster gegenseitiger, aus ächter Liebe stammender Schonung; beyde werth, den besten Sohn, den je eine Mutter gebahr, zu erziehen. Hoffnungsvoll, wie nur eine jugendliche Braut zu leben im Stande ist, freute sich auch Maria ihrer endlichen Verbindung; allein noch in diesem frohen Vorgefühle schien die Vorsehung schon

die

die Verlobten wieder trennen zu wollen; eine Trennung, die schmerzhaft würde gewesen seyn, wenn sie auch Winke eines Engels befohlen hätten! — Und S. 101. demüthiges Hingeben des eigenen Willens in den Willen Gottes, der sich durch den Engel Gabriel erklärte, verschönerte der Maria sanften Charakter. Nach frohen, unvermutheten Nachrichten eilt man gerne in der Freundschaft sympatetische (sympathetische) Umarmungen; so auch Maria zu ihrer Elisabeth. Hier waren wechselweisige (wechselseitige) Erklärungen der göttlichen Willensäusserungen Gefühle von Niedrigkeit, wechselweisige Ahndungen der großen Auftritte, die sich nun allmählig zum Heil der Menschheit ereignen würden, der zwey glücklichen Mütter dreymonatliche trauliche Unterhaltung.

Nur an wenigen Stellen haben wir unrichtige historische Angaben gefunden. Die auffallendste ist diese: Er läßt Christum im 30sten Jahr sein Lehramt antreten, und folgt darin der Angabe des Lukas. S. 114 nennt er die Zeit des Lehramts eine kaum nur gegen drey Jahre daurende Periode, und S. 129 sagt er: Christus habe kaum drittehalb Jahre für die Geschichte durch Lehren und Wunder gelebet — und doch sieht man aus den Evangelisten, daß Jesus als Lehrer vier Osterfeste der Juden erlebt, und daß folglich sein Lehramt wenigstens drey volle Jahre gewährt habe.

Wir könnten noch viel mehr über diese Schrift anmerken; aber es sey an diesen freundschaftlichen Winken genug, die nur ein Beweis seyn sollen, wie sehr wir wünschen, daß seine Schrift die Vollkommenheit erlange, die man von seinen Naturgaben und Kenntnissen erwarten kann — und die sie gewiß erhalten wird, wenn ihr Verfasser, statt nach Schönheiten und Rednerkünsten zu haschen, der Natur folgt, und edle Einfalt dem blendenden Schimmer der modernen Kraftsprache vorzieht. Diese Umwandlung des Geschmacks wird freylich Zeit erfordern; aber diese wird man ihm gern gönnen, und seine Leser werden dabey eben so viel, als sein eigner Ruhm und die Nutzbarkeit seines Werks, gewinnen.

Yk.

Vertrauliche Erzählung einer Schweizerreise im Jahr 1786 in Briefen, von D. Ploucquet. Tübingen, bey J. F. Heerbrandt. 1787. 11½ B. in 8.

Im

Im ersten Briefe oder in der Einleitung sagt der Verf., daß er, ohne irgend eine Brille auf der Nase, (kann das wohl irgend ein Mensch im Ernst von sich sagen?) wie viele andere vor ihm, keine gelehrte, noch politische, sondern bloß eine Lebensgenußreise habe machen wollen, daß er, da er nirgends die Entfernungen der Oerter, um seine Reise im Voraus darnach einzurichten und zu berechnen, angegeben gefunden habe, durch seine Erzählung diesem Mangel abhelfen wolle. Fast möchte dieser Zweck durch das eben herausgekommene Handbuch für Reisende durch die Schweiz besser ausgeführet seyn, da man nothwendig die Fußstapfen des Verf. überall folgen muß, um von seiner Erzählung Nutzen zu haben. Was noch von der Art zu reisen, und (im 2ten Br.) von der Reisegeräthschaft gesagt wird, kann höchstens einem jungen, unerfahrnen Menschen einigermaßen nützlich seyn. — Die Reise wurde den 16ten Junius von Tübingen aus angetreten, und gieng durch das Steinlacher Thal, wo der Verf. in den Geschieben des Gebirges von Ammonshörnern und versteinerten Muscheln unwidersprechliche Beweise findet, daß wir auf einem ehemaligen Grunde des Meeres wohnen, über Hechingen und Duttlingen nach Schafhausen. Der 3te Brief beschäfftigt sich ganz mit dem Rheinfall, welcher hier mit Kälte, welche sich der Verf. S. 5. zum Ruhme rechnet, beschrieben, aber auch wirklich mit einer bestimmten Genauigkeit gleichsam zergliedert wird. Von da gieng die Reise über Kaiserstuhl, Lenzburg, Aarau, Aarburg und Hindelbank nach Bern. Die Bemerkungen auf diesem Wege betreffen vorzüglich die Straßen, Wohnungen, Kleidungen und Wirthshäuser. Die Risse und gebrochnen Ränder des Grabsteins auf dem berühmten Monument zu Hindelbank fand der Verf. so natürlich, daß er sie im Geheim — für natürlich hält. Dieß haben schon einige andere geglaubt. Herr von Mechel, dem der Verf. in Basel seinen Argwohn merken ließ, war doch anderer Meynung. In Bern zankt der V. mit Meiners, (denn der beliebte Schriftsteller, worin Hr. M. es las, ist kein anderer; s. Meiners Briefe über die Schweiz, B. I. S. 129.) daß dieser die alten bernischen Helden nicht größer fand, als die jetzigen. Rec. deucht, der V. habe in B. wichtigere Gegenstände finden können, mit M. zu streiten. Von Bern gieng die Reise nach den Schneegebirgen über Thun, Interlachen, Zweylütschinen und Lauterbrunn, von da wieder zurück das Thal herab über Zweylüt-

schinen nach Griedelwald, auf welchem Wege eines der merk-
würdigsten Schaustücke der Alpen, das aber gewöhnlich ver-
nachläßigt wird, der Fallbach, vorzüglich dadurch sich aus-
zeichnet, daß man ihn in seinem ganzen Falle von der obersten
Zinne eines mehr als tausend Schuh hohen beynahe senkrech-
ten Berges ganz und ununterbrochen sehen kann. Im 9ten
Br. wird der kleine Grindelwalder Gletscher sehr treu be-
schrieben, da der Verf. alle Abbildungen und Beschreibungen
der Gletscher falsch und untreu gefunden hat. Bey genauer
Untersuchung bestand die Masse aus lauter größern und klei-
nern, (die meisten von der Größe einer Haselnuß) an einander
passenden, schönen, durchsichtigen, unregelmäßigen, abge-
stumpften, locker an einander hangenden Eiswürfeln, die
keinen vom gewöhnlichen Eise verschiedenen Geschmack hatten.
Daß die Gletscher vorrücken, und sich in ihrer ganzen Masse
in unverrückter Ordnung bewegen, hält der Verf. für eine
Erfindung der Einwohner, um die Neugier der Reisenden zu
verwehren, und widerspricht Grunern, der einen möglichen
Fall angiebt, wie es zugehen könne, und Saussüren, der sie
gleichfalls annimmt, auch das Gletschereis ganz anders fand,
als unser Verf., giebt aber doch letzterm in der Theorie von
der Entstehung der Gletscher völligen Beyfall. Die Erschei-
nungen, welche auf den Gedanken vom Fortrutschen der Glet-
scher geleitet haben, will er aus ganz andern Ursachen, die
Entstehung der Gletscherdämme auf eine neue Art befriedi-
gender erklären. Rec. überläßt es billig dem Hrn. v. Saus-
süre, seine Meynung zu vertheidigen, glaubt aber, daß die
Frage überhaupt am besten aus einer vieljährigen geprüften
Erfahrung, die doch mehr als alles Raisonnement entscheidet,
beantwortet werden muß. Dieser und der folgende 12te Br.
welcher noch einige Bemerkungen über die Gletscher enthält,
machen das interessanteste im Buche aus, sind aber meist nur
für den Physiker. Das Eis des Gletschers schätzt der Verf.
höchstens zehn Jahr alt, indem ungefähr jährlich unten die
erste Schicht verschmilzt, und oben die zehnte sich auflegt. —
Von Grindelwald reisete der Verf. wieder über Interlacken
nach Thun zurück. In seinen Betrachtungen über den Thu-
nersee und die Schweizerseen überhaupt widerlegt er abermals
Hrn. Meiners. Uebrigens ist er kein sonderlicher Gönner
der Seen, und drohet ihnen allen mit einer gänzlichen Auf-
füllung. Der Murtener schwindet schon; an den wird also
die Reihe zuerst kommen. Der Verf. setzt nun seine Reise

weiter fort über Bern, Murten, Wiflisburg, Peterlingen, Milden nach Lausanne, welches er noch unter Tübingen setzt. Hier wohnte er, auf Einladung, einer Magnetisationsscene bey, welche Mr. Servin, Avocat au Parlement de Grenoble, ein Schüler und Emissair des Marquis von Puysegur gab; und die er umständlich und lustig genug beschreibt. Bey dieser Gelegenheit rückt er auch ein ihm mitgetheiltes authentisches Protocoll einer Magnetisation in Strasburg ein. Kaum war das ganze elende Gewäsche werth, das Papier damit zu besudeln; dagegen hat uns des Verf. Commentar darüber wohl gefallen. Er ist ein guter Beytrag zur Entlarvung des magnetischen Unsinns. Er meynt, daß in diesem Streichen und Reiben, Drücken und Betasten, reelle physische Kräfte liegen, welches wohl niemand leugnen wird; aber wenn er „alles Ernstes wünschet, daß die edle Streichkunst „in Regeln gebracht, zur Wissenschaft erhoben, und immer „höher getrieben werden möge:“ so merkt man wohl die Ironie! Die Rückreise geht über Milden, Murten, Nidau, Biel, Solothurn, welches dem Verf. im Ganzen besser gefiel als irgend eine andere Schweizerstadt, Basel, wo er des Hrn. v. Mecheln Kunstwerke und Kunstschule besah, aber kein Wort davon erzählt; dann weiter nach Müllen, Badenweiler, um die römischen Bäder zu besehen, wovon der V. auch mehr hätte sagen sollen, wenn nicht Preuschen schon alles erschöpft hat, Freyburg, Donöschingen und endlich Tübingen, wo der Verf. den zwanzigsten Tag nach seiner Abreise wieder anlangte. Der Verf. rechnet, daß, wenn eine Gesellschaft von vieren mit 4 Pferden auf diese Art eine solche Reise machen wolle, jeder Tag die Person einen halben Louisdor kosten werde.

Re.

Basels Staatsgeschichte, entworfen von J. H. Falckner, D. Bey dem Antritt des Rektorats. 1786. Basel, bey Decker. 35 S. gr. 8.

So kurz in dieser Geschichte die merkwürdigsten neuern Staatsveränderungen in Basel zusammengedrängt sind, so hat der Verf. doch in den ältern Zeiten, wo er wenig mehr, als Vermuthungen vorbringen konnte, seine Geschichte durch

Anführung der allgemeinen Einrichtungen in Gallien und Deutschland, ohne mit Gewißheit bestimmen zu können, ob und in wieferne sich dies auf Basel anwenden lasse, zu sehr erweitert. Von dem Namen Basel führet der Verf. folgende Vermuthung an: „Basel, sagt er, habe von den Fischernachen, dem ersten Gewerb seiner Einwohner, den Namen; „da unsere Sprache, was klein ist, Basel nennt, Baselum, „Baseluin in den mittlern Zeiten einen Nachen bedeutet, den „das ächte Latein wegen seiner bohnartigen Gestalt phasellus „nennt, und es ist bekannt, daß viele lateinische und deutsche „Worte ursprünglich keltisch sind." Sonst ist, so manche Schweizerausdrücke und besondere Wendungen abgerechnet, diese Staatsgeschichte gut geschrieben. Einige kühne Sätze kommen hier und da vor; z. B. von der deutschen Sprache bemerkt er, „daß sie, die vorhin (vor dem 15ten Jahrhundert) dem menschlichen Organismus zu reden unmöglich schien, (dies möchte dem Verf. schwer zu erweisen „werden) damals wortreich, rein und harmonisch geworden sey."

Neuestes Lehrbuch der Erdbeschreibung, vornehmlich über den Homännischen Schulatlas von 36 Karten. Nürnberg, bey den Homänn. Erben. 1787. 724 S. 8.

Wie ehemals Schatz über den Atlas von 20 Karten ein Handbuch der Geographie schrieb; so hat die Homannsche Handlung jetzt über ihren größern Schulatlas von 36 Karten dieses Handbuch veranstaltet. Es richtet sich daher in der Länge und Kürze seiner einzelnen Theile, auch ganz nach den Special- oder Universalkarten. Der Verf. der vornehmlich Büschings und Fabris geographische Werke und einige andere neuere Schriften bey einzelnen Ländern benutzt hat, verdient das Lob, dies Lehrbuch in einer guten Ordnung und sehr zweckmäßig abgefaßt zu haben. Bey jedem Lande ist die richtige Eintheilung, Größe, Bevölkerung, Produkte und die merkwürdigsten Oerter angegeben worden; auch ist auf die Geschichte sowohl des Landes Rücksicht genommen, als auch jedesmal angeführt worden, wo eine merkwürdige Schlacht vorgefallen, große Männer gelebt haben oder ge-

stor-

storben und begraben sind, oder sonst sich eine merkwürdige Begebenheit zugetragen hat. Auch die neuesten Begebenheiten sind nicht aus der Acht gelassen worden; nur hätte der Verf. sich vor der Erwähnung ungewisser Begebenheiten und sehr veränderlicher Umstände hüten sollen. So führt der Verf. S. 158. bey dem Herzogthum Wirtemberg an, daß nach den öffentlichen Gerüchten die herzogliche Würde zur 9ten Churwürde erhoben sey u. s. w. — eben so hätte S. 160. bey dem Bisthum Strasburg die Parenthese: daß der Kardinal Rohan jetzt in der Bastille säße, weggelassen werden können, da doch der Cardinal gewiß schon losgekommen war, wie sein Buch erst öffentlich bekannt wurde. Die Geographie ist an sich schon veränderlich genug, daß man also so vorsichtig seyn muß, ein geographisches Lehrbuch nicht noch mehr mit solchen veränderlichen Umständen anzufüllen. Ausser Druck- und vielleicht Uebereilungsfehlern z. B. S. 54. „die Oder eile der Nordsee zu," da doch in der Folge richtig die Ostsee angezeigt worden, habe ich eben nicht sehr viele wichtige Fehler bemerkt. Die Einleitung in die Geographie ist faßlich und gut geschrieben. Die Erklärung des schematismi geogr. mathematicae und des Planiglobii ist bloß Verkürzung des Schatzens von fremder Hand — eine kleine Aenderung im Stil wäre zu wünschen gewesen; sonst mehrentheils faßlich bey aller Kürze, nur ist S. 23. die Erklärung der Perioeci und Antipoden theils zu kurz, theils undeutlich. Bey den Perioecis ist nicht, wie bey den Antoecis erwähnt worden, wie sie sich in Ansehung der Tags- und Jahrszeiten gegen einander verhalten. Die Gleichförmigkeit erforderte dies. Eben dieses ist auch bey den Antipoden nicht nur übergangen worden, sondern der Begriff selbst ist auch sehr undeutlich. „Die Antipodes, heißt es, liegen „unter einerley Meridiano 180° oder einem halben Cirkel von „einander unterschieden; also daß der eine eine nördliche, der andere eine südliche Breite hat." Nach diesem Begriff möchte es doch einem Anfänger gewiß sehr schwer werden, die Antipoden auf den Planiglobien zu finden. Wie viel faßlicher der Bodensche Begriff: „Antipoden sind diejenigen, welche „unter der uns entgegenstehenden Hälfte unsers Mittagskrei„ses, also 180° in der Länge von uns unterschieden, und zwar „so weit unter einer südlichen, als wir unter nördlichen Breite „wohnen." Rühmlich ists, daß der Verf. auch den Zustand der Gelehrsamkeit bey einem jeden Lande angiebt; aber seine

Urtheile möchten wohl da nicht immer Beyfall finden. — Lavater, z. B. ist S. 180 unter die grossen Gelehrten, mit welchen Zürch prangt, gesetzt worden. — Lavater bleibt immer ein merkwürdiger Mann, aber ein grosser Gelehrter! — — F. heißt es S. 51: „die hellsten Lichtstralen, ob„wohl zuweilen auch blendende giengen aus dem nördlichen „Obersachsen unter dem Scepter Friedrichs des Weisen und „Großen auf.“ — Blendende! — wen blendeten sie! — S. 59. kommt eine kurze Geschichte der Religion in Deutschland vor. Er setzt den Ursprung der christlichen Religion in D. erst ins 7te Jahrh. durch die Bekehrung des fränkischen Königs Chlodovaeus, und die Ausbreitung derselben ins 8te Jahrh. durch Carl den Großen und den Apostel der Deutschen Bonifacius, und setzt hinzu: „wobey oft Gewalt statt der „Beweise galt, und das Schwerdt Ueberzeugung würken „mußte.“ — Dies gilt doch nicht auch vom Bonifacius, dessen überdem nach den Bemühungen Carls des Großen erst Erwähnung geschieht. — Die zu große Kürze scheint an diesem Fehler Schuld zu seyn. — Aus eben dieser scheint mir auch S. 61. in der kurzen Geschichte Deutschlands folgender Fehler entstanden zu seyn: „Auf diese (die schwäbischen Kai„ser) folgte das große sogenannte interregnum, wo zwar „Kaiser, und darunter auswärtige gewählt wurden, aber „die gar nicht nach D. kamen.“ — Von Alphonsus König in Kastilien ist dies zwar wahr, aber nicht vom römischen Könige Richard, der sich verschiedenemale, obgleich nur kurze Zeit in D. aufgehalten hat. S. 121. wird die Herrschaft Storkow und Beeskow zur Uckermark gerechnet. Dieser Fehler entstand vermuthlich daher, weil sie in Büschings Geographie gleich hinter der Uckermark, aber unter einer besondern Nummer beschrieben wird. Hr. Büsching setzt ausdrücklich hinzu, welche auch ein Kreis genannt wird. Bey den französischen Besitzungen in Westindien ist S. 370. noch die Insel St. Barthelemi erwähnt worden, die aber, wie bekannt ist, schon seit einigen Jahren an die Schweden abgetreten und auch von ihnen schon in Besitz genommen worden ist; dagegen fehlt die Insel Tabago, welche im Frieden 1783. von England der französischen Krone überlassen worden ist. — Genug zur Probe! Rec. hofft, daß der Verf. der in Nürnberg Conrektor ist, Hr. Vogel, die Fehler, deren er beym Gebrauch seines Lehrbuches noch mehrere

[illegible] wird, bey einer neuen Auflage verbessern
würde.

Bf.

Geschichte des Hrn. de la Tude, enthält die Mittel, die er angewendet, einmal aus der Bastille und zweymal aus dem Gefängnißthurme zu Vincennes zu entkommen. — Aus dem Französischen. Deutschland. 1787. 10 Bog. 8.

Eine schauerliche Geschichte, die beynahe allen Glauben übersteigt. Der unglückliche de la Tude brachte sich durch eine jugendliche Unbesonnenheit gegen die Pompadour; der er einen leeren Schreck einjagen, oder die er, wie er vorgiebt, theilnehmend warnen wollte, in die Bastille. Er bedient sich einiger ihm gelassenen Freyheiten, um zu entwischen, wird wieder erhascht, und genauer verwahrt. Er und sein Unglücksgenosse bereiten mit mehr als Robinsonischer Sagazität in einer Zeit von anderthalb Jahren Werkzeuge zu ihrer Flucht. Zwölf Dutzt Hemder und andere Wäsche nach Verhältniß, die er in seinem Koffer hatte, werden zertrennt, zerfaselt, und es kömmt ein Seilwerk von 14 hundert Fuß zu Strickleitern heraus. Aus den Stücken Holz das ihnen zum Feuermachen gegeben war, werden Sprossen gemacht. — Ihr eisernes Geräthe hatten sie vorher zu Schnitzmessern und Sägen umgeformt. — Nach unzähligen peinlichen Arbeiten dieser Art, die man selbst lesen muß, wagen sie glücklich ihre Flucht durch den Kamin, und verlassen Frankreich. De la Tude wird in Amsterdam, und sein Freund in Brüssel arretirt, und Letzter hat sein Leben im Wahnsinn geendet, ersterer kam abermal in die Bastille. Hier läßt er ein Papier mit seiner Geschichte durch einen starken Wind in die Gasse St. Antoine fliegen; wo einige Frauenzimmer es auffangen, und ihm in einem Fenster, das ihm aus seinem Gefängniß sichtbar war, die Nachricht von dem Tode der Pompadour, mit großen Buchstaben, ausstellen. De la Tude schreibt an Hrn. von Sartine, bittet ihm die Freyheit zu verschaffen, und beruft sich dabey auf den Tod seiner Verfolgerin. Dieser, der allen Aufsehern des Gefängnisses ausdrücklich verboten hatte, den Gefangenen diesen Todesfall zu melden, will

wissen, woher la Tude ihn wisse; aber er schweigt. [illegible] schreibt zu wiederhohltenmalen an Hrn. v. Sartine, wird immer heftiger und endlich beleidigend. Von der Zeit an tritt Hr. von Sartine, als dessen Feind an der Pompadour Stelle. Der Zustand des Gefangnen wird noch verschlimmert, bald hernach wird er in den Thurm zu Vincennes gebracht. Hier erhält er durch die Milde seiner Aufseher die Erlaubniß, in einem trocknen Graben, mit einer Wache spatzieren zu gehen. Er entreißt sich seiner Wache und benutzt einen dicken Nebel zu seiner Flucht. Dieß war das drittemal als er entrann. Er verläßt sich auf die Großmuth seiner Obern, bleibt in Paris, schreibt an Hrn. v. Sartine und wird ins schwarze Loch zu Vincennes geworfen. Beym Ableben Ludwigs XV. 1774. hatt' er 25 Jahre in der Bastille gesessen. Nun kam er zwar los und erhielt Erlaubniß zu den Seinigen zu reisen, ward aber unterwegs aufgefangen, und kam ins kleine Chatelet, von da 1777. nach Bicetre. Im Jahr 1781. wurd' er das erstemal verhört, und erfuhr bey dieser Gelegenheit, daß man ihn für wahnsinnig ausgegeben hatte. — Um diese Zeit nahmen sich verschiedene angesehne Personen seiner an, wurden aber mit allerhand Einwendungen abgewiesen.

Als der Dauphin gebohren war, beschloß der König eine Loslassung aller Gefangnen die es nicht wegen Hauptverbrechen wären, und ordnete deshalb eine Commission an. Hier schöpfte la Tude neue Hoffnung, und bekam die stärksten Versicherungen seiner zu erhaltenden Freyheit von seinen Obern. Man verlangte von Seiten dieser Commission, daß Jemand sich für seine künftige Rechtschaffenheit schriftlich verbürgen sollte; das geschah, und doch kam er nicht los; bis endlich im März 1784. der Marquis de Breteuil seine völlige Freyheit, und 400 Livres Jahrgehalt für ihn bewürkte. Die Veranlassung dazu war niemand anders als eine simple, unbemittelte Bürgerin, die einst beym Herausgehen aus ihrer Wohnung ein Päckchen Papier hinter einem Pfahl im Kothe fand, das la Tude's Nachricht von seinem Elende enthielt; und von dem Augenblick an, unaufhörlich und unerschütterlich, durch alle ihr nur zugängliche Wege, ihn zu befreyen strebte, bis ihr Flehen endlich an Orte hindrang, wo es wirken konnte. Kenner und Verehrer wahrer Herzensgüte müssen sich bey dem Bilde dieser lieben Frau verweilen; müssen in ihr ein überirrdisches Wesen, eine schöne Seele vom ersten

Rang.

Mann sehen, die sich durch den Pöbel der Großen und Reichen, bis zu ihrem göttlichen Ziele, durcharbeitet, und stolze Tugendlehrer beschämt. Wir halten es für Pflicht, unsern Lesern diese Anekdote, und das der Unsterblichkeit werthe Andenken dieser Frau, mit aller dabey von uns selbst empfundener Wärme zu empfehlen. Ihr Name ist le Gros, und ihr Mann nährt sich von der Erziehung einiger jungen Leute.

La Tude war 35 Jahre (von 1749. bis 1784.) ein Gefangner, und lag neun Jahre in einem unterirrdischen Loche auf Stroh, bey Wasser und Brod. Schade, daß die Uebersetzung dieser interessanten Geschichte nicht besser ist; doch wie wenig Zeit wird oft einem Uebersetzer solcher Sensation machender Schriften gelassen! Das Buch hat zween Titel, wovon der zweyte die Nachricht enthält, daß es am 8ten Aug. 1787. in Paris verboten worden sey.

Sa.

Leonhard Meisters Helvetische Galerie großer Männer, und Thaten für die vaterländische Jugend. Mit XXV Schellenbergischen Vignetten. Zürich. 1786.

Von dieser Sammlung kurzer Biographien berühmter Helvetier sagt Hr. Meister in der Vorrede, daß sie aus seinen anderweitigen historischen Schriften zusammengetragen seyn. „Er habe, sagt er, diejenigen ausgelesen, die ihm für die „Jugend am faßlichsten, und anziehendesten schienen. Beym „Anblick der Abbildungen wird sie gereizt, wo nicht die Be„schreibungen selbst zu lesen, sie doch sich mündlich erklären „zu lassen. So viel möglich mache jedes Gemälde ein Gan„zes. Zugleich sind sie nach der Zeitfolge gereihet. Je nach „Beschaffenheit seines Fortschritts kann das Kind dieselbe „Geschichte bald als abgerissen, bald im Zusammenhang be„trachten.“

Beyträge zur nähern Kenntniß des Schweizerlands von Pf. Hs. Rudolf Schinz. Viertes Heft. Zürich. 1786.

Dieser Heft enthält Nachrichten von den Landschaften Lauis, Luggarus, Mendrys und Maynthal. Der Verf. hat auch in diesem Heft mit einer Aufmerksamkeit, die bis in den kleinen Detail gieng, alles gesammelt, was ihm in diesen Ländern als Beytrag zur Naturgeschichte, Landwirthschaft, Menschen- und Sittenkenntniß, Pädagogik u. s. w. wissenswerth schien. Wir zeichnen einiges aus, Liebhabern einen Begriff zu geben, was sie hier finden werden. Ueber das Klima der Italiänischen und Deutschen Schweitz, finden sich hier gründliche Beobachtungen, zum Theil durch die angestellten Erfahrungen des Verf. selbst unterstützt. Der Zustand der Landwirthschaft in den Gegenden, die der Verf. bereist hat, die natürlichen Erzeugnisse, Ausfuhr eigener, Einfuhr fremder Produkte, die Industrie überhaupt, scheint ganz besonders des Verf. Augenmerk gewesen zu seyn. Wir können hier nichts auszeichnen. — Den Charakter der Italiänischen Schweizer beschreibt Hr. Sh. fast eben so, wie der Charakter der Italiäner vorgestellt wird. Sie sind eifersüchtig, rachgierig, und gebrauchen in ihren Zänkereyen das Messer, wo deutsche Schweizer die Faust gebrauchen. Mordthaten sind unter ihnen gemein. Sie fürchten den Tod, und der Selbstmord ist unter ihnen selten. (Hierin unterscheiden sie sich von den deutschen Schweizern auf eine auffallende Art; unter denen der Selbstmord sehr gemein ist.) Uebrigens sind sie stark, und dauerhaft, zum Theil schön. Es findet sich ebenfalls ein Hang zu schönen Künsten bey ihnen, zumalen zur Architektur und Malerey, aber kein Hang zu ernsthaften Wissenschaften, selbst nicht zur Naturwissenschaft. Die Bauern in der Italienischen Schweiz sind schlechte Soldaten, aber treue Bediente. — Ueber das Kirchenwesen, und den Zustand der öffentlichen Erziehung, sagt Hr. Sh. manches, woraus man abnehmen kann, daß es um die Aufklärung deß Volks hier schlechter als in den katholischen Kantons der deutschen Schweiz stehe. — Die Essercitii santi sind eine merkwürdige Art religiöser Andachtsübungen. Zuweilen versammeln sich zwanzig, bis dreyßig bemittelte Privatleute in einem vorher dazu bestellten geräumigen Hause. Sie berufen einen oder zween berühmte Geistliche. Jede Person bezieht ein eigenes Zimmer. Alle speisen gemeinschaftlich an einem Tisch. In dieser Absonderung von den Sorgen, und Zerstreuungen des häuslichen Lebens, verharret man 8 bis 10

Tage

Tage beysammen ist, hört von den Geistlichen täglich vier Predigten, oder Abhandlungen, die nach den besondern Bedürfnissen der Zuhörer eingerichtet sind. Zwischen diesen Stunden übt sich jede Person auf ihrem Zimmer im Gebet, und Betrachtungen. Der Verf. vergleicht diese Andachtsübungen, die zur Gesundheit der Seele dienen sollten, mit den Brunnenkuren, und bemerkt, daß ein vernünftiger Geistlicher der Psychologie und Weltkenntniß besitzt, denen Geschmack und der Aufklärung und Sittlichkeit durch Leitung solcher Uebungen, (die jetzt bey weitem solche heilsame Wirkungen nicht haben) aufhelfen könnte. — Das Volk in der Italiänischen Schweiz ist voll religiöser Vorurtheile, und Aberglauben. „Das Verdienst ewiger Keuschheit hat so vielen Töchtern des „Landes den Kopf erhitzt, daß man vornehmlich unter dem „gemeinen Volk eine Menge fand, die heimliche Gelübde thaten, Zeitlebens Jungfrauen zu bleiben." Solche Jungfrauen, die man Vergignoni nennt, vermehrten sich in der Mitte dieses Jahrhunderts im Marktflecken Askona so sehr, daß die Geistlichen selbst sich gegen diese Gewohnheit setzen mußten. Das gemeine Volk wähnt ein Werk der christlichen Liebe auszuüben, wenn es Missethätern, besonders Mördern bey ihrer Flucht und Verbergung Vorschub thut. Man exorcisirt noch immer schädliche Thiere, als Bäre, Wölfe u. dgl. schädliche Ungewitter werden den Hexen zugeschrieben. In der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts haben einige Landschaften dem Syndikat Vorstellungen machen wollen, das Holzflößen gänzlich zu verbiethen, weil die Handlungsgesellschaften um die Flöße zu befördern, anhaltenden Regen und Wassergüsse durch Unholden ihres Nutzens wegen über das Land kommen lassen könnten. Man glaubt, daß Verstorbene umgehen, um das begangene Böse abzubüßen; besonders fürchtet das Volk einen bösen Geist, den es Hierico Foletto nennt, der den Kindern zusetzt. Gleichwohl sind des herrschenden Aberglaubens ungeachtet, die Bettelmönche (andere Mönchsklöster giebts in diesen Ländern nicht) in geringem Ansehen. Doch wir wollen nicht mehreres ausziehen. Wir zweifeln nicht, daß dieses Stück alle die gute Aufnahme finden wird, die es so sehr verdient.

Gzf.

Nach-

Nachricht von der Verwallung und Urbarmachung der Warthebrücher mit einer Charte. Berlin, bey Spener. 1787. 7½ Bog. in 4. mit den Beylagen.

Zu den grossen Landesverbesserungen des erhabenen Königs Friedrichs II. gehört unstreitig die Urbarmachung der Havel- Oder- Netz- und Warthebrücher. Schade; daß die drey erstern Anlagen nicht genau beschrieben worden sind; wie lehrreich würde das für Wasserbauverständige gewesen seyn? Wie viele Fehler würden bey den folgenden Anlagen vermieden worden seyn? Der Verf. dieser Beschreibung der Warthebrücher, welcher seit 14 Jahren die wirthschaftliche Einrichtung des größen und besten Theils des Bruches besorgt hat, und von den mehrsten Fällen Augenzeuge gewesen ist, hat das ganze Unternehmen genau mit seinen Bemerkungen erzählt, freymüthig die Fehler gerügt und Mittel zur Verbesserung derselben vorgeschlagen. Die Warthebrücher trennten als eine fast ganz unbekannte Wüste die eigentliche Neumark von dem Sternbergischen Kreise, zu welchen kein anderer Zugang als durch labyrinthische Ströme war, und in welchen nur einige Dörfer an der Höhe sich befanden. Noch sind Spuren vorhanden, daß sie ehedem trockner und zugänglicher gewesen sind. Der König Friedrich Wilhelm I. hatte zwar schon 1723 verschiedene Entwürfe zu ihrer Verbesserung machen lassen, und es wurden einige Colonien unter den königlichen Aemtern und auch unter dem Orden angelegt; aber der Entwurf von der ganzen Urbarmachung wurde mit der Bemerkung „für meinen Sohn Friedrich“ zurückgelegt. Mit Ernst dachte auch Friedrich II. nach Endigung des siebenjährigen Krieges an diese Sache. Dem Obristen Petri wurde die Untersuchung und Vermessung der Warthebrücher 1765 aufgetragen, welcher eine Generalkarte davon verfertigen ließ, auf derselben den ganzen Entwurf zur Verwallung und Ableitung der Warthe vorzeichnete, darnach die Anschläge machte, und im Nov. 1766 ein ganz ausführliches und gründliches Gutachten darüber abstattete. Dieser Plan wurde dem Könige von dem geheimen Finanzrath von Brenkenhoff vorgelegt, welcher bey Vorlegung des Entwurfs alle von dem Obristen von Petri gemachte gegründete Schwierigkeiten übergieng, und um den König noch leichter zu bewegen,

bey-

beynahe den 4ten Theil von der Anschlagssumme herabsetzte, ja von der vorzuschießenden Summe sogleich vom Anfange an die Zinsen versprach, damit diese zu einem Erziehungsinstitut angewandt werden könnten. Der König genehmigte diesen Entwurf, und verwilligte 350,000 Rthlr. zur Ausführung desselben. Sehr richtig und freymüthig stellt der V. die Einsichten und das Verfahren des geh. Finanzrath von Brenkenhoff dar, und zeigt bey Beschreibung der Urbarmachung und Verwaltung der Warthebrücher die Fehler, welche man begangen hat, offenherzig an, und giebt mit vieler Einsicht die Mittel zu ihrer Verbesserung an. Bisjetzt sind 4½ QM. verbessert worden, auf welchen 1755 Colonistenfamilien angesetzt sind. Zu allem diesem hat der König von 1767. bis 1785. 1,027,915 Rthlr. 21 Gr. 2 Pf. bewilligt. Das Jahr 1786. war für die Warthebrücher, seitdem sie verwallt sind, eins der traurigsten. Fast den ganzen Sommer und Herbst dauerte ununterbrochen das Regenwetter; die Ströme schwollen an, und das Wasser stand 2 — 3 Fuß über die schönen Ländereyen. Alles Getreide und Heu wurde gänzlich zu Grunde gerichtet, und alles Gras verdorben. Der jetzige gütige Monarch half ihrer gegenwärtigen Noth durch eine ansehnliche Quantität Brodkorn ab, und hat auch zu untersuchen befohlen, wie alles für künftige Ueberschwemmungen sicher gestellt werden könnte. Die Generalcharte von dem ganzen Warthebruch nebst den darin befindlichen Etablissements, Bewallungen, Canälen und Gräben ist von Sotzmann genau gezeichnet und schön gestochen.

Bf.

Statistische und politische Bemerkungen bey Gelegenheit einer Reise durch die vereinigten Niederlande, (von Barkhausen.) Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1788. 8 Bog. kl. 8.

Diese Briefe sind, außer 2, schon in den Jahren 1781. und 82. im Deutschen Museum unter einer etwas veränderten Gestalt bekannt gemacht worden. Der Herausgeber hat sie jetzt aus der Handschrift ergänzt, und verschiedenes geändert. Die Reise geht von Zwoll über Suydersee nach Amsterdam, von da eine kleine Streiferey nach Nordholland,

dann über Haarlem nach Haag, von da nach Utrecht und zurück nach Amsterdam. Zwar wird man nichts neues und unbekanntes in diesen Briefen finden; aber selbst das Bekannte wird durch den Vortrag und besonders durch die überall eingestreueten Reflexionen des Verf. interessant. Ueber die Bank, Hospitäler, Findelhäuser, Tollhäuser in Amsterdam kommen manche lesenswerthe Bemerkungen vor. — Den Grund der übertriebenen Reinlichkeit in Nordholland sucht der Verf. nicht ganz allein im Klima; sondern diese Gewohnheit scheint ihm mehr von der Industrie dieses Volks und dem immerwährendem Hang zum Fleiß und zur Thätigkeit hervorgebracht worden zu seyn. — Den vortrefflichen und reinen Geschmack der holländischen Butter leitet er vornehmlich daher, daß man die Milch eher abrähmt, den Rahm nicht so lange stehen läßt, und die Butter sorgfältiger reinigt, als in Deutschland. — Ueber die Gesetze gegen den Kindermord äußert der Verf. vortreffliche Gedanken. Er fordert, daß die Gerechtigkeit bey Entwerfung der Strafgesetze das Axiom zum Grunde legen soll. „Daß bloß der Grad der allgemei„nen Sicherheit und deren Verletzung der Maasstab der Ver„brechen und Strafen seyn müsse. — Und nun die Anwen„dung — Was hat meine Sicherheit, frägt der Verf. mit „der Existenz eines Wesens zu thun, welches noch kein Mit„glied der Gesellschaft ist, noch nicht eigentlich lebt, nur vege„tirt? — Aber viele nützliche Mitglieder der Gesellschaft, „diesen Einwurf macht der Verf. sich selbst, würden nicht seyn, „wenn nicht Strafgesetze für ihre Sicherheit schon bey ihrer „Geburt gewacht hätten. — So? soll dieses die blutige „Strenge vertheidigen? nein, dann müßt ihr auch den töd„ten, der den Homunkulus umkommen läßt.“ — Rec. gesteht, daß diese Behauptungen so manchen nicht wenig anstößig seyn werden, und wahrlich sehr leicht gemisbraucht werden könnten — aber man lese, prüfe! — Ueber die Enrollirung der preußischen Landeskinder will Rec. noch des Verf. Meynung anführen. „Man würde, sagt der Verf. in den „preußischen Staaten wohl thun, wenn man die gezwungene „Einstellung der Landeskinder ganz abschaffte, allenthalben „auf eine ähnliche Art, wie in dem Herzogthume Cleve (wo „man keine Militär-Konscription, sondern ein gewisses Wer„begeld eingeführt hat, weil sonst wegen der Nähe des freyen „Auslandes bald eine allgemeine Auswanderung entstehen „würde) Werbegelder einführte, und dafür die 100,000 Mann,

„Mann, welche jetzt aus den Kantons ausgehoben werden, „im Lande selbst gegen ein billiges Handgeld anwürbe." — Vielerley ließe sich gegen diesen Vorschlag sagen; aber da der Verf. ihn selbst nur gelegentlich anbringt, so würde das hier Rec. zu weit von seinem Zwecke abführen. Er schweigt, und empfiehlt nur nochmals die Lektüre dieser Briefe.

Dn.

Handbuch der Brandenburgischen Geschichte von Gottfried Traugott Gallus, Konrektor an der Stadtschule zu Krossen. Erster Band. Sorau, im Verlag bey Winkler 1787. 8.

Es sind nur etliche zwanzig Jahre verflossen, da die Brandenburgische Geschichte, im Ganzen genommen, noch in grosser Dunkelheit lag, bis sich endlich nach der unvollendeten Geschichte, die der Berlinische Gundling angefangen, Pauli daran wagte, und seit der Zeit sind wir mit Brandenburgischen Geschichtbüchern reichlich versehen; obwohl eine pragmatische Geschichte, die zugleich auch die Landesverfassung in jeder Periode gründlich aus ächten Quellen aufklärt und die Hauptsache ist, noch wirklich fehlet. Das vorliegende kleine Werk soll, nach Anzeige des Verfassers in der Vorrede, ein Handbuch für Dilettanten, eine Vorbereitung für Lehrer und Jünglinge zur Erleichterung, zur Aufmunterung zum weitern Fortstudiren in der Geschichte und für den Ungelehrten rc. seyn, und dazu ist sein Werk gut und brauchbar, zumal er in einem lebhaften und fließenden Styl schreibt. Der Entwurf ist auf 3 Bände angelegt, wovon der erste die älteste Geschichte der Mark Brandenburg bis auf M. Albrecht den Bär ins Jahr 1144, und hernach weiter bis zum Abgang des Askan. Hauses, begreift.

Im ersten Abschnitt findet man die Geschichte der ältesten bekannten Bewohner der Mark, der Sueven bis auf die Ankunft der Slaven im 5. und 6. Jahrhunderte. Hierin ist die Hauptquelle Tacitus von den Sitten der Deutschen, wovon auch vieles auf die Sueven angewandt wird, was andern deutschen Völkern gemein oder nur einem einzelnen Volke allein eigen war; z. B. der Unterschied von den Edelingern, Frilingern und Lassen war bloß allein bey den Sachsen

Sachsen eingeführt. *Hucbaldus, in vita B. Lebuini* schreibt: Erat gens *Saxonum*, sicut nunc usque consistit, ordine tripartito diuisa, sunt enim ibi, qui illorum lingua *Edlingi*, sunt qui *Frilingi*, sunt qui *Lassi* vocantur, mit welchen *Nithardus in histor. Francor. Lib. IV. p. 376* völlig übereinstimmt, welches der Verf. hier S. 31. zu den Sueven zuschreibt, da doch beyde sehr unterschiedene Völker waren u. s. w.

Die Geschichte der Longobarden gehört nur in so weit hieher, weil der Strich der Mark Brandenburg, so vormals die Nordmark, (*Marchia aquiloralis*,) jetzo die alte Mark heißt, von ihnen bewohnt war, davon der vormalige Bardengau, der diese Provinz zum Theil mit begriff, seine Benennung erhalten, so der Verf. billig hätte berühren sollen, S. 44 f. anstatt er so weitläuftig die Geschichte und Schicksale dieses Volks in Pannonien und Italien beschrieben hat, welches nicht hierher gehört. Mit Recht setzt er S. 49 die Ankunft der Sklaven in die Länder der Mark rc. später, wie gewöhnlich, nämlich im 6. oder Anfange des 7. Jahrhunderts, und der Hauptname des Slavischen Volks in dieser Gegend ist richtig angegeben, wie ihn die besten ältesten Schriftsteller anzeigen, nämlich Wilzen, von welchen kleinere Völkerschaften hiernächst besondere Namen hatten; aber doch unter diesem Hauptstamm begriffen waren, die auch hier S. 59 richtig angezeigt sind. Der Charakter und die Sitten dieses Volks sind gut beschrieben, sie hatten viele gute Eigenschaften, und waren lange nicht so schlimm, wie die Mönche aus Haß die Slaven beschreiben; selbst Helmold, ungeachtet er ein Geistlicher war, hat solches nicht geleugnet. Aber die Abschwörungsformel, die S. 62 steht, ist nicht bey Bekehrung der Slaven gebraucht, sondern bey den nordischen deutschen Völkern, zumal bey den Sachsen, indem die Slaven den Wodan und Othin nicht verehrt haben, wie denn auch die Formel selbst in lingua *Franco-Saxonica* abgefaßt ist, so die Slaven nicht verstanden, wie der Verf. bey dem *Keysler in Antiquitat. Septentrionalibus* und bey dem *Eckhart in Commentar. de Reb. Franciae Oriental.* hätte finden können, und ein häßlicher Schnitzer ist. Die Slavischen Götter konnte er ebenfalls am besten bey dem Masch von den gottesdienstlichen Alterthümern der Obotriten rc. (Berlin 1771. 4. m. Kupf.) kennen lernen. Irrig ist es auch, wenn

wenn wir S. 70 lesen, daß Markgraf Albrecht der Bär des ganzen Wilzischen Staats ein Ende gemacht, da er nur einen Theil desselben, nämlich nicht viel mehr, wie die heutige Mittelmark und einen Theil der Prignitz sich unterwürfig gemacht hat, ganz Pommern, die Ukermark ꝛc. war auch unter dem Wilzischen Staat begriffen.

Von dem Einfall K. Karls des Großen in das Land der Wilzen S. 71 ist das Jahr 789 richtig angegeben, und gezeiget, daß er zwar die Wilzen zum Tribut gebracht und deswegen Geißel mitgenommen; sonst aber sie nicht unterjochet hat, sie blieben bey ihrer ganzen Staatsverfassung. S. 74. Hobbuchi ist nicht Hamburg, sondern ein altes Schloß an der Elbe im Lauenburgischen gewesen, wie Gebhardi in seinen genealog. histor. Abhandlungen erwiesen hat. Der Ausdruck Krole, den der Verf. von den Slavischen Königen brauchet, ist noch sehr ungewiß, ob er auf sie passend ist; die gleichzeitigen Schriftsteller nennen sie — *Reges*.

S. 80 ist der König Heinrich *I.* sehr unrichtig Kayser genannt, indem er starb, wie er zur Krönung nach Rom gehen wollte. Ebendaselbst glaubt der Verf., daß der erste Markgraf der Nordmark nicht zu bestimmen sey. Ganz sicher ist es Bernhard, ein edler Sachse, dessen Wittechindus von Corvei im I. Buche S. 639 gedenket, den König Heinrich *I.* unter der Benennung eines *Legati* (weil der Titel *Marchio* damals noch nicht gewöhnlich in Deutschland war,) der Nordmark vorgesetzet hatte. Die drey als ungewiß angeführte Markgrafen Siegfried, Thankmar und Gero hätten sicher gar wegbleiben können, weil die ersten zwey längst von den besten Schriftstellern ausgestrichen und aus der Reihe der Markgrafen verwiesen sind; der dritte aber nicht in der Nordmark, sondern in der Lausitz Markgraf war, dem hernach K. Otto *I.* den eroberten Strich von der Stadt und Gegend Brandenburg ꝛc. auch anvertrauete. Der S. 90 übersetzte Stiftungsbrief des Bischofthums Brandenburg gehört gar nicht in dieses kleine Handbuch, und ist zu speciell; überdem sieht man, daß der Verf. nicht die geringste Kenntniß von der Diplomatik hat, weil er das Monogramm (so auch falsch hier abgedruckt ist,) für das Siegel des Königs angesehn; obwohl deutlich im Original steht: *Signum* Domini Ottonis Serenissimi Regis, und darüber gesetzt hat: Siegel des Durchl. Königs. Was er S. 92 von der In-

 diction

diction sagt, daß sie unnütz, und bloß in den Reichsur-
kunden nur vorkomme, verstehn wir nicht, meynt er
darunter nur kayserliche Urkunden, so irret er sehr, weil
sie häufig in den alten fürstlichen Urkunden auch gebraucht
ist, wie er bey dem *Gudenus* und in andern diplomat. Samm-
lungen hätte sehen können; meynt er aber überhaupt deut-
sche Urkunden, so irret er noch mehr.

Nach dem vorgedachten Bernhard *I.* ist Bernhard *II.*
gefolget, wie Gebhardi; aber doch zweifelhaft angiebt, siche-
rer Dietrich, der 983 wegen seiner schlechten Aufführung sei-
ner Würde entsetzet, und Lotharius, ein Graf von Wal-
beck, an seine Stelle gekommen ist, worauf die ganze Reihe
der ältesten nördlichen Markgrafen aus den Häusern Wal-
beck und Stade völlig sicher bewiesen werden kann. S. 101
ist ein gewisser Graf Gero von Alvensleben angegeben;
aber er war ein Graf von Ammensleben, (die Stifter
des Klosters dieses Namens im Magdeburgischen sind,) in-
dem Grafen von Alvensleben nie existirt haben.

S. 122 folgen die Markgrafen aus dem Stadischen
Hause. Sie sind hier Markgrafen von Stade und Sol-
wedel unrichtig genannt, indem sie blos Grafen von Sta-
de waren, und abusiv nur Markgrafen hießen, weil etliche
von ihnen Markgrafen in der Nordmark waren. Der ein-
zige Helmold benennt auch den Markgrafen Albrecht den
Bär nur allein einen *Marchionem de Saltwedel*, weil er
und die aus dem Stadischen Hause daselbst ihren Wohnsitz
hatten, und es ist nicht ungewiß, wie der V. S. 123 glaubt,
daß ihre Burg und Schloß in der Stadt Soltwedel, (Salz-
wedel) war, indem ein uralter starker Thurm davon noch
jetzo daselbst übrig ist.

S. 150 fängt die Geschichte des nördlichen Markgrafen
Albrechts des Bären von 1133 — 1144 an. Ob er 1106
gebohren, wie S. 151 steht, ist noch nicht erwiesen. Der
II. Haupttheil enthält die Geschichte desselben als wirklichen
Markgrafen von Brandenburg bis auf die Regierung des
Hohenzollerschen Hauses vom Jahr 1144—1417, S 163.
Gleich auf den zwo ersten Seiten deklamirt der Verf. für ein
Handbuch, wo alles nur in gedrängter Kürze vorgelegt wer-
den muß, viel zu stark, und schreibt dem Herrn darin Din-
ge zu, die ihm gar nicht zu verdanken sind. Doch gefällt
uns, daß er die lächerliche Meynung, die noch Schriftsteller
in neuern Zeiten angenommen haben, weil sie bey dem Pul-

kava,

nova, einem spätern böhmischen Chronikanten, steht, daß Markgraf Albrecht durch das Testament des letzten slavischen Königs Pribislavs Erbe des slavischen Staats in der jetzigen Mittelmark ꝛc. und nicht durch die Waffen geworden sey, für ungegründet gehalten und nicht angenommen hat, S. 166.

Aber S. 169 lieset man: mit dem Grafen Adolph *II.* Herrn von Holstein und Wagrien, dem jetzigen Lübeckschen, was soll das Lübecksche sagen? Die R. Stadt Lübeck, nachdem sie die Vogtey Möllen verlohren, hat nur ein geringes Gebiet. Holstein und Wagrien gehört ihr nicht, S. 180. Die hier angeführten Gerichte unter dem Namen Lodding und Bodding waren nur allein für die angesetzte neue Kolonisten für die Holländer, Seeländer, Rheinländer ꝛc. angeordnet, die M. Albrecht in den niedrigen Gegenden der alten Mark an der Elbe, (die man noch jetzo die Wische nennt,) die bisher unbebauet gelegen, angesetzet hatte, um die Gegenden urbar zu machen, (die auch daselbst die starken Elbteiche angelegt haben,) die übrigen alten Einwohner der Mark giengen sie gar nicht an. Im Herzogthum Bremen sind zu selbiger Zeit eben solche Kolonisten auch angesetzt, die unter gleicher Benennung auch die Gerichte hatten, die nach ihrer vorigen Landesart eingerichtet waren.

M. Otto *I.* von 1170—1184. S. 183. Daß M. Albrecht 1168 die Regierung niedergelegt, und damals schon Otto *I.* sie geführet, ist irrig, ungeachtet er den Titel *Marchio* schon vorher, als der Erstgebohrne führte, auch vielleicht einigen Antheil an der Regierung hatte; sonst aber erweisen die Urkunden, daß Albrecht bis an seinen Tod regiert hat. Was Pauli I. Th. S. 244 davon anführt, dem der Verf. wahrscheinlich gefolgt, ist mit nichts erwiesen, und der Ausdruck: et Ottone, filio eius *ius Marchie tunc tenente*, bedeutet die Landesregierung nicht. Aus welcher Quelle der Verf. die Functions des Erzkämmerers S. 184 genommen hat, möchten wir doch wohl wissen; sie war nicht die reinste. Das Mährchen S. 188 hätte sicher wegbleiben können, und ist ganz unnütz. S. 198 steht: die jetzige neue Mark, die zu Schlesien damals gehörte, kaufte Albrecht *II.* von dem Schles. Herzoge Boleslaus. (Das ist aus dem Pauli I. Th. S. 281 genommen.) Aber die Provinz ist erstlich nach und nach von den beyden Brüdern und Nachfolgern Jo-

hann I. und Otto III. erworben, (S. Gerken, vermischt. Abhandl. III. Th. S. 32. ff.) sie gehörte auch damals größtentheils zu Pommern. S. 211 ist die Theilung des Landes zwischen den beyden Brüdern Johann I. und Otto III. beschrieben, wo gesagt wird, Otto III. hätte hundert Soldaten weniger erhalten. In der lateinischen Urkunde steht *Centum milites*, so der Verfasser nicht verstanden; indem bekanntermaßen dieser Ausdruck gewöhnlich einen Ritter, oder auch zuweilen, wie hier, einen Vasallen bedeutet. S. 241. die Beede war keine bürgerliche Abgabe allein, wie hier steht, sondern eine allgemeine Auflage, davon man mehr, wie zwanzigerley Arten, in Urkunden findet, die Orbede war nur allein eine städtische Auflage. Das Wort selbst kömmt auch nicht von Bitten; ungeachtet in lateinischen Urkunden *petitio* und *precaria* steht, her, sondern von dem alten sächsischen Worte *Beeda*, *Exactio*, wie man denn auch *Exactio* statt *precaria* Beede sehr oft in Urkunden findet. S. 248 f. ist zu viel deklamirt, und die Sache übertrieben, auch sind Mährchen, wie vom Gerhard S. 251 eingewebt. Auch die Gedichte von Otto IV. sind zu speciell für ein Handbuch, zumal nicht die besten gewählet sind. Was S. 266 f. von dem schweren Kriege, den der Markgraf Waldemar in den Jahren 1315 und 1316 gegen die Könige von Dännemark, Schweden und viele andere Mächte geführt hat, weitläuftig gemeldet, ist fast wörtlich aus dem Pauli I. Th. S. 363 f. genommen, der gleichfalls wörtlich klagt, daß es zu bedauern, daß von diesem wichtigen Kriege, der dem jetzigen Kriege, (nemlich dem siebenjährigen,) am allernächsten kömmt, die Schriftsteller der damaligen Zeit uns keine ausführliche Nachricht hinterlassen haben. Wir meynen aber doch, daß Pontanus und der *Continuator Alberti Stadensis*, davon der letzte ein gleichzeitiger Geschichtschreiber ist, sehr gute Nachrichten geliefert haben; obwohl sie etwas partheyisch sind. Mit dem völligen Aussterben des Askanischen Hauses in der Mark endiget sich der erste Band dieses Handbuchs. Wir wollen dem Verf. rathen, bey der Ausarbeitung der folgenden zwey Bände genauer die neuesten Brandenburgischen Schriftsteller und Urkundensammlungen zu brauchen, und sich nicht bloß allein auf den Pauli zu verlassen, der bekanntermaßen sehr fehlerhaft geschrieben hat. Im übrigen kann sein Werk, in der Absicht in der selbiges geschrieben ist, allemal brauchbar seyn; zumal wenn er mehr Genauigkeit und Fleiß anwendet, weswegen

wir

wir uns die Mühe gegeben haben, die Fehler des ersten Theils nachzuweisen. Hiernächst muß bey jeder Hauptperiode auch die Landesverfassung, die Sitten, geistliche Verfassung, Handlung, Gelehrsamkeit u. s. w. in angemessener Kürze geschildert werden, und das Handbuch nicht bloß allein Regentengeschichte seyn.

Der gegenwärtige Zustand Oberschlesiens, juristisch, ökonomisch, pädagogisch und statistisch betrachtet. Dresden, in der Waltherschen Hofbuchhandlung. in gr. 8.

Der ungenannte Verfasser hat, nach seinem Vorberichte, die Absicht, ohne im geringsten dabey interessirt zu seyn, wie er versichert, deutlich zu zeigen, daß die robotsamen (dienstpflichtigen) Unterthanen in Oberschlesien von den Guthsherren übermäßig mit Frohndiensten beladen, mithin zu hart behandelt würden, wodurch den Guthsherren selbst nicht allein vieler Schaden zuwüchse, sondern auch der Landesherr dabey verlöre. Er kennet Ober- und Niederschlesien genau, und also auch die Beschaffenheit der Unterthanen und Bauern beyder Länder, glaubt also, daß, wenn man die Unterthanen von Oberschlesien auf den Fuß, wie die in Niederschlesien, setzen würde, beyde dabey gewinnen würden. Seine Hauptgründe sind diese, wodurch er den Endzweck zu erlangen glaubt: 1) daß in den Dörfern die gar zu starken Frohndienste (Roboten) gemindert, und die Bauern auf gewisse, bestimmte Tage in der Woche zu ihren Hofdiensten gesetzet, mithin die indeterminirten Hofdienste abgeschafft werden müßten; 2) daß das Gesindelohn der Dienstbothen und das Tagelohn der Hofgärtner (Tagelöhner) etwas erhöhet werden müßte, 3) die noch vorhandenen Gemeinheiten aufgehoben, und 4) in den Dörfern verständige Chirurgi und Hebammen angesetzt, auch bessere Schulmeister bestellet werden müßten, alsdann würde die Volksmenge nicht allein zunehmen, sondern auch das Volk gesitteter und wohlhabender werden.

Die Schrift selbst ist in VII Abschnitte eingetheilt. Der I. zeigt die Regalia majora des Landesherrn, und handelt von dem Rechte desselben. Die Privilegien der Schlesischen Vasallen, wenn sie selbige sowohl zu ihren eigenen, als des Lan-

[illegible] Schaden; mißbrauchen; und wenn sie aus alten Zeiten auf die jetzige Verfassung nicht passen, selbige einzuschränken und für das allgemeine Beste abzuändern. In diesem Abschnitt scheint es wohl, daß der Verf. mehr die Parthie des Regenten, als des Unterthanen, nimmt; obwohl nicht zu leugnen, daß er in der Hauptsache recht hat, und die Leibeigenschaft die Rechte der Menschheit entehret; Recens. selbst auch aus Erfahrung weiß, daß die leibeigenen Bauern im Herzogthum Mecklenburg die liederlichsten und schlechtesten Bauern sind, weil sie glauben, da Haus, Hof und Acker ꝛc. dem Guthsherrn gehört, daß sie doch nie für sich etwas erwerben können. Er hat auch dieserwegen die Edikte vom Kaiser im Jahr 1779 und von Frankreich im J. 1780 angeführt, wodurch die Leibeigenschaft aufgehoben worden; allein es ist noch immer doch die Frage, ob nicht dazu die Einwilligung der Guthsherren nöthig sey, wenn man dieses Verfahren nicht gewissermaßen despotisch ansehen soll. Im Grunde ist des Verf. Satz richtig, daß der Landesherr sowohl, als der Guthsherr gewinnet, wenn die strenge Leibeigenschaft abgeschafft ist, weil bey allen Unglücksfällen des Bauern, bey Brand, Viehsterben, ꝛc. der Verlust vorzüglich auf den Guthsherrn fällt, so ihm den Hof wieder aufbauen, und das Zugvieh wieder ankaufen muß; überdem wird sein Acker durch solche übertriebene Frohndienste mit schlechtem Spannvieh schlecht bestellt, u. s. w.

Der II. Abschnitt beschreibt den gegenwärtigen Zustand der Unterthanen in Oberschlesien, S. 24. Man findet darin wenige freye Bauergüter, die mehresten sind robotsame, von welchen der Bauer zum Theil 5 Tage, zum Theil 2 und wenigere Tage zu Hofe dienen muß. Die Freygärtner, die nur etliche Scheffel Aussaat haben, dienen jährlich nur 4 — 10 Tage in der Aerndte ꝛc. Die Hofgärtner stehen desto übler, indem sie 6 Tage dienen müssen, wofür sie täglich 8 Pfennig; dessen Weib und Magd aber jede nur 5 Pf. erhält. Dieser Leute ihr Zustand muß nach der Beschreibung S. 29 außerordentlich hart seyn, und verdient allerdings eine Abänderung. So ist das Gesindelohn und die Speisung auch sehr schlecht, mit einem Worte, der Zustand der dasigen Bauern ist hart. Die Erziehung und die Sitten des Volks beschreibt der Verf. S. 40 f. ebenfalls außerordentlich schlecht, so, daß man sie unter die rohesten Völker rechnen muß, wobey er gar

vieles

und den übermäßigen Frohndiensten zur Last legt, weil deswegen der Bauer die Kinder nicht zur Schule halten kann, die überdem auch elend ist, wie sie S. 47. beschrieben wird. Es sind in den mehrsten Dörfern gar keine Hebammen, sondern man überläßt alles der guten Natur und dem Schicksal, worüber viele Mütter und Kinder sterben (aber dergleichen Anstalten muß eigentlich der Landesherr anordnen, der Edelmann und Gutsherr wird sich darum selten bekümmern, zumal bey einem geringen Gute.) S. 51. ff. wird der Schaden gezeigt, den sowohl der König als Landesherr, wie die Gutsherren aus diesen schlechten Anstalten leiden, wovon das mehreste sehr überzeugend ist. Daß der Zustand auf dem Lande schlecht seyn muß, sieht man auch daraus, daß in den Dörfern wo Polnische Einwohner sind, viele unbesetzte wüste Höfe noch jetzo verhanden sind, worüber man sich billig wundern muß, da es bekannt ist, wie sehr der verstorbene König von Preußen darauf gehalten, die wüsten Stellen mit Kolonisten besetzen zu lassen, und Millionen darauf verwandt hat.

Nach dieser weitläuftigen Beschreibung mit Anführung aller genauen special Umstände muß die Beschaffenheit von Oberschlesien in Betracht von Niederschlesien sehr unterschieden und äußerst schlecht seyn, dafern es nicht übertrieben ist. Sollte alles würklich so beschaffen seyn, so würde eine landesherrliche genaue Untersuchung wohl höchst nöthig seyn, damit der Landmann auch hier, wie in andern Königl. Staaten auf einen billigen Fuß behandelt wird.

Uebrigens ist die ganze Schrift mit vieler Kenntniß und Einsicht geschrieben, und überzeugt, daß der Verf. den sehr unterschiednen Zustand von Ober- und Niederschlesien genau gekannt hat, mithin muß man hoffen, daß sie gehörigen Orts in Betracht gezogen wird, wie er denn am Ende selbst schreibt, daß bereits in diesem Jahre eine Königl. Kommission daselbst niedergesetzt sey.

Ht.

Philosophische Bemerkungen über die Republiken überhaupt und über die kaiserlichen freyen Reichsstädte insbesondere. Aus dem Französischen handschriftlichen Original des Herrn Serieux le Sommant wörtlich übersetzt, dem jetztregierenden Kaiser Jo-

Joseph II. vom Verfasser zugeeignet. [illegible], 1787. 54 S. in 4. Mit dem Motto: dies sey ein für allemal gesagt.

Der Verf. scheint einen großen Werth auf das was er hier sagt, zu setzen, wie schon das Motto zu erkennen giebt; wir können ihm darin nicht beypflichten. Es wird etwas gesagt über Republiken überhaupt, und über einige Republikanische Staaten besonders, England mit dazu gerechnet, über die Reichsstädte überhaupt, und über Hamburg, Frankfurt, Nürnberg und Achen besonders. Was der Verf. historisch über die Verfassung einzelner Republikanischer Staaten, über die Entstehung der Reichsstädte u. s. w. bemerkt, ist äußerst unvollständig, unbestimmt (so heißt es z. B. der König sey in England nur Haupt des Senats) zum Theil unrichtig. Das Ganze besteht übrigens aus allgemeinen Behauptungen, seichten unzusammenhängenden Raisonnements. Einzelne gute Gedanken finden sich zerstreut, desto mehr Declamation und darunter oft sinnloses verwirrtes Geschwätz. Es scheint, daß einzelne ältere und neuere sehr bekannte Vorfälle und Begebenheiten dem Verf. Stoff zu seinen Bemerkungen verschafft, daß er aber oft nicht recht weiß was er dazu sagen soll. Die Anmerkungen des Uebersetzers sind im Grunde von eben dem Gehalt wie der Text, hin und wieder widerspricht er den Behauptungen des Verf., oder mäßigt den Ausdruck des Texts, oder erklärt ihn. Es würde zu weitläuftig werden, dem V. allenthalben zu folgen, er geht so weit, daß er sich mit der Frage beschäfftiget ob auch in Republiken ein Verbrechen der beleidigten Majestät begangen werden könne; wir wollen daher nur so viel ausheben als hinreichend seyn wird, seine Manier anzudeuten. Seinen Gesichtspunkt giebt er selbst, wie er von Reichsstädten handelt, sehr deutlich an: „Ich betrachte sie (ihre Verfassungen) nicht als Gelehrter, ich will nicht „zeigen, daß sie das nicht sind, was sie seyn sollten, ich be„merke als Mensch über sie, und wenn dies nicht ein zu kühner Ausdruck ist, als Philosoph." Und diese Art zu bemerken, erklärt er noch deutlicher, bey Nürnberg: Er sagt, der Verf. des Buchs, Patriotische Betrachtung über das Besteurungsrecht in Reichsstädten, möge dem Recht der Sache nach Recht haben, aber, „hätt' er auch als Philosoph „über die Beschaffenheit dieser Sache so gut gesprochen, als

gelehrt

„gelehrt er als Rechtsgelehrter darüber sprach, so würd' er „uns vielleicht gezeigt haben, daß in monarchischen und re„publikanischen Verfassungen man sich nicht einerley Begriff „von der Steuer machen könne, welche überhaupt mehrere „Theile haben, und besonders in stete und zeitliche abzutheilen „sey, daß die deutschen Republiken, wie's am Tage liegt — „Zwittergestalten von vermischten Verfassungen seyen, welche „bloß, auf eine geborgte Weise, durch Gnade der Kaiser, „mit Erlaubniß der Reichsstände und besonders durch die „Willkühr der Reichsgerichte bestünden, u. s. w." (Als wenn ihre Rechte und Landeshoheit sich nicht auf eben die Gesetze gründeten, worauf die Rechte der Fürsten gegründet sind.) Er eifert gegen Despotie und auf Usurpation gegründete Rechte der Fürsten; (was er darunter verstehe, läßt sich nicht wohl erklären) aber er ist auch kein Freund der Republiken, am wenigsten der Reichsstädte, er glaubt, daß das Loos ihrer Bewohner bedaurenswürdig sey; dafür giebt er einer durch Stände gemäßigten Monarchie den Vorzug (wie aber diese so eingerichtet seyn könne und müsse, daß der Regent es nicht in seiner Macht habe, sie nach Willkühr in eine Despotie zu verwandeln, ohne doch ungefähr in dem Grade wie England Republik zu seyn, bleibt unerklärt.) Er wünscht und erwartet eine baldige Veränderung des politischen Zustandes der Republiken — die er, erlauchte Sterbende, bald hätt' ich gesagt Abgeschiedne, nennt — besonders der Reichsstädte, als Wohlthat für die armen Einwohner. (Hielten die Unterthanen der Reichsstädte ihren Zustand selbst für so elend und ihre unter Fürsten lebende Nachbarn für so viel glücklicher, so wäre es ihnen ein Leichtes, sich dieses Glücks theilhaftig zu machen. Es werden wenig Reichsstädte seyn, deren Gewerbe nicht auch in nahgelegenen Fürstl. Orten getrieben werden können, zum Theil wirklich getrieben und noch dazu oft durch allerley Zwanggesetze unterstützt werden; der Verf. scheint hier aber eine solche Art von Wohlthat im Sinn zu haben, die allenfalls mit Gewalt aufgedrungen werden m. s.) Er sagt, es wäre ihm sehr leicht, eine jede Verfassung einer jeden Reichsstadt zu untersuchen, das heißt, das Unzulängliche derselben zu zeigen (es kommt darauf an, zu welchen Zwecken? die Reichsstädte können nicht zu allen Zwecken, die große Staaten verfolgen mögen, zulängliche Einrichtungen haben, so wenig wie die kleinen monarchischen Staaten in Deutschland, wenn sie nicht Paradien aufstellen wollen.)

wollen.) Mit Nürnberg und Aachen hat er es hauptsächlich zu thun. Zu den Hauptursachen des Verfalls von Nürnberg und des gemeinen Verderbens rechnet er, die üble Verwaltung der Staatseinkünfte, der Staat soll gegen 2½ Millionen Gulden Einkünfte und 8 bis 9 Millionen Schulden haben; die Habsucht der Obrigkeit; üble und zweckwidrige Behandlung der Unterthanen, ihre Tugenden würden nicht erhalten, ihre Laster nicht getödtet; das falsche politische System der Regierung, sie liege in beständigem Streit mit ihren Nachbarn, besonders mit Ansbach, sie möge Recht oder Unrecht haben, so sey es unklug, Ansbach, sagt der Uebers. habe erwiesene und theils anerkannte Rechte (erwiesene Rechte, die ein Fürst aus einem mächtigen Hause gegen eine Reichsstadt nicht durch den Weg Rechtens geltend machen kann?) auf Nürnberg; Uneinigkeit zwischen dem Magistrat selbst, die Glieder kämen zur Regierung ohne auch nur die geringste Kenntniß von derselben zu haben. Alle diese Uebel (denen man ohne Nürnberg zu kennen, wenigstens Uebertreibung ansieht, und wofür mehrere größere und kleinere Staaten auch ihre monarchische Verfassung nicht sichert) sollen einzig und allein aus der Verfassung entspringen, wonach gewisse edle Familien ausschließlich und erblich (die Regenten werden doch gewählt) zur Regierung gelangen. Aachen wird als eine Art von Räuberhöle beschrieben; der Verf. frägt, warum man nicht diesen elenden sterbenden Staat dem Churf. von der Pfalz überläßt, damit er ihn mit dem Worte des Gesetzes erquicke? — Fast eine jede Republik, heißt es, hat ihr Daseyn, die Reichsstädte ausgenommen, einer gewaltsamen Erschütterung zu verdanken, welche durch die Vergessenheit der Fürsten bewirkt wurde — der Tod des Despotism ist die Geburt der Republik, die Republik endigt damit, daß sie einen Monarchen erkennt, dieß ist ein schöner Zirkel u. s. w. Von den Reichsstädten heißt es, sie hätten sich gegründet, d. h. Rechte erlangt, wenn gleich einige vorher erbaut seyn mochten, im medio aevo, in jenen Zeiten der Verwirrung, die zu entwirren vielleicht die allgemeine Völkerwanderungen mit beygetragen haben mochten. (Was das für Chronologie ist. Der Verf. scheint zu behaupten, daß sie alle von Fürsten gegründet wären; keine einzige, sagt er weiter, habe sich von Anbeginn als Republik gegründet; und der Uebers. setzt hinzu, sie hätten ein auf Republiken unanwendbares System von herrschen und gehorchen in ihre Verfassung eingewebt.

(Bey-

Beyden muß es unbekannt seyn, wie weit sich vormals die Autonomie der Städte erstreckte; wie sehr das vormalige Verhältniß der Staatsglieder gegen den Staat und dessen Oberhaupt verschieden war, von dem jetzigen Verhältniß der Unterthanen gegen den Regenten. Die jetzigen Reichsstädte haben ihre Landeshoheit eben so erlangt wie die Fürsten, und sind jetzt in eben dem Verstande und aus eben dem Rechte Republikanische, obgleich sehr schwache Staaten, wie die Fürstenthümer monarchische Staaten.) Von den drückendsten Pflichten der Unterthanen gegen ihre Landesherren hätten sie sich durch Kauf u. s. w. befreyt; die Rechte der Fürsten beruhen noch itzt auf Ansprüchen u. s. w. Endlich wirft der Verf. die Fragen auf: Können jetzt Republiken mit Nutzen und Dauer bestehen? Verhindert die deutsche Reichsverfassung die Verwandlung der Reichsstädte? (Der Verf. hofft sich auch da durchzuwinden; es scheint sich nicht viel aus der Reichsverfassung zu machen; der Uebersetzer aber hält sie für eine ganz vorzügliche Art von Staatsverfassung.) Welche Regierungsform ist den jetzigen Menschen am angemessensten und wird es ihnen immer mehr?

Hieraus wird sich zur Gnüge zeigen, zu welcher Art Philosophen der Verf. gehört. Wir haben auch so viel möglich war, die Ausdrücke und die Rechtschreibung des Uebers. in den Auszügen beybehalten.

Des Verf. eigentlicher Zweck scheint nur der zu seyn, von den Reichsstädten seine Meynung zu sagen; und bey dieser Gelegenheit dem Kaiser seinen Weyhrauch zu opfern, auch dem verstorbenen großen Fürsten, dessen Andenken keines unbedingten Lobes bedarf, und nebenher allen Christlichen Fürsten.

Wir glauben dem Uebers. gerne, daß das Original ursprünglich französisch sey. Es herrscht darin ganz der Ton und die Wendungen der gewöhnlichen Franz. Brochüren, wo Phrasen die Stelle der Gedanken vertreten; die Wirkung kann aber in der Uebersetzung nicht ganz erreicht werden.

Kg.

---

9. Gelehrtengeschichte.

Beyträge zur Literatur, besonders des sechzehnten Jahrhunderts. Freunden der Kirchen- Gelehrten- und Büchergeschichte gewidmet von Georg Theodor Strobel, Pastor zu Wöhrd. Zweyten Bandes zweytes Stück. Nürnberg und Altdorf, bey Monath, 1787. 8.

Den Anfang dieses Stücks macht das Leben Georg Wicels, eines in der Reformationsgeschichte merkwürdigen Mannes, dessen vielfache, gegen vierzig Jahre eifrigst getriebne, aber immer fehlgeschlagne Unionsversuche, und dessen dadurch veranlaßte widrige Schicksale, ein neuer und trauriger Beweis sind, daß dergleichen Bemühungen immer nur fromme Wünsche bleiben. Uebrigens ist diese Lebensbeschreibung mit vielem Fleiß ausgearbeitet, und durch verschiedne merkwürdige Urkunden interessant; auch durch die S. 348. gelieferte Auszüge aus Wicel's Briefen, worin er die Lutheraner und Katholiken seiner Zeit, und den ganzen damaligen Zustand der Kirche, schildert. II. Baumgärtners und Dietrichs Briefe, die Absetzung des Pastor Hofmanns zu Altdorf betreffend, vom Jahr 1541. Dietrich, ein nürnbergischer Prediger, nimmt sich darin seines Freundes, des abgesetzten Hofmanns, mit lebhafter Wärme an; Baumgärtner hingegen, ein gelehrter und frommer Rathsherr zu Nürnberg, sucht ihm zu bedeuten, daß H. nicht ohne wichtige Ursachen abgesetzt sey, und giebt ihm bey dieser Gelegenheit einige Pastoralregeln. III. Nachlese zur Geschichte der Doppelehe des Landgrafen Philipp von Hessen mit Margaretha von der Sala. Von dem Herausgeber dieser Beyträge werden zuerst alle die Schriften angeführt, welche diese berühmte Bigamie betreffen; und dann Nachträge dazu von verschiedner Art geliefert, die noch manche Umstände mehr aufklären, und dem, der diese Geschichte einst vollständig beschreiben wollte, nicht unangenehm und unbrauchbar seyn werden. Wir stimmen seinem, bey dieser Gelegenheit geäußerten Wunsche bey, daß dieser Hessische Landgraf Phi-

Phi-

Philipp, einer der größesten und weisesten Fürsten Deutschlands, endlich einmal einen würdigen Biographen finden möge. Uebrigens enthält diese Nachlese: Melanchthons Bedenken von der Polygamie; eben desselben Schreiben an den Landgrafen; Justi Menii Bedenken, ob ein Christ mehr als Ein Eheweib haben dürfe; Luthers freymüthige Aeusserungen über diese Doppelehe; die Recension eines kleinen Gedichts wider Neobuli Dialogum; und endlich, gesammelte Stellen aus Briefen gelehrter Männer damaliger Zeit, diese Doppelehe betreffend. IV. Versuch einer Theorie von seltenen Büchern. Der Verf. legt dabey die zwey einfachen Axiomen zum Grunde: Einige Schriften sind gleich anfänglich selten; einige werden nach einiger Zeit selten. Bey der ersten Art kann die Seltenheit absolut oder relativ, die absolute aber nothwendig oder zufällig seyn. Die hierauf gegründeten Bemerkungen sind für den Literator freylich nicht neu, aber doch durch ihre Zusammenstellung ganz angenehm, und ihre Richtigkeit verräth den Sachkenner. V. Abdruck einiger nicht unwichtiger Briefe gelehrter Männer. Ihre Verfasser sind: Melanchthon, Erasmus, Osiander, Cruciger, Veit Dietrich, Tho. Cranmer, Piscator, und Beza. VI. Melchior Hofmanns Dialogus von der Disputation zu Flensburg 1529. Diesen merkwürdigen Dialog konnte der Verf. der Geschichte der Wiedertäufer, Herr Pastor Krohn in Hamburg, aller Mühe ungeachtet, nicht auftreiben; und er hat sich auch äußerst selten gemacht. Man wird es daher Hrn. St. Dank wissen, daß er ihn hier, Seite von Seite, und Zeile von Zeile, nach dem alten Druck wieder abdrucken ließ.

Fr.

Leipziger Gelehrtes Tagebuch. Auf das Jahr 1786. Leipzig, bey Beer. 9 Bog. in 8.

Der Hr. Prof. Eck eröffnet das siebente Jahr seines gelehrten Tagebuchs mit einigen Betrachtungen, die sich ihm sehr natürlich darbieten mußten. „Wie viele vortreffliche Männer, schreibt er, sind seit 1780 unsrer Universität und Stadt durch den Tod entrissen worden! aber auch wie viele andre haben sich seitdem als höchst brauchbare und nützliche Männer bekannt

bekannt gemacht, und den Beschluß feyer erlebt! Wie viele arme und unbekannt hieher gekommene studirende Jünglinge sind durch Wohlthaten unterstützt, zu brauchbaren Männern gebildet worden; wie viel neue Stiftungen sind entstanden; wie sehr hat sich unsre Universität bey ihrem alten Ruhme und Wohlstande erhalten; wie sehr ist sie die Pflanzschule für ihre Schwestern gewesen!" Besonders rühmt er die Wohlthaten des Kurfürsten zu Sachsen, der vielen öffentlichen und Privatlehrern Pensionen ertheilt, oder die bisherigen erhöhet, die Witwen und Kinder verstorbener würdiger Lehrer unterstützt; die Ludwigschen physikalischen Instrumente zum Gebrauch des Professors der Physik, und die Weinertischen Präparate für das anatomische Theater gekauft und durch Erbauung einer Sternwarte der Stadt Leipzig eine neue Zierde gegeben hat. Er fährt fort: „wenn ich so oft klagen hörte, daß in unserm Zeitalter gute Stiftungen und Vermächtnisse immer seltner werden: wie herzlich freute ich mich dann über die seit kurzem für Studierende auf unsrer Universität gestifteten Stipendien, einer Gräfin Bestucheff, einer Böhme, Frankens, Quandts und Richter — wozu noch zwey ganz neuerlich vermachte Stipendien des Hofr. von Bastineller, von 1000, und der in diesem Jahr verstorbenen Tochter des ehemaligen Prof. Jur. D. Joh. Flor. Richter, von 8000 Thalern, gekommen sind. Auch hat der Hof abermals in diesem Jahr die Universität durch den Oberconsistorialpräsidenten von Berlepsch visitiren lassen. Der Inhalt des Tagebuchs ist übrigens dieser: Durch den Tod hat Leipzig verlohren die Professoren Scharfenberg, Funk, Hebenstreit, Schwartz, M. Rummel, Baumeister Lange und den Domherr Seger. Sehr gerecht ist das Lob, das dem letzten der damalige Rector, Prof. Reiz, in einer Rede ertheilte: non ignoratis decessisse Segerum — virum abundantissimo ingenio, divina memoria, incredibili omnis iuris et aliarum rerum scientia, mira in dicendo scribendoque facundia, singulari humanitate atque ad omnia dexteritate etc. Der Verf rechnet auch hieher den in Berlin verstorbenen Hofrath Gleditsch, einen gebohrnen Leipziger. Antrittsreden haben als Professoren gehalten: Rosenmüller, Wolf, Wald, Cäsar, Brehm, Richter und Rau. Habilitirt haben sich neun Magisters. Die höchsten academischen Würden haben erlangt in der Philosophie fünf und zwanzig, in der Gottesgelahrheit, D. Burk-

hardt,

harde, deutscher Pastor zu London; in der Rechtsgelehrsamkeit vier, und in der Arzneygelahrheit sechs, und unter denselben ein Liefländischer von Adel und vormahliger Rußischer Lieutenant, von Bellinghausen. D. Sieber feyerte sein Magisterjubiläum. Inscribirt sind worden im Winterhalbenjahr 75, im Sommerhalbenjahr 221, und darunter ein Fürst Gallizin, folglich zusammen 296. Auf der Universität studieren dermahlen neun Grafen. Unter den vielen gehaltenen Jahrsreden haben wir zwey neue zum Andenken der Bestucheffischen und Ernestischen Stiftung bemerkt.

Ag.

Lebensgeschichte Joh. Jac. Mosers, von ihm selbst beschrieben. Vierter Theil. Frankfurt und Leipzig. 1783. 238 S. in 8. ohne Titel und das 16 Seiten starke Register über alle vier Theile.

Voran stehen 69 S. Zusätze zu den vorhergehenden 3 Theilen; alsdann kömmt Fortsetzung der Lebensgeschichte auf 22 S. die übrigen 147 S. nehmen wieder Zusätze zu allen 4 Theilen ein. Eine seltsame Ordnung, doch in Mosers Schriften nicht selten! Den Inhalt wollen wir, da diese Anzeige so späth kömmt, nicht mehr bemerken, jedoch alle, welche diesen Theil nicht gelesen haben, versichern, daß sie denselben in mancher Rücksicht sehr interessant finden werden. Nur Schade, daß das liebe Ich Mosern so manche Kleinigkeit sagen machte, und daß Moser sich selbst so umständlich charakterisirte. Dies letztere ist, wenn der Schriftsteller seinen Charakter nicht blos in Thatsachen malen will, sondern selbst über sich urtheilt, eine gewiß im Ganzen höchstundankbare und selbst der Reputation des Schriftstellers gefährliche Arbeit. Die Punkte, wo man strenge gegen sich selbst war, glaubt jedermann; wo man sich lobt, ohne sein Lob mit Thatsachen zu belegen, scheint man einen lächerlichen Hochmuth zu zeigen, und selbst wenn man ein Lob richtig aus Thatsachen ziehet, lautet es doch aus eigenem Munde nicht so gut, als aus einem fremden.

Em.

Ver-

Verzeichniß einer Handbibliothek der nützlichsten deutschen Schriften zum Vergnügen und Unterricht, wie auch der brauchbarsten Ausgaben der lateinischen und griechischen klassischen Autoren und in Deutschland gedruckten ausländischen Bücher, welche um beygesetzte Preiße zu haben sind. Bey Nicolai. 1787. 291 S. 8.

Die gute Aufnahme und der baldige Absatz dieses 1780. zum erstenmal herausgegebenen, hie und da nachgedruckten und nun ganz vergriffenen Verzeichnisses einer Handbibliothek, sind die sichersten Bürgen für die Güte und Gemeinnützigkeit desselben. Hr. Nicolai befriedigt hier mit der vermehrten und bis auf die neueste Litteratur fortgesetzten Ausgabe desselben die Wünsche des Publikums zum zweytenmale. Daß es dem Hrn. Nicolai Mühe gekostet habe, eine solche Auswahl zu treffen, daß mit dieser Handbibliothek der Geschmack und das Bedürfniß aller Liebhaber ihre Befriedigung erhalte, glauben wir gern; dagegen hat er aber auch zuverläßig den Dank nicht allein aller dieser Liebhaber, sondern auch der wirklichen Gelehrten vor sich, weil sie mit dieser Handbibliothek so wohl eine Uebersicht der neuern Litteratur in den vom Hrn. Nic. bearbeiteten Fächern, als einen genauen, fehlerfreyen Unterricht von den Ausgaben, Theilen, Verlegern und Preissen der angezeigten Bücher erhalten. Auch die Autoren sind vom Hrn. Nic. da angezeigt worden, wo sie sich nicht selbst bekannt gemacht haben. Die ganze Bibliothek ist in gewisse Rubriken nach den Wissenschaften, und in jeder Wissenschaft die Bücher nach den Autoren alphabetisch, ohne Rücksicht auf Format und Chronologie geordnet, die leichteste und zuverläßigste Methode, die Hr. Nic wählen konnte. Die Rubriken sind: 1) Moralische und philosophische Schriften. 2) Theologische Schriften, aber größtentheils nur eigentliche gemeinnützige Religions- und Erbauungsschriften. 3) Geschichte überhaupt. 4) Preußische und Brandenburgische vaterländische Geschichte. 5) Geographie und Statistik. 6) Reisebeschreibungen. 7) Naturlehre, Naturgeschichte, Chymie u. s. w. 8) Handlungs- Manufaktur- Technologie, Gesetzgebung, Staats- Polizey- und Finanzwissenschaft. 9) Haus-

haltungswissenschaft, Landwirthschaft, Forstwesen, Gartenbau. 10) Gedichte. 11) Schauspiele. 12) Romane. 13) Musik. 14) Kritik über die schönen Wissenschaften und Künste. 15) Schriften die deutsche Sprache betreffend. 16) Schriften von der Erziehung. 17) Wochenschriften. 18) Periodische Schriften. 19) Vermischte Schriften. 20) Kriegswissenschaft. 21) Brauchbare Ausgaben, a) griechischer, b) römischer Autoren. 22) Die vornehmsten deutschen Uebersetzungen derselben. 23) Uebersetzungen aus andern Sprachen. 24) Ausländische Bücher, die in Deutschland zu haben sind. Nur in wenigen Rubriken, wie in der Preußischen und Brandenburgischen vaterländischen Geschichte, haben wir Produkte des vorigen Jahrhunderts gefunden. Die ganze Summe dieser Handbibliothek beträgt ohngefähr die Anzahl von 5000 Büchern, und diese Summe ist nur Auswahl der neuern Litteratur, und nicht einmal der Litteratur aller menschlichen Kenntnisse und Wissenschaften. Auch diese Handbibliothek beweiset es, daß gerade die Fächer, welche den allgemeinsten Unterricht und die allgemeinste Unterhaltung gewähren sollen, Naturlehre, Naturgeschichte, Chymie, Haushaltungswissenschaft, Landwirthschaft, Erziehung, Gedichte, Schauspiele, Romane, die Köpfe und Hände in unsern Tagen am meisten beschäfftigen. Der Rechtsgelehrte und der Arzt würden es dem Herrn Nikolai gewiß Dank gewußt haben, wenn er diese Handbibliothek auch auf die Litteratur ihrer Fächer ausgebreitet hätte. Ein Bücherverzeichniß, wie dieses, ist für den eigentlichen Gelehrten und bloßen Liebhaber gleich nützlich, gleich brauchbar.

Fe.

---

10. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Jesaias aus dem Hebräischen übersetzt und mit Anmerkungen erläutert, von D. Joh. Georg Seiler. Erlangen, in der Bibelanstalt, 1785. 253 S. in 8. ohne die Vorrede.

„Aus der Art und Einrichtung dieser Uebersetzung des herrlichsten aller Propheten ist die Absicht, in der ich sie ausgefertigt habe, ohne mein Erinnern leicht zu erkennen. Dieser wichtige Theil der heil. Schrift verdient gewiß vor vielen andern immer gemeinnütziger gemacht zu werden. Jede Arbeit der gelehrten und vortrefflichen Männer, welche wir sonderlich in der andern Hälfte dieses Jahrhunderts erhalten haben, hat das Seinige dazu beygetragen, daß er endlich von allen und jeden, nur zu einigem Nachdenken geschickten, nun beynahe durchaus (dieß kann Rec. von sich nicht sagen!) verstanden werden kann. Und diesen grossen und heilsamen Endzweck zu erreichen, dazu wünschte ich denn durch diese Uebersetzung auch etwas beyzutragen." So viel von der Bestimmung des Buchs. Die Manier und der Gehalt desselben ist schon aus den übrigen Schriften des Verf. bekannt; vielleicht aber können unsere Leser selbst noch richtiger davon urtheilen aus dem 53sten Kapitel, das er also übersetzt und erläutert hat:

(Kap. 52, 13.) Sehr glücklich führet mein Knecht alles hinaus, er ist hoch, ehrwürdig und sehr erhaben, so, daß viele ihn anstaunen werden. Obschon sein Ansehen gegen Andere sehr schlecht, und seine Gestalt geringer, als der übrigen Menschen ist, so wird er doch viele Völker entsündigen, Könige werden vor ihm die Hand auf den Mund legen. a) Denn sie erkennen nun, was sie vorhin nie vernommen, sie verstehen, was sie vorhin noch nie gehört hatten. (K. 53.) Wer aber glaubt unsern Reden? Wer erkennt den mächtigen Arm Jehova's, wenn er sich offenbart? b) Er schießt unter ihnen auf, wie ein kleines Reis, wie der Sprosse einer Wurzel in dürrem Erdreich. c) Schöne Gestalt und herrliches Ansehen hat er nicht. Wir betrachten ihn; aber da ist nichts, was uns gefiel. Verachtet ist er, verschmähet unter den Men-

a) Wie genau dieß erfüllt worden sey, das ist an allen Königen Europens zu sehen. Die vorhin heydnischen Bewohner dieses Erdtheils hatten nichts davon aus den Propheten vernommen, was denen durch Christum für ein großes Heil bereitet werden sollte.

b) Daß der Messias in einem so schmach- und schmerzensvollen Tode umkommen würde, war den Juden ganz unglaublich.

c) Die niedrige Geburt des Messias von einer geringen Person und sein schlechtes äußerliches Ansehen.

Menschen, der Mann der Schmerzen, bekannt geworden durch Leiden, (ist denn nicht איש מכאבות so gut Idiotissem, wie ידוע חלי, ein durch Leiden berühmter Mann, d. i. der hart und viel leidet. Der Syr. las ידע, vertraut mit Schmerzen,) so, daß man das Angesicht vor ihm verbarg. Verachtet ist er, und (besser: darum,) hielten wir ihn für nichts. Fürwahr er trug unsere Krankheit, d) er lud auf sich unsere Schmerzen. Wir meynten, er würde e) von Gott so gestraft, geschlagen und gemartert; aber er ist durchbohrt um unsrer Missethat, er ist zerschlagen um unsrer Sünden willen; er wird gestraft, daß wir glückselig, er wird verwundet, daß wir geheilet würden. Wir alle giengen in der Irre, den Schafen gleich, und jeder sah nur hin auf seinen Weg; f) Jehova warf alle unsre Sündenschuld auf ihn. Von ihm ward sie (die Schuld) erpreßt; (נגש והוא müßte ja doch nach dieser Uebersetzung umgeändert werden in והוא נגש. Allerdings ist נענה, an dem sich schon die Syr. Uebersetzung skandalisirt hat, sehr verdächtig; aber wie liest Hr. S.?) und da er so geplaget war, thät er doch seinen Mund nicht auf, einem Schafe gleich, das man zur Schlachtbank führet, dem Lamme gleich, das in des Scheerers Hand verstummt, und seinen Mund nicht aufthut. Aus der Angst, aus dem Gericht ist er entrissen, wer kann seines Lebens Länge mit Worten beschreiben? g) Aus dem Lande der Lebenden ward er dahin gerafft, um der Sünde meines Volks willen geschlagen. Unter den Sündern hat man ihm sein Grab zu geben gedacht; (ויתן את רשעים קברו) aber er ward in die Gruft des Reichen gelegt; h) (Dieß

 sagen

d) Große Krankheiten und schmerzhafte Uebel wurden als Strafen der Sünden angesehen. 5. Mos. 28, 27. Jes. 1, 6. Ps. 38. (warum nichts von der Stelle Joh. 9, 1. 2 ff. und ähnlichen?) Der Sinn also: Er trug die göttlichen Strafen, die wir hätten leiden sollen, wie dieß im 5ten und 6ten V. mit vielen andern Ausdrücken gesagt wird.

e) Um eigener Sünden willen.

f) Die Israeliten, zu der Zeit, da der Messias auf der Welt auftrat, waren in einem sehr unglücklichen Zustand, sonderlich was die Religion betraf, da sie von blinden Lehrern irre geführt, und meistens ihren Vorurtheilen in eigenen Trieben überlassen wurden.

g) Nun wird die Herrlichkeit des Messias beschrieben, die ihm nach seinem Tode zu Theil werden soll.

h) Die Erfüllung sehe man Matth. 27, 57.

sagen aber die Worte ואת עשיר במותיו gewiß nicht, denn sonst mußte man ja ויתן im ersten Hemistich übersetzen: man hat zu geben gedacht, und im zweyten: man hat gegeben; Dieß fällt auf, sobald man liest:

ויתן את רשעים קברו

ואת עשיר במתיו

denn das ואת muß doch offenbar aufgelöst werden durch ויתן (את עשיר) denn er hat keinen Frevel begangen; es ward nie ein Betrug in seinem Munde gefunden. Jehova ließ ihn nach seinem gnädigen (gnädigen? Und überhaupt sagt חפץ weiter nichts, als Gott wollte,) Rathschluß so zerschlagen und leiden. Wenn er sich selbst zum Schuldopfer dahin gegeben hat, wird er an seiner Nachkommenschaft sich erfreuen, (יראה זרע heißt Nachkommen haben; יראה בזרעו sich an seinen Nachkommen erfreuen. Der Unterschied fällt in die Augen,) wird lange, lange leben, der gnädige Rathschluß Jehova i) wird durch ihn glücklich hinausgeführt werden. Nach überstandener Arbeit (doch wohl zu wenig; מעמל נפשו sagt viel mehr!) genießt, er und sättiget sich; (aber wann heißt das simple Zeitwort ראה genießen? Freylich hat jede Erklärung des יראה ישבע ihre eigenen Schwierigkeiten; aber man sollte doch erst recht genau untersuchen, ob nicht Jesaias bloß מעמל נפשו ישבע ברעתו geschrieben, und das יראה כנפשו aus der vorhergehenden Zeile sich hieher verloren habe?) durch seine Erkenntnis macht mein Knecht, der Gerechte, viele gerecht. (hier fügt Hr. S. noch eine Parenthese bey: und glückselig; aber dann mußte er ja auch nach צדיק der Gerechte; eine Parenthese: und der Selige, setzen.) Denn er trug ihre Sünde oft, darum theile ich ihm viele zur Beute mit, und er selbst wird Gewaltige als Beute vertheilen, k) weil er seinen Lebensaft im Tode vergoß; (הערה למות נפשו) weil er unter die Missethäter gerechnet war, weil er viele Sünden getragen und für die Missethäter gebethen hat.

Pw.

Evan-

i) Nämlich der gnädige Wille Gottes, die Menschen zu seiner Erkenntnis zu bringen, und durch die wahre Religion selig zu machen; die Abgötterey aber auszurotten.

k) Das Reich des Messias wird nach und nach auf der ganzen Erde ausgebreitet, große Herren und Könige werden seine Verehrer.

Evangelium secundum Lucam graece et latine. Ex codicibus nunquam antea examinatis edidit et animadversiones criticas adiecit *Christianus Fridericus Matthaei*, Colleg. imperial. Ross. Assessor et illustris collegii provincialis Misenensis Rector, cum aliquot codd. speciminibus. Rigae, impensis Hartknochii, 1786. 515 S. 8.

Evangelium secundum Ioannem graece et latine. Ex codicibus — adiecit *C. F. Matthaei* etc. Ebendas. 390 S. 8.

Da diese beyden Theile der Matthäischen Ausgabe des N. T. wovon nun noch Matthäus und Markus unedirt sind, zusammen herausgekommen sind, so verbinden wir sie auch billig in unsrer Anzeige, und setzen dabey die allgemeine Einrichtung des Werkes aus den Recensionen der vorigen Theile als bekannt voraus. Die gebrauchten Kodices werden nur bloß mit Buchstaben, theils lateinischen, theils griechischen, (welches letztere bey Varianten in griechischer Sprache Verwirrung und Misdeutung verursacht,) und mit Zahlen bezeichnet, keinesweges beschrieben. Wenn man von ihnen etwas mehr wissen will, als daß sie entweder das N. T. oder die Evangelien enthalten, so muß man zu den übrigen Schriften des Verf. und insbesondere zu der Vorrede zu den 7 katholischen Briefen, den Briefen Pauli an die Korinthier und der Apostelgeschichte, seine Zuflucht nehmen. Eine vollständige Beschreibung aller oder einiger seiner Hülfsmittel stehet zu erwarten. Alsdann sollen auch verschiedene Abhandlungen über die gesammte Kritik des Verf. ein Licht verbreiten. Vielleicht würde man am besten thun, wenn man das Ende der ganzen Arbeit des Verf. abwartete, ehe man es wagte, sie einer Prüfung zu unterwerfen. Indessen geben die hinzugefügten Anmerkungen schon genug die Grundsätze seines Verfahrens zu erkennen, und wir finden es also nicht für nöthig, unser Urtheil über dasselbe ganz zu unterdrücken. Die ausserordentliche Grobheit, womit er Hrn. Griesbachs Hypothesen von einer Alexandrinischen und Occidentalischen Recension des N.

 Testam.

Testam. bey jeder Gelegenheit anfällt, und die wenige Gerechtig-
keit, die er diesem Gelehrten wiederfahren läßt, von dem er
nicht einmal vermuthet, daß er den Origenes gelesen hat, ver-
dient die ganze Verachtung des gesitteten Publikums. In
der Vorrede zum Johannes, vermuthlich weil er sich in latei-
nischen Schimpfwörtern, als nugae, mendacia, vesania etc.
erschöpft hatte, giebt er eine Probe, wie ungezogen er auch
im Deutschen seyn könne. Seine Noten lassen sich überhaupt
wegen des elenden Lateins, des vielen Schimpfens auf Gries-
bach oder andere Gelehrte, auch auf die Kirchenväter, und
wegen des affektirten pedantischen Styls nicht mit Vergnü-
gen lesen. Man versteht wohl, was er mit den Ausdrücken
Latinistae, Vulgatistae, Alexandrissimi u. dgl. sagen will;
sie erwecken aber doch Widerwillen, weil man sich in einer tod-
ten Sprache selbstgemachter Wörter ganz enthalten muß. Der
Verf. hat eine große Gabe, mit Machtsprüchen seine Mey-
nung zu bestätigen; sollte er es aber nicht wissen, daß Kriti-
ker Gründe verlangen? Codices Wetstenii C. D. L. I. 33.
69. mihi pro nullis sunt, de hoc (cod. Mosquens maxi-
me interpolatum multo meliorem esse Wetsteniani) ne-
mo sanae mentis homo dubitabit, vel pueris notum est,
und wie dergleichen Floskeln, die bis zum Ekel wiederholt
werden, heißen mögen. Und doch ist von den so sehr gerühm-
ten Moskauer Handschriften vielleicht keine einzige, die über
das 10te Jahrhundert hinausgeht. Der Verf. hat auch bis-
weilen Lesarten in den Text aufgenommen, die durch das
Zeugniß der von ihm so sehr herabgewürdigten Kodikum beym
Griesbach bestätiget werden. Man vergleiche seine Ausgabe
mit der Griesbachischen. Joh. II. 17. 22. 23. III. 2. 25.
IV. 20 ff. Ueberhaupt hatte der Verf. einmal das Vorur-
theil gefaßt, daß seine Kodices allen andern in der Welt vor-
zuziehen wären. Diejenige Lesart, auf deren Seite alle oder
die meisten der von ihm verglichenen MSS. sind, wird da-
her, ohne weitere Rücksicht auf Versionen und Patres zu neh-
men, als die allein wahre angesehen. Weil nun aber seine
Codd. zu den später geschriebenen gehören, dergleichen bey
dem gewöhnlichen gedruckten Text zum Grunde gelegt sind,
so kommt es auch daher, daß der von ihm edirte griechische
Text mehr mit dem gewöhnlichen übereinstimmt, als der Gries-
bachische. Wir wollen nur ein Exempel geben: Joh. I. [illegible]
wird Ἀνδρέας, das der Verf. in seinen MSS. fand, vorge-
zogen. Origenes sagt nun zwar mit klaren Worten, daß in

eklu-

akkuraten Handschriften [illegible] gelesen werde. Unser V. kehrt sich aber daran nicht, Lectio [illegible] nititur animadversione Origenis, qui confidenter, hoc est, patristice eam alteri praefert. Ex Origene pendent ceteri interpretes inde a Chrysostomo, ut fere plerumque. So kavalieremennt wird nicht allein dieser Kirchenvater, sondern auch Chrysostomus, ja das ganze Heer der Patrum oft abgefertiget. Wenn Hieronymus sich auf graecam veritatem beruft, Luc. III. 5, so wird dieses durch mendacia Origenis erklart. Alles, was einer Variante von dem gewöhnlichen Texte ähnlich ist, oder ähnlich scheinen kann, wird für willkührliche Veränderung der Kirchenväter gehalten. Joh. I. 18. Aus dem Origenes sind die Scholia, die man bey vielen Codd. des N. T. findet, genommen. Die Lesarten, die in den Scholien waren, wurden von den Abschreibern, dergleichen die Wetsteinischen Codd. D. L. H. hatten, in den Text aufgenommen, z. E. Luc. II. 43 für εγνω Ιωσηφ και η μητηρ αυτου lesen D. L. I. 33: εγνωσαν οι γονεις. Weil nun der Verf. ein Scholion findet, ελαθε δε τους γονεις, so soll dieß die Veranlassung von jener Lesart seyn. Hinc scurrae finxerunt variantem lectionem. Die meisten Scholien aber möchten wohl einen noch spätern Ursprung haben, als einige der hier angeführten Codd. Eben so willkührlich ist auch die Voraussetzung, daß die Versionen aus griechischen Kirchenvätern oder aus den Scholien korrigirt sind. Z. E. Joh. V. 16. και εζητουν αυτον αποκτειναι sollen in der Vulgata um deswillen ausgelassen seyn, weil sie beym Chrysostomus fehlen. Eben diese Vermuthung, wozu wir nicht den mindesten Grund sehen, kömmt auch sonst noch vor, als Joh. V. 30. VI. 1 ff. Luc. V. 44. fehlt in einigen mit Scholien versehenen Codd. των κεφαλων, und zwar darum im Text, weil die Scholia es auslassen. (Daß aber Scholia und Text von einander unabhängig seyn können, beweiset das von dem Verf. angeführte Exempel des Cod. d, welcher, ob er gleich των κεφαλων im Scholion übergeht, es doch im Text einrücket.) Nach den mit Scholien versehenen Codd. richtete sich die lateinische Vulgata der Alexandrinische Kodex nebst andern. Kann man aber nicht mit eben so vielem Grunde sagen, daß, weil die Vulg. u. s. die Worte ausgelassen haben und sie also in alten Codd. fehlten, sie auch in den Scholien keinen Platz gefunden haben? Die ganze Kritik des Verf. scheint uns auf sehr schwachen und unwahrscheinlichen Gründen, die zuletzt bloße Mög-

lichkeiten sind, zu beruhen. Da, wo er gegen das Ansehen der Lektionaria streitet, hat er mehr Recht auf seiner Seite. Er behauptet, daß die Codd., die ein oder mehrere Bücher ganz enthalten, mehr Glauben verdienen, als die, worin nur abgerissene Stücke des N. T. zu lesen sind. Keiner, der nur irgend weiß, wie oft bey dem Anfange oder Ende einer Lektion von den Abschreibern Worte ausgelassen, zugesetzt, abgekürzt oder verwechselt werden, kann ihm hierin den Beyfall versagen. Man sehe zum Ueberflusse seine Anmerkungen Luc. VII. 30. 31. Die Genealogie Christi nach dem Lukas ist aus einigen Codd. genau abgeschrieben vorangeschickt, auf welche auch einige ungedruckte Scholia folgen. Am Ende des Lukas stehen einige Scholia, die zu XI. 2. gehören. Dem Evangelio Johannis ist ein Anhang beygefügt, 1) über Joh. VII. 53. VIII. 11. welche Stelle in den meisten Codd., die der Verf. bey der Hand hatte, befindlich ist, und daher auch in seine Ausgabe aufgenommen ist; sie fehlt bey ihm nur in den Evangeliarien und Codd., die Scholia haben. Der Alexandrinische Codex soll aus dem Chrysostomus korrumpirt seyn. Sollte Hr. Woides Vermuthung von dem hohen Alter dieses Cod. gegründet seyn, so ist er mit dem Chrysostomus wenigstens gleichzeitig, wo nicht gar älter, woraus allein dieser Verdacht über den Haufen fällt. 2) Scholien über Joh. VIII. 44. aus den von dem Verf. genutzten MSS. 3) Verzeichniß von Fragmenten des Evangel. Joh. in den Moskauer Handschriften vor den Homilien des Chrysostomus. 4) Beschreibung eines griechischen Euchologium in der Dresdner Bibliothek, mit daraus excerpirten Varianten.

Bw.

Salomos Weisheit, neu übersetzt mit Anmerkungen und Untersuchungen, von M. Joh. Gottfr. Hasse, der philosophischen Fakultät zu Jena Adjunkt. Jena, bey Crökers sel. Witwe. 1785. 280 S. 8.

Zuerst reden wir von der angehängten Abhandlung, die der Verf. Untersuchungen über Salomos Weisheit überschrieben hat. Unter den apokryphischen Büchern A. T., oder den, aus den Zeiten nach dem babylonischen Exil aufbehaltenen jüdischen Schriften, ist eine der vorzüglichsten das Buch der

Weis-

Weisheit. Daß ἀνάγνωσμα diese Bücher genannt werden, gleichsam von andern abgesonderte und vorzüglich lesenswerthe Bücher, können wir nicht mit dem Verf. annehmen; vielmehr ist es, wie Hottinger erinnert hat, Thes. philol. p. 514, das hebräische גנזים. Das Buch des Verf. hat alle Zeugnisse der Aechtheit und seines Alters für sich, der V. ist ein philosophirender Jude, und unstreitig das noch vorhandene griechische Original, der Ausdruck ist neu und spätgriechisch, und der Dialekt alexandrinisch. Es gehört in die Zeit des allgemeingewordenen Studiums der platonischen Philosophie, und ist in Aegypten ohngefähr 200 Jahr v. Chr. Geb. geschrieben worden. Der Verf. ist gänzlich unbekannt; nicht war es Salomo, nicht Serubabel, nicht der jüngere Philo; eher könnte es, wie schon Drusius meynte, Philo der Aeltere, ein platonischer Philosoph zu Alexandrien um diese Zeit; von dem uns aber nähere Nachrichten fehlen, seyn. Der Inhalt ist: Darstellung salomonischer Weisheit, so, wie sie in seinen Schriften sich zeigt, und vermuthlich wegen dieses Inhalts hat man später das Buch Salomos Weisheit genannt; wiewohl auch gar wohl der Verf. selbst ihm diesen Namen in dem Sinne geben konnte, daß es salomonische Weisheit empfehlen, erklären und auseinandersetzen sollte. Hrn. Prof. Fabers in Anspach Einwendungen in einigen Programmen über dieses Buch umständlich widerlegt, und Beweise davon, daß der Syrer und Araber aus dem Griechischen, nicht aus einem chaldäischen Original übersetzt haben. Die Dogmen und Moral des Verfassers; sein Charakter als Schriftsteller; er hat eigenes und elegantes Griechisch, und steht hierinne dem neutestamentischen vor. Aus der Kabbala habe er wohl nicht geschöpft, denn sie scheine spätern Ursprungs zu seyn; aber Heiligkeiten und Zahlengeheimnisse findet man K. VII, 22. Ganz haben wir, sagt Hr. H., allem Ansehen nach, das Buch nicht; aber vielleicht hat der Verf. selbst nicht weiter gearbeitet: er wollte, wie es scheint, die Weisheit in ihrer Wirksamkeit durch die ganze israelitische Geschichte durchführen, wenigstens bis auf den Salomo, und hört doch schon bey der Betrachtung der ägyptischen Finsterniß und dessen, was sich auf dem Zug der Israeliten durch die Wüste zugetragen, auf. Wir denken hierüber anders: der Verf. schließt mit dem Ende der Zeit der Wunder, und da Israel frey worden war; vielleicht also hat er selbst nicht weiter gehen wollen, und selbst der letzte Vers scheint einen Schluß des Buchs anzuzeigen.

Gleich beym ersten Verse schreibt der Uebersetzer: φρονῆσαι περὶ κυρίου sey hier so viel, als ζητεῖν τὸν Θεὸν, und übersetzt: „Erkennet in Aufrichtigkeit den Herrn, in Herzensreinheit suchet ihn.“ Wir denken, φρονήσατε περὶ κυρίου ἐν ἀγαθότητι müsse so genommen werden, wie XIV, 30. ὅτι κακῶς ἐφρόνησαν περὶ Θεοῦ προσέχοντες εἰδώλοις, und es sey ungefähr so viel, als φρονεῖν τὰ τοῦ Θεοῦ, stare a partibus Dei. Habt Gerechtigkeit lieb, ihr Regenten der Erde, haltet es mit dem Herrn aufrichtig, und suchet ihn in Einfalt des Herzens. V. 2. τοῖς μὴ πειράζουσιν αὐτὸν ist nicht gut gegeben, „denen, die ihn nicht täuschen;“ denn Gott kann man nicht täuschen. Denn er läßt sich finden von denen, die ihn nicht versuchen, u. s. f. Und warum nicht im dritten Verse für σκολιοὶ λογισμοὶ lieber verkehrter Sinn, als „stolze Einbildung?“ Σκολιὰ· στρεβλὰ, οὐκ ὀρθὰ, sagt Hesychius. Wegen des Folgenden, δοκιμαζομένη τε ἡ δύναμις ἐλέγχει τοὺς ἄφρονας, wofür der Uebers. setzt: „und selbstgepriesne Macht verräth den Thoren,“ und es in der Note durch [illegible]; das aber nirgends vorkömmt, erklärt, sind wir etwas zweifelhaft. Doch scheint der Sinn zu seyn, wie ihn der Syrer ausdrückt: denn verkehrter Sinn entfernet von Gott, und die geprüfte Macht (Gottes nämlich,) strafet die Thoren. Dagegen hat die Vulgata: probata autem virtus corripit insipientes. V. 5. „Der heilige Weisheitssinn flieht den Betrug, enthält sich thörichter Gedanken, und weicht vom Ort, wo Ungerechtigkeit hindringt;“ ist die Uebersetzung von Ἅγιον γὰρ πνεῦμα παιδείας φεύξεται δόλον, καὶ ἀπαναστήσεται ἀπὸ λογισμῶν ἀσυνέτων, καὶ ἐλεγχθήσεται ἐπελθούσης ἀδικίας. Vielleicht hieße es besser: denn der fromme Geist der Zucht (παιδεία ist Salomos מוסר,) fliehet Falschheit, entfernt sich von den Gedanken der Unverständigen, und wird erkannt, wenn Ungerechtigkeit hinzukömmt. Doch wir sind ungewiß, ob wir die letzten Worte richtig übersetzt haben. Der Syrer, scheint es, las oder änderte: καὶ ἐλέγξει ἐπελθοῦσαν ἀδικίαν; aber auch das will uns nicht gefallen. V. 7. „In Gottes Allblick fällt die Welt, der Allwissende weiß auch die Worte.“ πνεῦμα κυρίου soll für κύριος gesetzt seyn; aber der Allblick ist nicht im Griechischen. Wir hätten genau nach den Worten gesetzt: denn der Weltkreis ist voll göttlichen Geistes, und der alle Dinge zusammenhält, kennet die Stimme. V. 8. „Kein Frevler ist vor ihm verborgen, und dieser wird dem Strafrecht

nicht

nicht entgehen." Φθεγγόμενος ἄδικα, und was in der Note zur Erklärung hinzugefügt wird, דובר און ist nicht schlechthin der Frevler. Nach unserer Einsicht sollte es heißen: denn wer redet, was unrecht ist, bleibt nicht verborgen, und die strafende Gerechtigkeit wird ihn nicht übergehen. Auch im folgenden Verse billigen wir es nicht, daß der Uebers. ἐν γὰρ διαβουλίοις ἀσεβοῦς ἐξέτασις ἔσται durch „dem Rathschlag der Ruchlosen wird entdeckt" übersetzt. Wir übersetzen wie Luther: denn der Gottlosen Anschläge müssen vor Gericht, und der Schall seiner Worte wird vor den Herrn kommen, daß seine Ungerechtigkeiten bestraft werden. V. 15. „(Die Tugend ist und macht unsterblich.)" Der Uebers. hat diese Worte in eine Parenthese geschlossen; aber man muß wohl annehmen, daß das zweyte Glied, welches, wie er selbst in der Note erinnert, noch in einer alten Uebersetzung sich findet, weggefallen: Tugend ist und macht unsterblich, das Laster bringet den Tod. Selbst das αὐτὸν im folgenden Verse zeigt, daß die letztern Worte herausgefallen. „Gottlose aber richten ihn durch Thaten und durch Reden; sie hielten ihn für ihren Freund, und schwanden; sie machten einen Bund mit ihm: darum sind sie gleiches Looses werth," ist bey unserm Uebers. die Uebersetzung des 16ten Verses. Wir hätten übersetzt: Die Gottlosen aber rufen ihn herbey mit Händen und mit Worten; (ταῖς χερσὶ καὶ τοῖς λόγοις προσεκαλέσαντο αὐτὸν) halten ihn für ihren Freund, und schwinden; denn sie sinds auch werth, daß sie ihm zu Theil werden.

Wir dürfen nicht weiter so genau gehen, und wollen fast nur über solche Stellen, wo wegen der Lesart etwas zu erinnern ist, noch einiges anmerken. II, 1. καὶ οὐκ ἐγνώσθη ὁ ἀναλύσας ἐξ ᾅδου übersetzt Hr. H. „kein Retter von dem Unterreich ward je gesehen," und glaubt, der Syrer und Araber, die ܡܫܪܝܐ ܡܢ ܫܝܘܠ, المحلول من الجحيم, dimissus ab inferis, übersetzen, hätten ἀναλυσάμενος gelesen; aber ἀναλύσας heißt hier reversus, wies auch die Vulgata richtig übersetzt. Denn sie urtheilen nicht recht, wenn sie sprechen: kurz und mühselig ist unser Leben, und ist keine Arzney wider den Tod des Menschen, und noch hat man keinen gesehen, der aus dem Grabe wiedergekehrt wäre. Denn durch einen Zufall kommen wir

wir in die Welt, und werden hernach seyn, als wären wir nie gewesen. Denn ein Rauch ist der Hauch in unsrer Nase, und die Rede ein Funke, der durch die Bewegung unsers Herzens entsteht. Unser Uebersetzer: „ein Funke aus der Herzbewegung der Gedanke;“ denn λόγος sey hier ratio, verba per halitum oris prolata. Aber da widerspricht in der Erklärung Eins dem Andern, und selbst der Parallelism scheint die gegebene Uebersetzung zu verwerfen. V. 12. ἁμαρτήματα νόμου heißt: Sünden wider das Gesetz, der Genitiv des Objekts, wie Homer den Achill nennt, Il. I, 284. ἕρκος Ἀχαιοῖσιν πέλεται πολέμοιο κακοῖο, und beym Euripides Iphig. Aul. 1027. ἐν χερὶ ... und in den bittenden Weibern 208. ... und man darf sonach nicht glauben, daß nach den alten Uebersetzern παραβάσεις für ἁμαρτήματα zu lesen sey. Auch hatte der Syrer gewiß nicht ἀπαιδείας, sondern schrieb [illegible] für [illegible]. V. 16. εἰς κίβδηλον ἐλογίσθημεν αὐτῷ wird durch einen sehr unädlen Ausdruck übersetzt: „Wir dünken ihm Geschmeis zu seyn.“ Besser: Wir sind in seinen Augen wie falsche Münze.

IV, 2. „Sie ehren alle, die sie haben, und nach ihr streben, die sie vermissen, und in der Ewigkeit trägt sie den Kranz, und prangt als Siegerin im Kampfe reiner Kronen.“ Der Sinn ist nach dem Griechischen nicht gut ausgedrückt, und es sollte vielmehr heißen: Wenn sie (die Tugend,) zugegen ist, ahmet man ihr nach, und sehnet sich nach ihr, wenn sie ferne ist; sie prangt im ewigen Kranz, und erhält die Belohnung des unbefleckten Streits. V. 10. „Wer Gott gefällig lebt, den liebt Gott; und da er mitten unter Sündern lebt, wird er verpflanzt.“ Die hier vorgeschlagenen Aenderungen werden zum Theil von der Sprache nicht gestattet, und sind auch unnöthig. Weil er Gott gefällig worden ist, wird er von ihm geliebt; und weil er mitten unter Sündern lebt, wird er versetzt. Im folgenden Verse schrieb der Syrer vielleicht [illegible] für [illegible]. Uebersetzt hätten wir: Denn die Bezauberung der Bosheit vertilgt das Gute, und die Unbeständigkeit der Begierde verkehrt ein unschuldiges Herz. Auch τελειωθεὶς ἐν ὀλίγῳ heißt nicht: „so plötzlich er auch starb,“ sondern

nach

nach wenig Jahren in die Ewigkeit versetzt, (oder vollendet nach wenig Jahren) hat er gleichwohl viele Zeiten durchlebt.

VI. 7. „Der Niedrige kann eher noch Erbarmung finden; die Großen aber trifft die tiefste Untersuchung." Der Text sagt: δυνατοὶ δὲ δυνατῶς ἐτασθήσονται. Besser also: denn dem Niedrigen wiederfährt Gnade; aber die Gewaltigen werden gewaltig gestraft werden. So die Vulgata, potentes autem potenter tormenta patientur, und Hesychius erklärt ἐτάζεσθαι durch κολάζεσθαι, βασανίζεσθαι. Im 9ten V. sind τύραννοι nicht Tyrannen, sondern Regenten, Könige. Und ἵνα μάθητε σοφίαν καὶ μὴ παραπέσητε, daß ihr Weisheit lernet, und damit ihr nicht fehlet. V. 17. „Sie sucht wohl ihre werthen Freunde selber auf, und kert mit Sorgfalt auf dem Weg umher, begegnet ihnen, in Gedanken." ἐν πάσῃ ἐπινοίᾳ heißt omni studio. Denn sie sucht selbst diejenigen auf, die ihrer werth sind, und zeigt sich ihnen auf den Wegen freundlich, und begegnet ihnen mit allem Fleiß.

Wir würden noch vieles zu verbessern finden, wenn wir weiter gehen wollten; aber wir müssen die schon zu lang gewordene Anzeige schließen.

Mo.

Wörterbuch für das vom Hrn. Pastor Specht herausgegebene griechische Sylloge. Würzburg, bey Stahel. 1786. 9½ Bog. in 8.

Hr. Prof. Specht in Würzburg hatte vor 10 Jahren eine (nicht ein) Sylloge sententiarum locorumque ex scriptoribus aliquot graecis ad exercitationes scholarum hermeneuticas accommodata, herausgegeben; und weil man denn beym Gebrauch derselben fand, daß mehr als hundert Wörter derselben in dem daselbst gewöhnlichen Schrevelischen Wörterbuch (das glauben wir gar wohl) vergeblich gesucht wurden; so entschloß sich der Verf. dieses kleine Wörterbuch zu verfertigen, das seiner Bestimmung ganz gut entspricht. Nur würden wir bey Worten, deren Abstammung man nicht als bekannt voraussetzen konnte, die Etymologie kurz angegeben, und bey Erklärung einer Redensart, die wörtliche Uebersetzung

sezung voraus geschickt haben; z. E. bey θαῦμα μοι ἰδεῖν, ich staune.

Pf.

Tetralogia Dramatum Graecorum. Aeschyli Agamemnon. Sophoclis Oedipus Rex. Euripidis Phoenissae. Aristophanis Concionatrices, in usum Lectionum. Halae, in Orphanotr. 1787. 294 S.

Hr. Prof. Wolf in Halle, der Herausgeber dieser Sammlung, wollte, nachdem er den Homer erklärt hatte, zur Interpretation der schwerern Dichter übergehn. Die vorhandenen Sammlungen entsprachen seinen Absichten nicht, indem sie theils zu theuer, theils auch wohl in einer besondern Rücksicht veranstaltet waren; einige waren zu fehlerhaft, andere nach schlechten Recensionen abgedruckt. Um seine Zuhörer zur eignen Lektüre der dramatischen Dichter vorzubereiten, mußte er diejenigen Stücke mit ihnen lesen, aus denen der Charakter eines jeden am deutlichsten hervorleuchtete, und in welchem jeder, gleichsam wie in einem Brennpunkt, die ganze Kraft seines Geistes vereinigt hatte. Kenner des griechischen Theaters wissen, daß dieses der Fall bey den ausgehobenen Stücken ist, und daß wer z. B. den Agamemnon von Aeschylus gründlich erklären hört, dadurch in alle Geheimnisse der Diktion, und der Critik, die bey diesem schweren Dichter noch so viel zu bearbeiten findet, eingeweiht werden muß. — Der Abdruck des ersten Stücks ist nach der Schützischen, der der übrigen, nach der Brunkischen Recension, und mit derjenigen Richtigkeit gemacht, die man von dem sorgfältigen Herausgeber erwarten konnte.

Wp.

Agamemnon ein Trauerspiel des Aeschylus, aus dem Griechischen rythmisch übersezt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet. — Nebst einer Vorrede über das Genie des Dichters und Beobach-

tun-

tungen über die Menschendarstellung der Alten, von Daniel Jenisch. Berlin und Libau, bey de Lagarde und Friedrich. 1786. 9 und ½ Bogen in 8vo.

Vom Aeschylus, diesem nach Herders Urtheil unübersetzbaren Dichter, haben wir also doch nun seit kurzem zwey Trauerspiele in einer deutschen Uebersetzung erhalten: Nämlich Schlösser übersetzte den gefesselten Prometheus, und Hr. J. liefert uns hier den Agamemnon. Aus dem Anfange der Vorrede ersehen wir, daß ihm eine frühere sehr gute Uebersetzung vom Hrn. v. Halem im deutschen Museum St. 1. J. 1785. nicht bekannt geworden, welche er gewiß bey seiner Arbeit mit Vortheil hätte benutzen können. Von einem so dunkeln und schweren Dichter müssen uns allerdings mehrere Uebersetzungen willkommen seyn, wenn sie sich nur durch eigenthümliche Vorzüge von einander unterscheiden. Daher wir wünschen, daß auch Hr Rath Gedike die, wo wir nicht irren, in seinen Anmerkungen zur ersten Pythischen Ode des Pindar gemachte Hoffnung zu einer Uebersetzung des Aeschylus von seiner Hand noch einst erfüllen möchte. — Hr. J. vertheidigt S. VII—XIV. der Vorrede, die ganz freye, nur Geist und Kraft vorstellende Uebersetzung der Dichter vom Originalgenie, besonders so schwerer und dunkler, als Aeschylus ist. Rec. stimmt ihm freylich im Ganzen bey, hat aber auch aus der Uebersetzung selbst ersehn, daß er in einzelnen Fällen und in Bestimmung des mehr und weniger von ihm um ein merkliches abgehe. S. XIV—XXX. schließt daran die Abhandlung über das Genie des Aeschylus, worinne zuerst die Ursachen von der unreinern und dunklern Diktion des Aeschylus zum Theil als eine Vertheidigung derselben gegen den Einwurf, daß doch aber Homer, ein weit früherer Dichter, eine simple Sprache führe, aufgestellt sind. Hr. J. findet sie in der Verschiedenheit der Natur und Eigenschaften der Epopee und Tragödie, in dem lyrischen Genie des Aeschylus, und in dem Hange dieses Pythagoräers zum Geheimnißvollen und Symbolischen. Hierbey bemerken wir jedoch, daß die ersteren beyden Ursachen ja auch bey Sophokles und Euripides zusammentreffen, welche dennoch in ihrem kühnen Schwunge Maaß und Ziel zu halten wissen. Der Einfluß Pythagorischer Denkart und Gedankeneinkleidung auf

auf die ganze Sprache dieses Dichters ist auch nur ein zurückwirkender Einfluß, da Wahl Pythagoreischer Philosophie schon einen Hang zum Enthusiastischen, Räzelhaften und Schwärmerischerhabenen voraussetzt; und ist jener Einfluß auf die Sprache sehr groß, so setzt er wieder eine sehr große Stimmung des Geistes für diese Art der Philosophie voraus; folglich bleibt doch immer die Hauptursache der übertriebenen kühnen Sprache dieses Dichters die hohe Kühnheit und der zu starke Enthusiasmus des eigenen Genies desselben. Hiermit sind aber die zu kühnen und zu entfernten Bilder, die schwerfälligen und ungestalteten Wortzusammensetzungen, besonders außer den Chorgesängen und außer den Schilderungen hoher starker Leidenschaften, noch nicht vertheidigt, sondern ihre Quelle ist nur angezeigt. Jedoch ist Hr. J. auch gar nicht Willens, eine Vertheidigung derselben zu übernehmen, wie wir aus S. XIX — XXV. ersehen, wo er sie vielmehr als Fehler am Aeschylus rügt. Außerdem ist der Uebersetzung noch eine kurze Charakterzeichnung der Personen, die Anzeige der Scene der Handlung und der Inhalt des Stücks vorgesetzt. — Angehängt sind der Uebersetzung 1) allgemeine Bemerkungen über die Menschendarstellung der Alten, worin kürzlich die Ursachen erörtert werden, warum die Trauerspiele der Griechen bey weitem nicht die Mannichfaltigkeit von Charakteren, Launen und verflochtenen Intriguen liefern, welche wir in den Dramen der Neuern zu sehen gewohnt sind. (Zu S. 125. erinnern wir, daß man mit dem encyklopädischen cursus academicus zu Bemerkung der Feinheiten des Ausdrucks und der Empfindungen in den neueren Dramen auch nicht weit reichen werde. Lektüre, Umgang mit Menschen, verbunden mit Beobachtungsgeist, und dadurch beförderte Menschenkenntniß, und eigenes Gefühl und Verstand, wird hier mehr ausrichten, als jener.) 2) Besondere Bemerkungen über die Charaktere des Trauerspiels Agamemnon. Alle sind Griechenseelen, voll Patriotismus, Edelmuth, Hochgefühl; — alle haben die Mine der Religiosität; — alle Großheit der Natur. Endlich 3) eine Kritik über die Trauerspiele Agamemnon, des Seneka und Thomson. In allen diesen vorgesetzten und angehängten Aufsätzen finden sich viele feine Bemerkungen, welche Alterthumskunde, Menschenkenntniß und Urtheilskraft verrathen: nur wünschten wir, daß der Verf. nicht so oft nach witzig und frappant ausgedrückten Einfällen

haschte,

haschte, welches der Wahrheit immer einigen, oft gar starken Abbruch thut, und daß er in manchen Behauptungen nicht mit so rascher Kühnheit zu Werke gienge, als es hin und wieder geschehen ist. Z. B. in der Anm. S. XVII. der Vorrede: „Homer ist unter allen Dichtern der, der um seine Gedichte die wenigsten Verdienste hat; er ist alles den Zeitumständen schuldig.“ Welcher Bestimmungen und Einschränkungen bedürfte dieß nicht noch! Wenn der Einfluß eigener Talente hier nichts gelten, und die glücklichste Benutzung aller Zeitumstände nicht schon Thätigkeit und Größe des Geistes voraussetzen soll, so wollen wir ein ähnliches vom Sokrates und andern großen Geistern erweisen. Von eben der Art ist folgende Behauptung S. 126. „Bey den Alten tritt die menschliche Natur in ihrem Feiergewande auf die Bühne, bey den Neuern in ihrem Harlekinskleide. Das Zeitalter der Alten war das der Tragödien. Das Zeitalter der Neuern das der Komödien: die Alten lesen Iliaden, und wir — Candiden.“ Der Hr. Verf. muß den Aristophanes noch nicht gelesen, und die Geschichte der alten Comödie und Tragödie noch nicht studiert haben. Auch müßte er von den Alten nicht überhaupt sprechen; denn bey den Römern machte doch gewiß die Tragödie kein Glück. Und überhaupt sind unter allen gebildeten Nationen wohl immer Seelen von hohem Gefühl mehr für die Tragödie gestimmt. Auch billigen wir das beständige Loben der Alten auf Kosten der Neuern gar nicht. Jene haben sowohl viel Schlechtes und Fehlerhaftes gemacht, als diese. Ferner S. 17. Anm. 8. „das Trauerspiel konnte dem Griechen mehr seyn, als uns — Predigt.“ Rec. mißbilligt diesen Ausspruch gewiß nicht als Frömmler, sondern als Freund der Wahrheit, der den ganz verschiedenen Zweck unsrer Predigt, und des griechischen Trauerspiels vor Augen hat. — Die Schreibart des Hrn. Verf. in der Abhandl. und in der Uebersetzung, zeigt von Stärke des Gefühls und von großer Anlage zum Blühenden, Geist- und Kenntnißreichen und Kraftvollem Ausdruck; nur wünschen wir, daß die Kritik eines Freundes die harten, oft unverständlichen Worte und Phrasen seinem Style beschneide und die überladenen und übertriebenen Bilder desselben mäßige, damit er sich eine solche von Blumen strotzende Schreibart nicht endlich unabänderlich eigen mache, sondern von der Klippe des Schwärmerischschwülstigen und des sogenannten

 Kraft-

Kraftgenieemäßigen sich eben so weit wieder entfernen, als er ihr schon oft zu nahe gekommen ist; z. B. „die Sprache des Aeschylus ist hart und unhandbar, wie der Demant,“ S. XXI. der Vorrede; ingleichen Bombastaufdunser u. m. a. und S. XXV. sind folgende Worte aus den Fröschen des Aristoph., wo Euripides dem Aeschyl seine Fehler vorwirft, ῥήματα βόεια δ' ἑπτ' ὀφρῦς ἔχοντα καὶ λόφους, καὶ μορμωπά, so übersetzt: Er ballete seine Worte mit einer Stierstimme hin, Worte schrecklich gestaltet, mit Wimpern und Roßschweifen. — Von der Uebersetzung selbst merken wir übrigens an, daß sie den Geist des Originals mehrentheils auffaßt und den Schwung, die Kraft und Kühnheit desselben auszudrücken sucht, daß sie aber doch auch meistens mehr Paraphrase, als Uebersetzung ist; welches wir gerade nicht nothwendig erachten, da wir aus Halems Uebersetzung ersehen, daß es bey Uebersetzung des Aeschylus zwischen dem Aengstlichtreuen und ganz freyen Paraphrasiren noch ein Mittel gebe. Denn Hrn. v. Halems Uebersetzung verräth auch den Mann von eigner Seelenkraft, umfaßt auch das Ganze, und hebt im Uebersetzen nicht jede Phrase stückweise aus; aber hält doch dabey immer mit dem Aeschylus Schritt. Freylich ist es in einem von unserer Denk- und Ausdrucksart so abweichenden Dichter kein Wunder, wenn in mehreren Stellen nicht alle Ideen ganz dargestellt, einige ganz falsch gefaßt, und noch andere gar hineingetragen angetroffen werden, wie es auch hier der Fall ist. Daß zu den Chorgesängen Versarten Klopstockischer Oden gewählt sind, und zwar immer mit Rücksicht auf den Numerus der in ihnen herrschenden Empfindung, hat des Rec. Beyfall. Die der Uebersetzung untergesetzten Anmerkungen sind mehrentheils erklärend, seltner kritisch. In seinen hätten wohl noch mehrere Bilder und Stellen des Originals erklärt werden sollen, um dieß Trauerspiel für Gelehrte lesbar zu machen, welche zwar nicht so viel griechisch verstehen, um das Original unter Beyhülfe des trefflichen Schützischen Kommentars lesen zu können, aber doch übrigens so viel Alterthumskenntniß und Dichtergefühl besitzen, daß sie solch ein Stück in einer Uebersetzung durch Hülfe mehrerer Anmerkungen mit Vergnügen lesen können. Dafür hätte Hr. J. mehrere Anmerk. kürzer fassen können; z. B. S. 16. Anm. 8. ist viel fremdes beygebracht. Von der Erklärung und Lesart des Hrn. Schütz dünkt uns Hr. J. bisweilen auch ohne hinlänglichen Grund abzugehen. Um nicht zu weitläuf-

tig

sig zu werden, müssen wir unsern Vorsatz aufgeben, den erhabenen und feurigen Chorgesang auf Trojas Eroberung (Scene 4. v. 365 — 499.) nach beyden Uebersetzungen mit unsern Anmerkungen aufzustellen, um unser obiges Urtheil dadurch zu bestätigen. Wir müssen also diese Vergleichung unsern Lesern selbst überlassen. — Das Buch ist dem verdienten Hrn. D. Biester gewidmet.

Ka.

11. Erziehungsschriften.

Handbuch der gemeinnützigsten Kenntnisse für Volksschulen, — beym Unterricht als Materialien und bey Schreibeübungen als Vorschriften zu gebrauchen. Erster Theil. Halle, in der Buchhandlung des Waisenhauses. 1787. 17½ Bog. 8.

Mit diesem Handbuche hat der Feldprediger Hr. Fried. Aug. Junker beym Lengefeldschen Infanterie Regimente zu Magdeburg den Freunden und Lehrern der Volksschulen ein sehr dankenswerthes Geschenk gemacht, ja man kann dies Handbuch wegen des vielumfassenden, überaus gemeinnützigen und deutlich und kurz vorgetragenen Inhalts zu den besten Produkten rechnen, welche seit zwey oder drey Jahren die Federn der Herren Pädagogen geliefert haben. Denn der Lehrer findet in diesem Handbuche einen sehr großen Schatz der praktischen Kenntnisse in der besten Ordnung kurz und bestimmt vorgetragen, so daß er sich durch den Gebrauch dieses Buchs sehr bald eine genaue Uebersicht von einer gewissen Materie verschaffen und ohne viele Mühe auf seinen jedesmaligen Unterricht gehörig vorbereiten kann.

Allein der Absicht des Hrn. Verfassers zu Folge sollte dieses Handbuch dem Lehrer bey seinem Unterrichte nicht bloß zum Leitfaden dienen, sondern es sollte vorzüglich bey den Schreibeübungen die gewöhnlich so trockne und fade Vorschriften verdrängen; beym Unterrichte in der Kalligraphie sollten sich also die Kinder ganz kurz auf den Unterricht vor-

bereiten, oder sich wieder der Hauptsache nach an das erinnern, was sie ehemals vom Lehrer weitläuftig hatten erklären gehört: um diese Absicht zu erreichen, mußte dieses Handbuch gerade diese Gestalt und Form bekommen, welche es hat. Keine Materie durfte also in ihrer Ausführung einen größern Raum im Schreiben einnehmen, als ein Quartseite vom gewöhnlichen Formate der Schreibbücher verstattet, der Hr. V. mußte daher alle Weitschweifigkeit vermeiden, und sich der gedrängtesten Kürze bedienen. Auf jeder Octavseite stehn im Drucke zwey abgehandelte Materien, welche eine kurze Ueberschrift jedesmal angezeigt. Des Hrn. Verf. Idee nach sollten diese Octavblätter in der Mitte queer durchgeschnitten, und so bey den Schreibeübungen unter die Kinder vertheilt werden; um aber nicht alles unter einander zu werfen, sind die Materien numerirt, die Seitenzahlen aber weggeblieben.

Allein bey Ausführung dieser Idee des Hrn. V. würde man doch die eigentliche Absicht der Schreibeübungen verfehlen; denn wenn die Schüler nach Vorschriften schreiben sollten, so sollen sie die auf der Vorschrift befindlichen Buchstaben nachmalen, sie sollen kopiren, und dadurch eine, nicht bloß leserliche, sondern wo möglich, schöne Hand schreiben lernen; wollte man sich also hierzu solcher, mit gewöhnlichen deutschen Lettern gedruckter Vorschriften bedienen: so würde man das Schönschreiben gänzlich aufopfern müssen. Rec. glaubt daher, daß es besser seyn würde, wenn der Lehrer oder der besondere Schreibemeister die gedruckte Vorschriften abschriebe, und sie dann den Kindern bey ihren Schreibeübungen vorlegte. Das Verdienst des Hrn. Verfassers bliebe dann immer groß genug, statt der bisherigen schlechten und für den Geist oft ganz nahrlosen Vorschriften, Materien zu bessern geliefert zu haben, wodurch der, beym Lehren genossene Unterricht entweder kurz wiederholt, oder auf denselben vorher vorbereitet und der Seele dadurch tiefer eingeprägt werden kann.

Die Quellen, aus welchen der Hr. Verf. bey Anfertigung dieses ersten Theils des Handbuchs geschöpft hat, sind unter jeder einzelnen Vorschrift angeführt. Vorzüglich ist benutzt worden v. Rochows Kinderfreund; 1r und 2r Theil und Salzmanns Elementarwerk 1r Theil.

Gegenwärtiger erster Theil zerfällt in 4 Hauptabtheilungen, deren die Erste Wahrheiten der Vernunft und Religion in sich enthält. Voran gehen ganz kurze Lehren zum Vorschreiben in kleine Bücher, z. B. das Alter muß man ehren. Lerne was, so kannst du was. — Sodann kommen etwas längere Sätze und Denksprüche. z. B. Lust und Liebe zum Dinge, macht Mühe und Arbeit geringe. Genieße was dir Gott beschieden; entbehre gern was du nicht hast.

Hierauf werden in 138 Abschnitten, von denen jeder eine halbe Octavseite im Drucke einnimmt folgende Lehren abgehandelt. Von Gottes Daseyn, Eigenschaften und Verhältnisse gegen die Welt. — Von unsern Pflichten gegen Gott und vom Gebet. — Von der Seele des Menschen und ihren Kräften. — Von der Selbstliebe und Nächstenliebe. — Von den Leidenschaften. Von der Gesellschaft. — Die Abschnitte von Num. 117. bis 130. enthalten Erklärungen einiger Begriffe, als Können, Wollen, Denken u. s. w. und sind fast wörtlich aus des Hrn. v. Rochow Catechismus der gesunden Vernunft genommen. — Den Beschluß dieser ersten Hauptabtheilungen machen 18 Abschnitte über die besondere Aeußerungen des Aberglaubens.

Die zweyte Hauptabtheilung enthält Naturkenntnisse und zerfällt in 3 Unterabtheilungen. 1) Etwas aus der Naturlehre. Von den Körpern und deren Schwere. — Vom Feuer, dessen Ausbreitung, Erhaltung und Nutzen. — Von der Luft. — Vom Winde. — Vom Wasser und den mannichfaltigen Gestalten und Arten, wie es sich der Erde mittheilt. — 2) Von dem menschlichen Körper, z. B. Knochen — Fleisch — Haut — Magen — Herz — Lunge u. s. w. Die Sinne und deren Werkzeuge. — Gesundheitsregeln und Mittel gegen die gewöhnlichsten Krankheiten. 3) Naturgeschichte. Hier hat der Hr. Verf. aus den verschiedenen Reichen der Natur das Merkwürdigste, was bey uns zu Hause gehört, sehr interessant, abgehandelt.

Die dritte Hauptabtheilung führt die Ueberschrift: „über Welt und Zeit" worin also von den Himmelskörpern, von den Jahreszeiten, Monaten, Wochen, Tagen und Tageszeiten, wie auch von Kalendern gehandelt wird. Abschnitt 360. führt der Hr. Verf. die Vermuthung an, daß die Sonne eben so, als unsere Erde möchte bewohnt seyn. Dies ist und bleibt weiter nichts als Hypothese. Rec. kann sich bey dieser Gelegenheit der Aeußerung des herzlichen Wunsches nicht erweh-

erwehren, daß aus solchen Büchern entweder alle Hypothesen entfernt, oder wenn man einer den Platz vergönnt, auch die andern angeführt werden möchten, um der menschlichen Denkkraft noch mehr Spielraum zu geben. Im Grunde muß man doch vorjetzt von der Sonne gestehen: wir wissen nicht, worin ihre Substanz besteht.

Die vierte und letzte Hauptabtheilung enthält biblische und Religionsgeschichte. Die wichtigste Begebenheiten, welche die zunehmende und höher steigende Kultur des menschlichen Geistes auf der einen, aber auch die Verirrungen und fast überhand nehmende Lasterhaftigkeit auf der andern Seite beweisen, wie auch die vorzüglichste Veranstaltungen, die nach und nach getroffen worden sind, um Erkenntniß und Verehrung des wahren Gottes zu erhalten und noch mehr zu verbreiten, werden hier erzählt. Rec. freute sich nicht wenig, da er in diesem Handbuche von der Reformation durch Luthern, Zwingel und Calvin etwas Ausführliches und dem Zwecke angemessenes fand, was er sonst in andern Büchern dieser Art entweder ganz vergebens suchte, oder doch sehr entstellt sah. — Auch der kleinern Religionspartheyen und deren Lehren hat der Hr. Verf. gedacht; z. B. der Wiedertäufer, Quäker und Herrnhuther. — Die drey letzten Abschnitte handeln vom Ursprunge, Verbreitung und Hauptlehren der Muhamedanischen Religion.

Laut der Vorrede zu diesem ersten Theile des so überaus gut eingerichteten und zweckmäßigen Handbuches sollen im zweyten Theile Geographie, Geschichte, Technologie, wichtige Erfindungen, deutsche Sprachlehre, Briefe, Rechnungen, Quittungen, mechanische Kenntnisse, Kenntniß von Maaß, Zahl, Gewicht, Münzsorten u. s. w. auf eben die Art beantwortet erscheinen. Da dieses Handbuch gewiß in vielen Regiments- und Soldatenschulen eingeführt werden wird, so wünscht Rec. nichts angelegentlicher, als daß sich der Hr. Verf. noch mehr über Gegenstände ausließe, die das Leben des Soldaten angehen. Z. B. wie der Soldat seinen Sold für die Anschaffung der Bedürfnisse des Lebens weislich eintheilen; mit welchen Beschäftigungen er die Zeit, die ihm sein Dienst übrig läßt, auf das vortheilhafteste zubringen soll, Anweisungen zu vernünftigen Rapports u. s. w.

Mit dem ersten Theile dieses Handbuches steht in der genauesten Verbindung ein anderes, betitelt:

Bibli-

Biblischer Catechismus. — Mit dazu gehörigen Erleuterungen und Beziehungen auf das Handbuch gemeinnütziger Kenntnisse. Halle, in der Waisenhausbuchhandlung. 1787. 8½ Bog. 8.

Jeder Sachverständige muß dem Hrn. Feldprediger Junker, der ebenfalls Verfasser von diesem Catechismus ist, gleich zu Anfange der Vorrede dieses Buches Recht geben, wenn er sagt, „daß die Bibel beym Unterricht der Jugend zur Beför„derung heilsamer Erkenntnisse und guter Gesinnungen nicht „immer so gebraucht werde, wie sie könnte und sollte; wenn „er sagt, daß beym Lesen und Beweisen aus derselben oft „gerade das Schwerste und Undeutlichste gewählt werde, und „daß richtig verstandene Aussprüche der Bibel — die blei„bendsten Erkenntnisse sind, welche die Menschen aus dem „Schulunterrichte mitnehmen und von welchen sie in das er„wachsene ja bis ins späteste Alter begleitet werden.“ — Völlig wahr und richtig!!! Denn man kann noch jetzt hundert Volksschulen durchgehen, und man wird finden, daß kaum in dreyen oder vieren, die Bibel aus einer andern Absicht gelesen wird, als daß Kinder daraus sollen fertig lesen lernen; man kann auch in hundert Volksschulen den Religionsunterricht mit anhören, und man wird finden, daß in den allermeisten Anstalten die vom Lehrer aus der Bibel angeführte Beweisstellen nach einer gesunden Exegetik für den zu beweisenden Satz oft gar nichts, oft gerade das Gegentheil beweisen, oder doch höchst unverständlich sind. Und alles dies verursacht der Mangel eines solchen biblischen Spruchcatechismus.

Dem Hrn. Feldprediger Junker gebührt also der größte Dank, daß er sich der, gewiß nicht geringen Mühe unterzogen hat, für die christlichen Lehrsätze bessere, lichtvollere Stellen der Bibel zu sammeln; den lokalen, oft nur auf Heiden und Juden sich beziehenden Ausspruch gegen einen allgemeinen und alle Menschen angehenden zu vertauschen, und neben den bildlichen Ausdruck den eigentlichen in ( ) hinzusetzen; alle gesammelte Stellen sodann in Verbindung zu einem Ganzen zu bringen, und auf die erläuternde Frage jedesmal den Ausspruch der Bibel als Antwort folgen zu lassen.

Dieser biblische Spruchcatechismus ist mit dem vorhin angezeigten Handbuche und mit dem, hinten angedruck-

 ten

zen Catechismus Lutheri in die genaueste Verbindung gebracht, so daß der letztere bey jedem besondern Satze auf die Beweisstelle im biblischen Catechismus hinweiset, und dieser verweiset wieder auf das Handbuch, wo diese oder jene Materie weitläuftiger abgehandelt worden ist.

Hin und wieder hat auch der Hr. Verf. treffende Verse aus Liedern eingestreut, und das bekannte Lied wornach der Vers kann gesungen werden, angeführt; allein diese Verse könnten wohl bey einer zweyten Auflage (die wohl bald erscheinen dürfte) wegbleiben, weil eben dadurch dieses gute Buch ein zu weitläuftiges Ansehen erhalten hat, und nicht an jedem Orte das Gesangbuch, worinnen die Lieder stehen, gebräuchlich ist; auch wünscht Rec. daß der Hr. Verf. bey einer neuen Auflage in der Wahl der biblischen Stellen noch delikater und sorgfältiger seyn, mit noch größerer Scharfsichtigkeit das Lokale von dem Allgemeinen sichten, und Letzteres statt des Erstern setzen möchte; dann würde gewiß eben dieser biblische Catechismus auch den Predigern zum nützlichen Leitfaden bey ihren Präparanden dienen.

Y.

Johann Gotthilf Lorenz Lesebuch für die Jugend der Bürger und Handwerker u. s. w. Des ersten Bandes dritte Abtheilung. Leipzig, bey Göschen. 1787. 12 Bog. 8.

Diese Abtheilung trägt das Rechnen nach den vier gewöhnlichen Rechnungsarten und nach der Regel Detri in zehn Gesprächen zwischen einem Vater und Sohne vor. Viel zu umständlich für ein solches Lesebuch. Das heißt seine Einführung und seinen Gebrauch mit Gewalt erschweren. Rechnen lernt sich besser, bey Kindern hauptsächlich, aus einem mündlichen Vortrage, und ein Lesebuch für Bürgerschulen sollte eigentlich zu Bänden nicht anwachsen, sollte nicht alles Bekannte vorkäuen, sollte nur das in sich fassen, was von gemeinnützigen Kenntnissen der Lehrer vom gewöhnlichen Schlage außerdem übergangen haben würde, entweder weil er es selbst nicht faßlich genug wußte, oder nach der gemeinen Methode, es vorzutragen aus der Acht gelassen haben würde.

Dr.

Lustige

Lustige Lesebibliothek, ein Abendgeschenk für solche Kinder, welche am Tage fleißig und gut waren. Erstes Bändchen. Marburg, in der neuen akademischen Buchhandlung. 1787.

Der Titel ließ mich weniger erwarten, als ich fand. Dies Buch gehört unter unsere guten Kinderschriften, so wie der, mir unbekannte, Herausgeber unter die aufgeklärten Jugendfreunde und praktischen Erzieher. Als einen solchen zeigt er sich sowohl in der Behandlung seines Stoffs, welches die Geschichte des Don Quixotes ist, als auch in dem für die Erzieher bestimmten Bogen, worin er die Gründe darlegt, warum er dies Buch herausgegeben, und warum er so und nicht anders dabey verfahren habe. Sie werden jedem Genüge thun, der aus Erfahrung weiß, wie schwer es ist, Kinder in den Abendstunden, besonders des Winters, gehörig zu unterhalten. Wenn sie den Tag über den Kopf angestrengt oder sonst gearbeitet haben, so kann man nicht verlangen, daß sie dies auch des Abends noch thun sollen. Will man sie nun von acht Uhr an nicht schon schlafen lassen, welches bey Kindern von zwölf Jahren und darüber aus mehr als einer Ursache nicht rathsam ist, so muß man sie angenehm unterhalten. Aber womit? Mit unschuldigen Spielen. Freylich. Aber deren giebt es nicht viele, die unter allen Umständen brauchbar wären. Auch ermüdet der Erzieher über dem ewigen Spielen; er mag selbst Theil daran nehmen, oder bloßer Zuschauer seyn. Ihm bleibt also in dieser Lage nichts übrig, als erzählen. Nun weiß zwar der geübte Pädagoge Stoff genug zu seinen Erzählungen zu finden, weiß die gehörige Wahl zu treffen, weiß das, was nicht für Kinder ist, wegzulassen. Aber der Ungeübte weiß dies nicht. Für den muß also durch solche Bücher, als diese lustige Lesebibliothek eins ist, gesorgt werden. Und auch der Geübte wird mit Dank die Erleichterung annehmen, die ihm dadurch verschafft wird. Niemand wolle auch fürchten, daß der Kinderbücher zu viel werden. Wir brauchen ihrer sehr viel, und der guten ist, bisher, in dieser Rücksicht, eine sehr mäßige Anzahl.

Beschreibung der zum Elementarwerk gehörigen hundert Kupfertafeln u. s. w. von Wolke. Zweyte Lieferung, in 47 K. T. Leipzig, bey Crusius. 1787.

Dieß ist der Beschluß einer Arbeit, die beym Gebrauch der Kupfertafeln des Basedowischen Elementarwerks besonders den ungeübtern Lehrern und Lehrerinnen so gute Dienste leistet, und deren Anfang ich bereits in dieser Bibliothek angezeigt habe. — Hr. W. ist, wie er in den Vorerinnerungen erzählt, seit einigen Jahren nicht mehr in Dessau, und ist auch von der Verbindlichkeit dahin zurückzukehren befreyt. Die Pension, die ihm der Fürst von Dessau giebt, kann er verzehren, wo er will. In Petersburg, wo er dies im August 1786. schrieb, hatte er damals noch keine Aussicht zu einer Versorgung, obgleich seine Methode dort so vielen Beyfall gefunden. — Die Einleitung zu der französischen und lateinischen Uebersetzung des ersten Theils enthält Zusätze zu der deutschen Einleitung, aus welchen Hr. W. hier einen Auszug liefert. In demselben ist besonders das lesenswürdig, was aus Verdier, dem Vorsteher eines Erziehungshauses zu Paris, angeführt wird.

Hz.

Il Nuovo Robinson, per servir di divertimento, ed istruzione della gioventù. Tradotto in italiano dall' originale tedesco del Sr. *Campe* da *Giov. Crist. Schroeder. Parte II.* In Halle, stampato a spese di Heller. 1787. 20 Bogen in 8.

Es war eine Zeit, wo der Telemach fast in allen lebenden Sprachen das Lesebuch für Anfänger war. Itzo scheint man Campens Robinson zu dieser Absicht brauchen zu wollen, der freylich nach allen Seiten lesbarer für die Jugend ist, als die oft schwülstige poetische Prosa, und ernsthafte Moral des Telemachs. Die nun vollendete italienische Uebersetzung wird eben-

Gehülfe ihre Absicht nicht verfehlen; sie ist auch deutlich; vielleicht nur nicht immer elegant genug.

VI.

Geschichte und Beschreibung des churfürstlich sächs. Soldatenknabeninstituts zu Annaburg, evangelischer und katholischer Religion, entworfen von Johann Gottfried Rüger, evangelischen Prediger und Katecheten des Instituts. Leipzig, bey Kummer, 1787. 19 B. in gr. 8.

Neunzehn Bogen zur Beschreibung einer Soldatenknabenschule (Erziehungsinstitut für Soldatenknaben wäre der schickliche Ausdruck gewesen; Knabeninstitut aber möchte wohl eine andere Idee erwecken.) ist freylich etwas viel; doch hat der Verf. allerdings Recht, daß diese Erziehungsanstalt bey den vielen statistischen und topographischen Nachrichten, die wir von Sachsen haben, dennoch bisher so gut, als unbekannt geblieben ist, und daher gar wohl, ihrer Wichtigkeit wegen, eine Beschreibung verdient. Ihre Entstehung hat sie einem unter den hinterlassenen Papieren des ersten sächsischen Königs in Pohlen, Augusts II, gefundenen Zeddel zu danken, worin derselbe eine namhafte Summe zu einer unbestimmten milden Stiftung ausgesetzt hatte. Sein Sohn und Nachfolger fragte darüber seinen Beichtvater, und dieser zum Glück den geh. Kriegsrath von Ponikau um Rath, der die Errichtung einer Schule für Soldatenkinder vorschlug; wobey sich aber der Pater, wie billig, die Theilnehmung der Katholiken vorbehielt. Der Vorschlag wurde genehmigt, die neuen Casernen in der Neustadt zu Dresden zu diesem Behufe angewiesen, das Direktorium der Anstalt dem Herrn von Ponikau aufgetragen, und der Anfang mit der Aufnahme der ersten Soldatenkinder im Nov. 1738 gemacht. Der Fond wurde aus der Generalkriegscasse bezahlt. Im Jahr 1741 wurde eine eingegangene geheime Kriegsrathsbesoldung zur Unterhaltung von 120 Knaben angewiesen. (Die erste Anlage war auf 100 Knaben gemacht.) Im folgenden Jahr wurde die Zahl auf 400 gesetzt, welche aber nach und nach 1748 bis auf 700 anwuchsen, und die jährlichen Unterhaltungskosten,

über

[illegible] dem Gehalt des Direktors und anderer Personen sich bis auf 23000 Thaler beliefen. Im Jahr 1784 aber wurde die Anzahl auf 300 evangelische und 100 katholische Knaben festgesetzt, wobey es auch seitdem geblieben, und selbst diese Zahl gemeiniglich nicht voll gewesen ist. In dem siebenjährigen Kriege, zumal in den theuren Jahren 1760 und 1761 gerieth das Institut in vielfache Noth; man dachte daher darauf, es an einen wohlfeilern Ort zu versetzen: und so wurde es denn 1762 nach Annaburg verlegt; brachte aber 16700 Thaler Schulden mit dahin, die zwar durch Sparsamkeit gemindert, aber durch die Theurung von 1771 und 72 wieder vermehrt, und im folgenden Jahr bey Gelegenheit eines Besuchs des Kurfürsten durch Gnadenbewilligungen ziemlich getilgt wurden. Von nun an wurden die jährlichen aus der Kriegskasse in das Institut zu zahlenden Gelder auf 16682 Thaler erhöht, wovon die Erweiterungen und innern Einrichtungen des Schloßgebäudes, Erbauung eines Krankenhauses und einer katholischen Kapelle, bestritten werden mußten. Diese verschiedenen Baue, die 1787 größtentheils vollendet waren, hatten bis dahin 40000 Thaler betragen, und doch befürchtet man in wenigen Jahren wieder kostbare Reparaturen. Gegenwärtig stehen bey dem Institut: der Direktor, Kap. von Langen, ein Kassirer, ein evangelischer Prediger, ein katholischer Geistlicher, ein Medicus-Chirurgus, ein Zeichenmeister, 8 evangelische, 2 katholische Informatoren, ein Strumpfstricker, Röhrmeister, 2 Feuerwächter, 2 Hausmeister, eine Köchin, 4 Küchenmägde und 17 Wart- und Krankenweiber. Der Oekonomus ist einer der evangelischen Informatoren. Da das Institut noch gar kein eigenes Vermögen hat, so reichen die ausgesetzten Gelder bey eintretender Theurung niemals zu, und veranlassen Schulden oder bitten um Zuschuß. Der Direktor bekömmt monathlich 80, jeder Geistliche 33⅓ Thaler Gehalt. Die Landstände thaten gegen die Anstellung katholischer Geistlichen im Kurkreise Vorstellung, und erhielten die Versicherung, daß sie von dieser Einrichtung nichts zu befürchten haben sollten. Anfangs wurde daher auch allen Fremden, welche zum Institute gehörigen Katholiken der Zutritt zur Kapelle versagt; jetzo aber verwehrt man es ihnen nicht mehr. Die Besetzung der kathol. Geistlichen geschieht durch den kurfürstlichen Beichtvater, der auch in der neuerbauten Kapelle in Gegenwart des Kurfürsten 1780 die erste Messe gelesen hat. In der katholischen Schule ist

die

die kayserl. Normaleinrichtung eingeführt worden. Einer der ersten Aerzte des Institutes, D. Hänel, that die Anzeige, daß die Knaben zu viel zu essen bekämen, (wahrhaftig, eine beyspiellose Bemerkung!) und veranlaßte dadurch, daß ihnen das Vesperbrodt abgeschnitten wurde. Die Medicingelder belaufen sich jährlich über 520 Thaler. Die meisten Knaben starben bisher am Geschwulst von zurückgetretener Krätze; eine merkwürdige Salbe aber des Krescenzo hat sie beynahe ganz vertrieben. Die Informatoren erhalten jeder monatlich 2 Thaler, und der Geschickteste (ein pensionirter Unterofficier,) übt die Knaben im Exercieren, jeder führt einen Tag die Aufsicht. Der besoldete Strumpfstricker muß den Knaben das Stricken lehren, die daher nicht nur ihre eigenen 12 Paar jährliche Strümpfe, sondern auch für die Regimenter stricken müssen. Die Hausmänner besorgen die Beschickung der Tische, die Reinlichkeit, und lehren zugleich das Spielschlagen. Schneider und Schuster wohnen im Institute, und müssen ihre Arbeiten akkordmäßig liefern. Die aufzunehmenden Knaben müssen in statu militiae von kursächsischen Soldaten gezeugt seyn, auch arme Officierssöhne werden angenommen, alle zwischen 6—12 Jahren. Die Zahl der 400 Knaben hat vom August 1787 an mit 18 evangelischen und 25 katholischen vermehrt werden sollen. Die Anstalten, die Knaben zur Ordnung des Tags und zur Reinlichkeit zu gewöhnen, sind sehr schön. Der Schule nach sind die evangelischen Knaben in 4 Klassen getheilt, zu denen noch die fünfte kommen soll. Die Lektionen sind Buchstabiren, Lesen, (mehrere Stunden hinter einander Bibel lesen zu lassen, verfehlt gewiß unter solchen Kindern seines Zwecks,) Schreiben, Rechnen, Singen, biblische Geschichte, und in den obern Klassen, bey den sogenannten Officiers und Unterofficiers auch Latein, Grammatik, Geographie, sächsische Geschichte. Mittwochs und Sonnabends wird von dem Prediger Examen gehalten. Aufstehen, zu Bette gehen und Essen geschieht alles nach dem Trommelschlage, der von den Knaben selbst verrichtet wird, davon immer einige zu Trommelschlägern und Pfeifern zugerichtet, und auf Verlangen gegen ein Douceur an die Regimenter abgegeben werden. Die Kost ist nicht überflüssig. Die Knaben bekommen früh Suppe, Mittags Gemüse, und Abends Butter oder Käse, (wie in Schnepfenthal,) und in der Woche nur einmal Fleisch. Die Kleidung, die sie beym Eintritt erhalten, ist soldatisch, und diese wird öfters genug erneuert. Ueber Tisch

und

und auf dem Gottesacker sind die Knaben beyder Religionspartheyen unter einander; in der Kirche, Schule und in den Schlafsälen aber sind sie abgesondert; im letztern Punkt scheinen die Katholiken etwas begünstigt zu seyn. Die Knaben müssen sich jeden Tag an besondern Waschbehältnissen dreymal waschen; auch an warmen Tagen, in Gegenwart ihriger Obern, mit Feldmusik ins Bad gehen. Zweymal die Woche werden sie von den Weibern gekämmt, und eben so oft exercirt. Bis über das 17te Jahr sollen sie nicht im Institute gelassen werden. Nicht alle, sondern vielmehr die wenigsten davon werden an Regimenter abgegeben; mehrere lernen ein Handwerk, und bekommen in diesem Fall, außer der Montur, auch etwas zum Lehrgeld. Die Jugend in der sie entlassen werden, macht es vermuthlich, daß sie erst ein Handwerk erlernen, und dann gemeiniglich noch Soldatendienste annehmen. Sämmtliche Knaben sind in 5 Kompagnien eingetheilt, deren jede ihre Officiers hat; täglich zieht die Wache auf, und Sonntags ist Wachtparade: auch wird für den den Major machenden Knaben ein Pferd gehalten. Was es aber mit diesen Avancements zu Officiersstellen für eine Bewandniß habe, hat der Verf. vergessen zu erwähnen. Die angehängten vier Beylagen tragen vieles bey, manches deutlicher zu machen. Die erste enthält eine Speisetabelle vom December 1786; die zweyte, ein Verzeichniß der sämmtlichen Jahresausgaben des Instituts vom Anfang an bis 1786. und der in jedem Jahre verpflegten und abgegangenen Knaben. Man sieht daraus, wie es ohnedem nicht anders zu erwarten war, daß in beyden kein Jahr dem andern gleich ist. Im Jahr 1786. waren die Ausgaben 22597 Thaler, um 1699 Thlr. mehr als die Einnahme. Die Knaben waren 446 (359 Evangelische und 97 Katholische), von denen wieder 90 abgegangen sind. Die letzte endlich enthält die Eintheilung der Stunden. Die Lehrstunden sind meistens Vormittags; die Uebungsstunden aber im Exercieren, Stricken, Trommelschlagen, Pfeifen, sind Nachmittags. Man hat allerdings Ursache, dem Verf. verbunden zu seyn, daß er uns mit einer wirklich ins Große gehenden Erziehungsanstalt, von der man bisher so wenig wußte, bekannt gemacht hat.

Sf.

10. Haus-

12. Haushaltungswissenschaft.

a) Georg Wilhelm Constantin von Wilcke Sammlung der wichtigsten Regeln in der Küchengärtnerey. Nebst häuslichen Bemühungslehren, eignen wichtigen Erfahrungen und Zusätzen zu seiner Baumgärtnersammlung. Halle, bey Gebauer. 1784. 328 S. 8.

b) — von Wilcke Handbuch für Lustgärtner und Blumenfreunde. Nebst Zusätzen zu seinen vorigen Schriften. Halle, bey Gebauer. 1785. 256 Seiten in 8.

c) Vortheile der Gärtnerey, in vermischten Abhandlungen von Christ. Joh. Friedr. von Dießkau. Coburg, bey Ahl. 4te Sammlung. 1784. 268 Seiten. 5te Sammlung. 1785. 250 S. 6te Sammlung. 1786. 196 S. 8.

d) Nachrichten aus dem Blumenreich, eine Quartalschrift, Erstes Stück, gesammlet von L. C. Schmahling, Kircheninspector und Oberprediger zu Osterwieck. Dessau und Leipzig, in der Buchhandlung der Gelehrten. 1784. 104 S. 2tes Stück. Ebend. 88 S. 3tes St. Leipzig, bey Crusius. 1785. 112 S. 4tes St. Ebend. 1785. 80 S. 5tes St. Ebend. 1786. 86 Seiten in 8.

Der günstige Einfluß, den die Lieblingsneigung unsers Jahrzehends, auf die ökonomischen Wissenschaften überhaupt gezeigt hat, ist auch in Ansehung eines Haupttheils derselben, die

die Gärtnerey, vorzüglich sichtbar geworden. Sie ist den Händen unwissender, vorurtheilsvoller und in ihren angeerbten Sünden hartnäckiger Menschen entrissen, und auf eine höhere Stufe des Werths gestiegen, indem sie einer edlern Classe anvertraut wurde. Auch durch die eben genannten Schriften hat, wenigstens zum Theil, diese Wissenschaft beträchtlich gewonnen, ohnerachtet sie einander in jeder Rücksicht sehr ungleich sind.

Nr. 1. und 2. umfassen ganze Haupttheile der Gärtnerey, nach dem nämlichen Plane bearbeitet, wie die Sammlung der wichtigsten Regeln in der Baumgärtnerey (Leipzig, 1783. 8.) desselben Verfassers. Dieses spricht ihnen gewissermaaßen schon ihr Urtheil. Ohne viel neues zu enthalten, sind sie sehr bequeme Handbücher für angehende sowohl und ganz vorzüglich, als auch für manche in ihrer Kunst schon grau gewordene Gärtner, die entweder noch Regeln vom Einfluß des Monds und der Constellationen und dergleichen mit bessern vertauschen, oder zu den bereits angenommenen bessern, vernünftige und zu neuen Aufschlüssen führende Gründe suchen wollen. Denn gewöhnlich wird die gegebene Regel durch einleuchtende Ursachen unterstützt. Vorzüglich fordert der Verf. von dem Gärtner Bekanntschaft mit den zwey Geschlechtern der Pflanzen, die in Ansehung des Saamenbaus von unendlicher Wichtigkeit ist. Er entwickelt gut und deutlich das, was in Rücksicht der Gärtnerey dahin gehört. Ueberdieses hat er alles gethan, um seine Schriften nicht weitläuftiger und daher kostbarer zu machen. In beyden Büchern bezieht sich der allgemeine Theil ganz, in Nr. 1. auf die Baumgärtnersammlung, in Nr. 2. auf diese und Nr. 1, und enthält auf diese Art nur dasjenige, was in den frühern Sammlungen ausgelassen, oder nur ganz insbesondere für die Gegenstände der spätern anwendbar und passend ist. Dieses scheint zwar mehr eine Unbequemlichkeit als ein Vortheil für den Leser und Käufer zu seyn: allein der Verf. konnte, wie Rec. glaubt, bey der gewöhnlichen Verbindung aller Theile der Gärtnerey, billig voraussetzen, daß jeder, der seine spätere Sammlung brauchbar findet, auch die frühere suchen wird. — Die besondern Vorschriften sind in alphabetischer Ordnung der Gewächse eingetheilt: wo aber in Nr. 1. jedes Gewächs nur unter einem Namen aufgestellt, und die übrigen Benennungen hiebey nur angeführt werden, aber

da,

da, wo diese die alphabetische Aufzählung treffen sollte, nicht auf jenen verwiesen wird. Beym Gebrauch dieses Buchs ist man daher, wenn man unglücklicherweise nicht den Namen, unter welchem die Pflanze beschrieben ist, kennt, in der Nothwendigkeit, alles durchzublättern, und mit vielem Zeitverlust das zu suchen, worauf mit sehr weniger Mühe der Verf. hätte verweisen können. Diesem Mangel ist in Nr. 2. abgeholfen, und auch die Synonymen der behandelten Gewächse, an dem Ort, den ihnen das Alphabet anweist, mit Verweisung auf die angenommene Hauptbenennung, eingeschaltet. Vielleicht dürften manche auch einen Gartenkalender, der vorzüglich angehenden Gärtnereyfreunden, beym Mangel praktischer Kenntnisse nützlich ist, und bey verschiedenen Gewächsen mehrere Ausführlichkeit, vorzüglich durch Beschreibung der bessern Arten, z. B. bey den Kartoffeln, Erbsen, Bohnen u. s. w. wünschen. Der für die Wissenschaft, der er sich widmete, zu früh erfolgte Tod des Verf. vereitelt die Hoffnung, diese Wünsche erfüllt, und die Gärtnereykunde durch mehrere eigne Erfahrungen, wie in Nr. 1. die über den Melonenbau mitgetheilten Bemerkungen sind, bereichert zu sehen.

Aber vielleicht waltet der gute Genius der Gärtnerey um so mehr über den Verf. von Nr. 3. vielleicht dürfen wir von ihm, wenn er gleich die hier angeführte Sammlung geschlossen hat, noch eben so reichhaltige, gedachte, und mit seltner Scharfsichtigkeit der Natur abgelauschte Beobachtungen erwarten, als uns diese Sammlung und insbesondere noch diese drey letzten Stücke derselben darlegen. Es wäre zu groser, und nicht so bald zu ersetzender Verlust der Wissenschaft, wenn zwey Männer, wie Wilke und Dießkau, zugleich ihr entrissen würden, da sie hingegen, wenn der letztre ihr seine Pflege nicht entzieht, den Verlust des ersten leichter verschmerzen kann. Denn, so sehr wir den Werth des verstorbenen Wilcke erkennen, so ungerecht müßten wir gegen seinen lebenden Bruder-Schriftsteller seyn, wenn wir ihm nicht eine höhere Stufe des Verdienstes anwiesen. Hr. von Dieskau hat denselben Fleiß auf Wegschaffung der Vorurtheile, dieselbe Bemühung für Aufsuchung klarer theoretischer Beweise, zu den durch die Erfahrung gelehrten Regeln, angewendet, er hat sich eben so über die verschiednen Fächer der Gärtnerey verbreitet, wie Hr. von Wilcke: zugleich hat er aber auch mit so mancherley neuen Bemerkungen, insbesondere

dere mit der Belehrung über die Erziehung mehrerer in unsern Gärten vorher unbekannter oder nur für Gewächshäuser bestimmter Gewächse, die Wissenschaft bereichert, und durch die Mittheilung vieler neu entdeckter Vortheile die Arbeiten des Gärtners und Gartenfreunds erleichtert, und seine Geschäffte dadurch versüßt, und dieses läßt seine Waagschaale merklich sinken. Wenn die Bitten des Rec., in welche die vielen aufgeklärten Liebhaber der Gärtnerey einstimmen, einiges Gewicht haben, so sehen wir unsre Erwartung, recht bald eine neue, an Werth seinen vorigen Schriften, gleiche Arbeit, dieses Verf unsern Lesern anzeigen zu können, gewiß erfüllt. Jetzt nur noch einige Worte über den Inhalt seines letztern Geschenks: wir bemerken zuvor, daß die Aufsätze bey ihrer Gedrängtheit, keinen kurzen, die Bestimmung der Allg. d. Bibl. hingegen keinen weitläuftigen Auszug leiden, und daß daher nur einzelne Bemerkungen hier Platz finden können. 4tes Stück. I. Von der Tuberose. Die Flor der Tuberose wird vorzüglich dadurch gehindert, daß sie in eine so späte Jahrszeit fällt, und daß daher leicht die Blüthen verderben. Man muß, um dieses zu vermeiden, die Blüthe durch die Kunst zu verspäten, und vermittelst der hier angegebenen Vortheile, für die günstigere Jahrszeit des folgenden Jahrs, zu gewinnen suchen. II. Vom Elephantenrüssel. III. Von der regelmäßigen Erziehung eines guten Saamens. Die Sexuallehre wird mit Nachdruck gepredigt, und für diejenigen, welche sie nicht kennen, in praktischer Anwendung dargestellt. Zu einer Saamengesellschaft, wo jeder nur gewisse Saamen mit Sorgfalt zieht, und die übrigen Mitglieder damit versorgt, findet sich hier ein brauchbarer Vorschlag. In Römhild ist der Anfang zu Errichtung einer solchen Anstalt mit gutem Erfolg gemacht worden. IV. Erziehung des Palmbaums, Phoenix dactylifera. V. Von der Stangen- oder junge tragenden Zwiebel. VI. Von der kleinsten Basilike. VII. Von dem Kürbis. Hier fanden wir schöne und lehrreiche Versuche über die Befruchtung. — Die Kürbisblüthe nimmt die Befruchtung von mehr als einer Sorte an, indem man von dem Saamen desselben Kürbis mehrere verschiedne Arten erziehen kann, die mit den verschiednen Vätern übereinkommen. (Dieses erfordert noch mehrere genaue Beobachtung. Der Verf. bemerkt vorher selbst, daß die Kürbisse immer von einer Sorte in die andre, nach Verhältniß ihrer verschiednen

Kultur

Kultur, ausarten. Hieraus ließe sich jenes Phänomen auch erklären. Vielleicht aber giebt auch jene Erfahrung, wenn sie sich bestätigt, einen nähern Aufschluß zu den Ursachen der Ausartungen dieses Geschlechts.) Der männliche Blumenstaub kann einige Zeit aufgehoben werden, ohne seine befruchtende Kraft zu verlieren. (Ein Beyspiel davon führte der Verf. schon S. 140. fg. an. Die Egypter nämlich heben von dem Palmbaum, einige verschlossene Spathas mit männlichen Blüthen auf, um solche zur Befruchtung der weiblichen Blüthen zu brauchen, wenn die männlichen im folgenden Jahre mißrathen sollten. So wurden auch im J. 1749. 1750. und 1751. aus dem Bosischen Garten in Leipzig männliche Blüthen dieses Baums nach Berlin geschickt, um die daselbst befindliche weibliche Palme zu befruchten, welches mit gutem Erfolg von statten gieng. Rec. gedenkt hier dieser Sache um so mehr; da er neuerlich irgendwo die letztre Anekdote sehr verunstaltet erzählt gefunden hat.) Es giebt vollkommen reife Kürbisse, die doch keinen zum Aufgehn tauglichen Saamen haben, wahre botanische Maulthiere, u. s. w. 5tes Stück. I. Von der Erziehung junger Orangenbäume, ohne Mistbeet und Gewächshaus. II. Noch etwas von Winterlevkojen. III. Von der Justizia Adhatoda. IV. Ohnmasgebliche Gedanken über die fremden Gewächse, welche bisher bey uns noch nicht haben blühen wollen. Der Fehler liegt am Vorurtheil und unangemessener Wartung: die letztre muß man durch Versuche erforschen. Die Iucca draconis ist vom Hrn. Adjunktus Frommann in Merder bey Coburg, die Justizia Adhatoda vom Verf. s. S. 94. fg. und der Pisang in Mannheim zum Blühen gebracht worden. V. Etwas von Blumentöpfen und der rechten Behandlung darinne stehender Gewächse. Regeln, die wir jedem Blumenliebhaber empfehlen müssen. VI. Beschreibung einiger schädlichen Raupen. Zwar größtentheils aus Rösel und Kleimann, aber nicht ohne eigne gute Zusätze. 6tes Stück. I. Von den Burgunder Rüben. II. Von den rothen Rüben. Beyde Aufsätze sollten durch irgend eine ökonomische Sammlung auch dem Landwirth insbesondere vor Augen gebracht werden. III. Von der Erziebung der Melonen im freyen Lande. IV. Beantwortung eines Zweifels an der Nützlichkeit der Auswinterung kleiner Winterlevkojenstöcke, die sich nicht gezeigt haben, gegen den Rec.

im 9ten Stück des Journals für die Gärtnerey. S. 44. V. Von dem Begießen der Gewächse im Lande und den Blumentöpfen. VI. Von der Ananas Physalis. VII. Versuch das baldige Aufgehn der Sämereyen zu befördern. Man entschält ihnen die äußere Bedeckung. Ein Nachtrag enthält noch etwas von der Tuberose und Erfahrung von der Erziehung des Kohlrabisaamens.

In jeder Rücksicht verdient Nr. 4. unter den hier genannten Schriften keine andre, als die ihre eingeräumte letzte Stelle. Sie beschäfftigt sich nicht nur allein mit dem, trotz den Lobpreisungen enthusiastischer Blumisten, unwichtigsten Theil der Gärtnerey, sondern auch die Art, wie sie diesen behandelt, ist mehr als bloß tadelhaft, sie ist ganz unerträglich. Wenn über einen geringhaltigen Stoff vieles gesagt werden soll, so folgt ganz natürlich, daß leeres Geschwätz entstehn muß, und dieses füllt denn auch hier gewiß drey Viertheile der Schrift. Welche frömmelnde Deklamationen, wie viel schiefe und unrichtige Gedanken, welche Seichtheit des Raisonnements, und alles das in dem süßlichsten, bis zum Eckel süßlichsten Styl! Dabey viel Aufgeblasenheit und Hochmuth auf das Verdienst des Blumenfreunds. Gleich in der ersten Abhandlung wird von einem Blumisten nicht weniger gefordert, als man jemals von dem grösten Philosophen verlangt hat. Und doch machen wir eine Forderung mehr, die insbesondere der Verf. selbst veranlaßt — nämlich Toleranz gegen die, welche nicht den Eifer für die Erziehung der Blumen haben, den der Verf. verräth. Mit welcher Unduldsamkeit spricht er S. 29. des ersten Stücks von denen, die sich nicht, wie er, stundenlang an ein Blumenbeet fesseln können. Mit welcher Verachtung blickt er auf andre Stände, auf andre Beschäfftigungen? So z. B. 1. St. S. 47. 5tes St. S. 6. wo er mit einem wahren Idiotendünkel den so unleugbar nützlichern, und also auch von Seiten seiner Beschäfftigung betrachtet, ehrwürdigern Kohlgärtner, weit unter seinen Blumengärtner stellt. Und wie kurzsichtig, wie schwach erscheint er, wenn er von dem Vorzug des Vergnügens an Blumen, Beweise geben will. St. 1. S. 46. behauptet er, daß keines theilbarer sey, und setzt hinzu: „Was „einer isset, kann der andere nicht schmecken, und jemehr „Gäste zu dem Braten sind, desto kleiner werden die Portio„nen.“ St. 3. S. 55. stellt er auf eben die Art die Vergnü-

gungen

gungen des Blumisten, den Reizen des Gaumens entgegen. Der Verf. kennt also keine andern Empfindungen, als die eine wohlbesetzte Tafel dem Leckerer erregen? er weiß nichts von der Musik, der Malerey, und den edlern Vergnügungen, die sie gewähren? Fast könnte man ihn dessen beschuldigen, wenn man zumal S. 11. St. 3. auch kostbare Statuen unter ein Blumenbeet herabgewürdigt sieht. — Am auffallendsten waren Rec. einige Stellen, wo er mitten im Eifer etwas recht erbauliches zu sagen, wahre Absurditäten, wir mögen keinen härtern Ausdruck brauchen, von dem höchsten Wesen selbst sagt. So z. B. St. 3. S. 53. „Der Urheber der Na„tur hat die Regel beobachtet: omne tulit punctum, qui „miscuit utile dulci.“ Der Urheber der Natur beobachtet also Regeln? Die Regeln des römischen Dichters? Wie klein, wie armseelig! wie so gar menschlich, noch mehr, wie kindisch, von dem großen Urheber der Natur, gedacht und gesprochen. Eben so S. 54. dess. St. „Die erste Absicht der „Blume ist der Schmuck derselben, und das daher entstehen„de Vergnügen, sowohl des Schöpfers selbst, als auch „aller Wesen in der Welt“ u. s. w. Die Bildung der Frucht und des Saamens soll hingegen erst die andre Absicht der Blume seyn. — Wir sagen nichts von dem übrigen sehr unphilosophischen Galimathias sowohl der Gedanken, als des Ausdrucks dieser Stelle, weil dies von selbst in die Augen fällt: allein wir können wenigstens nicht unterlassen, dem V. zu Gemüthe zu führen, daß er durch diese Behauptung also Gott, (wir schämen uns in seinem Namen, seinen Unsinn zu entwickeln) zu einem Kinde macht, das zuerst das Gold und die Verlocken an der Uhr bewundert, und erst, wenn es dessen überdrüßig ist, fragt: wozu sie nütze? Wohin doch Schwärmerey den Verstand eines Mannes zu führen vermag! Nur noch ein paar Beyspiele dieser Art: S. 41. St. 3. „Jesus „der Sohn Gottes, war auch ein Blumenfreund! Welche „Ehre vor diesen Orden!! — — Sehet die Lilien u. s. w.“ Adam, sagen die Zimmerleute in ihren Reden bey Errichtung der Häuser, und Noah, waren auch schon Zimmerleute! Nicht um ein Haar besser der Verf. — St. 5. S. 14. „Wenig Kreaturen der Erde sind so ordentlich, so schön, so künstlich, gebaut, als die Blumen, und der Blumist wandelt unter lauter beständigen Zeugen des Daseyns Gottes. — Rec. glaubt, daß es die große Ursache aller Dinge sehr herabwürdigen heißt, so etwas zu behaupten. Er glaubt

 überall

überall unter den Zeugen der Gottheit zu wandeln; er glaubt, daß alle Kreaturen gleich weise gebaut sind, und daß die Unordnung, der Mangel an Kunst nicht in ihnen, sondern allein in der Schwäche des menschlichen Wahrnehmungsvermögens liegt. — Allein genug, vielleicht schon zu viel von dem schlechtern Theil dieser Schrift. Wir müssen, um gerecht zu seyn, nunmehr auch gestehn, daß die Artikel, die sich mit den Blumen insbesondere beschäfftigen, sehr viel nützliche und brauchbare Bemerkungen und Vorschriften enthalten, die wir den Lesern empfehlen können. Von der Kultur der Ranunkeln, Hyacinthen, Nelken, Aurikeln, Tulpen, und Levkojen, wird vorzüglich ausführlich gehandelt; außer diesem manche interessante Auszüge aus Schriften, die das Blumenreich betreffen, so wie mehrere andere Nachrichten gegeben. Wäre der Plan auf Kenntniß der Blumengärtnerey allein eingeschränkt, und die Weitschweifigkeit im Styl auch hier vermieden worden, so wäre die Fortdauer einer solchen Schrift, wenn sie gleich nicht alle Quartale erscheinen könnte, doch von Blumenfreunden zu wünschen!

As.

Beylage zur Nelkentheorie von M. J. C. Rudolphi, in einem Briefe an einen Freund. Meißen, bey Erbstein. 1787. 4.

Eigentlich eine Tabelle über die vorzüglichsten Nelkenarten, (oder vielmehr Abänderungen) wo zur Erläuterung von jeder ein Blatt gemalt ist, nebst der Benennung in der Sprache der Blumenliebhaber, ihrem Endzweck vollkommen entsprechend. Noch kündigt der Verleger ein Journal über die neuen jährlichen Entdeckungen und Schönheiten aus dem Blumenreiche, und der Nelken und Aurikeln insbesondere an.

Er.

Berichtigung der Holzhausischen Hordenfütterung der Schaafe zu Gröbzig; oder Beytrag zu den Schriften des Hrn. Geheimen Raths Schubart von Kleefeld und des Amts-Raths Riem; verfasset

fasset, von einem ganz unbefangenen und praktischen Oeconom B. v. W. in Schlesien. Leipzig, bey Böhme in Kommission. 1787. 70 Seiten in 8.

Der Verf. sagt in seinem Motto: *Niemanden zu Liebe; Niemanden zu Leide*; und hält auch so ziemlich sein Wort. Es war sehr nöthig, daß einmal ein ganz unbefangener, und doch der neuern und bessern Oekonomie ergebner daran gieng, und die Wahrheit in ihrem ganzen Lichte darstellte, zumal Hr. Riem keine Zeit mit solch einer ausführlichen Auseinandersetzung verderben wollte. Es muß daher den Freunden und Feinden von beyden, dem Schubart und Riem, angenehm seyn, daß sich dieser Freund der Wahrheit mit Riemischen Documenten versehen können, wodurch, wie hier Beweise stehen, leicht zu entscheiden ist, warum der von Schubarten etwas zu hitzig und manchmal mit übelgewählten Ausdrücken zu weit getriebene Streit bis dazu gediehen. Recens. denkt immer: eine gute Sache muß sich von selbst empfehlen; bestreiten kann man sie: denn dadurch wird sie klärer; aber Personalitäten müssen sich nie untermischen. Dieß war Schubarts Fehler, und nicht sowohl gänzliche Rechthaberey; sondern vielmehr die Unannehmlichkeit, daß er nicht die allgemeine Abschaffung der Brache und Huth durch höhere Befehle erwirken konnte, bewog ihn zu solchen Behandlungen gegen andre. Und daß *Medicus* ihm auch entgegenarbeitete: dies war ihm auf das neue ein Dorn in den Augen. Rec. hat von seinen Vertrauten sicher vernommen, daß er sich bey ihnen ausgelassen: Wenn nur *Medicus* nicht aufgestanden wäre, so hätten seine Sätze doch durchgehen müssen. Halten solche bey Versuchen im Großen Stand; ey so läutert sie ja der Widerspruch! Wer sich überzeugt hält, wird sie von selbst nachahmen. Dieß allein ist der rechte Weg; wohingegen Befehle mehr schaden, als nützen dürften. Wir wollen nicht einmal die Toleranz in Erwähnung bringen; sondern nur sagen, daß man bey der Oekonomie in Befehlen äußerst behutsam zu Werke gehen müsse. —

Diese Berichtigung, von der wir Anzeige machen, ist compendiös und kann nicht durch einzelne Auszüge verständlich vorgelegt werden. Rec. empfiehlt sie daher ganz zu lesen; doch dünkt ihn, es möchten noch einige Belege fehlen, die allen-

allenfalls ein Nachtrag ergänzen könnte, wofern der V. es der Sache werth hält; zumal als solchs Schubarts neuestes ites Heft Briefwechsel nöthig machen dürfte; und dann stünde das ganze Gemälde da. Ganz wünschen wir dasselbe, oder gar nicht!

Fl.

Verbesserter Bräu- und Brandweinurbar nach ökonomischen Grundsätzen und vieljährigen Erfahrungen. Nebst einem Anhange von Bereitung des Aepfelweins; imgleichen wie aus gemeinem Landwein guter ungrischer Wein sehr leicht und wohlfeil; auch wie der gewöhnliche Fruchtbrandtwein ohne Kosten in Franzbrandtwein verwandelt und gute Danziger Aquavite verfertigt werden können. Leipzig, bey Hertel. 1787. 360 S. 8.

Es ist eine schätzbare Arbeit, die der ungenannte Verf. hier zu liefern unternommen hat, damit doch auch die, welche die größern Schriften, woraus der Verf. das meiste entnommen und mit seinen eigenen Erfahrungen verbunden, vorgetragen, aber auch seine Quellen, z. B. Eckards Experimentalökonomie, das Musäum rusticum, Riems Encyclopädie u. s. m. genannt hat: (nur S. 235. und bey ähnlichen Stellen ists vergessen worden? *) u. s. m.) so daß es also Brauer und Brandeweinbrenner, die nicht allemal Landwirthe und dießfalls auch nicht Besitzer von jenen Schriften sind, kaufen können.

Die Sachen sind zu bekannt, und schon verschiedentlich auch in unsrer Bibliothek abgehandelt worden, daher wir einer ausführlichen Recension wohl entübrigt seyn können.

z. B.

*) Manchmal hat der Verf. oder Herausgeber in den Anmerkungen, z. B. S. 184. vom Leipziger Gewichte vergessen mit Klammern zu unterscheiden, was sein, und was der Autoren, die er reden läßt, Eigenthum ist. Warum das? und warum unterschrieb er sich in den Anmerkungen als Herausgeber? Ist er dies blos, oder Verf. zugleich?

s. w. des dort uns angezeigten vielle nur das von der Malzdarre; welches wir durch Correspondenz mit Hrn. Riem erhalten, und im 55sten Bande unsrer Bibl. S. 549. bekannt gemacht haben. Daß der Verf. aber so kurz auf der 3ten Seite über die Beschreibung der Kessel und Braupfannen, desgleichen S. 188. nur mit einer Riemschen Anmerkung den Brandeweinwasseressig betreffend hinweggeschlüpft ist, dieß können wir ihm kaum verzeihen. Wenigstens hätten wir gewünscht, daß er dieser drey wesentlichen Stücke so umständlich als der übrigen Materien gedacht haben möchte. Auch über die Bierkessel sind Winke in dem eben angezogenen 55sten B. unsrer Bibl. S. 551. gegeben worden: durch deren ausführliche Beschreibung, wie nämlich Kessel sowohl als Pfannen mit steinernen angekütteten Kränzen vergrößert, und besonders auch, wie sie mit Circulzuggängen zu Holz- und Steinkohlenfeuer zugerichtet werden können. So viel von dem Bierbrauen, das übrigens ganz richtig und deutlich gelehret wird.

Bey dem Brandeweine ist auf sehr gute Fundamente gebauet; und wird hiebey auch die von Riem in seiner Encyclopädie gelehrte Fruchtmolkenbrennerey, die jener nach Ritschkowscher Art verbessert hat, in einem Auszuge wörtlich mitgetheilt. Wenn nun der Verf. S. 176. ausdrücklich sagt: „da ich seit einiger Zeit nach der Vorschrift des Hrn. Amtsrath Riem mit Vortheil aus Molken Brandewein gebrannt, als wodurch viele Körner erspart werden können; und demungeachtet diese schon einmal benutzten Molken (welche sonst zum Viehfutter bestimmt sind) alsdenn noch zur Viehfütterung angewendet, mithin doppelt benutzt werden können; so dient dieses Brandtweinbrennen aus Molken um so mehr empfohlen und bekannter gemacht zu werden;“ so erweckt diese Versicherung, die der ungenannte Verfasser hier von eigenen und mit Vortheil angestellten Versuchen angiebt, daß Recensent nicht nur, sondern auch Freund Riem — M. s. seine Decembermonatsschrift 1787. S. 269. — den Wunsch äußert, mit ihm in Correspondenz zu treten, wofern er des ersten wegen sich bey dem Herausgeber unsrer Bibliothek, Hrn. Nicolai in Berlin, und des letzten wegen, immediat nach Dresden entdecken will.

Die Bereitung der unächten Afterweine, des Aepfelweins oder Cyders, und des Aquavite übergehen wir ganz, indem sie keiner Berichtigung bedürfen, und zur Liebhaberey gehören.

Qk.

13. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

J. H. Pfingsten Journal für Forst- Bergwerks- Salz- Schmelz- Fabrik- Manufaktur- und Handlungssachen. 1r Jahrg. 2s Heft. Hannover, in der Helwingschen Buchhandlung. 144 Seiten in 8vo.

Erstlich enthält dies Heft den Schluß der vortrefflichen Würtembergischen Instruction zu Verfertigung eines Forstetats, dann Monnets Beobachtungen über die Granitfelsen, aus Roziers Journal. R. theilte bey dieser Gelegenheit seinen Landsleuten des Hrn. Geh. Bergrath Gerhards Beobachtungen und Muthmaßungen über den Granit und Porphyr mit, welche der deutsche Mineralog einmal in einer besondern Abhandlung, und dann in des Hrn. Geh. Berg-Rath ersten Theil seines Versuchs einer Geschichte des Mineralreichs gelesen haben wird, nun aber hier, nachdem sie in das Französische übersetzt worden, in das Deutsche zurückgetragen — also zum drittenmal vorgelegt bekommt. v. Bournon Bemerkungen über die Mineralogie der Provinz Dauphiné folgt hierauf, und ein Theil einer academischen Abhandlung von der Erzeugung und Entstehung des Pflanzensalzes von Reisenstiel, Straßburg 1776. beschließt.

Mo.

Kritische Briefe über wichtige und gemeinnützige Gegenstände aus allen Fächern, zu Beförderung der Menschenkenntniß und Verbesserung der Staats-

und

und Landwirthschaft, oder zu vermehrter Glückseligkeit der Deutschen. Von dem Verfasser des Lehrbegriffs sämmtlicher ökonomischer und Cameralwissenschaften. Offenbach. 1785. in 8. Istes Stück. 120 S. IItes St. 88 S. IIItes St. 104 S. IVtes St. 95 S.

Diese Briefe schließen sich an die Berichtigungen berühmter Staats- Finanz- Polizey- u. s. w. und ökonomischer Schriften desselben Verf. an. Der Nutzen einer mehr detaillirten und genauern Kritik, als die gewöhnlichen Beurtheilungen zu seyn pflegen, und als bloße Anzeigen seyn können, ist außer Zweifel, und nach diesem Vordersatz bedarf der Endzweck dieser Briefe keines weitern Lobs. Ihre Ausführung ist gleichfalls so befriedigend, als man von den andern Arbeiten ihres Verf. gewohnt war. Schade also, daß sein Tod ihre Fortdauer unterbrochen hat!

Im ersten Brief (mit Unrecht heißen diese Aufsätze Briefe, da sie in keiner Rücksicht, nicht einmal durch einen briefförmigen Eingang, Anspruch auf diese Benennung machen können) legt der Verf. seine Grundsätze über die Kritik dar, die er in den folgenden Beurtheilungen zu beobachten gedenkt. Gleich in dem 2ten Br. über die Anwendung des Kalchs, des Mörtels, der Steine, giebt er ein schönes Beyspiel der Unpartheylichkeit und Wahrheitsliebe. Ueberzeugt durch die 1782. erschienene kleine Schrift: Auf Vernunft und Erfahrung gegründete Anleitung den Kalch und Mörtel zu bereiten u. s. w. von Joh. Reinh. Forster, und durch die nach ihr angestellten Erfahrungen nimmt er seine Behauptungen von dem Vorzug des alten Kalchs vor dem neuzubereiteten zurück. Der 3te Br. über die Gypsdüngung widerlegt die Irrthümer eines Aufsatzes in der Frankfurter Reichsoberpostamtszeitung, und vertheidigt den Gebrauch des Gypses, mit gehörigen Einschränkungen. 4ter Br. Ueber die Staatsregierungskunst beschäfftigt sich mit einer Schrift: Fromme Wünsche einiger deutschen Patrioten für die Anlegung eines allgemeinen europäischen Staatsmagazins, oder Handbuchs der Staatskunst, 1778. 30 S. 4. welche empfohlen wird. Fabroni's Versuch vom Ackerbau übersetzt von Forster wird im 5ten Br. beurtheilt, und die darinne

enthaltene Irrthümer, so wie aber auch die wichtigsten Wahrheiten angezeigt. Jene bestehn vorzüglich in den Behauptungen von der Schädlichkeit der Quecken, als Viehfutter, vom Nachtheil des öftern Pflügens, vom Vorzug des mineralischen Düngers; Schädlichkeit der Kartoffeln u. s. w. Die Abhandlung des Grafen von Herzberg über die beste Regierungsform, giebt die Veranlassung des 6ten Br. Der Vorzug der monarchischen wird hier bestritten, und zuletzt behauptet, daß sich im Allgemeinen nicht bestimmen lasse, welche Regierungsform den Rang vor der andern verdiene. Vorzüglich wichtig war Rec. der 7te Br. der sich mit einer gründlichen und wohlgerathenen Widerlegung der Schleiweinischen Gründe, die er gegen die Gerechtigkeit der Klosteraufhebung und der Einziehung ihrer Güter in einer eignen Schrift vortrug, beschäfftigt. Sie wird im 1sten Brief des zweyten Hefts fortgesetzt. 2ter Br. Ueber Hrn. Huberti Abhandlung vom Holzmangel und den dagegen dienlichen Mitteln. (1765. 8.) 3ter Br. Herrn Voigts mineralogische Beschreibung des Hochstifts Fuld und anderer Gegend am Mayn und Rhein. Die Beschäfftigungen des Verf. an den Ufern des Rheinstroms haben einige schöne Zusätze zu dieser Schrift hervorgebracht. 4ter Br. Ueber die Beyträge zur Staatskunst in Hoffnung besserer Zeiten. (1778. 8.) Hier beschäfftigt sich der Verf. vorzüglich mit der Prüfung des in diesen Beyträgen vorgeschlagenen allgemeinen Weltfriedens. 5ter und 6ter Br. Schubarts Schreiben über Hutbung, Trift und Brache, und desselben praktischer Erweis. Nur allgemein, behauptet unser Verf. paßt das Schubartische System nicht. — Drittes Heft. 1ster Br. Ueber die praktische Anleitung zum vortheilhaftesten Anbau der Futterkräuter, nach bewährten Erfahrungen deutscher Landwirthe. Berichtigende Auszüge aus den Preis- und Accessitschriften der Königl. Akad. der Wiss. zu Berlin. 2ter Br. Ueber Herrn Riems Prodromus. 3ter Br. Ueber das 1ste und 2te Heft der im J. 1783. erschienenen praktischen Bemerkungen zur Forstwissenschaft (von Müllenkampf, Kurmainzischen Forstrath.) Dieser Mann war in jüngern Jahren, nach einer hier gegebenen Nachricht, beym Militairstand, und widmete sich erst im männlichen Alter mit auszeichnenden Fortschritten der Forstwissenschaft. 4ter Br. Der Verf. der oeconomia forensis behauptete in

seinem

seinem Traktat von der Schäfereygerechtigkeit, daß dem Grundherrn schon der Natur der Sache und also auch der Billigkeit nach, und dem Wohl der Staaten gemäß, die ausschließende Schäfereygerechtigkeit zustehe. Mit der Widerlegung dieser Behauptung beschäfftigt sich dieser Brief. Im 5ten Brief über Projekte und Projektmacher werden die Sätze des Hrn. von Sonnenfels von Finanzprojekten, berichtigt. 6ter Br. Ueber Hrn. Prof. Jung Lehrbuch der Fabrikwissenschaft. — Viertes Heft. 1ster Br. Ueber Hrn. Prof. Jung Versuch eines Lehrbuchs der Forstwissenschaft. Mit diesen beyden Jungischen Lehrbüchern scheint unser Verf. nicht zufrieden, und allerdings treffen sie sehr viele gegründete Vorwürfe von Unrichtigkeiten und Fehlern. 2ter Br. Ueber das *practicum camerale* des Hrn. Kammerdirektor Wernher zu Zweybrücken. Giebt Erinnerungen über die neun erstern Hefte dieses Werks. Der 3te Br. enthält einen unterhaltenden Auszug von den Einfällen eines Cameralisten aus dem 4ten St. des I. Bds. der Hessischen Beyträge zur Gelehrsamkeit und Kunst. Diese Einfälle wurden weniger bekannt, als sie nach dem, was uns hier von ihnen gesagt wird, verdienen. Hingegen würden wir wenigstens in diesen Briefen, das nicht vermißt haben, was der 4te Br. Ueber Reinhards weibliche Naturlehre enthält, da dieses Buch hier gar keine Stelle erwarten durfte. — Wir wünschen, daß ein thätiger und mit gründlichen Kenntnissen versehener Mann den Plan dieser Briefe oder vielmehr Kritiken wieder aufnähme.

As.

---

14. Vermischte Nachrichten.

Unbekannte, wie auch zu wenig bekannte Wahrheiten der Mathematik, Physik und Philosophie, und deren gemeinnützliche Anwendung, besonders auf die Oeconomie in Pommern und den benachbarten Provinzen; eine Monatschrift mit Kupfern von Johann

Johann Jacob Meyen. Alt-Stettin. 1787. 320 S. in 8. 1 Kupfer.

Der Verf. gedenket durch diese Monatschrift (von welcher wir die Monate November 1787. bis Martius 1788. vor uns haben) mehr Geschmack an der Mathematik, Physik und Philosophie in der Lesewelt zu verbreiten: und da diese Wissenschaften unter die nothwendigsten Kenntnisse nicht allein, des Geschäfftmanns, sondern auch für jeden, der nur Anspruch auf gesunden Menschenverstand zu machen gedenkt, allerdings gehören; aber leider wie die Erfahrung lehret, zu öfters vernachläßigt werden, so ist allerdings die Absicht des Verf. lobenswürdig. Da er besonders für Pommern zu schreiben gedenket, so hat er auch mehrentheils solche Gegenstände gewählt, von welchen er durch die Erfahrung überzeugt seyn mochte; daß seine Landsleute oder doch zum wenigsten viele unter ihnen, irrige Begriffe davon hätten. Oefters scheint es aber Rec. als wenn Personalien mitunterliefen, die doch wohl vermieden werden müßten. Auch kann man die heftige Schreibart, die sich hin und wieder findet, nicht billigen; dieses ist nicht die beste Methode Aufklärung zu bewirken.

Im Jahr 1769. setzte die Königl. Academie in Berlin einen Preiß auf die Frage: „Wie geht es zu, daß die Oeconomie bisher so wenig Vortheil von der Physik und Mathematik gewonnen hat? maßen die Mathematiker und Physiker sich nicht mit der Oeconomie beschäfftigen, und selbst die besten Oeconomen keine Mathematiker und Physiker sind; ferner wie kann man diese Wissenschaft zum gemeinen Nutzen in die Oeconomie einführen, und in dieser Verbindung auf Grundsätze kommen, die in der Ausübung brauchbar sind? Der Verf. erhielt den Preiß, und seine Schrift kam in Berlin bey Haude und Spener heraus, wurde aber nicht sonderlich gekauft. Endlich schickte man, wie der Verf. versichert, die ganze Auflage nach Schleswig (wozu?) und nach der Schweiz, wo ein Seminarium sich befinden soll, (wo?) in welchem über diese Preißschrift gelesen würde. Der Rec. weiß nicht was er hiezu denken soll, so unwahrscheinlich ist es. Vielleicht ist es ein Compliment eines höflichen Mannes, der dem Verf. nicht so gerade ins Gesicht sagen wollte, daß seine Schrift den Weg alles Fleisches gegangen sey. Dieses ist ein Schicksal das

das schon mehrere ähnliche Arbeiten betroffen hat, und kann den Verdiensten eines Verfassers an sich nicht schaden. Nun diese umgekaufte und nach Schleßwig und in ein Seminarium in die Schweiz geschickte Preißschrift ist, wie der Verf. versichert, die Basis zu dieser Monatschrift. In wie weit sie aber genutzt worden, ist nicht gesagt, und Rec. kann es auch nicht bestimmen, weil er diese Schrift nie gesehen hat, und hofft deshalb Verzeihung vom Verf. der wirklich darüber in übler Laune zu seyn scheint, daß in ganz Pommern nur 3 Exemplare davon existirten. Der Rec. ist nie in Pommern gewesen, und hat selbst von diesen 3 Exemplaren keines sehen können.

Die Abhandlungen selbst sind von sehr verschiedener Art, und folgende. Von der Anstalt der Natur um den Sinn des Gesichts und des Gefühls auszubilden, und dem Streite der Politesse wider sie. Rec. empfiehlt sie zu lesen, besonders denen, die gern, (nach dem Ausdrucke des Verf.) alles befingern. Widerlegung eines Vorurtheils von der Gewalt des Wassers bey Sturmwinden, besonders der Eisschollen am Swinemündeshafen. Sehr gut; daß man aber die Pfähle durch Querhölzer nicht mit einander vereinigen, und diese mit dem Ufer verbinden sollte, wie der Verf. mit Recht vorschlägt, auch aller Orten geschicht, ist unerklärbar. Man nennt sie, so viel Rec. wissend ist, Schwangruthen. Demonstration des Principii indiscernibilium. Diese ist wohl nach dem Laufe der Zeit und den Fortschritten der Philosophie seit Gottschedts Zeiten zu spät abgedruckt; aber brauchbar dem Leser einen Begriff von den Kombinationen, auf welchen der Beweiß beruhet zu geben. Vorläufige Betrachtung des Mangels an guter Einrichtung der Wassermühlen, und anderer Maschinen an Wasser. Ganz übertrieben ist es, daß die Mühlen so vielen Schaden verursachen. Käme es auf den Verf. an, so würden sie alle demolirt werden. Die hier geschehene Zurechtweisung Belidors und Karstens hätten wir hinweggewünscht: denn sie ist nichts weniger als gründlich! Es glaubt der Verf. mehr Deutlichkeit in den Satz zu bringen; dieses ist ihm sehr misglückt, da beyde zuvörderst erwiesen hatten, daß die druckende Kraft auf die Schnittöffnung BC u P die mittlere arithmetische Proportionallinie von AB und AC sey, so setzten sie dieselbe $= \frac{AB \times AC}{2}$. Dieses

tadelt

tadelt der Verf. und siehet diesen so ganz ungekünstelten Ausdruck für unschicklich an; und da er denselben auch in allen neuern Lehrbüchern eben so gefunden hat, so sucht er ihn zu verbessern, bestimmt den Unterschied beyder Größen, und saget nach dem, gewöhnlich zu allererst aufgestellten Lehrsatze in der Buchstabenrechnung, daß die große Größe weniger den halben Unterschied beyder, die mittlere sey. Dieses ist doch wohl nicht deutlicher, als wenn ich sage, die halbe Summe beyder ist die mittlere? Richtige Begriffe, von der Fruchtbarkeit des Ackers und der dazu nöthigen Zurichtungen. Rec. ist nicht vollkommen mit diesen richtigen Begriffen einig; besonders was die Fruchtbarkeit der Dünste (doch wässerige?), deren Einfluß auf den hygrometrischen Zustand des Tobacks, und die größere Wärme der obern Luftschichten für den untern anbelanget. Auch hatte der Tod des sel. Christlob Mylius eine ganz andere Ursache, als sein Klettern nach Pflanzen. Oeconomische Verbesserungen der dumpfigten Keller. Richtig beurtheilt: aber welcher Ausländer kann glauben, daß in Stettin kein einziger ausgepflasterter Keller wäre? Die Taxe der Victualien. Richtig gerechnet, aber falsch geschlossen. Der Aufseher eines Magazins oder jeder Becker der seine Früchte zur Mühle schickt, kann hievon Auskunft geben. Die Geschichte S. 158. ist merkwürdig, aber der Ausfall auf die letzte zu hitzig. Von alten und neuen Mauren. Mehrmalen schon abgemacht; aber immer werth wiederholt zu werden. Handlungszweige für Pommern. Ist gutgemeint; aber auch zu hitzig. Das Tannenholz, welches der Verf. spottweise, Baß- und Violinenholz nennt, soll gar zu nichts zu gebrauchen seyn, weder zum gewöhnlichen Ofenfeuer, noch zu Ziegelhütten. Wenns doch dem Verf. beliebte, in die Gegend des Rec. zu kommen, hier könnte er ihm zeigen, daß bey dem sogenannten Geigenholze, die strengflüßigsten Erze zu gute gemacht, sehr gute Ziegel gebrannt, auch recht gutes und berühmtes Porcellan und Glaß verfertiget wird, ob man gleich auch Bäße und Geigen daraus macht. Flachs aus Amerika. Ein Projekt! Erklärung einiger wunderlicher Vorempfindungen der Thiere. à la Mylius. Handel nach Amerika. Von der Güte des Saamenkorns, und deren Einfluß auf den Reichthum des Ertrages. Es wird gezeigt, wie man auf einen Morgen Land 347 Schfl., sage drey hundert vierzig und sieben Scheffel Korn, ärndten kann. Von lateinischen und deutschen Hexametern. Franklin der Philosoph

und

und Staatsmann. Ist eine Bekanntmachung eines Gedichts vom Verf. das zur Aufmunterung des Handels nach America geschrieben ist. Vom Seitendruck des Wassers auf die Schützen der Mühlwehre.

Rg.

Der Freymüthige, eine periodische Schrift von einer Gesellschaft zu Freyburg in Breisgau. Dritten Bandes zweytes Stück. Ulm und Freyburg, bey Wohler. 1785.

Schon der Vorbericht ist wichtig, und verräth die helle Denkungsart der Verf. dieses gemeinnützigen Journals. Sie lassen sich durch das Gebell der Hagiophile, Hotze und des neuernannten Servati, und wie alle die Lärmer und Schwärmer heißen, nicht irre machen, sondern gehen ihren Weg ruhig fort, und

— — — achten nicht,
Was von ihnen ein Dummkopf spricht.

Ein Ungenannter hatte es den Verfassern zum Verbrechen angerechnet, daß sie durch Aufwerfung verschiedner Fragen und Zweifel die innere Ruhe mancher gutherzigen Seele, wie er sagte, gestöret, ihr das Leben vergällt, und ihren Fluch verdient haben. Sie antworten hierauf freymüthig und gründlich: „Jeder Zweifel, jede Ungewißheit ist mit ei-
„ner Art von Unruhe verknüpft; aber wie und warum soll
„diese Unruhe je zu einem so hohen Grade steigen, daß sie
„uns zur Qual und Marter werde, daß sie uns das Leben
„vergälle? Sind wir nicht durch Vernunft und Offenbarung
„verpflichtet, die Religion zu prüfen? Was heißt die Re-
„ligion prüfen anders, als untersuchen, ob sie die wahre sey?
„Untersucht man die Wahrheit einer Sache, von der man
„schon vollkommen überzeugt ist? Und was heißt noch nicht
„vollkommen überzeugt seyn anders, als zweifeln, mehr
„oder weniger zweifeln, je nachdem zur vollkommnen Ueber-
„zeugung mehr oder weniger fehlt? Die Erfüllung meiner
„Pflicht also sollte den Frieden meiner Seele stören, und mir
„das Leben vergällen können? Unmöglich! — Wenn die
„Gläubigen weder die Religion bezweifeln, noch ihre Reli-

„gionszweifel vortragen dürfen, wer ist mir Bürge dafür, „daß nicht eben darum alle Welt zweifelt, alle Welt Glau„ben und Ueberzeugung heuchelt?“ — Hierauf giebt der Verf. die Merkmale einer pflichtmäßigen Religionsprüfung an. Sie muß aus Liebe zur Wahrheit, mit Sorgfalt und Unpartheylichkeit, mit der größten Bereitwilligkeit, der Wahrheit, sobald sie entdeckt ist, gewissenhaft zu folgen, unternommen werden; die Zweifel müssen nicht aus unreinen Quellen fließen, oder verwerfliche Absichten, und die Befriedigung niedriger Leidenschaften zum Grunde haben. Ich denke (fährt der Verf. fort) daß ein Mensch, der die Wahrheit mit aufrichtigem Herzen sucht, wenn er sie gleich nicht findet, ja noch obendrein verfehlet, doch caeteris paribus ein besserer Mensch sey, als tausend andre, die sich um die Wahrheit nie bekümmert, und sie nur von ohngefähr ertappt haben.“

Der Iste Artikel des Stücks selbst enthält die Fortsetzung der K. K. Verordnungen in geistlichen Dingen, wozu am Ende Reflexionen und Anmerkungen folgen, welche lesenswerth sind. Der IIte ist der wichtigste, und betrifft die Ohrenbeichte. Der Verf. ist mit Hrn. Eibel nicht zufrieden; seine Schrift hält er nicht nur für mangelhaft und unvollständig, welches bey dem Umfange dieser Materie noch zu verzeihen wäre, sondern auch für ziemlich unordentlich, verworren und unbestimmt. Aus dieser Ursache unternimmt er hier selbst die Arbeit, sowohl die Beweise der Katholiken für die Ohrenbeichte, als die Gegengründe der Protestanten unpartheyisch vor die Augen zu legen, und dem Leser das Urtheil hierüber anheim zu stellen.

Der Unterschied zwischen Katholiken und Protestanten ist in diesem Stücke kein andrer, als daß jene behaupten, die Beichte vor einem Priester sey ein von Gott vorgeschriebenes nothwendiges Mittel, Vergebung der nach der Taufe begangenen Sünden, (besonders Todsünden) zu erhalten, und man habe schon in den ersten Zeiten des Christenthums diese Nothwendigkeit anerkannt, welches die Protestanten verneinen. Die Gründe der Katholiken holt er aus Natalis Alexander, und die der Protestanten aus dem Dalläus, und trägt sie nach Recensentens Urtheile so unpartheyisch vor, daß man den Forscher nach Wahrheit nicht verkennen kann. Aber gestehen muß man, daß die Stellen der Kirchenväter, auf welche sich die Katholiken berufen, und woraus sie ihre histori-

historischen Beweise für die Nothwendigkeit der Ohrenbeichte schöpfen, eben so viel als nichts für sie beweisen. Alle diese Stellen reden von der in den ersten Jahren der Christenheit gewöhnlich gewesenen öffentlichen Buße, wie aus dem Zusammenhange erhellet. Auf gewisse öffentliche Laster waren nämlich damals kanonische Bussen geschlagen, und der Sünder mußte sich dadurch mit der Kirche aussöhnen, ehe er wieder zur Theilnehmung der Sakramente eingelassen wurde. Die Lehre von der Nothwendigkeit der geheimen oder sogenannten Ohrenbeichte wurde erst von Innocenz III. im 13ten Jahrhunderte festgesetzt; aber auch nach der Entscheidung des Innocenz fehlte es nicht an einsichtsvollen Männern, welche an der Wahrheit dieses Lehrbegriffes zweifelten. Unter diese gehören vorzüglich Petrus Lombardus, Gratian und der gelehrte Erasmus von Rotterdam. Erst durch das Concilium von Trient wurde die Streitfrage zur Gunst der Ohrenbeichte entschieden, so daß man jetzt den für einen Ketzer hält, welcher läugnet, daß selbe nebst der priesterlichen Lossprechung einem Menschen, der eine schwere Sünde begangen hat, zur Seligkeit unumgänglich nothwendig sey. Doch gab es noch erst vor Kurzem einen berühmten katholischen Theologen, welcher in einem dem Pabste selbst zugeeignetem Buche denjenigen von der Ketzerey frey sprach, welcher diese Nothwendigkeit für eine zwar in der Schlüsselgewalt gegründete, aber in der gegenwärtigen Ausdehnung erst von dem Concilium zu Trient verordnete Disciplinsache hält, die übrigens in den ersten Jahrhunderten des Christenthums nicht üblich war. Man darf ohne Ketzerey behaupten, sagt er, daß Christus der Kirche das Urtheil überlassen habe, was sie bey dem Gebrauche ihrer Gewalt zu binden und aufzulösen, ihrer Erkenntniß und ihrem Wissen ausdrücklich vorbehalten wolle. Dieser Theolog ist der regulirte Chorherr Eusebius Amort zu Polling in Baiern. Sein Buch, welches er zu Venedig 1744. drucken ließ, und dem damaligen Papste Benedikt XIV. zueignete, führt den Titel: Demonstratio critica religionis catholicae nova, modesta, facilis. Die Stelle, welche der Freymüthige anführt, ist zu merkwürdig, als daß Recensent sie nicht hersetzen sollte, obwohl sie etwas lang ist: Suppono, sagt Amort S. 253. ff. Christum non determinasse quoad speciem infimam materiam, sacramentorum in omnibus sacramentis; saltem id Christum fecisse non est de fide. — Si ergo quis dicat, aut sentiat, Christum

 eccle-

ecclesiae reliquisse potestatem, etiam in sacramento poe-
nitentiae determinandi materiam quoad speciem infimam,
sicque determinandi, quaenam peccata velit reservare cla-
vibus ac cognitioni ecclesiae, non sentiret contra fidem
aut contra definitiones concilii Tridentini. — Certe ita
sensisse P. Hallerium, celebrem scriptorem catholicum, nec
propterea suspectae fidei notatum; refert Morinus de poe-
nit. L. 8. C. 25. n. 15. — Haec doctrina non repugnat
scripturae, quia Christus liberum reliquit ecclesiae, quae-
nam peccata velit reservare suae cognitioni dicens: Quod-
cunque ligaveritis etc. Neque concilio repugnat Triden-
tino, dum Sess. 13. cap. 5. declarat: *a Christo integram
peccatorum confessionem institutam esse, eamque post
baptismum lapsis jure divino necessariam existere, — et
oportere a poenitentibus omnia peccata mortalia in con-
fessione recenseri.* Responderi enim poterit, non esse in
Tridentino definitum, tanquam articulum de fide; quod
ecclesia semper ita senserit, adeo requiri integram pecca-
torum confessionem, eamque semper fuisse in usu: sed
id praecise esse de fide, quod integra peccatorum confessio
requiratur jure divino, quod verificari potest dicendo;
Christum specialiter contulisse ecclesiae jus retinendi quae-
libet peccata suae cognitioni; ita ut nec ipse Deus velit
ea remittere sine confessione, quae ecclesia voluerit pro
congruitate locorum ac temporum retinere, ac reservare
suae cognitioni. Neque huic explicationi obstat Trident.
Sess. 14. can. 1 — et 4; quia ut Bellarminus de poenit. L.
I. Cap. 11. observat, poenitentia foret sacramentum, etsi
confessio non requireretur jure divino; salvaretur enim
ratio sacramenti in absolutione ultro confitentium et digne
poenitentium. Hinc non esset contra Tridentinum, si-
quis diceret, confessionem esse quidem partem integran-
tem sacramenti poenitentiae, quae quidem tum ex natura
actus judicialis ad decentem eius administrationem, tum ex
intentione Christi et determinatione ecclesiae exigatur,
non tamen eam esse partem essentialem, tam ex natura
actus quam ex intentione Christi pro nullo statu ecclesiae
aut conditione personarum dispensabilem. Certe si nunc
varii casus et motiva dispensant ab integritate confessio-
nis, cur non potuerit primis temporibus complexus plu-
rium difficultatum, in obligatione generali ad exactam et
omnimodam integritatem reperibilium, praebere ecclesiae
moti-

[illegible] ad generalem quamdam circa quotidiana magis delicta gravia dispensationem etc. etc. — „Wenn es von „der Willkühr der Kirche abhängt, fährt der Freymüthige „sehr gründlich fort, wie sie ihre Schlüsselgewalt ausüben „wolle, und wenn sie dieselbe nach Erforderniß der Umstände „und der Zeiten ausdehnen, oder einschränken kann; so muß „auch erlaubt seyn, zu fragen, ob die Kirche jederzeit einen „weisen und nützlichen Gebrauch davon gemacht habe, und „besonders ob die in der ersten Kirche ungewöhnliche und un„bekannte Ausdehnung dieser Gewalt, und das Gesetz, alle, „auch die geheimsten Todsünden mit ihrer Zahl und mit allen „beträchtlichen Umständen einem Priester zu entdecken, sich „mit der liebenswürdigen Simplicität, der Leichtigkeit und „dem sanften Geiste der Religion Jesu vereinbaren lasse; „ferner ob nicht diese Nothwendigkeit, zu beichten, wenn sie „auch den rohen Sitten, und der krassen Ignoranz der Chri„sten im Mittelalter angemessen war, in aufgeklärten Zeiten, „und bey verfeinerten Nationen, wo der Religionsunterricht „merklich verbessert ist, und der Trieb der Ehre und die Ge„fühle der Schamhaftigkeit in eben dem Verhältnisse steigen, „als die Ungezogenheit, Frechheit und Unverschämtheit zum „Glücke und zur Ehre der Menschheit fallen, ob nicht, sage „ich, die Nothwendigkeit zu beichten, im Ganzen genommen, „mehr Schaden als Nutzen bringe, und ob also die Kirche „nicht weit besser daran thun würde, wenn sie den Wünschen „vieler tausend rechtschaffner und einsichtsvoller Katholiken „entspräche, und die Ohrenbeichte, ohne sie gänzlich abzu„schaffen, wenigstens einem jeden freyließe? Alle diese Fra„gen und Untersuchungen sind mit der Meynung, die Arnort „für gut katholisch erklärt, und Päbste und Bischöfe dafür „gelten lassen, verknüpfet, und jeder Katholik mag sie nach „seinem Gewissen und nach seinen eigenen Einsichten beant„worten." Rec. stimmt in diesen Wunsch des Freymüthigen mit ganzem Herzen ein; setzt aber, weil er unter Katholiken lange gelebet, und ihre Denkungsart kennen gelernt hat, nach seiner Ueberzeugung noch einen Wunsch bey, daß nämlich diese Abschaffung oder Freystellung der Ohrenbeichte mit der erforderlichen Klugheit und Behutsamkeit geschehe. In dem Kopfe des gemeinen katholischen Mannes hängen die Begriffe, Buße, Beichte, Sünde, so fest zusammen, daß wer nur einen davon unvorsichtig verrückt, das ganze Gebäude wankend macht. Die Ohrenbeichte, ohne vorläufige

gründliche Belehrung, und Trennung dieser Begriffe aufhe-ben, würde für die Moralität schädlich seyn. Der sinnliche Katholik würde glauben, man habe die Buße aufgehoben, und Sünde habe aufgehört, Sünde zu seyn.

J. T.

Papiere des Kleeblatts, oder Ecksteiniana, Brandiana und Andresiana. Sine amore jocisque nil est jucundum. Hor. Melford und Leipzig, bey R. I. Boie. 1787. 528 Seiten in 8vo.

Das deutsche Publikum ist es schon zu sehr gewohnt, von seinen Schriftstellern, besonders von seinen jungen Schriftstellern seltsame Komplimente anhören zu müssen, als daß ihm eine Anrede, wie sich der Herausgeber gegenwärtiger Sammlung erlaubt, sonderlich auffallen könnte. „Geliebter „Leser, unbekannter Freund, wir überreichen dir hier ein „Büchelchen, in der guten Absicht, dir Vergnügen zu ma-„chen. — — Du darfst ja kosten, und es steht dir frey, „ob du kaufen und lesen willst, oder nicht. Auch loben und „tadeln steht dir frey. Aber, wenn du beydes mit Ver-„nunft thust, so ists am besten.“ Rec. gesteht, daß ihm dieser ziemlich geniemäßige Eingang nicht das Beste hoffen ließ; allein er fand sich im Buche selbst auf eine ziemlich angenehme Weise in seinen Erwartungen getäuscht. Es enthält:

I. Der Schlaftrunk. Ein Lustspiel in drey Aufzügen. Ein Torso Lessings, ergänzt von Dr. Eckstein. Erst Lessings Fragment, das bis in die Mitte der 7ten Sz. des 2ten Akts geht, wörtlich abgedruckt. Von dieser Szene bis zum 5ten Auftritt des 3ten Akts hat sich der Verf. in der Ausführung genau an Lessings hinterlassenen Plan gehalten. Die letzten eilf Auftritte sind nach des Verf. eigenem Entwurf oder vielmehr nach der Vermuthung ausgeführt, die der Bruder des verstorbenen Dichters über die Art äussert, wie er glaubt, daß sie von ihm wären ausgeführt worden. (S. Theatral. Nachlaß. 1. Th. Vorbericht S. XXI. u. s. w.) Samuel erhält wirklich den Schlaftrunk, und versäumt darüber den Termin. Kaum ist er erwacht, und

und mit Schrecken gewahr worden, daß die Zeit verflossen ist, als Berthold erscheint, und ihm aus dem Traume hilft. Er gesteht, daß ihm S. wirklich die Schuld abgetragen, aber vergessen habe, Quittungen zu fordern. Um ihm hierüber einen kleinen Denkzeddel zu geben, habe er ihn in den Prozeß verwickelt, den er aber gern fallen zu lassen bereit sey. Sie versöhnen sich, und Karl Berthold erhält Charlottens Hand. Philipp, Ss. Bruder, hat sich in der Trunkenheit (Sc. 7. A. 2.) gegen Finetten so weit bloß gegeben, daß er ihr den Antrag gethan, sie zu heyrathen, wenn sie ihm behülflich seyn wolle, seinen Bruder aus der Welt zu schaffen. Finette hält ihm dieß bey nüchternem Muthe vor, und droht ihm, seine Schande zu entdecken, wenn er sich der Verbindung der beyden jungen Leute weiter widersetzen würde. Also sind auch von dieser Seite die Schwierigkeiten gehoben. — Was die Ausführung betrifft, so ist sie wirklich nicht ohne Verdienst, obgleich nichts weniger, als ganz im Geiste Leßings. Die Charaktere sind ziemlich gut gehalten, der Dialog ist größtentheils leicht und fließend, hat aber wenig von dem originellen Gange und dem Feuer, und nur schwache Fünkchen von dem Witze des großen Dichters. Einige Stellen sind ziemlich gemein, und schmecken nach dem Pöbel. Z. B. wenn Charlotte S. 47. sagt: „Du sprichst „ja so räthselhaft, Lucinde, wie Anne Marie, die Kaffee-„prophetin." Seltsam klingt die Anspielung auf den Pastor Amor aus Finettens Munde, und dürfte nur dem allerkleinsten Theile der Zuschauer verständlich seyn. Einige große Unwahrscheinlichkeiten sind mit der Anlage des dritten Akts verbunden. Wie kann sich der Zuschauer überreden, daß die 12 kurzen Auftritte 3 — 15 die Zeit von drey Stunden ausfüllen sollen? Eine andere, noch größere Unwahrscheinlichkeit ist die kurze Wirkung des Schlaftrunks, nur durch fünf Scenen hindurch. Auch in dieser Rücksicht ist es uns sehr wahrscheinlich gewesen, daß Leßing seinem Alten den Schlaftrunk auf eine andere Art würde haben beybringen lassen, etwan den Abend vorher, oder, daß er vielleicht gar dem Stücke vier Aufzüge gegeben haben dürfte. So viel scheint ausgemacht zu seyn, daß er den noch vorhandenen Plan bey der Ausführung selbst gewiß nicht pünktlich befolgt haben würde; denn es hat allen möglichen Anschein, daß dieser Plan nichts als ein flüchtiger Entwurf ist, deren er, wie sein Bruder erzählt, bey jedem Stücke mehrere aufzusetzen pflegte.

II. Allmanach der Allmanache oder Jahrbuch der Narren von Matthias Tobias Brand, einem Enkel des Sebastian Brand. Eine Satyre über die ungeheure Menge der jährlich in Deutschland erscheinenden Taschenbücher. Es sind recht gute satyrische Züge darin, aber die Erfindung scheint uns etwas gezwungen und frostig. Der Verf. erzählt, wie er auf den Einfall gerathen, seine Einsamkeit, in der seine lieben Griechen und Römer ihn gefangen hielten, zu verlassen, und nach Halberstadt zu gehen, um Gleim zu besuchen. In der Unterhaltung mit ihm lernete er viel wackere Landsleute als vortreffliche Schriftsteller kennen, und schämte sich, seit fünf Jahren seinem Patriotismus alle Nahrung versagt zu haben. Er verschrieb sich also gleich nach seiner Heimkunft einen Stoß der neuesten Meßprodukte. Das Paket kam und brachte lauter Allmanache mit. Hierüber lachte sich der Verf. zu Tode. Er langte in der Unterwelt an, wo er seinen Ahnherrn Sebastian Brand antraf, der ihm zwey wichtige Geschenke gab, mit denen er auf die Erde zurückkehrte. Diese bestanden in einem Beutel mit Geld, der niemals leer wurde, und in einem wunderbaren Pferde Nephelion, von dessen Eigenschaften sich die Leser im Buche selbst unterrichten mögen. Zuletzt erhält er noch ein paar gute Lehren auf den Weg. „Sprich fein natürlich, Matthias. „So gern ich dir meinen Geist, dreyfach gewonnen, gönne, „so merke ich doch aus deiner weitschweifigen, gesuchten Rede, „daß es damit nicht so leicht geht, wie mit den beyden übrigen Geschenken. Also, noch einmal, Matthias: sprich fein „natürlich! du mußt eben nicht nach dem Beyspiele der Poeten, Kraftmänner und anderer deiner Zeitgenossen, die „Sprache einhergehn lassen, wie die Paviane in Abyßinien: „allein eben so wenig verrenke und verschraube ihr die Glieder „nach dem Muster Meißners und seiner Nachahmer im „pommerschen Archive. — Der unverzeihlichste Fehler aller „bisherigen Meister der Narrenkunde ist, daß sie in einem „Odem fort spotten, ohne abzusetzen; daß sie den Tempeln „der Schönheit und gefälligen Tugend vorübergehn, ohne ein „Opfer wahrer Empfindung zu bringen, und daß sie eben „deswegen leicht Gutes und Böses ohne Auswahl mit ihrer „schwarzen Kohle zeichnen. Willst du deine Vorgänger auf „eine edle Weise übertreffen, lieber Matthias, so suche ein „gefühlvolles Herz mit einem scharfen Beobachtungsgeiste zu „vereinigen. Verliebe dich immer bis zum Enthusias-

mus

„was ihr die Schönste der Grazien, Tugend genannt;
„ehre ihre Kinder, und geissele ohne Schonung das
„Narrengezüchte von Kamschatka bis Californien.“

III. Das Gesetz, oder der Senat, eine südamerikanische Feengeschichte von Matthias Tobias Brand. Eine beissende Spötterey über die neuere Pädagogik, die noch mehr wirken würde, wenn der Verf. sich etwas kürzer zu fassen wüßte. In einer solchen Allegorie darf kein Zug ohne in die Augen fallende Bedeutung seyn, der Witz muß Schlag auf Schlag fallen, wenn man nicht gähnen soll. Und überhaupt ist es keinem Schriftsteller weniger erlaubt, langweilig zu werden, als einem Spötter.

IV. Epigrammen aus Holbergs lateinischer Sammlung von Matthias Tobias Brand. „Auf einer „kleinen Reise in dem Lande, um welches Holberg sich un„sterbliche Verdienste erworben hat, fielen mir seine lateini„schen Epigrammen in die Hände. Sie unterhielten mich; „und weil ich gerade unterwegs keine andere Beschäfftigung „hatte, so übertrug ich ein halbes hundert der Besten in mei„ne Schreibtafel. Einige hat das Museum bekannt gemacht.“ — und bey dieser Bekanntmachung hätte es immerhin sein Bewenden haben mögen, da die meisten wenig mehr, als sehr mittelmäßig, und manche ganz schlecht sind. Wir setzen zur Probe zwey davon her, und zwar, unserm Gefühl nach, das beste und das schlechteste.

Schiffer Marcus.

Erde, du sollst vergehn, sprach Ziehen. Doch Marcus, der Schiffer,
Sprach: Mich kümmert es nicht, morgen geh ich zur See.

Demüthiger Glückwunsch an einige Jünglinge, die neulich mit grossen Titeln begnadigt worden.

Daß man euch Kälber ehrt, hat innigst mich gefreut:
Was wird nicht erst geschehn, wenn ihr erst Ochsen seyd.

V. Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten gründlich erwiesen von Christian Ludwig Liskov. Für unsere Zeiten bearbeitet, so wie nicht minder mit Einleitung und Anmerkungen berei-

ben von M. C. Brand. Mit Recht vermuthet der Verf. daß seine Einleitung und Anmerkungen zu Liskovs Satyre der interessanteste unter seinen Beyträgen seyn möchte. Es ist ein wirkliches Verdienst, daß er das Publikum wieder so lebhaft an seinen unverdienter Weise in Vergessenheit gerathenen Liskov erinnert. Liskov war nicht allein für die Zeit, in welcher er schrieb, ein vortrefflicher Schriftsteller, er schrieb mit einem Geist und einer Kraft, die selbst in unsern Tagen nur Wenigen zu Theil worden ist. Noch war kein Deutscher vor ihm ein solcher Meister in der Ironie, und nur einige Wenige haben ihn in der Folge übertroffen. Sein bester Aufsatz ist ohnstreitig die hier abgedruckte Abhandlung von der Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten, eine Satyre ganz mit Lucians Laune und Swifts beißendem Witz geschrieben. Gewiß werden es viele Leser, welche die so selten gewordene Ausgabe der Liskovischen Schriften nie gelesen haben, dem Verf. Dank wissen, daß er diesen Aufsatz hier mit einigen Aenderungen drucken lassen. Da wir Liskovs Schriften eben nicht bey der Hand haben, so können wir nicht genau bestimmen, wie viel Freyheiten er sich hierbey genommen hat; doch scheint er uns die Schranken der Modernisirung nicht überschritten zu haben. Von den Anmerkungen sind die meisten des Textes würdig, und sind wegen der Anspielungen auf jetztlebende Schriftsteller unterhaltend und pikant. Voran steht ein Etwas über Liskovs Leben und Schriften. Unser Autor vertheidigt Liskoven sehr glücklich gegen den Tadel des Verf. der Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten, und vorzüglich seinen moralischen Charakter. Nachrichten von seinen Gegnern, die ihn immer erst durch ihre Hitze und ihren Ungestüm reizten. Von dem Dompropst Dreyer zu Lübeck erhielt der Verf. folgende Nachrichten, Liskovs Leben betreffend. Liskov hieß nicht Christoph Friedrich, sondern Christian Ludewig. Er war als Kandidat der Rechte zu Lübek Hofmeister bey dem Domdechant und Geh. Rath von Thienen. Hier spann sich der Streit mit Sievers an, von dessen Vater L. beleidigt worden war. Von Lübeck kam er als Privatsekretär zu dem Geh. Rath von Blome, dem Probst des adl. Klosters zu Pretz ohngefähr 1738. oder 1739. Um diese Zeit lebte er auch eine Weile im Meklenburgischen auf dem Lande. Nach einem Zeitraum, in welchem uns alle Nachrichten verlassen, findet man ihn in Dres-

den

den wieder, wo er an dem Geh. Kammerrath von Heinecke einen thätigen Gönner hatte. Er beleidigte durch Sarcasmen seinen Gönner, und durch Sarcasmen über den damaligen englischen Minister am Dresdner Hofe zog er sich das Unglück zu, Dresden verlassen zu müssen. Er starb zu Eulenburg in Meissen 1759. und, wie man sagt, im Arrest. Wir sind unsern Lesern einige Proben von den Anmerkungen des Herausgebers schuldig. Er spricht im Namen der elenden Scribenten: „Und wenn ihr (guten Schriftsteller) auch Ruhm „einerndtet, was habt ihr denn, was wir ohne alle Mühe „für Geld und gute Worte nicht auch hätten? Gewiß es „lohnt nicht der Mühe, daß euer Kant, und Zimmermann, „und Engel, und Flögel, und Plank viele Jahre vorarbei„ten und sammlen, ehe sie mit einer Kritik der reinen „Vernunft, oder einem Werke über die Einsamkeit, „oder einer Mimik, oder einer Geschichte der komischen „Litteratur, oder einer Geschichte des protestantischen „Lehrbegriffs auftreten können. Diese Herren versagen „sich alle Freuden des Lebens, arbeiten mit äußerster An„strengung ganze Jahrzehende, sammeln auf Reisen, und „aus allen Bibliotheken mit Mühe und Gefahr, und verwen„den nicht selten einen großen Theil ihres Vermögens, ehe „sie einmal ihre Werke anfangen, und zwar solche Werke, „wofür ihnen am Ende keiner von uns Dank weiß. Ist denn „das nicht Thorheit? Da lebt in Braunschweig oder Wolfen„büttel, (wo der heillose Leßing, unser Antichrist, Gott„lob! nicht mehr lebt) ein Mann, Leisewitz heißt er, und „soll ein Trauerspiel geschrieben haben, ein Ding von 68 „Seiten ohngefähr, wenn ich mich nicht irre, wovon unsere „Gegner in ihrer lächerlichen Armuth ein Mächtiges rühmen. „Dieser Ehrenmann hat nun gegenwärtig in zehn Jahren „keinen Laut von sich gegeben. Und was thut er denn? Hilft „er vielleicht unsern Brüdern, den ehrwürdigen Rosenkreuzern, „den Stein der Weisen finden? Nein! Arbeitet er vielleicht „mit unsern Gönnern, den Exjesuiten (denen es auf Erden „wohlgehen möge, weil sie auf den Himmel resignirt haben!) „an der Ausrottung der Vernunft und Verbreitung jenes „ruhmwürdigen Ordens? Keinesweges! Heilt er Kranke „durch den thierischen Magnetismus und desorganisirt Dumm„köpfe zu Propheten? O mit nichten, mit nichten! Er sam„melt Materialien. Und wozu? Zu einem Weltenbaue? O „lacht, trauteste Brüder, zu einer Geschichte des dreyßig„jäh-

„jährigen Krieges. Als wenn man sich dazu erst dreyßig „Jahre lang rüsten müßte! Traun, ich wette, jeder unter „uns würde ohne solche Vorbereitung ein solches Werk an„fangen, und es vollenden können, ehe sich der Wolfenbüt„ler die Federn schneidet. Besonders müßte Hr. Geisler, „der das großbritranische und türkische Heer unter seinem „Commando hat, den Tilly und Wallenstein mit geringer „Mühe schlagen, und den ganzen Krieg in wenig Wochen „endigen können. Unsere Gegner rühmen indeß eine solche „Langsamkeit und rufen: an ihm werden wir den deutschen „Robertson erleben. Das ist denn auch was Rechtes! — „Ja, beste Brüder, es ist unser Glück, daß unsre Gegner „mit Blindheit geschlagen sind. Nach ihrer Weise werden „sie nie viel hervorbringen, und durch das Uebergewicht un„serer centnerhaltigen Bände müssen und können wir also sie „und ihre Werklein leicht erdrücken.“ Eben so glücklich und treffend ist der Spott in folgender Stelle: „Wenn unsere „Gegner es den Kraftmännern, Bothenläufern, Schärtlins „von Burtenbach, Shakespearianern und andern Meistern „meiner Zunft noch nicht verzeihen können, daß sie vor eini„gen Jahren den Versuch machten, eine etwas natürlichere „Sprache einzuführen; so müssen sie sich auch nicht wundern, „wenn wir die Sprachkünsteley ihres Meißners und seiner „Anhänger etwas übertrieben finden. Ich bin sonst dem „wackern Herrn Meißner recht gut. In seiner Bianca „Capello finde ich viele Stellen, die mich ganz in die Zeiten „des großen Lohenstein und Hofmannswaldau versetzen; „und da er nicht ohne Ansehen ist, so hoffe ich von ihm, so „sehr er sich auch für unsere Gegenparthey erklärt, er werde „den Geschmack an jenem kostbaren Style und künstlichen „Antithesen von Böhmen aus über Deutschland verbreiten. „Indeß aber verdirbt er es aber dadurch, daß er seiner Spra„che zu viel Noth auflegt, mit seiner und unserer Parthey. „Jene tadeln seine Weise, weil sie die Natur verunstaltet „und ihr widerspricht, und uns gefällt sie nicht, weil wir die „Kosten dazu nicht bestreiten können. Daher will ich ihn nur „noch mit aller ersinnlichen Höflichkeit gebeten haben, künf„tighin doch wie andere ehrliche Leute von seiner Parthey zu „schreiben, die es uns wenigstens nicht so sauer machen; und „unsere wohlweisen Gegner erinnern, daß sie uns wegen un„sers kunstlosen Styls eher loben, als tadeln sollten.“

VI. Wolfgang von der Aue und Marie Glein. Ein naives Liebeshistörchen. Nach einem frankogallischen Manuscript des 16ten Jahrhunderts deutsch bearbeitet von Andres. Nach Sauvigny's bekannter *Histoire amoureuse de Pierre le Long etc.* Ein ziemlich artiges Liebesgeschichtchen, von dem man aber auch freylich nicht viel mehr sagen kann, als das. Von der gerühmten Naivität finden wir darin eben nicht viel Spuren, aber wohl einige Niaiserien. Die Manier der Erzählung hat doch nur wenig von der entzückenden Treuherzigkeit und edlen Einfalt der besten Schriftsteller jenes Jahrhunderts: einige veraltete Wörter und Redensarten machen es allein so wenig aus, als die Nüchternheit der Composition. Es gehört mehr, als gewöhnliches Genie dazu, sich ganz in den Geist eines verflossenen Jahrhunderts zu versetzen, und mit dem des 16ten Jahrhunderts ist es in unsern Tagen nur Einem Originalgenie, und zwar einem Deutschen gelungen. Uebrigens verdient diese Bearbeitung bey weitem den Vorzug vor einer andern im dritten Bande der Romanenbibliothek, die ein jämmerlicher Mischmasch mehrerer Dialekte, und der Idiotismen ganz verschiedener Zeitalter ist, und sich nicht ohne Eckel lesen läßt.

Nr.

Anekdoten und Bemerkungen über Wien. In Briefen gesammelt. Wien, bey Hörling. 1787. 264 Seiten in 8.

Es erweckt kein günstiges Vorurtheil für dieses Buch, daß sich der Verfasser oder Verleger genöthiget fand, den vorigen Titel desselben: Galanterien Wiens, so einladend derselbe auch in den Ohren der galanten Wiener Herren und Damen klingen müßte, in den gegenwärtigen umzuändern. Ausser Wien wird auch diese Spekulation wenig frommen. Vergebens hat Recensent in demselben nach Anekdoten gesucht — und die Bemerkungen die er gefunden hat, gehören wenigstens nicht in die Klasse der feinen, treffenden, und ungewöhnlichen. Der Verf. setzt Leser voraus, die in ihrem Leben zu sehr mit Verdauung beschäfftiget waren, um auch das alltäglichste zu bemerken. — Seiner Sprache nach ist er selbst ein Wiener — seiner politischen Gesinnung nach ein Patriot.

Bey.

Beydes erhellt indessen aus folgendem Pröbchen: S. 25. „Ich
„muß dir nicht erst sagen, Bester, daß überhaupt die Neigung
„eines Fürsten für die Bühne, und dessen Annahme (Ver-
„wendung) für dieselbe, NB! Zeichen seines verfeinerten Ge-
„schmackes, und seiner Liebe zur Aufblühung der Künste
„und Wissenschaften sind."

Kf.

Mercier's Nachtmütze. Dritter und vierter Band. Berlin, bey Unger. 1786. 8.

Auch diese beyden Bände haben viel Unterhaltendes, und eine gleiche angenehme Mannichfaltigkeit der meistens mehr berührten als ausführlich abgehandelten Materien, wie die vorigen. Manche darin vorgetragene Gedanken und Urtheile möchten freylich wohl nicht die genauere Prüfung des philosophischen Nachdenken aushalten, so scheinbar sie auch auf den ersten Anblick sind; aber so ernsthaft scheint auch ihre Bestimmung wohl nicht zu seyn. Der Ton der Uebersetzung scheint sich eher verbessert, als verschlimmert zu haben; wenigstens sind uns in diesem Bande nicht so viele Gallicismen und eigenmächtige Umänderungen aufgestoßen, wie in den beyden ersten. Daß aber das Original französisch ist, scheint doch noch überall durch; und wir geben zu, daß dieß an manchen Stellen unvermeidlich war.

Fr.

Damenbibliothek. Zweytes Bändchen. Berlin, im Verlage der Rellstabschen Buchdruckerey. 1786. 260 S. in 16.

Sowohl der Form nach, als an Schroot und Korne völlig dem ersten Bändchen gleich. Inhalt: I. Sechs ganze Gedichte von Jung, Jacobi, Friderike J. und Ungenannten. II. Drey prosaische Aufsätze. III. Ausgezogene Stellen in Versen und kurze Gedichte von Wieland und Hermes. IV. Ausgezogene Stellen in Prose von Meißner, Alberti, Zöllner und Frau von la Roche. V. Sechs eingeschickte Gedichte von Mächler, und einem Frauenzimmer. VI. Fort-

Fortsetzung des Lebenslaufs der Königin Christine von Schweden, gegen die der Geschichtskenner zwar manches zu erinnern haben dürfte, welche indessen doch hinreicht, Damen von dieser sonderbaren Fürstin einen etwanigen Begriff zu machen. An Druckfehlern mangelt es übrigens auch diesem Büchlein nicht, die aber Rec. gar nicht wundern, da er täglich wahrnimmt, daß Nachläßigkeiten dieser Art den deutschen Pressen immer eigener werden.

Nb.

Gedanken über den Zweykampf. Von einem Offizier aus ***. Frankfurt und Leipzig, bey Göbhardt. 1787. 9 Bog. kl. 8.

Vom Duell, Point d'honneur und dergleichen. Eine Beylage zum philosophischen Arzt. Frankfurt und Leipzig, bey Fleischer. 1787. kl. 8.

Wir nehmen beyde Bücher zusammen, weil sie einerley Materie abhandeln. Außerdem haben sie noch eine Sonderbarkeit. Dasjenige, was den Offizier zum Verfasser hat, eifert gewaltig wider die Duelle, und will sie durchaus abgeschafft wissen. Das, was der Arzt geschrieben hat, vertheidigt sie.

Das erstere ist in der That etwas langweilig geschrieben, und betrachtet die Sachen nur von der allergemeinsten Seite. Duelle sind allerdings ein sehr schlimmes Ding. Sie sind der Religion, dem Interesse des Staats, den Gesetzen und wenn man will, der Vernunft entgegen. Nicht zwar an sich. Denn im Stande der Natur müßte, der Vernunft nach, jeder Streit durch ein Duell entschieden werden; sondern weil es ungereimt ist, auf einer Seite im gesellschaftlichen, auf der andern im Naturstande zu leben. Allein das Vorurtheil ist nun einmal da. Große Herren wollen es selber nicht beym Militärstande ganz untergehen lassen. Und da ist die Lage der Offiziers erstaunlich hart. Es gehört für einen vernünftigen Menschen eine viel stärkere Aeußerung von Ehrliebe dazu, um einen Zweykampf zu bestreiten, als in das hitzigste Gefecht zu marschiren. In diesem, wenn man verwundet wird,

wird, hat man den Beystand seiner ganzen Parthey, das Lob und den Trost seiner Freunde, den Beyfall und die Belohnung seines Fürsten sicherlich zu erwarten. Da ist würklich der Schmerz der Wunde für jeden, der kein ausgemachter Weichling ist, eine Kleinigkeit. In jenem sieht man noch außer diesem Schmerz gerade das Gegentheil von allen diesen Dingen vor sich. Und doch muß man daran, wenn man nicht würklich entehrt seyn will. Denn was der Verf. sagt, daß die Duelle von allen Regenten aufs ernstlichste verboten wären, ist in Ansehung des Militärstandes würklich nicht wahr. Er citirt das Preußische Reglement ganz falsch. Denn er läßt den Art. aus, der unmittelbar vor dem voraus geht, den er anführt. Der von ihm angeführte steht im Infanterie-Reglement von 1750. p. 461. als der 1ste Artikel des 8ten Titels. Der, den wir meynen, steht p. 460. als der letzte im 7ten Titel, und heißt so: „Wenn ein Offizier eine Lachete begehet, oder auf sich was sitzen hat, und nicht ein braver Kerl ist; Alsdann der Oberste solches melden soll, und S. K. Maj. wollen einen solchen Offizier cassiren; Dieserwegen das Duell-Edict nicht aufgehoben werden soll, sondern S. K. Maj. confirmiren es in diesem Reglement, und weisen die Kriegsgerichte darauf an." Das heißt so viel, als die Officiers sollen keine Stänker, keine Säufer seyn, und sich nicht, wies dann heißt, um Bagatellsachen und im Soff schlagen; aber wenn ein unglücklicher Handel sonst vorfällt, soll man die Sache suchen zu vertuschen, weil das Schlagen nicht ganz abkommen soll. Wir glauben mit dem Verf. daß wenn Regenten, die Duellanten und Sekundanten allemal richtig hängen ließen, die Duelle abkämen; so wie auch die gemäßigte jetzt übliche Strenge dagegen, verbunden mit anständigern Sitten, sie sehr verringert hat. Uebrigens besteht sein ganzer Vorschlag, in der Errichtung eines Ehrengerichts, nach dem Plane des in dem Preußischen Gesetzbuche vorgeschlagenen, den er auch wörtlich beybringt, jedoch mit Auslassung des Hauptingredienzes desselben. Dieses besteht in der jedesmahligen Möglichkeit, daß der König auf die würkliche Vollziehung des Duells erkenne. Das ist nicht nur eine Hauptsache, sondern es wird auch als eine solche im Gesetzbuche angeführt.

Allein daß selbst dieß Ehrengericht doch nicht hinreichen würde, ist sehr leicht zu beweisen. Man denkt immer dabey

auf

auf große Beleidigungen; aber es giebt solche kleine, die das Gericht gar nicht entscheiden kann; die einem Menschen aber doch seine ganze Existenz verleiden könnten. Ich will ein geringes Beyspiel anführen. Es ist wo ein Ball. Ein Officier steht mit einem Frauenzimmer in der englischen Reihe. Ein anderer kömmt und stellt sich über ihn. Er stellt ihm das vor. Der andre weigert sich, obschon ohne Beleidigung, von da zu weichen, wo er einmal steht. Soll er das leiden? Wenn ers thut, so stellt sich sicher beym nächsten Ball alles über ihn, und außerdem wird kein einzig Frauenzimmer mit ihm tanzen wollen. Also muß er nun auf diese, seinem Stande, seinen Umständen, und vielleicht seiner Neigung so angemeßne Ergötzung ewig Verzicht thun. Soll ers dem Ehrengericht vortragen? Welche Weitläuftigkeiten um eine Posse! Und was soll das Ehrengericht nun für ein Urtheil fällen, wenn der, sich vorstellte, sagt: er habe sich entschuldigt, und weil er einmal da stand, nur nicht weggehen wollen, um den Tanz nicht zu stöhren. Nun müssen Zeugen verhört werden, ob der Tanz auch wirklich dadurch wäre gestöhrt worden, und doch bleibt jenem noch immer die Entschuldigung: er habe es so gemeynt: worauf ihm denn der Eid deferirt werden muß, daß er es so gemeynt habe. Um solchen Vorfällen nun in Zukunft abzuhelfen, wird das Ehrengericht oder der höchste Gesetzgeber wohl gar Ball- und Soupees- und Kaffeegesellschaftenreglements entwerfen müssen. Man bedenke, wo das hinausführt. So aber gehen die beyden Leutchen heraus, hauen sich; und eine solche Schlägerey hilft der Sache auf einmal auf ganze Jahre ab, nicht nur für die beyden, sondern für alle Menschen in dem Orte. Solche Dinge muß man bedenken, wenn man Vorschläge macht, und nicht glauben, daß allen gleich mit einem Gesetze abgeholfen ist.

Ganz anders, viel philosophischer, mit viel treffendern Bemerkungen, kurz wie man es von einem Weikard erwarten kann, ist die andere Abhandlung geschrieben. Eine feine Bemerkung ist es, daß Duelle ein kräftiges Mittel sind, despotische Staaten zu einer gemäßigten Monarchie zu machen. Eben so richtig ist der Satz, daß, wo sie im Schwange sind, sie sich durch sich selbst vermindern. Sie gebähren gegenseitige Achtung, feinere Sitten, und machen eben dadurch die Anlässe dazu viel seltner. Wo sie gar nicht existiren, müssen sie daher gestattet werden, da man sie hingegen da ohne Nach-

theil einschränken und erschweren kann, wo sie schon üblich sind, damit sie nicht in Mißbrauch ausarten. Stänker und Renomisten müssen nirgends geduldet werden; auch schaffen sie anjezt die Officiers selbst sehr geschwind aus den Regimentern. Es bemerkt auch der Verf. drollig genug, daß da die Theologie so vielen Menschen, wegen ihrer Meynungen das Leben gekostet hätte, so sollten die Herren Theologen doch ja gegen die Duelle nicht viel reden. Die ganze Schrift ist sehr lesenswerth. Ueberhaupt da der Mißbrauch mit den Duellen heut zu Tage sehr geringe ist, so könnte man, dächten wir, die Sache lassen, wie sie ist. Man läuft Gefahr, sie durch Künsteln nur ärger zu machen.

Ph.

Nouveau Dictionnaire de la langue Françoise et Allemande, composé sur le Dictionnaire de l'academie francoise et sur celui de M. *Adelung*. Enrichi des termes propres des sciences et des arts. Ouvrage utile et même indispensable à tous ceux, qui veulent traduire ou lire les ouvrages de l'une ou de lautre langue. Par *Chrétien Fredéric Schwan*, conseiller de la Chambre et membre ordinaire de la Société Allemande à Mannheim. *Tome prémier*, qui contient les lettres A — C. de l'alphabet francois expliqué par l'allemand. A Mannheim, 1787. gr. 8. 744 S. 1½ Bogen Vorrede.

Die beiden Theile dieses Schwanischen Wörterbuches, welche das deutsche Alphabet enthalten, sind in unserer Bibliothek 53 B. 1 St. 62 B. 1 St. und 63 B. 1 St. angezeiget worden. Hier bekommen wir nun den ersten Theil des französischen, welcher blos die Buchstaben A. B. C. in sich begreift, und auch diesen Theil hat der Verf. mit eben so vielen, ja wir möchten sagen, mit noch mehrerem Fleiße, als die deutschen, ausgearbeitet. Er hat sich nicht blos darauf eingeschränket, diejenigen Wörter anzuführen, welche das Diction-

naire

naire de l'Acad. hat aufgenommen, sondern auch andere bemerket, die in Richelets Wörterbuche gefunden werden, desgleichen auch die Kunst- und Handwerkswörter, man findet auch verschiedene veraltete Wörter, deren man sich zwar nicht mehr in der guten Schreibart, doch aber zuweilen noch im gemeinen Leben und im Kanzelleystyle bedient. Das alles war desto nothwendiger, da manche Wörter, welche das Dict. de l'Acad. ausgelassen hat, wirklich bey guten Schriftstellern angetroffen werden, die Kunst- und veralteten Wörter aber, vielen gänzlich unbekannt sind. Wir können daher dieses Wörterbuch mit vollkommenem Rechte empfehlen.

Eg.

Nachrichten.

Hr. von Archenholz in Hamburg kündigt auf Subscription ein Werk über die brittische Geschichte an. Sein Vorsatz ist, alle Jahr einen Band brittischer Annalen in deutscher Sprache nach folgendem Plane zu liefern: Die neueste Geschichte des brittischen Reichs vom Anfange des Jahrs 1788 in allen ihren Theilen, soll hier nicht Paragraphenweise, wie im Mercury, sondern ganz in historischer Form erscheinen. Man wird darin die Fort- oder Rückschritte der Britten in allen Zweigen ihrer Cultur durch Thatsachen bezeichnet finden; ferner die Verhandlungen ihres Senats, nicht zeitungsmäßig erzählt, auch nicht in Bruchstücken, wie die politischen Zeitschriften, sondern in einem großen Gesichtspunkt dargestellt; die Litteratur und Kunstgeschichte im Zusammenhange; die neueste Statistik des Reichs in Bezug auf Staatseinkünfte und Staatsschulden, auf den Zustand der Kriegsmacht zu Wasser und zu Lande, auf Bevölkerung, Handel und Industrie, desgleichen den Geist neuer Gesetze, neue Erfindungen, wenig bekannte oder veränderte brittische Sitten und Gebräuche; Bizarrerien einzelner Menschen, um die Verirrungen des menschlichen Verstandes bey vernünftigen Personen zu bezeichnen; die merkwürdigsten Rechtshändel, Entwürfe und Lustbarkeiten. Da man dabey die Würde der Geschichte nie aus den Augen verliehren wird; so werden viele Vorfälle, die

als Neuigkeiten des Tages in einem Zeitungsblatt währen-dig figuriren müssen, hier weggelassen, andere zum Theil bekannte ergänzt, andere berichtigt, noch andere, die nie im Mercury standen, weil der Herausgeber sie nicht in den gewöhnlichen Quellen fand, und sie folglich als Neuigkeit zu spät erfuhr, hier erzählt, und überhaupt alle bewährte Thatsachen im Zusammenhang historisch und philosophisch dargestellt werden, so daß selbst die Leser des Mercury hier neue Gegenstände, und eine neue Lectüre finden sollen. Ein jeder Band wird 28 bis 32 Bogen in 8vo auf schön Papier sauber gedruckt, enthalten, und mit dem Bildniß eines berühmten lebenden Britten geziert seyn. Der Anfang wird mit dem Portrait des jetzigen Staatsministers Pitt gemacht werden.

Wer auf 10 Exemplare subscribirt, erhält das 11te frey. Man wendet sich deshalb aber nicht an Hrn. von Archenholz, sondern an die Hoffmannische Handlung in Hamburg, und die Tozelische in Wien.

Ein sehr wichtiges Werk haben wir gegen Ostern 1789 zu erwarten, nämlich: Virgils Landbau, übersetzt und erklärt von J. H. Voß.

Hr. Voß hat deshalb eine besondere Nachricht bekannt gemacht. Wir ziehen daraus folgendes aus, indem daraus erhellet, welcher Gewinn für die deutsche Litteratur dieses Werk seyn werde.

„Wenn dieses lehrreiche und angenehme, aber tiefgedach„te Werk, das schon für den Römer eines Erklärers bedurf„te, auch Deutschen von gewöhnlicher oder gar keiner Schul„gelehrsamkeit verständlich seyn sollte: so mußte ich die Mühe „nicht scheuen, einen Kommentar zu schreiben, in welchem „die Geschäfte des römischen Landbaus, die öffentlichen und „häuslichen Gebräuche, die Vorstellungen von göttlichen und „menschlichen Dingen, Fabel, Welt- und Sternkunde, Na„turlehre, Geschichte, Länderkenntniß u. s. f. samt den Ein„flüssen griechisches Geistes auf die Denkart und den Kunst„fleiß unsers Dichters erklärt würden. Man denke nicht, daß „ich nur die Mühe des Auswählens gehabt habe. Mit dem „Entschlusse, nichts, so weit ich untersuchen konnte, als aus„gemacht anzunehmen, ward ich oft nur überzeugt, wo ich „auf Ansehn zu glauben verschmäht hatte, oft gelangte ich zu

„ganz

„ganz andern Aufschlüssen; aber manches hatten sich meine „Vorgänger durch gehäufte, zum Theil blinde oder schielen„de, Citate, die selbst, wenn sie treffen, nur dem nachfor„schenden Gelehrten dienen, hinweggesetzt; und manches, „vorzüglich die ganze wichtige Materie der alten Weltkunde, „lag noch völlig im Chaos. Hiernächst schien mir Virgils „äußerst vollendete Darstellung durch Worte, Klang und Be„wegung, jene Lebendigkeit des Ausdrucks, wozu der sprö„dere Stof unserer Sprache sich unter meinen Händen nicht „allemal schmiegen wollte, einen verweilenden Blick zu erfo„dern: wiewohl heutiges Tags einiger Muth dazu gehört, „mit Betrachtung solcher Kunstregeln, die jeder gute Dichter „und Redner des Alterthums ausübte, und jeder gute Ur„theiler, Aristoteles, Cicero, Dionysius, Quintilian und „Longin, ernsthaft abhandelte, sich dem Vorwurf der Klein„fügigkeit und Grillenfängerey auszusetzen. Schon dieses „nöthigte mich, das lateinische Original der deutschen Nachbil„dung, nicht sehr zu ihrem Vortheile, gegenüber zu stellen; „noch mehr, weil ich den Kennern der lateinischen Sprache „über manche beträchtliche Abweichungen von der Lesart be„rühmter Ausgaben sowohl, als von der gewöhnlichen Aus„legung, Rechenschaft schuldig war. Ich habe mich hierbey, „um den meisten Lesern nicht anstößig zu werden, auf das „Nothwendigste eingeschränkt, meine Gründe in wenige Zei„len gedrängt, niemals widerlegt, um nur zu beschämen, „und wo ichs mußte, durch den Gedanken an die bessere Welt „und Nachwelt mich über niedrigen Partheigeist erhoben. „Ueberhaupt habe ich den Schein der Gelehrsamkeit, so weit „es geschehen durfte, entfernt, und nur das reine Vergnü„gen, Virgils Gedicht zu verstehn und zu empfinden, durch „Erläuterungen, denen es nicht an Unterhaltung fehlen kann, „zu befördern getrachtet."

Das ganze Werk wird in groß Octav, ungefähr Ein Alphabet ausmachen. Es wird auf Pränumeration von 1 rthlr. 4 ggr. in Louisdor à 5 rthlr. gedruckt, welche bis October 1788 offen ist. Wem es bequemer ist, addressirt seine Briefe an die Bohnsche Buchhandlung in Hamburg, oder an die Nicolaische Buchhandlung in Berlin.

* * *

Der bisher zu Langensalza ausübende Arzt, Dr. Joh. Christ. Traugott Schlegel, hat den an ihn vom regierenden

pen Grafen von Schönburg, Waldenburg ergangenen Ruf als Rath und Leibarzt bey dem Hochreichsgräfl. Hause unter vortheilhaften Bedingungen angenommen, und ist bereits zu seiner Bestimmung von da nach Waldenburg abgegangen. Ueber dieses sind ihm auch die Stadt- und Landphysicate der beiden Herrschaften, Waldenburg und Lichtenstein, anvertrauet worden.

* * *

Herr P. C. Ribbentrop zu Braunschweig wird auf Subscription herausgeben: Beschreibung der Stadt Braunschweig zum Nutzen der die Messen besuchenden Kaufleute.

Beförderungen.

1788.

Hr. Green, bisher außerordentlicher Professor zu Halle, ist zum ordentlichen Professor in der philosophischen Facultät ernennt, und ihm zugleich die Aufsicht über das Naturalienkabinet der Universität anvertraut worden.

Hr. D. Hacquet ist von Laybach, wo er zeither als Professor gestanden, nach Lemberg als Professor der Naturhistorie gegangen.

Hr. Tychsen, bisher außerordentlicher Professor der Philosophie in Göttingen, ist letzthin zum ordentlichen Professor derselben, mit Gehaltserhöhung, ernannt worden.

Hr. Cella, bisher Beamter zu Ferriden im Anspachischen, der durch einige wohlaufgenommene Schriften bekannt geworden, ist von dem Fürsten von Nassau-Weilburg zum Kanzleydirektor in Weilburg berufen worden.

Todesfälle.

1788.

Am 6ten März starb zu Alsfeld in einem Alter von 54 Jahren Hr. J. G. G. Schwarz, Inspektor der Kirchen und

und Schinen der Oberer und Stadtpfarrer zu Alsfeld, vorher außerordentlicher Professor der Theologie und Burgprediger zu Giessen. Er hat gegen den D. Bahrdt geschrieben, und andere unbedeutende Bücher mehr drucken lassen.

Am 17ten April starb zu Stargordt in Hinterpommern Hr. Heinrich Adrian Graf von Borcke, Erbherr der Stargordt- und Lassenschen Güter, königl. preußischer General der Kavallerie, Ritter des schwarzen Adlerordens, und ehemaliger Oberhofmeister des jetzigen Königs von Preußen Majestät, im 74sten Jahr seines verdienstvollen Lebens. Als Schriftsteller ist er durch sein klassisches Buch: Beschreibung der Stargordtischen Wirthschaft, berühmt.

Am 23sten April starb in Würzburg Herr Johann Oktavian Salver, fürstl. Würzburgischer Archivar und fürstl. Fuldaischer Lehnrath, bekannt durch sein heraldisch-genealogisches Werk, das im Jahr 1775 erschien.

Am 8ten May starb zu Pavia Hr. D. Johann Anton Scopoli, k. k. Bergrath und Professor der Botanik und Chemie, im 65sten Jahr seines Alters. Wem sind wohl die Verdienste dieses Teutschen um die Naturwissenschaft unbekannt?

Am 17ten May starb in Preßburg der dortige königl. Dompropst, Hr. Johann Ignatz von Felbiger, der wegen seiner vielen auf Erziehung und Aufklärung abzweckenden Schriften so oft in dieser Bibliothek verherrlicht worden, im 65sten Jahr seines thätigen und verdienstvollen Lebens. Vor dem 19ten Bande dieser Bibliothek steht sein Bildniß.

Am 5ten Junius starb in Wien Hr. Franz Giftschütz, ordentlicher Professor der Pastoraltheologie, alt 40 Jahre.

An demselben Tage starb in Göttingen Herr Georg Christian Raff, Lehrer der Geographie und Geschichte an dortiger Schule, im 43sten Jahr seines Alters.

Am 7ten Junius starb zu Güstrow, Hr. Johann Gabriel Pries, Professor der orientalischen Sprachen und Rektor des Herzogl. Gymnasiums daselbst, alt 64 Jahre.

Am

Am 12ten Junius starb in Kiel Hr. D. Johann Andreas Cramer, Kanzler der dortigen Universität, einer unserer vorzüglichsten Theologen und Dichter, im 66sten Jahr seines ruhmvollen Lebens.

Druckfehler.

Im LXXX. Bande I. und II. Stück.

S. 109. Z. 2. statt der hier aufgenommenen, lies: der hier nicht aufgenommenen. S. 547. Z. 7. discat lies dister. S. 569. Z. 14. wäre lies wären. S. 578. Z. 6. von unten statt es lies das. S. 580. Z. 2. von unten statt sein lies Ein. S. 587. Z. 12. statt elendern lies elenden. Z. 13. Eigenliede lies Eigenliebe. S. 595. Z. 25. nach selbst fehlt ist. S. 599. Z. 7. von unten Data lies Dato. S. 585. Z. 13. v. u. statt nun lies noch. S. 592. Z. 10. kranken lies kranker.

Im LXXXII. Bande I. Stück.

S. 204. Z. 20. Kozniz lies Kostnitz. S. 287. Z. 6. Kreisgau lies Breisgau.

Allgemeine deutsche Bibliothek.



Des zwey und achtzigsten Bandes
zweytes Stück.

Mit Königl. Preußischen und Churbrandenburgischen allergnädigsten Freyheiten.

Berlin und Stettin,
verlegts Friedrich Nicolai, 1788.

Verzeichniß

der im zweyten Stücke des zwey und achtzigsten Bandes recensirten Bücher.

Kurze Nachrichten.

1) a) Protest. Gottesgelahrheit.

b) Katholische Gottesgelahrheit.

2. Rechtsgelahrheit.

3. Arzneygelahrheit.

Dav.

4. Schöne Wissenschaften.

5. Romane.

6. Weltweisheit.

7. Naturlehre und Naturgeschichte.

C. a Linné

8. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

9. Ge-

9. Gelehrtengeschichte.

10. Philologie, Kritik und Alterthümer.

11. Erziehungsschriften.

12. Haus-

12. Haushaltungswissenschaft.

13. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

14. Kriegswissenschaft.

15. Vermischte Nachrichten.

IV. Fr.

IV.

Franz Grafen von Hartig kurze historische Betrachtungen über die Aufnahme und den Verfall der Feldwirthschaft bey verschiedenen Völkern. Prag und Wien, in der v. Schönfeldschen Handlung. 1786. 435 S.

Wenn man dies Buch auf denjenigen Theil reducirte, der eigentlich die Feldwirthschaft betrifft, so möchte es freylich auf den 10ten Theil verkleinert werden. Es ist mehr ein politisches Raisonnement über den innern Wohlstand einiger merkwürdiger Staaten in den wichtigsten Epochen, als über den die Feldwirthschaft ins besondere, und wenn man von dieser letzten Idee ausgeht und darüber Belehrung erwartet, so befremdet es freylich, so ganz heterogene Dinge anzutreffen. Indessen ist damit nichts versehn, als der Titel, und wir glauben, daß der Hr. Verf. ein sehr guter pragmatischer Geschichtschreiber seyn könnte. Viele Kenntnisse, eine gute Gabe der Darstellung, ein feiner Bemerkungsgeist, und ein warmer Vortrag sind nicht zu verkennen.

Die Sprache ist dabey blühend, rein und edel; die Perioden sind wohlklingend. Das Buch theilt sich in folgende Abschnitte. I. Einleitung. II. Von dem Zustande der Feldwirthschaft Egyptens in ältern

 und

und neuern Zeiten. III. Von China. IV. Von Japan. V. Von dem ältern und jetzigen Indien. — Hiebey ist es uns doch aufgefallen, daß der Hr. Verf. den jetzt so ohnmächtigen Groß-Mogul als einen so reichen fürchterlichen Despoten darstellt, und bey der Schilderung von Bengalen des wichtigen Einflusses der tyrannischen Herrschaft der Engeländer auf dieses an Naturerzeugnissen so reiche und vormals mit so vielem Fleiß cultivirte Land nicht erwähnt. VI. Von den Juden. — Von dieser Nation, die fast ganz aus Ackerleuten bestand, hätte sich doch manches Merkwürdige in Ansehung der agrarischen Gesetzgebung sagen lassen, wenn insonderheit Michaelis über die Mosaische Gesetze wäre zu Rathe gezogen worden. Nichts desto weniger fertigt der Hr. Verf. solche unter allen am kürzesten ab; vielleicht, wie es scheint, aus einem zu großen Hang zu den Meynungen des Voltaire und du Pauw. VIII. Von dem alten Griechenland und von seinem jetzigen Landbaue unter den Türken. IX. Von den Türken. X. Von den alten Römern. — Auch nur im Allgemeinen; nichts z. B. von der Einwirkung der zahlreichen Sclaven in den Ackerbau. XI. Von dem jetzigen Zustande der Landwirthschaft in Italien namentlich Neapel und Sicilien, den päbstlichen Staaten, dem toscanischen Gebiete, der Lombardey, Savoyen und Piemont, dem Venetianischen Gebiete. — Diese Länder hat der Hr. Verf. selbst bereiset. XII. Von England in ältern und neuern Zeiten. — Ein Abschnitt, der uns sehr gefallen hat, obgleich auch dieser sich von seinem Gegenstande oft sehr entfernt, z. B. von Prämien auf den Fischfang handelt. XIII. Von den Arabern, als sie Spanien beherrschten. XIV. Von dem jetzigen Zustande der Landwirthschaft in Spanien. XV.

Von

Von Schweden. — Zweckmäßiger als die vorhergehende Abschnitte; enthält sehr gute Uebersichten. — Daß in Lappland auf die Quadratmeile nur 2 Menschen kommen, ist wohl nur ein Druckfehler. XVI. Von Frankreich seit Karl dem Großen bis auf Ludwig XVI. XVII. Von der Schweiz. XVIII. Von Böhmen. Hier ist der Hr. Verf. zu Hause, und dieser Abschnitt hält sich daher am genauesten an seinem Gegenstande. — Spuren des Ackerbaues unter den Slaven schon im Anfange des 8ten Jahrhunderts. — Unter Karl IV. wurden ächte Burgunder Reben mit den dazu gehörigen Anbauern nach Mellnick geschickt, von welchen der Mellnicker Wein abstammt. — Als die vereinigte Heerschaaren Karls VII. und Frankreichs in Böhmen waren, ward der Landbau überall verschont und durch Französisches Geld noch unterstützt. — Vom Miswachs im Jahr 1770. und der darauf erfolgten Hungersnoth in den Jahren 1771. und 1772. Der Hr. Verf. will doch selbst bey der Vertheidigung des Böhmischen Adels nicht läugnen, daß manche Gutsherren bey dem allgemeinen Elende sich bereichert haben. Viele Edelleute hingegen ernährten ihre Bauren; Kaiser Joseph eröffnete seine Magazine, und Maria Theresia lieh dem Lande 2 Millionen Fl. so daß der Bauer um 9 Fl. in seiner jährlichen Steuer erleichtert wurde. — Der nachherige Baurenaufruhr. — Der Böhmische Landmann besteht aus 2 Classen; 1) den Deutschböhmen, in den Pilsner, Saazer, Ellbogener, Leutmerizer, Bunzlauer, und Bechiner Kreisen, ist arbeitsamer, geselliger, erfindsamer, biegsamer gegen die Gesetze, aber auch furchtsamer, weicher und weniger zum Soldaten geschickt, 2) der eigentliche Böhme, auch der Sprache nach, wohnt in den andern

Kreisen, und ist zahlreicher als die Deutschen; stolzer, träger, roher, unwissender, mehr zu Zänkereyen aufgelegt, widerspenstiger, dem Diebstahl mehr ergeben, aber auch härter, zum Soldatenstande geschaffen, unerschrocken, und im Ganzen entschlossener. — Die Aufrührer waren Hußiten. Die Härte einiger Grundobrigkeiten gegen die Leibeignen trug doch auch das ihrige bey. Dennoch wurden selbst auch diejenigen Edelleute nicht verschont, die bey der Hungersnoth die Retter ihrer Bauren gewesen waren. Die Folgen des Aufruhrs werden in dieser Generation noch fortdauren. — Aufhebung der Leibeigenschaft, der der Hr. Verf. seinen Beyfall giebt. Nicht so der Verkleinerung der Frohndienste. Der Hr. Verf. hält diese für einen Eingriff ins Eigenthumsrecht, und stützt sich auf den Contract, mittelst dessen den Bauren gewisses Land zum Eigenthum gegeben worden, unter der Bedingung, daß er das übrige Land seines Herrn bebauen solle. Aber — könnte hier das nicht Statt finden, was der Hr. Verf. vorher von den durch Frohndienste bebauten mansis dominicis der Franken anführt, daß nämlich zur Zeit des Contracts der Herr nicht so viel Land in Cultur gehabt habe, wie nachmals? Wenn nun der Frohndienst so groß ist, daß er nicht mit dem Wohlstande des Bauren bestehn kann, wenn also eine billige Bestimmung zum beyderseitigen Besten gereicht? Beruht denn die Leibeigenschaft nicht auch auf einem Contract? und doch lobt der Hr. Verf. ihre Aufhebung. — Gesalzene Butter gieng mehr außer Lande, als die Rückladung fremder Waaren noch nicht durch die neuen Gesetze verboten war. — Von den verschiednen Wirthschaftssystemen. Vormals führten die Herren die Wirthschaft alle selbst (das ist, mit Hülfe

ihrer

ihrer Beamten) auf ihren Grundstücken; diese waren in Meyerhöfe abgetheilt, wo überall eine beträchtliche Anzahl Horn- und Schaafvieh unterhalten wurde. Die Gründe wurden theils durch Frohndienste, theils durch eigenes Zugvieh zur Fruchtbarkeit bearbeitet; die Drescher bekamen $\frac{1}{14}$ oder $\frac{1}{12}$ des Getraides zum Lohne; viele von den Meyerhöfen ja weit entlegene Gründe wurden den Bauern in Pacht gegeben. Diese Art Wirthschaft scheint die beste zu seyn, wenn nur nicht die Beamte zu leer an Kenntnissen, zu voll von Vorurtheilen und Eigennutz wären. — Vorschlag zu einer Beamtenschule. — Jetzt hat man die Vertheilungen der Meyerhofsgründe unter die Gemeinden in Gang gebracht; die Frohndienste werden mit Gelde ausgelöset, und der Pachtschilling jährlich nach dem Maas der Grundstücke und ihres Werthes bestimmt. Diese Manier gerieth da wo die Feldarbeit leicht, der Verschleiß aller Erzeugnissen augenblicklich und vortheilhaft ist, und der Landmann statt der Frohnarbeit sich einen sichern Geldverdienst zu verschaffen weiß; wo dies aber anders war, und der Bauer keinen Geldverdienst in seiner erübrigten Zeit fand, kamen beyde Theile zu Schaden. Der Bauer fand sich mit Gründen überhäuft, ohne die Kenntniß zu haben, sie bestmöglichst zu nutzen; er mußte sein Getraide zur Unzeit und zu wohlfeil verkaufen, um nur im Stande zu seyn, die Landessteuer zu zahlen; bald wurde er überzeugt, daß die Geldzahlungen in einem Lande, wo die Geldverdienste sich eben nicht häufig darbieten, weit drückender als die Frohndienste seyn. — Recensent erinnert sich, in einem Lande, wo die Frohndienste aufgehoben wurden, das Nämliche öfter gehört zu haben, und hält sich doch überzeugt, daß alle diese Einwendungen aufhören werden, wenn die

Sache erst einige Zeit gedauert hat, und alles ins Gleis gekommen ist. Freylich in der ersten Generation reibt sich allenthalben die alte Verfassung mit dem neuen Systeme; der Bauer muß erst seine häusliche Einrichtung, seine Kenntnisse, seine Thätigkeit, und selbst seine moralische Eigenschaften dem neuen Systeme anschmiegen; selbst außer ihm muß Manches in der politischen Verfassung sich darnach abändern, und das geschicht so bald nicht. — Eine andere Art, die Grundstücke emphyteutisch an die Bauern auszuthun, habe noch mehr Schaden hervorgebracht. Irrig sey es, daß, wie viele glauben, solches auf landesherrlichen Befehl geschehen sey; freylich wären auf diese Art die Kron- und Religionsgüter ausgethan. — Die in Deutschland so nützliche Viehmastung werde durch den Eintrieb des vielen Ungarischen und Polnischen Viehes vernichtet. — Der Krieg habe die Wälder sehr verödet, und die Forstwissenschaft sey nicht im besten Stande.

Re.

V.

Acta Academiae Electoralis Moguntinae Scientiarum utilium, quae Erfurti est; ad Ann. 1784. et 1785. Erfurti, sumtib. Kayser. 1786.

Diese academischen Schriften fahren fort, sich in dem guten Ansehen zu erhalten, in welches sie sich einmal gesetzt haben. Voran geht eine kurze Geschichte der Gesellschaft. Darauf folgen die Abhandlungen,

lungen, von denen jede, nach Art der Englischen Transactionen, allein abgedruckt ist. 1) D. I. Fr. *Gmelin* de tingendo per nitri acidum, sive nudum, sive terra aut metallo saturatum serico (pag. 38.) Hr. G. versuchte, seidene Bänder durch Scheidewasser mit allerley Substanzen vermischt in verschiedenen Schattirungen gelb zu färben. Er erhielt auch allerdings mehrere angenehme, dauerhafte Farben; er fand aber bald bey genauerer Untersuchung, daß metallische und andere Körper zu diesen Farben sehr wenig beytrugen; sondern daß die bloße verdünnte Säure, ohne allen andern Zusatz, es eben so bewürken könne. Diesen vielfachen (56) Versuchen ist noch ein, 2 Jahre später abgesandter, Anhang beygefügt, der 20 Versuche enthält, die größtentheils die mehrere oder mindere Veränderlichkeit der verschiedenen Farben gegen Essig, Harnlauge, ihre Wiederherstellung durch gegenseitige Mittel angeben. Bloß thierische Theile werden durch Salpetersäure gefärbt, aber keine vegetabilische, kein Leinen u. s. w. 2) Chemische Versuche über die Bestimmung der Frage: ob mineralisches Alkali und Laugensalz, als Arten, oder als Varietäten, unterschieden sind? von J. J. Osburg. (22 S.) Er hatte schon lange vermuthet, der Unterschied der feuerbeständigen alcalischen Salze hienge von den absorbirenden Erden ab, deren Hauptbestandtheile diese wären, weil man stets Bittererde bey dem mineralischen, Kalkerde bey dem Pflanzenlaugensalze antreffe. Eine Unze des letztern wurde in destillirtem Wasser aufgelößt, und ließ etwas Erde zurück. Die Lauge wurde abgedampft, in einer Porcellainschaale etwas geglüht, dann wieder aufgelößt, wobey sich wieder Erde zeigte. Nachdem diese Arbeit 7mal unter gleichen Umständen angestellt war, hatten

 sich

sich 33 Gran Kalkerde abgeschieden, 43 vom Salze waren verlohren gegangen. Eben so verfuhr Hr. O. mit dem mineralischen Alcali, und erhielt so 26 Gr. Bittererde; 42 des Salzes waren verlohren gegangen. Hr. O. zieht hieraus die Vermuthung, daß diese Erde durch eine zugesellte Menge vom Brennbaren und Feuerwesen auflösbar und salzartig werde. Diese Vermuthung zu erweisen, suchte er die Laugensalze auf dem nassen Wege durch dephlogistisirte Salzsäure zu zerlegen. Viermal wurden sie in derselben aufgelößt, abgeraucht, und die Salzmischung für sich destillirt. Die Säure war wieder mit etwas Brennbarem phlogistisirt, und bey allen den Operationen waren 20½ Bittererde, und 22 Kalkerde ausgeschieden. (Merkwürdig ists, daß beynahe zu gleicher Zeit der Ritter Lorgna in Italien eine gleiche Entdeckung, nur auf anderm Wege machte.) 3) Chemische Untersuchung des Alacher Mineralwassers von J. J. Osburg. (14 S.) Die Quelle ist bey Alach, einem Erfurtischen Dorfe; die Untersuchung geschah sowohl durch gegenwürkende Mittel, als durch die chemische Zerlegung. 21 Unzen enthielten 10½ Kubikzoll Luftsäure. An fixen Bestandtheilen fanden sich in 12 Nöseln, 6½ Gr. brennbaren Extracts, 4 Alaun, 3 Selenit, 1 gesalzene Kalcherde, 1½ gesalzene Bittererde, 18 freye Kalcherde, 4 freye Bittersalzerde, 1 Kieselerde, 22 Alaunerde, 12 Eisenocher.

Unter den mathematischen Aufsätzen betrifft zuerst 4) die Auflösung einer Aufgabe aus der praktischen Geometrie, vom Hrn. Prof. Kästner. Nämlich, die Höhe eines Punktes über einer horizontalen Ebene zu finden, wenn man auf dieser eine Linie messen,

sen, und die Neigung der Gesichtslinien von jenem Puncte zu den Endpuncten der gemessenen Linie finden kann. Die hier gebrauchte Methode hat allerdings ihre Vorzüge, wenn die Höhe sich bequem ersteigen, und das Instrument daselbst anbringen läßt. Sonst kann man auch die Neigungswinkel der Gesichtslinien an den Endpunkten der Basis messen, und das Verfahren gebrauchen, welches Meyer in der prakt. Geom. 2. Th. §. 195. lehret. Ja man kann auch, wenn es die Umstände nothwendig machen, mehrere Linien nebst ihren Neigungen gegen den Horizont und den Winkeln ihrer Verticalebenen messen, daraus die Entfernung des ersten und letzten Puncts dieser Messung berechnen, nebst der Neigung der durch dieselben gelegten Linie, und nun diese Linie als Basis zu der Messung der Höhe gebrauchen. 8) K. G. Langsdorf Berechnungen über die vortheilhaftere Benutzung angelegter Sammelteiche zur Betreibung der Maschinen. Der Vorschlag ist folgender: An der Stelle, wo die Grundkändel (das Gerinne, wodurch das Wasser des Teiches auf das Rad gelassen wird) befindlich ist, wird ein metallener Cylinder gesetzt, in den das Wasser aus dem Teiche frey treten kann, und aus welchem das Wasser wieder durch die Grundkändel abläuft. Nun soll ein Kolben mit einer Stange in dem Cylinder über dem Wasser liegen, der bey dem Steigen und Fallen des Wassers sich auf und nieder bewegt, um so eine Maschine in Bewegung zu setzen. Die Communication des Cylinders mit dem Teiche und der Grundkändel wird wechselsweise eröffnet und verschlossen. Der Vorschlag scheint uns gar nicht brauchbar. Es würde eine Art von Wassersäulenmaschinen seyn, die aber nur bey sehr hohem Falle zu gebrauchen sind. 6) Desselben Anwendung

der Analysis auf die Beantwortung einer landwirthschaftlichen Frage, wie viel Ackerland und wie viel Wiesenwachs und Vieh ein Landmann bey einer bestimmten Anzahl Ländereyen und einer gegebenen Bauungsart besitzen müsse, um gerade das nöthige Futter und Stroh für das erforderliche Vieh und zugleich von dem Viehe die nöthige Düngung zu bekommen? Die Auflösung ist ein sehr brauchbares Beyspiel algebraischer Rechnungen vom ersten Grade. An der Form wären noch wohl einige Kleinigkeiten zu verbessern. Z. E. §. 7. müßte der Ausdruck für die Menge des erforderlichen Viehes abgekürzt werden, wie es hernach bey der Morgenzahl der Wiesen geschehen ist. Ferner müßte hier nicht sowohl die Morgenzahl des Ackerlandes für eine gegebene Größe des Landes, sondern vielmehr das Verhältniß des Acker- und Wiesenlandes gesucht werden, das in dem Ausdrucke §. 8. enthalten ist. So wird die Auflösung netter, und giebt die Antwort auf die Frage, wie sie eigentlich abgefaßt werden muß. Die Größe des gesammten Landes thut nichts zur Sache. Auch wäre es bey dieser Materie wohl nöthig gewesen, die Auflösung in Worten auszudrücken, welches bey der Bestimmung jenes Verhältnisses ganz wohl angeht. Hr. L. glaubt zu Folge seiner Auflösung, daß bey der Gestattung der Braache zwar das richtige Verhältniß zwischen Ackerland, Wiesen, Düngung und Viehstand zu erhalten stehe, nicht aber die nöthige Strohmenge gewonnen werden könne. Dieses fiel uns sehr auf. Denn woher bekommt man dann alles das Stroh, was außer Fütterung und dem Unterstreuen gebraucht wird? Der Verf. wendet seine ganz richtige Formel für die Strohmenge nicht recht an. Er nimmt unter den datis auch die Strohmenge von einem Morgen Acker

an,

an, und sucht nun, wie viel Bund zum Einstreuen für jedes Stück Rindvieh jährlich nöthig sind. Diese Zahl findet er 314, da nach der Angabe eines erfahrenen Oekonomen nur 150 erforderlich sind. Hiebey verwickelt er sich auf eine gedoppelte Art; erstlich, daß er §. 17. sagt, weil 314 Bund zum Einstreuen für jedes Stück Rindvieh nach der Rechnung erforderlich wären, so müsse ein Morgen 314 Bund Stroh liefern, welches gar nicht zusammenhängt und einen Widerspruch in der Rechnung voraussetzen würde; zweytens hauptsächlich, daß er die Bundzahl an Stroh als ein datum nimmt. Diese ist ein Resultat der Auflösung. Braucht der Landmann nicht so viel an Stroh fürs Vieh, als ihm sein Acker giebt; desto besser. Er hat es ja zu anderm Gebrauche auch nöthig. Es muß hier gesucht werden, wie viel Stroh fürs Vieh von jedem Morgen gewonnen werden muß. Nach den datis des Verf. würden dieses 81 Bund seyn. Giebt nun der Morgen 150 Bund, so hat der Landmann 69 Bund zu anderweitigem Gebrauch oder zum Verkaufe übrig. Man kann die Bundzahl fürs Vieh auf jedem Morgen auch zu einem dato machen, aber dann muß sie kleiner als 150 seyn. Dann kann man aus der Formel für die Strohmenge entweder das Verhältniß des Braachfeldes oder des zu düngenden Theils gegen das ganze Ackerland bestimmen. Aus den Umständen der Ländereyen ließe sich auch das Verhältniß zwischen Acker- und Wiesenland festsetzen, woraus dann das Verhältniß des Braachfeldes oder des zu düngenden Theils gegen das Ackerland sich ergeben würde. 7) Derselbe über den Gebrauch des Werkstempels und der Leckschaufeln auf Salzwerke. Die Stellung des Werkstempels kann bequemer geschehen, als es der Verf. angiebt, und

zwar

zwar in dem Durchschnitt der Verticalebenen durch die Axen der Pumpen und durch das Feldgestänge. Wegen der Leckschaufeln sind wir seiner Meynung. Ein Gradirer an einer Pumpe muß vielmehr leisten als ein Gradirer mit der Leckschaufel. 8) Rosenthals Beschreibung einer gemeinnützigen Stahl-Feder-Wage- und 9) Thürsch Beschreibung einiger Bewegungs- und Erschütterungsmaschinen. Diese Beschreibungen sind ohne die beygefügten Zeichnungen nicht genugsam verständlich. Die Waage ist sinnreich und wird in Nordhausen von mehrern Personen gebraucht. Eine gewöhnliche Wage würden wir doch der Sicherheit wegen vorziehen. Nur müßte man die Gewichte in der geometrischen Progression 1 : 2 : 4 : 8 : 16 : 32 : 64. nehmen, um geschwinde die jedesmal erforderlichen Gewichte zum Abwägen zu finden. Das größte Gewicht brauchte nur 64 Pf. zu seyn, müßte aber mehrmals vorhanden seyn.

10—12) D. Wilh. Heinr. Seb. Buchholz I. Versuche über die antiseptischen Kräfte des Wolferley. II. Versuche nach Hrn. Dir. Achard's Manier, Bergcrystall vermittelst der fixen Luft zu erzeugen. III. Heilsame Wirkung der Belladonnawurzel, bey schon ausgebrochner Wuth, vom tollen Hundsbisse. (31 S.) Hr. B. fand bey seinen wiederhohlten Versuchen, daß das Fleisch in den Aufgüssen der Wolverleypflanzentheile verhältnißmäßig schnell in Fäulniß übergehe; und daß die Wolverleywurzel bey weitem nicht siebenmal mehr antiseptisch sey, als die Chinarinde, wie Hr. Collin versichert. — Auf des Herzogs von Weymar Durchl. Befehl und Kosten wurden Hrn. Achards Versuche in ihrer ganzen Ausdehnung nachgemacht. — Der Versuch glück-

glückte Hrn. B. so wenig, als Hrn. Georgi und Kraft, Brißon, Fontaineu und Cadet, und Hrn. Cavallo. — Das vom tollen Hunde gebissene Kind habe den Abend darauf schon über den Hals geklagt; am sechsten Tage ein Pulver aus 2 Gr. Belladonna, den 7ten aus 3 Gr. eingenommen; die folgende Nacht habe es sehr unruhig geschlafen; über Uebelseyn geklagt u. s. w. am 9ten habe es irre geredet, bald geweint, gelacht, gepfiffen, gesungen, auch wohl gebellet, mit Mühe Milch getrunken, aber keine festen Speisen niederschlucken können. Durch 6 Pulver von 2 Gr. Belladonna, 1 Gr. Bisam, und 5 Gr. Salpeter, in Milch genommen, auch einem Brechpulver, und noch 1 Pulver aus 7 Theilen Rhabarber, und 1 Theil Belladonna, (Messerspitzenweise, alle 3 Stunden) sey der Kranke hergestellt. Eine ähnliche glückliche Cur habe Hr. B. schon vorher verrichtet. (Diese Bestätigungen der guten Würkungen eines, schon gegen diese schreckliche Krankheit gepriesenen, Mittels, verdienen alle Aufmerksamkeit, und ermuntern zur Nachahmung. 13) Uebersicht der Krankheiten in Erfurt von 1781 — 1785. von D. J. J. Planer. (23 S. nebst 3 Tabellen.) Die nachlaßenden Fieber (Febres gastricae) verhielten sich zu den andern Krankheiten, in der mittlern Zahl, wie 100 : 109 : — Nach Storch war 1727 — 29. eben dies Verhältniß, wie 100 : 136. Die schleimigen Magenfieber verhalten sich gegen die gallichten, wie 100 : 143. Die gallichten Fieber sind also ein Hauptzug der dortigen Constitution, ohne deshalb endemisch zu seyn. — Ursach der häufigen Gallenfieber, die in der Natur der Galle liegt, und durch Einfluß der Wärme begünstigt wird. (Durch Beyspiele in sehr vielen der heißesten Gegenden bewiesen.)

Unter

Unter dem Schleimfieber werden auch solche gallichte verstanden, die nur keine gallichten Erscheinungen, wenigstens nicht im Anfange, zeigen; derselbe Stoff bewürkt bey Leuten von unbiegsamen starken Fasern, entzündungsartige Mittel dagegen waren Glaubersalz mit Tamarinden, auflösbarer Weinstein, Salpeter, zuweilen mit Bittersalzerde, oft mit Oxymel versetzt; Cantharìden bey krämpfigten Schmerzen; oder erweichende Bähungen durch Tücher; Brechweinstein in vielem Wasser aufgelößt. Zur Stärkung dienten, was nicht immer nöthig war, Roß-Kastanien- und Weidenrinden- auch wohl wilder Rautenextract, selten die Chinarinde. Die Krankheiten waren in den mehresten Fällen heilbar. — Der Gang der chronischen Krankheiten, besonders der Cachexien ist mit dem Gange der Wärme auffallend gleichlaufend; u. s. w. Dies ist in Tabellen gebracht, durch Linien ausgedrückt, und ist sehr scharfsinnig vorgetragen, und voller Belehrung. 14) D. Joh. Friedr. Weissenborn von den Eitergeschwüren der Leber durch einen merkwürdigen Fall erläutert. (S. 14.) Bloße Unreinigkeiten und zähe angehäufte Säfte in den Verdauungswerkzeugen, waren die einzige wahre Gelegenheitsursache zu diesen Eitersammlungen in der Leber, und in dem Grimmdarme; wozu ein heftiges Laxiermittel bey einer schleimigten Angina die Veranlassung gab. Es bildete sich nach und nach, unter mancherley Symptomen eine Geschwulst, die weich wurde, und die man anfänglich zu öffnen Bedenken trug, weil man ein sehr starkes Pulsiren bemerkte, und daher einen Pulsaderbruch befürchtete; doch erfolgte bey der Oeffnung blos Materie. 14 Tage vor dem Todt gieng eine große Menge von dünnem und geronnenem Blute ab, mit welchem noch überdieß

viele

viele Stücken einer Fleischmasse von der Größe einer welschen Nuß, vermengt waren. Bey der Leichenöffnung fanden sich im linken Leberlappen große und tiefe Verwüstungen; der Grimmdarm war voller Eiter und Gauche; seine ganz innre Fläche war callös, und steatomatösartig. Das Pulsiren entstand daher, daß der große Eytersack den Magen, und die niedersteigende Aorta aus ihrer gewöhnlichen Lage verdrängt hatte, woher die letzte ihre starke Bewegungen der ganzen Geschwulst mitzutheilen schien. 15) D. J. N. Weismantel sonst Schneider über die heilende Kraft des Quajacharzes in Podagra und Gicht (S. 16.) Es sey nothwendig, daß es in Taffia aufgelößt werde. Ein 50jähriger Mann verlohr seine öftern Anfälle nach 8tägigem Gebrauche, und hat in 7 Jahren keinen weitern Anfall gehabt. Ein andrer, alle Jahr mehrmals mit Podagra behafteter Mann, wurde dadurch hergestellt, bekam aber, wegen zu kurzem Nachgebrauch, einen Rückfall, bey dem er in der Angst des Schmerzens eine 8mal stärkere Portion nahm, wovon die Schmerzen erstaunend heftig wurden, darauf eine Art der Betäubung, schneller Puls, und sehr tiefer Schlaf folgte, in welchem er unmäßig schwitzte, beym Erwachen aber gänzlich von allem Schmerz frey war, und nach 6 Jahren noch keinen weitern Anfall hatte. Bey etlichen andern erfolgte Erleichterung und Verminderung der Krankheit, aber langsamer. Ein andrer wurde auch sehr schnell hergestellt; hier würkte die Arzney, jedoch nicht auf die Ausdünstung, aber sie verschaffte ihm durch 2 Eßlöffel voll, täglich 3 — 4 erleichternde Stühle. — Es würkt im Frühjahre und Sommer besser, als zu andern Jahrszeiten; es sey denn, daß es den Stuhlgang errege. — Man müsse es nicht mit wäßrigen Ge-

Getränken vermischen, noch gleich etwas nachtrinken. — Es vermehrt gemeiniglich die Eßlust, und ist besonders nur corpulenten Personen zuträglich: es muß nach gehobenem Anfall der Krankheit, noch einige Zeit fortgesetzt werden. Es thue auch bey catarrhalischen, oder sonst vom Phlegma herrührenden chronischen Zufällen große Dienste. — Auch die Sibirische Schneerose hat Hrn. W. in Gicht und Lähmungen ungemeine Dienste geäußert. — 16) G. E. Rosenthal über den Gang der Witterung und Luft in Erfurt v. 1781 -- 1784. oder Versuch, die meteorologische Lage Erfurts zu bestimmen. (S. 16.) Meteorologische Beobachtungen haben 3fache Absicht; erstlich die meteorologische Lage des Orts zu bestimmen; zweytens den Einfluß zu entdecken, den die verschiedenen Veränderungen der Atmosphäre gegen einander haben, um den wahrscheinlich bevorstehenden Gang der Witterung zu bestimmen; drittens die Ursache der Witterung in dem verschiedenen Stande der himmlischen Körper gegen einander zu entdecken, wovon man hoffe, daß ähnliche Stände auch ähnliche Würkungen hervorbringen würden u. s. f. Er giebt 10 Tabellen aus seinen Observationen; zuerst über den Gang der Wärme der Atmosphäre; sodann den Gang des Gewichts von eben derselben; endlich den Gang der Dichte der Luft des Beobachtungsorts, und der Meteore.

Dw. L.

VI.

Chemische Annalen für die Freunde der Naturlehre, Arzneygelahrheit, Haushaltungskunst und Manufacturen; von D. Lor. Crell, Herz. Br. Lün. Bergr. und d. W. W. und Arzn. O. O. Lehrer u. s. w. Zweyter Band. Helmstädt. 1787. 548 S. in 8. (ohne doppeltes Register.)

Wir nehmen jetzt den vorjährigen Schluß dieses Journals zur Hand, das uns immer viel Vergnügen und Belehrung gewährt. Den Anfang in diesem Bande, oder im siebenten Stücke machen: 1) Hrn. Hofr. Succow's Versuche mit der Canadischen Goldruthe, und der Sammtblume, in Rücksicht auf Färberey. Denselben zu Folge verdient die erste in den Färbereyen aufgenommen zu werden, da sie in der Schönheit der hohen gelben Farbe, den am mehrsten üblichen Ginster weit übertrifft. Die Sammtblume wäre ebenfalls ein sehr gutes Färbematerial, besonders zu gelben und braunen Farben, welche nach Verschiedenheiten der Vorbereitungen oder der Zusätze, manche brauchbare Abänderung versprechen. 2) Ueber die Bittersalzerde von Hrn. D. C. G. Gmelin in Stuttgard. Aus Erfahrungen im Großen müßte er Hrn. Flügger's Methode zur Bereitung jener Erde (gegen Hrn. Weddercor) als die beste anrühmen. Wurde die theure Glass'ische Magnesie zerrieben, angefeucht, und wieder getrocknet; so verlohr sie Leichtigkeit, Cohäsion und Glanz;

viel muß also auf mechanische Vortheile ankommen. 3) Zergliederung des blättrigen spröden Glaserzes, von Grosvoigtsberg; vom Hrn. Klaproth. 100 Theile enthalten Silber 66½, Spiesglanzmetall 10, Eisen 5, Schwefel 12, Kupfer und Arsenik ½, Bergart 1. 4) Chemische Untersuchung der Hornblende vom Hrn. Wiegleb. In ½ Loth findet man an Kieselerde 49, Kalcherde 20, Bittersalzerde 21, Eisen 21. 5) Versuche mit Wasserbley, vom Hrn. Heyer. Das Mineral war von Altenberg; im sehr starken Feuer wurde ½ Loth binnen 3 Stunden beynahe gänzlich in eine zarte crystallinische Masse verwandelt, und zergieng in eine feine wollichte Substanz; hier waren 36 Gr. verlohren, und durch den Tiegel gegangen. Mit 4mal so vielem Minerallaugensalze geschmolzen, lößte es sich hernach beynahe ganz in Wasser auf. Das durch Salpetersäure gefällte ließ sich als Salz in Wasser auflösen. Wurde etwas Salpetersäure zugesetzt, und dann Quecksilber, Kupfer, Eisen, Zinn, Zink, Nickel hineingelegt, so wurden die Metalle angegriffen, und in der Flüßigkeit nahm man die Entstehung einer mehr oder minder blauen Farbe gewahr: bey den übrigen Metallen erfolgt kein Blauwerden. — Durch Destillation des rohen Wasserbley zeigten sich nur etliche Grane Schwefel. In Salpetersäure aufgelößt erhielt es im Abdunsten (auch damit geschrieben) eine schöne blaue Farbe; im heftigen Feuer sublimirte sich ein zum Theil blau gefärbtes Salz. Solches Salz mit Leinöl und Borax u. s. w. reducirt, gab einige sehr kleine, weiße Metallkörner, von der Farbe des Eisens. 6) Ueber die Naphthen, und ihre Entstehung, vom Hrn. Kunsemüller. Nach Anführung fremder Meynungen glaubt Hr. K. die starken Säu-

ren wurden durch einen Theil des Weingeistes phlogistisirt, und vollkommen luftartig: der übrige Theil des Weingeistes vermischte sich unzerlegt mit jener ganz luftartigen Säure, und werde dadurch durchdringender, brennbarer, kurz Aether. 7) Die vermischten chemischen Bemerkungen sind aus Briefen des Hrn. de Morveau, Kirwan, Haßenfratz, Höpfner, Dollfuß gezogen. Aus den Schriften der Paris. Academie findet sich hier der Schluß der Abhandlung vom Hrn. Lavoisier und de la Place über die Wärme. Die Anzeigen betreffen Hrn. Baader vom Wärmestoff, Tychsens kurzes chemisches Handbuch, Abregé chron. pour servir à l'histoire de la physique, par M. de *Loys*, Haidinger Eintheilung der Gebirgsarten, de *Dietrich* sur les gites des mineraux des Pyrénées. Zuletzt finden sich einige chemische Neuigkeiten.

Achtes Stück. 1) Ueber den Bodensatz des Harns; vom Hrn. D. Brugnatelli. Aus seinen Versuchen erhellet, daß in den Sedimenten des Harns ein kalchartiges Mittelsalz mit überflüßiger Säure vorhanden sey, deren vorzügliche Eigenschaften mit dem der Zuckersäure übereinstimmen, indessen sich doch aber in etlichen Puncten unterscheiden. Sehr merkwürdig ists, daß im menschlichen Körper jene Säure sich mit Brennbaren vereinigen, und zu wahrem Zucker werden kann, wie z. B. in der Harnröhre. 2) Versuche mit dem Wasserbleye; vom Hrn. Heyer. Er beschreibt das Verhalten des Wasserbleyes gegen die Vitriol- und Salzsäure; sodann die mit dem Kalche desselben gemachten Versuche, seine Auflösbarkeit im Wasser, Verbindungen mit den Laugensalzen, den Erden, den mineralischen Säuren,

 Essig,

Essig, Ameisensäure, Sedativsalz und Arsenik, Zucker- Weinstein- Wolfram- Bernstein- und Phosphorsäure, den Benzoeblumen, dem Borare. Die Reductionsversuche gaben immer Metallflittern, aber keine rechte Kugeln. 3) Chemische Untersuchungen der Zirkonen; vom Hrn. Wiegleb. Ein Loth derselben enthält an Kieselerde $3\frac{1}{2}$ Qu., Bittersalzerde 8 Gr., Kalcherde $6\frac{1}{2}$, Eisenpulver 6 Gr. 4) Von der Zerlegung des Kochsalzes durch Bley, vom Hrn. Westrumb. Er folgert aus seinen Versuchen, daß die völlige Zerlegung des Kochsalzes durch Bleykalk auf nassem Wege so wenig, als auf trocknem, thunlich sey; man möge jede Proportion der Theile wählen, welche man nur wolle: doch wolle er jene deßhalb nicht für eine platte Unmöglichkeit ausgeben. 5) Ueber eine neue Chinarinde; vom Hrn. D. Dollfuß. Es ist die Karaibische: den Versuchen zu Folge ist der bittre wäßrigte Extract ein Hauptbestandtheil dieser Rinde; ferner ein herbes Salz, das im doppelten Verhältnisse gegen die gewöhnliche Peruvianische Rinde, darin enthalten ist. Der harzigte Extract beträgt kaum etliche Grane aus einem Pfunde. Alcalische Zusätze vermindern allezeit die Kraft jeder Rinde. 6) Die vermischten chemischen Bemerkungen sind aus den Briefen des Hrn. Kirwan, de Morveau, Metherie, Dollfuß, Schiller, Glendenberg, Piepenbring, Westrumb. Die Auszüge aus den Schriften der Stockholmer Academie betreffen Geijer's Versuche über die Anleitung auf Flußspaht, und Bleyglanz bey Cimbrisham. Die angezeigten Schriften sind *de Dietrich* sur les gites des mineraux des Pyrenées, *Senebier* sur l'usage du suc gastrique. Maler Geschichte der Bestandtheile des Hambacher und Schmollener Brunnens,

Ele-

Elemens de chimie par *Fourcroy*, sur les mines de fer du Comte de Foix, par M. de la *Peirouse*. — — Chemische Neuigkeiten. Neuntes Stück. 1) Versuche zur Bestimmung der Grade bey welchen die Flüßigkeiten Ableiter der Wärme sind, vom Hrn. Achard. Um die Grade zu bestimmen, in welchen verschiedene Körper, ihrer Natur nach, die Wärme leiten, muß man die Zeit messen, die sie in gleichen Umständen zum Verluste oder zur Annahme gleicher Wärmegrade nöthig haben: und aus dem umgekehrten Verhältnisse der Zeit schließt man auf ihre Leichtigkeit. 2) Neue Beobachtungen über den Rückstand, welcher bey der Bereitung des Vitrioläthers aus dem Weingeiste abgeschieden wird; vom Hrn. Bindheim. Nach dieser Untersuchung findet man im Rückstande eine Spur der Kieselerde, Kalkerde, Gyps, Eisen, flüchtiges Alcali, Essigsäure, brennbaren Stoff, und Vitriolsäure. Die ersten festen Bestandtheile möchten wohl nur zufällig darin seyn; Phosphorsäure hat Hr. B. darin nicht finden können. 3) Untersuchung und Reinigung des rohen Boraxes, oder Tinkals; vom Hrn. Tychsen. Mannichmal sey jener durch bloßes Auflösen, Filtriren und Abdampfen zu reinigen; zuweilen aber am leichtesten durch eine vorhergehende Kalcination; er habe dieselben Eigenschaften als der gereinigte; ohngefähr auch dieselbe Menge Sedativsalz; man habe also kein Laugensalz, bey der Reinigung des rohen, hinzu zu setzen. Das fette Wesen bey dem Tinkal sey Talg; die Erde desselben sey Sand und eisenhaltiger Kalkmergel. 4) Chemische Versuche mit einer Asbestart, vom Hrn. Fuchs. Sie findet sich in Tribes im Voigtländischen. Nach einer kurzen Geschichte des Asbestes folgen Versuche, denen zu Folge die

Grundlage desselben untersuchten, Thonerde, d. i. Alaun- und Kieselerde, sey, wie man aus den angeführten Eigenschaften folgert: überdieß schienen sich auch Pflanzentheile damit vereinigt zu haben. 5) Zufällige Erfahrung über das Krystallisationsvermögen metallisch-mineralischer Körper im Feuer, vom Hrn. Nauwerk. Silbererze von reichem Gehalte wurden erst mit zugesetztem Eisen mußig geschmolzen, worauf sich darin einige Silberkörner zerstreut fanden. Die klargeriebene Masse wurde mit Bleyglötte, rohen Flusse, etwas Eisen, und Glasgalle versetzt, und im Windofen geschmolzen. Die Salze waren gut geschmolzen; der Bleykönig war glänzend strahlich; unter diesem ein Schlackensatz oder Kuchen, worin, wie in einer Drusenhöhle, Krystalle (als die dreygleichseitige Pyramide, oder das Harzer Fahlerz, und auch andre, als eine Tafel mit abgestumpften obern Ecken, wie der zuweilen vorkommende crystallisirte Eisenglanz) sich fanden. 6) Die vermischten chemischen Bemerkungen aus Briefen gehören den Hrn. de Morveau, Rößler, v. Trebra, Höpfner, Schiller, Liphard. Die Auszüge sind aus den Neuen Schriften der Königl. Academie zu Koppenhagen, und zwar Abilgaard's Versuche mit Quarz und Vitriolsäure, und Stibold beste Anwendung des Eisenerzes in Stückgießereyen. Die Anzeigen chemischer Schriften betreffen Ribancourt Elemens de chimie docimastique, de Luc neue Ideen über die Meteorologie; Sage Analyse concordante des trois regnes. — — Chemische Neuigkeiten. Zehntes Stück. 1) Hr. Achard über die Flüßigkeiten, als Ableiter der Wärme. Nach Beschreibung der Instrumente und Anzeige ihrer Anwendungen, sind die sehr zahlreichen Versuche, zur bequemern Uebersicht

in

in Tabellen gebracht. Die Resultate geben Veranlassung zu wichtigen Bemerkungen, welche anzuführen, ein besonderes Buch für sich erfordern würde. 2) Die nöthige Unbefangenheit von Entdeckungssucht bey chemischen Beobachtungen; durch ein Beyspiel erwiesen vom Hrn. Lowitz. In 15 Pf. Rückstand von Hofmannischen Liquor fand er eine Menge von Salpeterähnlichen Krystallen. Dieß in einer solchen Flüßigkeit unerwartete Salz veranlaßte ihn zu Ueberlegungen über die Art der schicklichsten Untersuchungen, die er allerdings mit vielem Scharfsinn anstellte. Er traf auch auf mehr, als eine, auffallende, viel versprechende Erscheinung, bis er dennoch am Ende auf Zumischung von Kohlenstaub, eine Schwefelleber erhielt, und jenes Salz für mit Vitriolsäure übersättigten vitriolisirten Weinstein erkannte. Auf irgend eine Weise ist also in jenen Rückstand Pottasche gekommen. 3) Hr. Baudius über die Wirkung der elektrischen Materie auf Quecksilber. Bey den angestellten Versuchen fand er, daß die erregte Electricität das Quecksilber verflüchtige. — — Daß es durch den electrischen Schlag dergestalt auf das Glas angeheftet werde, daß die Kügelchen nicht mehr laufen, noch herabfallen können — — daß der Quecksilberkalk, indem er durch den Schlag reducirt wurde, auch zugleich das Kupfer amalgamire. 4) Hrn. Fuchs Versuche über den Asbest; eine Folge der vorher schon angeführten. 5) Ueber das Gefrieren des Quecksilbers in freyer Luft; vom Hrn. Fries. Zu Ustkamenki gestand bey dem 34° nach Reaum. das Quecksilber in einer Porcellainschaale, wie zu einer Salbe. Bey 35° fror es in einem steinernen Mörser von unten auf, und bey 51° war es ganz so festgefroren, daß man mit dem Hammer

frisch darauf schlagen, und in 3 Theile zertheilen konnte; und so blieb es 30 volle Stunden. Ein andresmal fiel das Therm. bis zu 60°. Hr. F. folgert aus seinen Beobachtungen, daß auch schon gefrornes und festes Quecksilber sich noch sehr stark bey zunehmender Kälte zusammenzöge. 6) Etwas über die Verfertigung der Salpeternaphthe; vom Hrn. Hofmann. Er erhielt binnen 2 — 3 Tagen aus 2 Theilen ordinairen Scheidewasser und 1 Th. nicht rectificirten Franzbrantewein, Naphthe. Ist aber dem ersten zu viele Salzsäure beygemischt, und ists also gleichsam Königswasser, so erfolgte dieselbe nicht. 7) Vom Anquicken der Silberhaltigen Schwarzkupfer zu Schmölnitz. Ein interessanter neuer Beweiß der trefflichen Erfindung des Hrn. Born; bey jedem Centner solches Schwarzkupfers wird mehr als 8 Fl. gewonnen, und es werden von jedem jährlich 15000 erzeugt. 8) Die vermischten chemischen Bemerkungen entspringen aus Briefen der Herren Blagden, Metherie, Lasius, Westrumb, Schiller, Piepenbring. Aus den Schriften der Pariser Akademie ist genommen du Hamel's u. s. w. Bericht an die Akademie über die Gefängnisse, Lenon über die Krankenzimmer in denselben, Bory über die Mittel, die Luft in Schiffen zu reinigen, Tillet über die Würkung der Salpetersäure auf Gold. Die angezeigten Schriften sind Analyse concordante, par M. *Sage*, Lavoisier's Abhandlung über die Würkung des durch Lebensluft verstärkten Feuers, Dollfuß pharmaceutisch-chemische Erfahrungen. — — Chemische Neuigkeiten. Eilftes Stück. Ueber die Schwierigkeiten der Mineralaugensalzbereitung durch Pottasche und Kochsalz; vom Hrn. Hahnemann. Die Schwierigkeit ist mit vieler Kenntniß und Beurthei-

theilung vorgetragen; es sey beynahe unmöglich, die letzte Portion Digestivsalz aus der dicklichen Lauge abzusondern; und diese sollte doch von jenem frey seyn; unabgeschieden ließe es sich nur zur Füllung der Erde aus dem Bittersalze u. s. w. anwenden, welche Vortheile nie hoch anzuschlagen sind. Schwer ists auch noch, den gemäßigten Wärmegrad bey dem Abdampfen zu erhalten, die Pottasche ist so oft unrein, oft sehr theuer u. s. w. 2) Bemerkungen und Versuche mit dem Essig, und einigen Pflanzensäuren; vom Hrn. Amburger. Man findet hier gute Regeln zur besten Essiggährung, die durch bloße gelinde Wärme, ohne Zusatz, außer der Essigmutter zu bewürken sey; diese enthalte äußerst wenig feste Theile. Verschiedne Arten von Weinessig gaben mit Kalkwasser in verschiedenem Verhältnisse, bald einen bloßen Niederschlag, bald Crystallen, und diese ließen sich bald in Essig, bald nur in Salpetersäure auflösen. (Er enthielt also bald Weinstein- bald Apfel- bald Citronensäure.) Es sey ein Irrthum, daß der Zuckersäure Selenit in Salpetersäure unauflöslich sey. 3) Hr. Kunsemüller über die Galläpfel, das zusammenziehende Wesen und die Grundursache ihrer schwarzfärbenden Eigenschaft. Der scharfriechende Dampf der Galläpfel in offenem Feuer, färbte die darüber gehaltene Eisenauflösung schwarz; sie ließen nur $\frac{1}{41}$ Asche zurück, wovon $\frac{2}{3}$ Laugensalz, $\frac{1}{3}$ Kalkerde war. Wurde von geistiger Tinktur der Weingeist abgezogen, so schmeckte er säuerlich und färbte den Eisenvitriol blau. Der zusammenziehende Stoff bestehe aus der allgemeinen (flüchtigen) Pflanzensäure, mit vielen brennbaren extractartigen Theilen verbunden. Das wäßrige eingedickte Extract löste sich in Weingeist (fast ganz) auf, setzte etwas feinspießiges Salz ab, beson-

 ders

bers, wenn man den Weingeist abdestillirte, (der fast wie versüßte Pflanzensäure schmeckte.) Jenes lößte sich in 26 Th. Wasser, 6 Theilen Weingeist auf, fällte Eisenvitriol schwarz, war flüchtig, und roch, und bezeigte sich, wie Benzoeblumen, (nebst etwas Pfirschkern-artigem) und färbte alsdenn noch schwarz. — Salpetersäure schied aus Galläpfeln ⅛ Zuckersäure. — Durch scharfsinnig ausgedachte Versuche erwies Hr. K. deutlich, daß Phosphorsäure in den Galläpfeln enthalten, und die Grundursache des Schwarzfärbens sey. Diese und die viele, auf andre Art erhaltene, Zuckersäure bringen ihn auf die Vermuthung, daß vielleicht die Pflanzensäuren ihren Ursprung von der Phosphorsäure haben möchten. 4) Hr. Hofmann vom Cudower Mineralwasser. Außer einer beträchtlichen Menge fixer Luft enthielten 2 Pf. Wasser, 20 Gr. Mineralalcali, 1 Gr. Extractivstoff, 5 Gr. Selenit, 24 Gr. Bittererde. 5) Hr. Liphard über das kalte Chinaextract. Es werde aus der rothen, und auch aus der gewöhnlichen China bereitet. — Im ersten fanden sich eckigte unregelmäßige Crystallen, doch ohne Salzgeschmack, und fast wie arabisches Gummi; von ihnen hienge vermuthlich der häufige Schaum beym Schütteln desselben mit Wasser ab. 6) Einige Bemerkungen über die Phosphorbereitung aus Knochen; vom Hrn. Schiller. Er bediene sich dazu lieber auch der Salpetersäure, und nicht der Vitriolsäure allein, da jene auch nicht verlohren gehe. — Vorkehrung zur Destillation. — Sein erhaltener Phosphor, ohne Rectification, leuchte ohne Wärme, lasse sich mit der Hand zerreiben, auf Kleider, Gesicht u. d. aufstreichen, ohne zu verletzen, verzehre sich auf dem Holze, ohne Spur vom Anbrennen u. s. w. 7)

Die

Die vermischten chemischen Bemerkungen sind aus den Briefen der Herren Graf von Lamberg, Blagden, Geiser, Dollfuß, Richter. In den Auszügen der Schriften der Paris. Academie finden sich Tillet über die Würkung der Salpetersäure auf Gold, Sage Zerlegung eines Wismutherzes, und dessen Art gefärbten Phosphor durchsichtig zu machen, wie auch über einen gelben Eisenkalk; und F. de Bondaroy über den Schwefel. Die Anzeigen betreffen Christ's Regeln vom Fruchtbrandtweinbrennen, und *Tessa chimico praeliminare.*

Zwölftes Stück. 1) Ueber die Fäulung thierischer Theile in verschiedenen Luftarten; vom Hrn. D. Brugnatelli. Die Versuche wurden mit Fleisch in entzündlicher, fauler, und atmosphärischer Luft angestellt; ihnen zu Folge ist die erste eins der vorzüglichsten fäulnißwidrigen Mittel, weil sie so sehr viel Phlogiston enthält, (wenn sie es nicht etwa gar bloß ist) die fäulichte Luft hindert die Fäulniß, weil sie so sehr phlogistisirt ist: aber sobald sie durch viele reine Luft gleichsam verdünnt wird, so erfolgt nicht nur die Fäulniß, sondern diese wird selbst durch jene beschleunigt. 2) Hr. Amburger über die Essig- und Pflanzensäuren. Ein Rückbleibsel von destillirtem Essige, wurde noch weiter übergezogen; das Uebergegangene, mit Salpetersäure behandelt, gab schöne crystallisirte Zuckersäure. Uebrigens besteht der Essig überhaupt, aus einer, nicht gänzlich durch die Gährung in Essig zersetzten, Gewächssäure, aus der reinen Essigsäure, aus einer Menge von öhlichtfetten Theilen, die in der Destillation zurückblieben, aus einem nicht unbeträchtlichen Antheil Alcali, und fast eben so viel Kalkerde, dann etwas Bittersalzerde und Wasser. Aus dem

rohen

rohen Essige erfolge keine Zuckersäure, weil die Kalkerde und das Alcali es hinderten. 3) Ueber die Adularia, und einige neuere Schweizerische Steinarten; vom Hrn. D. Höpfner. Jene sey bloßer Feldspath, und unterscheide sich nur durch größere Reinigkeit und Durchsichtigkeit. —, Sehr merkwürdige Gruppirung der Crystallen von Quarz, Adularia, Feldspaht, Glimmer, Turmalin, und einem noch unbekannten Minerale, das in Zinnoberrothen langen turmalinähnlichen Krystallen, die Drusen, und auch bald den Quarz, bald den Feldspath durchsetzen, und wo diese rothen Krystallen auf einer Feldspathkrystallfläche nahe bey einander läge, sogleich sich durchkreuzten, und ein Netz bildeten. 4) Einige Nachrichten von den Amalgamationsversuchen in Freyberg; vom Hrn. C**l**. Wir freuen uns, daß die Bornische, so viel Seegen versprechende, Methode nun auch in Sachsen zu gebrauchen versucht wird. Sie geht auch hier gut; nur wollen die dortigen Schwarzkupfer, die sehr bleyisch sind, und sich nicht wohl klein machen lassen, auch die Kupfersteine, die mehrere fremde Metalle zugleich enthalten, sich noch zur Zeit nicht mit dem gehörigen Vortheile amalgamiren lassen. 5) Von Verbesserung derer Eisenproben; vom Hrn. Ilsemann. Er holt einige Umstände nach, oder bringt vielmehr neue Verbesserungen an, die ihm 1782. noch nicht bekannt waren. Er theilt die Eisenmineralien in Eisensteine und Eisenerze ein, und jene wieder in Unterarten; sie bedürften keines Röstens; das Gegentheil gilt von den Erzen u. s. w. 6) Ueber die Bereitung des rothen Quecksilberkalks; und über eine besondre, bey dieser Gelegenheit erhaltene Flüßigkeit; vom Hrn. Hofmann. Er befolgte fast ganz die Methode des Hrn.

Hrn. Dollfuß. Einmal, als er bey Abdestillirung der Salpetersäure, die Vorlage wechselte, sobald die rothen Dämpfe erschienen, erhielt er nicht nur die sehr dunkelgelbe, feurigelastische Flüßigkeit, (die sich so schwer in Gefäßen halten läßt) sondern es schwamm auch auf derselben eine ähnliche Flüßigkeit, nur an Farbe etwas heller, wie Oehl, die sich mit dem übrigen nicht vermischen ließ, und das Hr. H. leider verlohr, weil das enthaltende Glas zersprengt wurde. (Rec. dünkt, als sey in D. V. Entdeckung einer ähnlichen Beobachtung von Black erwähnt.) 7) Die vermischten chemischen Bemerkungen sind aus den Briefen der Herren von Trebra, Hermann, Winterl, Haßenfratz, de la Metherie. Die Auszüge aus der Geschichte der K. Gesellsch. d. Paris. Aerzte, handeln von der Zerlegung des Pferdespeichels, durch H. de la Chenair, und von der Auflösbarkeit des Quecksilbers in flüchtigem Laugensalze, durch Lavoisier. Die Anzeigen betreffen Hrn. Gren's Handbuch der gesammten Chemie, Fuchs chemischer Lehrbegriff, Fiedler allgemeines physic. pharm. miner. Wörterbuch. — — Chemische Neuigkeiten.

Hiemit beschließt Hr. C. das erste Jahrzehend seines chemischen Schriftstellerlebens, wie er uns mit Wärme erzählt, und Rec. auch mit Theilnahme las. Allerdings hat seit der Zeit die Chemie sich unglaublich verändert; und einen sehr beträchtlichen Theil ihres Wachsthums verdanken wir Hrn. C. und seinen Freunden, welche selbst das Ausland größtentheils zu Deutschlandes Ruhme kennt und ehrt. Daß die Nation den Werth dieser Schriften nicht verkenne, ist wohl gewiß; ob sie sie so unterstütze, als sie verdienen, scheint uns, nach einigen Stellen der Vor-

rede

rede, nicht so ganz ausgemacht, (so sehr wir es zu ihrer Ehre wünschten) indessen hoffen wir doch noch eine lange Fortsetzung derselben; und von gegenwärtigem Jahrgange wenigstens haben wir eben etliche neue Stücke mit Vergnügen erhalten.

Zw.

VII.

Briefe über Kalabrien und Sizilien. Erster Theil. Reise von Neapel bis Reggio in Kalabrien von **Johann Heinrich Bartels**, Assessor der Königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen. — Göttingen, bey Dieterich. 1787. 428 S. gr. 8.

Abgerechnet, daß wir, statt des etwas unnatürlichen Titelkupfers, das den Erdschlund von Oppido vorstellen soll, lieber schon diesem ersten Theile eine gute Karte gewünscht hätten — — Abgerechnet, daß der Verf. durch die beliebte Briefform zuweilen etwas ins Weitschweifige fallen mußte, und bey seinem sonst wirklich sehr guten unterhaltenden Ton öfters zu viel poetische Prosa und wortreiche Deklamation angebracht hat; so wüßten wir mit diesen lehrreichen, und die scharfsinnigsten Reflexionen über so mannichfaltige Gegenstände, und Charaktere der Menschen, enthaltenden Briefen, nicht leicht andere zu vergleichen, die so viele neue, wichtige und merkwürdige Nachrichten über die, von so manchem schon bereiste Gegenden, als diese, lieferten. Swinborne

borne hat nur den östlichen Theil dieses Landes berührt; aber wie mager sind seine Nachrichten gegen die Bartelschen?

Da diese Briefe schon so häufig angezeigt, empfohlen, und ausgezogen sind, so eilen wir, dasjenige nachzuhohlen, was man uns noch übrig gelassen hat. Manches dünkt uns aber, eine umständlichere Anzeige zu verdienen: besonders was wahre und genaue Reflexionen über den Menschencharakter in einer Art von Unglück betrifft, womit auf der Erde wohl nichts an Größe und Elend zu vergleichen ist.

Im ersten Briefe eine Apologie der nach Vorurtheilen verschrieenen Kalabresen. Im dritten Kalabriens Geschichte, die nichts, als das bekannteste enthält. Der zweete Brief hingegen wird den Topographen schon mehr interessiren. Darin die genauere Bestimmung der Gränze und Größe des Landes, nebst der natürlichen Theilung durch Berge und Flüsse. — Die Ausbrüche des Vesuvs in unaussprechlich furchtbarer Majestät. Der 30 Fuß starke Feuerstrom erhebt sich mit allen Schattirungen des Regenbogens 600 Fuß hoch, und breitet sich wie ein Fächer in der Luft aus. —

Im vierten Briefe das traurigste Gemälde der Regierungsform, und Gerichtsverfassung, die in keinem Lande schlechter seyn kann. — Alles zum Vortheil der Chikane. Legionen Gesetze. Fünf Haupttheile. Der fünfte der sinnloseste. Die geistlichen Gesetze darin allein neun Quartbände. — Lächerliche Tracht der Gesetzmänner. Dabey öfters komische Auftritte auf den Straßen. — In jeder Stadt wieder Lokalobrigkeiten. Zu Neapel wimmelt es von Advokaten. Zehn und mehrere Aktus werden vergeblich gehalten, und nichts ausgemacht. —

Eben

Eben so schlechte Polizey. Im Neapolitanischen jährlich 12000 Gefangene, im Toskanischen 64. —

Nur ein Beyspiel. Ein Verbrecher hatte schon lange gesessen, und sollte abgeholt werden, sein Todesurtheil zu empfahen — er war aber schon vor 12 Monaten gestorben. Die Ursachen, nicht sowohl Bösartigkeit, als unverzeihlicher Leichtsinn. — Es wird alles lateinisch verhandelt, wovon Kläger und Beklagter nichts verstehen. Die Bürger sind den Advocaten tributair, und letztere bekommen, wie bey uns die Hausärzte, Jahrgeld.

Zum Tode verurtheilte bekommen drey Tage vorher ein leidlicher Gefängniß, und gelangen in die Gesellschaft der Weißen. Diese besteht aus Mönchen und andern Geistlichen, größtentheils vom ersten Adel, die zween und zween des Tages abwechseln, und den armen Menschen durch die albernsten Alfanzereyen, nicht sowohl zum Tode vorbereiten, als betäuben, zumal da seine rohe Sinnlichkeit durch alle Delikatessen, die er nur verlangt, in dieser Zeit genähret wird.

Im fünften Briefe Nachrichten von den Herkulanischen Alterthümern, mit sehr gesunden und auf den Augenschein sich gründenden Urtheilen. Die Form des aufgedeckten Theaters, davon man bisher wenig gewußt hat, 70 Fuß tief unter felsenharter Lava ganz im Finstern. — Beschreibung des Musäi, und Abbildung der Maschine, die zum Abwickeln der verbrannten Bücherrollen gebraucht wird. — Klagen über die Sorglosigkeit, und Trägheit der Arbeiter und Aufseher. Schlechte Verwendung der ansehnlichen Summen, die aus Neapel und Spanien dazu gegeben werden. Einige Engländer erbieten sich, alles auf ihre Kosten ausgraben zu lassen, wofür

sie

sie nur einen gewissen Antheil an dem Gefundenen verlangen. Abgeschlagen.

Im sechsten Briefe Reise nach Salerno. Die Einwohner alle gelb, klein, säuisch und faul. Der Grund Feudalverfassung, Druck und Gewinnsucht kleiner Fürsten, und die Menge fressender Mönche. In welcher kriegerischer Thätigkeit die Vorfahren? — Der schönste Handelsplatz und sicherste Haven, dessen Bau aber liegt. Den vortrefflichsten Wein läßt man verderben. Männer, Weiber, Kinder den ganzen Tag vor den Thüren auf den Gassen schlafend oder lärmend, in der größten Armseeligkeit, die durch Hinziehung des reichen Adels nach der Hauptstadt vergrößert wird. — Hier die meisten Mordthaten. Bey 447465 Einwohnern der Provinz jährlich 500 Getödtete; also auf 900 Einer. Nach Rom, wo man auf jeden Tag einen Ermordeten rechnet, in dieser Gegend das Morden am häufigsten. — Die Minensprache den Einwohnern eigen. In den meisten Gesprächen nur dann und wann ein Schall; das übrige Gebärden. Seltsamer Anblick!

— Merkwürdige Geschichte des Angelino, die wir zum Nachlesen empfehlen. Sonst der treueste Freund und Nachbar: wird wegen Bedrückungen flüchtig, und ein Räuber aus Noth; aber raubt nie mit Gewalt und Morden; sondern auch als Räuber groß und ädel — zieht durchs Land, rettet die Unterdrückten, und verwaltet die schnelleste Justiz — — wird im Lande mehr geehrt, als gefürchtet. Die Adlichen bewirthen ihn. Ein Bischof verklagt deshalb einen zu Neapel. Angelino stellt sich mit seinen Leuten ein, läßt sich speisen, fordert das vorräthige Geld, theilt es vor den Augen des Bischofs unter die Armen, und drohet ihm, ihn wieder zu verklagen,

 weil

weil er ihn gespeiset habe. Stirbt auf dem Schaffot, weil keine Vertheidigung statt findet.

Die Menschen bey Pestum mager, blaß, ausgemergelt. Zeichen einer bösen Luft. Schon zu Strabo's Zeiten so. Ein besonderer Unterschied unter den Wirths- und Ackerleuten. Jene, weil sie nicht aus dem Hause kommen, groß, stark und roth im Gesicht. Diese, weil sie auf dem Felde die böse Luft einziehen, siech und wie ein Schatten. — Was unserm Landmann die Pfeife ist, hier die Karte. Jeder sein Spiel in der Tasche.

— Der vortreffliche Weg durch die Berge mit einer ansehnlichen Brücke zwischen den Bergen, ein Beweis vom kühnsten Unternehmungsgeist der Nation. Stolze Inschrift: bey diesem des Appischen, Flaminischen und Aurelischen Weges zu vergessen.

Im siebenten Briefe Eintritt in Kalabrien. Zigeunerhorde. Ihre Lebensart, wie bey uns, betteln, prophezeyen, stehlen. Mit den Albanensern nicht zu verwechseln. Der obgedachte schöne Weg geht eine Meile ins Land. Erst vor 10 Jahren angefangen. Auf dieser Meile 8 Jahre gebauet. Das Arbeitslohn jeden Tag 2—3 Karliner (2½ gute Gl.) — geht über tiefe Thäler mit einem Geländer von Quadern. Jeder 2 Fuß lang, 1 breit. Jeder Stein erforderte einen Tag, und der Steinhauer bekam des Tages 5 Karlinen. Die Summe dieser Meile 16000 Dukati. Der ganze Weg durch Kalabrien von 160 Ital. Meilen — 12000 Duc. auf eine Meile, 1920000 Dukati, — und die Zeit — 8 Jahre auf eine Meile — 1280 Jahre.

Karakter der Kalabresen. Wohlwollen, thätige Menschenliebe, uneigennützige Freundschaft, und Gastfreyheit. Keine Physiognomie zum kalten Mor-

den.

den. Durch Bedrückungen flüchten einmal ein Paar Bauern ins Gebirge, und rauben aus Noth.

Kalabrisches Manna. In 2 kleinen Städten jährlich 30000 Pf. Die Wälder mit Wachen besetzt. Der geringste Diebstahl kostet das Leben. Kastrovillari der Sammelplatz der Pfaffen. 5600 Einwohner; fünf Parochien, 5 Mönchsklöster, noch ein Nonnenkloster, und ein Konservatorio delle repentite. Außer diesen noch 130 Preti. — So voll von geistlichen Müßiggängern! Ein Pfaffe spricht über Friedrich den Großen das Verdammungsurtheil. — Die Klosterbibliotheken! —

— Ungeheurer Meerdamm mit unsäglicher Mühe und Kosten. Eins der kühnsten Projekte, solchen auf 40 Ital. M. um die ganzen Lagunen zu ziehen. Jetzt die ganze, von großen, 5 — 6 Fuß langen Quadern aufgeführte Mauer ohngefähr 60 Fuß breit, in verschiedenen Absätzen. Die ganze Höhe mit der Grundlage in der Tiefe, von 8 Fuß, beträgt 18 Fuß, davon 10 Fuß aus dem Meere hervorragen. Bis jetzt etwa 12 Ital M. fertig. Vor dem Damme erstaunliche Felsenstücken vorgewälzt. Dennoch schlugen die Wellen 1782. 28 Fuß hoch über den Damm, und zerstörten vieles. Die Inschrift im Geist der Venetianer, da sie alle Baumaterialien aus Dalmatien holen müssen: Ausu Romano; Aere Veneto.

Im achten Briefe Sybaris. Ein Galeerensklave, der 25 Jahre in der Gefangenschaft eines Mordes wegen zugebracht, und noch eben so roh war. Solche Strafen bessern nicht. — Der Krathisfluß noch, wie zu Ovids Zeiten: piscosus amnis. Die kleinen Fische in Oel gebraten.

Kosenza. Bey dem Zusammenfluß der beyden Flüße, Krathis und Busiento, Alarichs, der Gothen Königs, Grab. Er wurde nach Ableitung des Busiento, hier mit allen seinen Schätzen versenkt, und, um das Grab zu verheimlichen, der Fluß wieder darüber geleitet. —

Landesprodukte. Der Haupthandel Seide. Jährlich 800000 Pfund rohe Seide aus Kalabrien nach Neapel. Die Abgaben 340000 Dukati; das Pf. durch die Bank 2 Duk. Für Kalabrien 1600000 Dukati. Der Schleichhandel macht fast eben so viel. — Bergwerksprodukte, aber nicht bearbeitet. Der Hauptnahrungszweig hier das Tribunal des Königs, wodurch viele Leute hingezogen werden. Ein jährlicher Markt. Gute Thonarbeiten, kleine Eisensachen, gute Messer. Dennoch die traurigste Armuth wegen der vielen Zölle und Abgaben. — Des Mislingens der besten Sachen, und des Mangels der Kenntniß von Seiten der Regierung. Zu Kosenza auch nicht ein einziger Mensch mit seinem Zustande zufrieden!

Beschreibung des Karakters der Kosentiner. Auf den Männern noch der Brittische Geist. Jagd ihre Lieblingsbeschäfftigung. Die Weiber durchgängig häßlich, von den Männern schlecht gehalten. Kein Weib in einer fröhlichen Gesellschaft — nur zur Feldarbeit gebraucht — grüßen und danken nicht. Dennoch gutmüthig.

— Herrschender Bigottismus. Den Mönchen allein die Kinderzucht anvertrauet. Kapuziner können dem Verf. nicht einmal einige Namen aufschreiben. Das die Volkserzieher! Das Brevier wird in der Schule so lange silbenweise vorgebetet, bis es das Gedächtniß faßt, wie der Hund seine Künste.

Im

Im neunten Briefe noch etwas von dem guten Naturkarakter der Kalabresen — klagen über die Regierung, entschuldigen den König. Bey dem Erdbeben 4 Jahre Erlaß. Ein bloßes Versprechen. Nach 2 Jahren durch andere Lasten verdoppelt. — Hauptleidenschaft Kartenspiel.

Der 10te und 11te Brief enthält die anziehendesten merkwürdigsten Sachen, besonders die Gesinnungen der Einwohner bey dem Erdbeben, und die sonderbarsten Beyspiele der Vorsehung — In allen dortigen Bergen keine Spur von Lava. Wie das Erdbeben 1783. eingebrochen. Menschen hatten davon vorher keine Verempfindungen, aber die Thiere. Auf der Erde eine sonderbare Erscheinung. Eine weiße aufgelößte kreideartige Erdmasse ergießt sich wie eine Lavafluth über die Felder. Ganze Erdstriche scheinen zu wandern. — Die Masse kommt durch die Gährung in der Erde zum frühern Ausbruch. Jetzt wie getrockneter Kalk. Oehl- und Maulbeerbäume gehen zu Grunde.

Verempfindungen an lebenden Geschöpfen. Sehr umständlich und genau. Das Perzeptionsvermögen durch den äußern Sinn bey den Thieren stärker, als bey Menschen; aber auch nicht bey den erstern auf einerley Art. Hunde und Esel am heftigsten; Katzen später; Schweine gar nicht.

Einige ganz sonderbare Fakta von der traurigen Lage der Menschen in diesen Revolutionen. Einen Prior überrascht das Erdbeben auf dem Wege. Ein Erdschlund öffnet sich und verschlingt ihn; ein anderer Erdstoß speyet ihn wieder lebendig aus. — Drey Papiermacher haben gleiches Schicksal. Zween entrinnen. Den dritten verschlingt die Erde. Ein neuer Stoß schleudert ihn in einen Sumpf, wo er hin und

her geworfen wird, und nicht von der Stelle kommen kann. Endlich wird er halb todt an den Rand eines Schlundes geworfen — erholt sich, und findet nach acht Tagen seine Flinte wieder am Ufer des Caridiflusses, der sein Bette verändert hatte.

— Stärke der Aelternliebe, die in den schrecklichsten Augenblicken ihrer Kinder nicht vergißt. Eine Mutter in Polistena ist mit 2 Kindern, einem dreyjährigen Knaben, und einem Säuglinge an der Brust, im Zimmer. Alle drey kommen um. Die Lage der todten Körper bewies, daß sich die Mutter Preis gegeben, den Säugling unter die Brust gedrückt, und sich mit dem Körper über den andern hergebeugt hatte, um mit dem Rücken den Sturz der Ruinen aufzuhalten. Ein D. Antonio Russo und seine Gattin hatten ein einziges Mädchen, nahmen es zwischen sich, und ergaben sich dem Willen des Himmels. In dem Augenblick stürzte das Haus ein. Ein schwerer Balken tödtete sie. Unter dem Schutt fand man das Kind unter der Bedeckung der älterlichen Körper. Es lebte noch, und wimmerte kläglich, wurde unter den Leichen seiner Aeltern vorgezogen, und lebt noch.

Durchgängig an den todten Körpern die Bemerkung, daß bey dem männlichen Geschlecht die letzte Stellung im Tode — Anstrengung der Muskeln zum Widerstande; bey dem weiblichen aber Verzweiflung mit über den Kopf geschlagenen Händen gewesen sey. Für den Psychologen reicher Stoff zum Nachdenken!

Gesinnungen bey der allgemeinen Noth. Erst den 15ten Febr. ein Bote nach Neapel geschickt. Der König will selbst hin, wird aber von den Ministern zurückgehalten. Ruhm des Marschalls von Pignatelli. Die Regierung hat doch sehr menschlich gehandelt.

delt. Das beste Mittel, die Todten zu verbrennen, Schwere Strafe, wer einen Todten von seiner Familie entwendet. Dennoch viele gestohlen. Die Geistlichen widersetzen sich. Der Erzbischof von Reggio weiß sich die Erlaubniß zu erschleichen, daß in seiner Kirche Todte begraben werden. So siegen Vorurtheile im größten Unglück! 40000 durchs Erdbeben begraben, und 20000 sterben in den ersten Jahren an Seuchen. Nur kleine Diebereyen fallen vor. Zu Lißabon 1755. müssen viele ihre Raubsucht auf dem Schaffot büßen; hier nicht einer deshalb getödtet. Viele bringen die Güter der Verunglückten wieder.

Das Erdbeben erstreckt sich 500 Quadratmeilen im Umfange. Die Ursachen verschiedentlich angegeben. Die Hauptursache unterirdisches Feuer, mit fast untrüglichen Gründen bewiesen. — Traurige Verwüstungen zu Monteleone. Die Richtung des Erdbebens wellenförmig. Gerade hier bey der bittersten Armuth hört alles Gespräch von Räubern auf. Versicherung der Leute: hier habt ihr nichts mehr zu besorgen. Keine Intoleranz, keine Pfaffengewalt mehr. Wieder keine Spuren von Lava. —

Wirkung des Erdbebens auf das Nervensystem. Einige lange Zeit schwach. Andere erschrecken noch bey der geringsten Sache. Andere lange Zeit gelähmt. Verschiedene verlieren die Verdauungskraft, das Gedächtniß und die Besinnungskraft. —

Lange und sonderbare Erhaltungsbeyspiele von Menschen und Thieren. Zwey fette Schweine leben 32 Tage unter dem Schutt, fressen nachher keine Körner, saufen unersättlich. Noch länger eine Katze, 40 Tage, säuft eben so stark, und erholt sich. Nach 7 Tagen ein bejahrtes Weib, liegt fühllos unter den Ruinen. Durst ihre größte Plage. Jetzt völlig ge-

Stund. In Oppido ein funfzehnjähriges Mädchen 11 Tage in Gesellschaft eines todten Knaben, den es gewartet hatte, und der in seinen Armen vor Durst am 5ten Tage starb. Bis dahin die Besinnungskraft; hernach fühllos, als schliefe es. —

Allgemeine Menschenempfindungen in diesem Unglück. Eine erschlaffende Betäubung, worin einige gleich nach dem Einsturz versinken, andere erst nach einigen Tagen, nach der Schwäche oder Stärke ihrer Nerven. Einige Vergrabene glauben sich trunken, und fühlen nicht den geringsten Schreck, bis sie ein neuer Stoß erwecket — und rettet. — Durch Gegenwart des Geistes rettet sich ein entschlossener Mann bey der Tafel des Prinzen zu Kasoletto durch einen Sprung durch die zerrissene Wand, und verliert nur einen Schuh.

Seminary's Verwüstung die schrecklichste. Der Verf. Augenzeuge. Die Erde tobt noch 1787. Eben wird noch ein Schädel von einem Mädchen aus den Ruinen hervorgezogen. Eine der blühendesten Handelsstädte. Jährlich 2½ Million neapolitanische Pfund Oehl. Der Vorrath davon zur Zeit des Erdbebens so groß, daß von den zerborstenen Fässern ganze Ströme, auf 1½ Millie umherfliessen. — Pomeranzenwälder, deren einige jährlich 1200000 Stück tragen. 3600 Einwohner bleiben im Erdbeben. Merkwürdige Geschichte von 2 Freunden, die eben auf der Jagd sind, und auf den Bergen herumgeschleudert werden — die Stadt sinken sehen, bey der Zurückkunft auf dem Felde alles verändert finden, und nicht wissen, wo sie sind. Keine Stadt mehr! Klettern zwischen den Ruinen umher, und endlich wird die Idee erst in ihnen deutlich: ein Erdbeben habe die Stadt zerstört — suchen einige

Tage

Tage ihre Häuser unter den Flammen, bis der eine die Füße seines zerquetschten Kindes unter schweren Steinmassen hervorstehen sieht; und neben demselben nachher sein todtes Weib mit dem todten Säuglinge an der Brust — der andere nach 5 Tagen seine todte Frau, und sein noch lebendes Kind bey ihr — findet.

Obelisken werden umgedrehet, und völlig aus der Lage gebracht. Ganze Erdstrecken mit Fruchtbäumen versetzt. Flüsse verändern ihren Lauf. Seen treten hervor. Häuser mit den Einwohnern unverletzt 300 Schritte fortgeschleudert. Ein anderes, ein Wirthshaus, eben so fortgeworfen. Unterweges zersprengen erst die Wände, und zerquetschen Gäste, und Kinder: die ersten mit den Karten in der Hand. Wirth und Wirthin entkommen.

Ein angesehener Mann winselt unter den glühenden Steinblöcken. Niemand kann ihm weiter helfen, als daß ein Pfaffe geholt wird, der ihm die Absolution ertheilt. — Und nun läßt man ihn langsam verbrennen.

— Die Erde hier voll von Seethieren und Buccinis. Kalabriens ganze Pläne Sediment des Meers. Einstimmige Volkssprache: wollten wir beständig der Betrachtung des Unglücks nachhängen; so würden wir in gänzliche Unthätigkeit versinken, und unsres Lebens, das die Vorsehung so wunderbar gerettet hat, nie froh werden.

— Chronologie der Kalabrischen Erdbeben. Endlich die Geschichte einer Vorahndung, oder Vorempfindung zufälliger künftiger Dinge, bey nicht erhitzter Einbildungskraft. Donna Lucrezia Ruffo, eine siebzigjährige Frau, sieht im Schlaf, eine Nacht vor dem Erdbeben, alle Schrecken desselben, und

wird dadurch so erschüttert, daß sie mit einem heftigen Angstgeschrey erwacht. Da sie der herzueilenden Familie die Ursache erzählt, und besonders eine genaue Beschreibung der Seerevolution giebt, wird sie ausgelacht, weil Tags zuvor kein Mensch an ein Erdbeben dachte. Sogar keine Anzeigen waren davon da. Ihr Schwiegersohn war nachher einer von denen, der vom Meer verschlungen wieder ausgespyen wurde, sich in eine Menge Netze verwickelte, und doch bald umgekommen wäre. — Ob die Geschichte wohl ganz wahr seyn mag! Ein klein wenig mehr, ein klein wenig weniger bey solchen Erzählungen macht oft daß dieß wunderbar wird, was sehr natürlich ist, und wenn eine solche Geschichte hinter einem Erdbeben erzählt wird, so kommen unvermerkt kleine Zusätze hinzu.

Der Verf. segelt bey der jetzt unbedeutenden Scylle und Charybdis nach Sizilien, und wir werden ihn unter den Ruinen bey Meßina, im zweyten Theile, dem Jeder mit Verlangen entgegen sieht, wieder finden.

St.

Kurze

Kurze Nachrichten.

1. a) Protestantische Gottesgelahrheit.

Samuel Heinike Scheingötterey der Naturalisten, Deisten und Atheisten u. s. w. Cöthen. 1788. 17½ Bog. in kl. 8.

Dem Rec. ist seit langer Zeit keine Schrift zu Gesichte gekommen, die mit so vieler Heftigkeit und mit so vielem pöbelhaften Witz geschrieben, und mit so groben Schimpfwörtern angefüllet ist, als die gegenwärtige. Der Verf. ist nicht damit zufrieden, dem Publikum zu sagen, was er zu sagen hat, und die Beweise davon vorzulegen, sondern er thut bey aller oft mit den Haaren herbey gezogenen Gelegenheit die heftigsten Ausfälle auf die Allg. d. Bibl. die Allgem. Lit. Zeitung, den d. Merkur, und auf viele Gelehrte, die in einer allgemeinen Achtung stehen, und es auf keine Weise verdienen, so behandelt zu werden. Wenn er nicht gleicher Meynung mit ihnen ist, so konnte er, wenn er sich gedrungen fühlte, gegen sie zu schreiben, seine Gründe ruhig angeben. Wozu soll aber das Poltern, Toben und Schimpfen, was den Verf. in einer so armseeligen Figur darstellt, und doch keinen überzeugen wird. Gott bewahre uns, daß ein solcher Ton aus dem Zeitalter des Pater Abrahams a Sankta Klara nicht wieder Mode wird. Wer kann Achtung für einen Mann haben, der sich selbst so schändet!

Er will in der gegenwärtigen Schrift vornehmlich beweisen, daß die Naturalisten, wofür er alle aufgeklärte Leute und insonderheit alle Recensenten der zuvor angezeigten Zeitschriften, und noch andere hält, und die er auch Atheisten,

Irre-

Irreligionisten, Schwärmer u. s. w. nennt, eigentlich keinen Gott, keine Religion, und keine Moral haben, und also (wie er fast auf jeder Seite sagt) Betrüger, und lasterhafte Menschen, ja wie er an einigen Orten hinzufügt, Diebe und Spitzbuben sind. Nun sollte man denken, einem Mann der seinen Verstand nicht verlohren hat, müsse, wenn ihn auch die Leidenschaft an dem einen Tage blind und stumpf macht, doch wenigstens am andern beyfallen, daß es selbst unter den Heyden viele edelgesinnte Männer gegeben hat, und daß überhaupt der, dessen Verstand in irgend einem Stücke irret, darum nicht gleich ein unmoralischer gottesvergessener Mensch ist. Es sollte ihm ferner einfallen, daß doch wohl nicht alle Recensenten dieser Zeitschriften und andere aufgeklärte Männer, wenn sie ja an dem alten theologischen System etwas zu tadeln finden, oder manche Stellen der Schrift anders erklären, als sie bisher erklärt worden sind, darum noch nicht Naturalisten oder gar Atheisten sind. Allein hieran denkt der, Gott weiß warum, so äußerst aufgebrachte Mann nicht. Es ist also auch kein Wunder, daß er in seinem Wahnsinn einen jeden Strohhalm für einen Eichbaum ansiehet, und eine jede Windmühle für einen Riesen hält.

Zuerst will er darthun, daß die Naturalisten keinen Gott und keine Religion haben, das heißt aber in der gewöhnlichen Sprache nur, daß sie keinen hinlänglichen Beweis für das Daseyn Gottes, und folglich — welche Folge wohl nicht ein jeder zugeben dürfte — keine Religion haben. Er sucht nämlich durch Hülfe der Kantischen Philosophie zu erweisen, daß alle unsere Begriffe von Existenz, Substanz, nothwendiges Ding u. s. w. nicht reine Verstandesbegriffe sind, und folglich keine Objektivität haben, und daß also alle Beweise für das Daseyn Gottes, welche durch die Vernunft sind geführet worden, eigentlich keine Beweise sind. Hier sagt der Verf. größtentheils das, was man in der Kritik der reinen Vernunft weitläuftiger findet.

Dagegen ließe sich nun schon einwenden, daß diese Kantische Schrift nicht nur überhaupt sehr dunkel, sondern daß auch so manche Sätze, welche darin vorkommen, und welche der Verf. vornehmlich genutzt hat, noch nicht ganz außer Zweifel sind, wie das wohl unstreitig am besten Reimarus in seinen Gründen der menschlichen Erkenntniß gezeigt hat. Aber gesetzt nun auch es sey erwiesen, daß alle bisherige Beweise für das Daseyn eines Gottes nicht hinlänglich sind,

sind, ja daß es sogar der menschlichen Vernunft unmöglich sey, jemals einen solchen zu erfinden: so hat freylich der Naturalist keinen hinlänglichen Beweis für das Daseyn eines Gottes. Aber hat er denn darum gar keinen? Erhebt sich nicht eine jede Hypothese, aus der ich alle Erscheinungen erklären kann, zur höchsten Wahrscheinlichkeit, das ist zu derjenigen Gewißheit, welche Menschen in dergleichen Dingen haben können? Und muß der nicht also ein Thor seyn, der hier noch mehr verlanget?

Wenn der Naturalist keinen Beweiß für das Daseyn Gottes hat, so hat der Verehrer einer göttlichen Offenbahrung auch keinen. Denn die Bibel beweiset nirgends, daß ein Gott ist, sondern setzt überall voraus, daß einer ist. Diese Einwendung hat der Verf vorhergesehen, wie sie denn auch leicht vorherzusehen ist, und sich also dagegen zu verwahren gesucht. Er sagt nämlich, der Verehrer einer Offenbahrung, oder welches ihm einerley ist, der Christ, habe einen Beweis für das Daseyn Gottes aus der Tradition. Tradition heißt nun entweder Lehre überhaupt, (bey den ersten Kirchenvätern) oder mündliche Ueberlieferung, oder auch wohl falsche Sage. Allein alles dieses heißt es bey dem Verf. nicht, sondern instruktive Begriffsentwickelung, da man, wie ein Vater dem Kinde, die Sachen vorzeigt, von denen man einen Begriff geben will, und so die Menschen sich selbst den Begriff formiren läßt. Diese Tradition, sagt er, werde am besten in der Bibel angetroffen. Denn wenn man noch die Punkte in der hebräischen Sprache mit dazu nehme, könne wohl keiner weiter zweifeln, daß die biblische Tradition göttliche Offenbahrung sey. Das ist nun freylich so dunkel wie alles übrige, was der Verf. bey dieser Gelegenheit schwatzt, daß Rec. gern gestehet, nicht recht zu wissen, was der Verf. damit sagen will. Wird seine Tradition nur am besten in der Bibel angetroffen, so wird sie doch auch noch wo anders, nur nicht so gut angetroffen, und so könnte sich ja also auch der Naturalist diese andere Quelle zu Nutze machen. Sind die hebräischen Vokale oder Punkte ein Beweis, daß die hebräische Sprache von Gott den Menschen gelehret worden, so werden die meisten alten orientalischen Sprachen diesen Beweis eben so gut führen können, und so müßte vorher bewiesen werden, daß die hebräische Sprache die älteste sey, und daß Gott die ersten Menschen sprechen gelehrt, und jeden

schick-

schicklichen Laut selbst angegeben habe. Es scheint indessen die Meynung des Verf. zu seyn, der Mensch sey auf die Idee von Gott, wie wir ihn jetzt uns denken, nicht anders als durch Unterricht von Gott selbst (nicht durch eigenes Nachdenken) gekommen. Denn er sagt, wenn man auf eine solche Idee von Gott durch eigenes Nachdenken kommen wollte, müßte man schon wissen, daß ein solches Wesen existirt. Ganz recht — wir würden die Idee von Gott so vollständig nicht haben als jetzt, wenn sie ein jeder unter uns erst hätte erfinden sollen.

Mehr folgt hieraus nicht. Paulus sagt deutlich Röm. 1, 19. 20. man wisse, daß ein Gott sey, aus seinen Werken, aus der Schöpfung der Welt; dadurch habe er sich den Heyden (wovon hier vornehmlich die Rede ist) offenbahret. Der Verf. erklärt also diese Schriftstelle ganz falsch, wenn er durch Luthers Uebersetzung verleitet, behauptet, Paulus lehre hier, daß Gott sein Daseyn zuerst selbst den Menschen offenbahret habe, damit sie hernach auch seine Eigenschaften aus seinen Werken hätten erkennen lernen können.

Doch zugegeben, daß die Naturalisten keinen hinlänglichen Beweiß für das Daseyn Gottes haben, folgt denn daraus nun, daß sie Atheisten sind, daß sie keine Religion haben, daß sie Betrüger, Lasterhafte, Diebe, Spitzbuben sind? Ist denn nicht ein großer Unterschied zwischen der Religion in der Theorie und der Religion in der Praxi? Wer auf keinen hinlänglichen Beweis glaubt, daß ein König von Preußen oder ein Churfürst zu Sachsen existirt, kann man von dem sagen, er leugne die Existenz dieser Fürsten, er sey ein Rebelle, der sich ihren Befehlen widersetze? — Wie doch Leidenschaft die Menschen blind machen kann!

Der Verf. will nun aber auch ferner beweisen, daß die Naturalisten keine Moral haben, und also auch deshalb Erzbösewichter sind.

Der einzige wahre Grundsatz der Moral, sagt er, ist der (Kantische) thue was recht ist, darum, weil es recht ist, oder handele so, daß du wünschest, daß deine Art zu handeln allgemeine Maxime wäre. Nun bauen aber alle Naturalisten, Atheisten, Deisten, Schwärmer u. s. w. ihre Moral nicht auf diesen Grundsatz des reinen Verstandes, sondern auf Empfindung und Gefühle, und auf ihre eigene Glückseligkeit, folglich ist ihre ganze Moral falsch, und eine bloße epikurische Moral, ede, bibe, lude. — Kaum kann man

seinen

seinen Augen trauen, daß ein Mann, der ein Gelehrter seyn will, dergleichen Schlüsse machen kann. Ferner heißt es S. 137. die Naturalisten sagen nicht, weil die Moralität beobachtet werden muß, sind künftige Belohnungen und Strafen darauf gesetzt, sondern sie sagen, die Moralität muß beobachtet werden, denn es sind Belohnungen u. s. w. darauf gesetzt. Hiernach kann der Mensch aber nicht frey handeln, (aus reinem Verstande) sondern aus Furcht und Zwang, (Empfindung) also nicht der Glückseligkeit und der göttlichen Gnade würdig werden. Zumal da der Naturalist keinen Gott, und folglich auch keine Moral hat.

Dieser sogenannte Beweis, beweist einmal zu viel und also nichts. Denn was hier der Verf. von manchen (nicht allen) Naturalisten sagt, kann man eben so gut von manchen Christen sagen. Ueberdem aber ist doch wohl noch ein großer Unterschied zwischen keine Moral des reinen Verstandes haben, und gar keine haben; zwischen Moral haben, und Moral üben; zwischen dem rechten Grundsatz in der Moral nicht haben, und ein unmoralischer lasterhafter Mensch zu seyn, sonst müßten ja alle, die den Kantischen Grundsatz nicht haben, Bösewichter seyn. — Solch Zeug kommt heraus, wenn man mit Leidenschaft schreibt.

Ueber Apostein ohne Gott für Conventionsmünze 1 Sam. 5, 4. Leipzig. 1787. 6½ Bog. in gr. 8. (nach der Vorrede, von Samuel Heinicke.)

In dieser Schrift sind die Ideen, welche der Verf. in der vorhergehenden Schrift weitläuftiger entwickelt hatte, nur kurz hingeworfen. Indessen findet sich doch darin folgendes, was zur Erklärung seines Begriffs von der Tradition etwas beytragen kann. Es heißt S. 18. „Wenn wir Gott nicht sehen können, so können wir ihn doch hören." Und daher ist es gar leicht, daß sich Gott nach seinen Eigenschaften durch analogische symbolische Verhältnißbegriffe, den Menschen als einen Schöpfer, Vater, Vergelter erkenntlich machen kann. Z. B. über göttlichen Eigenschaften können wir denken: wie sich verhält die Beförderung des Glücks der Kinder zu der Liebe der Aeltern, so verhält sich die Wohlfarth des menschlichen Geschlechts zu einem unbekannten Etwas in Gott, was

wir

wir Liebe nennen. — Und eben so können wir ihn als Schöpfer denken. — Wie sich verhält ein Kunstwerk zu seinem Künstler u. s. w. (Aber sind denn das nicht Schlüsse, welche die Vernunft macht? so wäre ja wohl die Tradition nichts anders als das was die Vernunft analogisch schließt. Und die Vernunft eines Naturalisten könnte ja eben so schließen; doch wir wollen weiter hören. — S. 19. fährt er fort.) Wir wollen z. B. annehmen: Abraham wüßte von Gott noch nichts, und läge nun in seinem Zelte. Er höret eine Stimme die ihn ruft, und spricht: Abraham, hier lege ich dir zwey Louisd'or hinter das Zelt, kauf dir dafür was du willst. Abraham wird neugierig, gehet hinaus, und findet das Geld. Diese Geschenke werden wiederholt, und endlich höret Abraham von seinem Wohlthäter, (den er aber, nach des Verf. Voraussetzung, immer nicht sieht) daß er ein Wesen oder Geist sey, der die ganze Welt geschaffen hat. Er lehret, ermahnet und räth Abraham, dieses oder jenes zu thun. Abraham gehorcht, und die Versprechungen treffen pünktlich zu. Abraham glaubt nun an Gott mit seinem ganzen Hause.“ Nun das lasse ich mir doch einen Beweis von der Existenz Gottes durch Tradition seyn. Abraham würde in einem solchen Fall, den der hinter dem Zelte stand, und mit ihm redete, eher für einen anderen Emir, oder für einen seiner Freunde gehalten haben, der mit ihm seinen Spaß haben wollte. — Und dieses ist nun die so berühmte Tradition oder instruktive Begriffentwickelung des Verf. Wenn man also nicht weiß, daß ein Gott ist, und einer hinter der Mauer ruft: „ich bin der liebe Gott,“ und legt zwey Louisd'or hin, so weiß man nun, daß ein Gott ist, und dieser Beweis ist so stark, daß sich nach der Meynung des Verf. alle übrige Beweise darauf gründen. — Vortrefflich. Uebrigens ist es jämmerlich mit anzusehen, wie Hr. Samuel Heinike sich hier geberdet, bald schimpft, bald mit Koth wirft, bald s. v. seine posteriora zeigt, und sich vor dem ehrsamen Publikum prostituirt. Wem schadet der Mann, der so gern schaden will, mehr, als sich selbst?

P.

Christ-

Christliche Betrachtungen über die ältesten Geschichten Mosis, vom 1. Kap. des 1 B. bis zum 18. Kapitel, in Lübeck vorgetragen von Johann Andreas Cramer, Kanzler der Kielschen Universität. Leipzig, im Schwickertschen Verlage. 1785. 440 Seiten in 8.

Herr D. Schinmeier giebt uns in der Vorrede zu seinen Allgemeinen Betrachtungen über Religion, Offenbahrung und Bibel die Nachricht, daß seit der Reformation zu Lübeck der Gebrauch ist, daß die Superintendenten über die Bibel predigen müssen. Jeder neue Superintendent fieng ehedem diese Predigten von den Büchern Mosis an, und wenige sind über diese Bücher hinausgekommen. Gegenwärtige Predigten sind auch eine Frucht solcher vormaligen Amtsarbeiten des Verfassers. Der Hr. Kanzler schob die Herausgabe derselben vornehmlich darum auf, weil er immer noch auf die neuern Versuche angesehener Gelehrten, diejenigen Vorstellungen zu ändern, welche bis auf unsere Tage fast alle christliche Lehrer von der Bestimmung und dem Werthe jener Schriften gehabt haben, die seit den ältesten Zeiten sowohl von der Jüdischen Nation, als auch von den meisten Christen für eine gemeinschaftliche göttliche Quelle der wahren Erkenntniß und Verehrung Gottes erkannt worden sind, aufmerksam war, und weil ers, als ein unpartheyischer Wahrheitsforscher, sich zur Regel gemacht hatte, weder das Alte, weil es alt ist, zu verachten, oder zu behaupten, noch das Neue, weil es neu ist, zu ergreifen oder zu verwerfen. Er wollte gegen seine Betrachtungen über die Mosaischen Geschichtebücher erst selbst gleichgültiger werden, als man bey der ersten Ueberzeugung von dem, was man für wahr und nützlich hält, zu seyn pflegt, und sich selbst, ehe er sie bekannt machte, mit aller möglichen Sorgfalt, aus eigener Untersuchung von dem wahren Gehalte der neuern Urtheile über den Werth dieser Geschichtsbücher versichern.

Diese Bedächtigkeit ist rühmlich, und des gelehrten Mannes eben so würdig, als die freundliche Sanftmuth, mit welcher er seine durch fortgesetzte Untersuchungen in der Hauptsache nicht erschütterten Grundsätze von dem Werth und der Nutzbarkeit der Mosaischen Schriften für unsere Zeiten und

für unsere Religion, freymüthig bekennt. Daß beynahe die ganze Mosaische Geschichte, welche über die Zeiten des Israelitischen Volks hinausgeht, blos aus Volksliedern, aus symbolischen in Historie eingekleideten allgemeinen Vorstellungen, aus Hirtensagen und aus andern solchen Quellen entsprungen seyn sollte; daß man sie nach andern dem Alterthum unbekannten Gesetzen der Auslegung, als diejenigen sind, nach denen andre, sehr alte Geschichten ausgelegt zu werden pflegen, bearbeiten; daß man sie nicht als eine Archäologie, sondern als eine Mythologie behandeln müsse, daß überhaupt die heiligen Bücher der Juden, was sie auch sonst für einen Werth haben mögen, nur für diese Nation gehören, und für die Christen keinen, oder einen nur sehr geringen und unbeträchtlichen Nutzen haben: das sind, seiner Ueberzeugung nach, Behauptungen, zu welchen sehr gute und rühmliche Absichten veranlassen können, die aber, weil sie historischer Art sind, sehr zuverläßige und gewisse historische Beweise fodern. Ob er gleich manche Berichtigungen und Einschränkungen vieler zeither gewöhnlicher Ideen von der göttlichen Eingebung, der Beschaffenheit und Art derselben, wie auch von den Urkunden der biblischen Geschichte für nöthig und nützlich hält, und ob er gleich weiß, daß die Schriften Mosis und der Propheten national und in ihren wichtigen Nachrichten und Belehrungen zunächst für das Jüdische Volk bestimmt sind, auch vieles enthalten, was nur dies Volk angieng, und über viele wichtige Lehren der Religion nicht so helle Aufschlüsse geben, als Jesus und seine Apostel gegeben haben; so kennt er doch noch keinen Beweis, daß diese Bücher bloß national seyn sollten. Er ist überzeugt, daß die darin enthaltenen Nachrichten und Lehren nicht bloß die Nachkommen Abrahams zu einer von andern Völkern abgesonderten Nation bilden, sondern daß auch die Juden durch ihre Propheten, weise, aufgeklärte, gute und edle Menschen werden sollten; daß also auch Lehren und Geschichten, die einen solchen Zweck haben, nie entbehrlich, sondern immer von allen Menschen als göttliche Belehrungen angesehn und gebraucht zu werden verdienen. —

Ueber diese Grundsätze wird nicht leicht jemand mit dem Verf. streiten wollen. Allein, bey der Anwendung derselben werden Schwierigkeiten entstehen. Man wird zu untersuchen haben, welche Lehren und Nachrichten das sind, die nur

für

für national angesehen werden können oder müssen; man wird fragen, warum diese nur, und nicht auch andre, oder alle; man wird über die verschiedne Wichtigkeit, über die nähere oder fernere Beziehung dieser und jener Geschichte oder Lehre auf Religion, uneinig seyn; und wenn nur dasjenige aus jenen Büchern uns noch angehet, dessen Wissenschaft und Annehmung dazu geschickt ist, uns weiser und besser zu machen, so wird wieder die Frage seyn, ob dasselbe darum, weil es in der Bibel steht, oder darum, weil es an sich wahr und richtig gedacht, weil es nützlich und kräftig für Verstand und Herz ist, uns angehe. Wollte jemand sagen: darum, weil es in der Bibel steht, und weil die Bücher Mosis und der Propheten von Jesus und seinen Aposteln als göttliche Bücher, als bleibende Erkenntnißquellen angesehen, gepriesen und empfohlen sind; so würde dieser Beweisgrund nicht passen, weil er zu viel bewiese, indem ja Jesus und seine Apostel von Moses und den Propheten überhaupt reden, wenn sie darauf sich berufen oder darauf verweisen, und also nicht bloß denjenigen Theil der Jüdischen Religionsschriften, welcher Lehren und Geschichten enthält, die für alle Zeiten wissenswürdig und moralisch nützlich sind, sondern auch denjenigen, welcher blos national ist, und uns nicht weiter angeht, verstanden haben; es würde demnach folgen, daß auch dasjenige uns noch angehe, was uns wirklich nicht mehr angeht. Da sich das widerspricht, so bleibt nichts übrig, als daß der wahre Grund der Würdigkeit und des bleibenden Ansehns lehrreicher, erbaulicher, und moralisch fruchtbarer Stellen des A. T. in der Natur ihres Inhalts, in ihrem innern Werthe und Gehalte liege; daß wir also, nach unsern durch die christliche Philosophie aufgeklärten Begriffen das Recht und die Pflicht haben, selbst zu forschen, was Moses und die Propheten wahres und richtiges, zur Besserung und zur Beruhigung dienliches gesagt und geschrieben haben. Und gerade so verfuhren auch Jesus und seine Apostel, diese besonders, nachdem sie richtigere Begriffe von einer allgemeinen Religion gefaßt, und den Jüdischen Particularismus verachten gelernt hatten. Sie loben und tadeln, sie verwerfen und bestätigen Mosaische Lehren und Gebote, nach ihrer freyen Einsicht von der Richtigkeit und Güte, oder Unrichtigkeit und Unbrauchbarkeit. Jesus findet die Mosaische Moral zu armseelig und gelinde; er genehmiget auch die von Moses gestattete freywillige und leichtfertige Ehescheidung nicht.

Paulus nennt das ganze Judenthum ein dürftiges Elementarwerk, ein abgeschaftes Interim; aber er beruft sich doch auch nicht selten auf Aussprüche des A. T. und bestätiget oder erläutert mit diesen Auctoritäten seine eignen Lehrsätze. Das thut er aber in keiner andern Rücksicht, als in welcher er zu anderer Zeit den Ausspruch eines griechischen Dichters: Wir sind Gottes Geschlechts, anführt; nur mit dem Unterschiede, daß er Mosis, Davids, Jesaias Bücher viel österer anzieht, theils weil diese Bücher wirklich viel geistvoller sind, und reinere Religion lehren, als alle Schriften griechischer Weltweisen und Dichter, theils weil er selbst mit jenen von Jugend auf bekannter geworden ist, als mit diesen, theils auch, weil er weit mehr mit gebornen Juden mündlich und schriftlich sich zu unterhalten hatte, als mit Heiden. Sein Grundsatz dabey bleibt übrigens durchaus: Alles prüfen und das Gute behalten. Ja gerade in der stärksten Lobrede, die Paulus den Büchern des A. T. gehalten hat, und die auch Hr Kanzler Cramer für sich selbst herzieht, 2 Timoth. 3, 15. sagt er dennoch nicht ohne Einschränkung: die heil. Schrift kann dich unterweisen zur Seeligkeit, sondern unterweisen durch den Glauben an Christo Jesu; ein Beysatz der doch verständlich genug ist.

Der Betrachtungen, oder eigentlich Predigten, sind acht und zwanzig. Wir können nicht sagen, daß sie sich alle durch Wichtigkeit des Inhalts, durch anziehende und neue Bearbeitung der Materien, durch große Vorzüge der Einkleidung und der Sprache auszeichnen; aber wir zweifeln nicht, daß sie von Freunden der Bibel und einer aufgeklärtern Erbauung mit Nutzen und Vergnügen werden gelesen werden. Denen, welche des Verf. Manier in Predigten schon kennen und lieben, gebrauchen wir dies Buch nicht weitläuftig zu beschreiben oder zu empfehlen. Wir bemerken hier nur noch einige Stellen, bey denen wir im Lesen ungern anstießen. I – III. Ueber die Geschichte der Schöpfung. In der ersten wird die Authentie und Göttlichkeit der Schriften Mosis in der Kürze bewiesen; nach unserm Urtheile schickt sich diese Materie und der Aufwand von Gelehrsamkeit, den sie erfodert, nicht für die Kanzel. In der Erklärung der Geschichte selbst werden auch vieler Ausleger verschiedene Meynungen aufgezählt und beurtheilt; es erhalten mehrentheils diejenigen den Beyfall des Verfassers, welche dem gewöhn-

wöhnlichen theologischen System die günstigsten sind; z. E. daß unter Geist Gottes diejenige unendliche Person verstanden werden könne, auf deren Verehrung wir getauft sind; weil sich aus den Schriften Mosis mit sichern und zuverläßigen Gründen beweisen läßt, daß der Geist des Vaters und Jesu Christi seines Sohnes, auf welchen wir getauft sind, schon von ihm der Geist Gottes genannt werde, z. E. 4 Mos. 11, 29. 24, 2. rc. eine Meynung, die in einer Predigt auch nicht einmal historisch angeführet werden müßte, weil ja der, vom Verf. unerklärt gebliebene Umstand, daß der Geist Gottes auf den Wassern schwebte, zu sehr rohen Ideen von jener unendlichen göttlichen Person Anlaß geben muß. IV. Ueber die Schöpfung des Menschen. Bey den Worten: Lasset uns Menschen machen, pflichtet Hr. C. wie er sagt, der ältesten und glaubwürdigsten Erklärung bey, welche hier eine obgleich nicht ausdrückliche und bestimmte Anzeige von dem Geheimnisse des Vaters, des Sohnes und des h. Geistes findet. V. Ueber die Herrlichkeit der ersten Menschen; lauter solche Vorstellungen davon, als welche bey VI — IX. Ueber den Fall der ersten Menschen nöthig waren, und vorausgesetzt werden mußten, um mit der hergebrachten Beschreibung von den Ursachen, der Geschichte und den Folgen des Falls durchzukommen. — Vorzüglich schön ist X. Ueber Beschaffenheit, Nothwendigkeit und Nützlichkeit eines arbeitsamen Lebens. XI. Cain, das Bild eines Menschen, der seiner Neigung zur Sünde keine Gewalt anthun will, und XII. Ueber die Größe des Verderbens, worein die Menschen nach und nach von der Sünde gestürzt werden. Aber XIII. und XIV. Ueber die Sündfluth enthalten über Gottes Strafgerichte manche Vorstellungen, die zu mehr nützen und einer schädlichen Misdeutung ausgesetzt sind, und XV. Ueber das natürliche Verderben nicht nur die gewöhnliche, an die Geschichte vom Fall sich anschließende Theorie, sondern auch heftige Ausfälle auf die neuern Versuche, sie zu berichtigen. Wie kann doch ein so gelehrter Mann, als Hr. C. ist, in diesem Tone reden: Es ist ein Irrthum, (daß der Mensch von Natur nicht verdorben ist) und nach unserer Einsicht ein schädlicher Irrthum. Der Ausspruch unsers Heilandes: Was vom Fleisch geboren ist, das ist Fleisch, wird gewiß durch keine Philoso-

 phie

phie, sie mag griechischer, oder brittischer, oder deutscher Abkunft seyn, widerlegt werden. — „Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf; das ist eine unstreitige Wahrheit; denn Gott sagts.“ Welche Philosophie hat jenen Ausspruch, der richtig verstanden, auch philosophisch richtig ist, widerlegen wollen? aber welche Hermeneutik kann eine Regel geben, nach welcher der zweyte von einem Zeitalter, von einer Generation geltende Spruch als eine von der Natur der Menschen überhaupt zu verstehende Beschreibung angenommen werden müßte? Und, so wie der Verf. sich von seinem trotzenden Autoritätsbeweise: Gott sagts, Jesus sagts, Paulus sagts u. s. w. gleich wieder, um das, was sie sagen, vernünftig und wahr zu finden, in das Gebiet der Philosophie und Erfahrung wendet, wenn er sich auf die an Kindern bemerkbare herrschende Neigung zu Unarten und Bosheiten beruft, so darf ers ja nicht tadeln, wenn andere, in dieser Untersuchung mit ihren Bemerkungen von der Natur des Menschen und des Kindes anfangen, dieselben zum Grunde legen, und jenen biblischen Aussprüchen einen Sinn beylegen, welcher sowohl diesen Bemerkungen, als auch dem Sprachgebrauch der Schrift angemessen und mit vielen andern Lehrsätzen und Erklärungen derselben, der einstimmigste ist, und welcher durch keine Philosophie, sie sey Africanischen oder Römischen Ursprungs, widerlegt werden kann. Mit dem Verlästern der Philosophie ist nichts ausgerichtet. — Allein da der Verf. hier nicht die allermindeste auch nur scheinbar neue und starke Bestätigung der unphilosophischen und unbiblischen Lehre von der Erbsünde angebracht hat, da er nur mit Verachtung und mit Trotzen, nicht aber mit Gründen, weder philosophischen noch exegetischen, die mäßigern Ideen neuerer Theologen von der Sinnlichkeit des Menschen verwirft, so ist hier auch der Ort nicht, seine schon so oft und so gründlich abgefertigte Augustinianischen Dogmen genauer zu prüfen. — XVI. Ueber die Begebenheiten und Schicksale Noahs und seiner Kinder und Nachkommen. XVII. Ueber die Vorsehung. XVIII und XIX. Ueber den Glauben Abrahams. XX. Ueber die Beförderung der Ehre Gottes, als das erste und beständige Geschäfft des wahren Glaubens. XXI. Ueber Abrahams Reise nach Aegypten. XXII. Ueber Abrahams Reisen, Beschäfftigungen und Begebenheiten

ten in Canaan. XXIII. Der Sieg Abrahams über den König Kedor Laomor. XXIV. Ueber die Vertraulichkeit zwischen Gott und den wahren Gläubigen. XXV. Ueber die Geschichte der Hagar und ihrer Nachkommen, der Ismaeliten. XXVI. Ueber die Worte der Hagar: Gott du siehst mich. XXVII. Ueber den Wandel vor Gott. XXVIII. Ueber die Beständigkeit Gottes in seinem Bunde mit den Menschen. Gm.

b) Katholische Gottesgelahrheit.

Leitfaden für die in den k. k. Erblanden vorgeschriebenen deutschen Vorlesungen über die Pastoraltheologie. Herausgegeben von Franz Giftschütz, k. k. öffentl. ordentl. Lehrer der Pastoraltheologie an der Universität zu Wien. Erster Theil. 313 Seiten. Zweyter Theil. 250 S. Wien, bey Hörling. 1785. in 8.

Diejenigen praktischen Anweisungen, welche man unter dem Namen Pastoraltheologie zusammenfassen kann, und aus welchen ehedem auf Protestantischen Universitäten viel mehr gemacht wurde, als jetzt, da ihr Abgang durch die praktische Methode, in welcher mehrentheils alle theologische Disciplinen vorgetragen werden können, durch gute Muster, Lektüre und Uebung völlig ersetzt wird, machen billig bey den Katholischen, welche in Ansehung aller dieser Hülfen noch so sehr verlassen sind, einen vorzüglich wichtigen Theil des theologischen Studiums aus. Ein akademischer Lehrer hat dabey die trefflichste Gelegenheit, sich verdient zu machen, was in andern Fächern der theologischen Erudition nützliches zu erlernen von seinen Lehrlingen versäumt ist, nachzuholen, was von dem nun schon durchgearbeiteten Wuste von Wissenschaft brauchbar ist, noch in helleres Licht zu setzen, einzuschärfen, anwendbar zu machen u. s. w. Ein aufrichtiger und freymüthiger Mann wird auch nicht unterlassen, künftige Prediger und Seelsorger mit den großen und mancherley Bedürfnissen des armen katholischen Volks, mit dem unter ihm herrschenden Aberglauben, seiner Stupidität und seinem ruchlosen Wesen, mit den ärgerlichen Misbräuchen der gottes-

dienstlichen Ceremonien, mit dem schädlichen Wunderglauben, Vertrauen auf Brüderschaften, Andächteleyen, Mönchsfrazen u. s. w. bekannt zu machen, und ihnen Mittel und Erleichterungen wider diese beschwerlichen Hindernisse einer vernünftigen, christlichen und heilsamen Amtsführung vorzuschlagen. In allem Betracht kann ein solcher Mann, wenn er neben dem nöthigen Erkenntnissen und Gaben, Vertrauen und Ansehn bey seinen Zuhörern hat, ungleich mehr Gutes für Aufklärung und Sitten wirken, als zehn Dogmatiker, Polemiker und Canonisten.

Das gegenwärtige Buch ist das beste, das in dieser Art von einem Katholischen Theologen geschrieben, uns jemals zugekommen ist, und, was vorzüglich daran zu loben, es ist den Zeiten und den Gegenden vollkommen angemessen, für welche es der Verf. bestimmt hat. Im Ganzen scheint der Verf. den in dem Rautenstrauchischen Entwurf zur Einrichtung der theologischen Schulen in den K. K. Erblanden befindlichen Abriß der Pastoraltheologie vor Augen gehabt zu haben; aber man erkennt doch durchaus den selbstdenkenden Mann.

Er schickt eine Einleitung voraus, welche allgemeine Erkenntnisse von der Absicht, von den Quellen und Hülfsmitteln der Pastoraltheologie mittheilt. Er geht den richtigsten Weg, um die Bestimmung eines christlichen Lehrers anzugeben, indem er damit anfängt, zu bemerken, es habe von jeher Menschen gegeben, die ihr Geschäfft daraus gemacht haben, andern den Weg zur innern Glückseligkeit zu zeigen, und Rechtschaffenheit zu befördern durch Lehren und Ermahnungen, die ersten Familienväter, die Propheten unter den Juden, die Philosophen unter den Heiden; aber im ganz ausnehmenden Verstande sey die Glückseligkeitslehre durch Jesus ausgebreitet, den Stifter der christlichen Religion und des christlichen Lehramts; wenn es nun ausgemacht sey, daß wahre Ruhe und Glückseligkeit durch Rechtschaffenheit und durch die Ausübung der Religion erlangt werde, so lasse sich auch nicht leugnen, daß das christliche Lehramt eine sehr wichtige Anstalt für das menschliche Geschlecht auch dem Staate überaus vortheilhaft sey. Er redet darauf von den vorzüglichsten Büchern, aus welchen der Religionslehrer Rath und Klugheit, Anweisung und Muster für sein Hauptgeschäfft nehmen könne, empfiehlt besonders

ders fleißiges Lesen der Evangelisten und Apostel; nur daß man dabey auf die Veränderung der Zeiten und Umstände Rücksicht zu nehmen habe. Sehr treffend sind die Urtheile über einige gewöhnlich hieher gerechnete patristische Schriften; er glaubt, daß aus ihnen wohl einzelne gute Bemerkungen genommen werden können, ohne daß sie durchaus anzuempfehlen seyn; aber noch weniger die Scholastiker. Einige neuere katholische Schriftsteller sind mit Auswahl gelobt; besonders wird auch der Befehl der Kaiserin Maria Theresia gerühmt, Vorlesungen über die Pastoraltheorie in der Muttersprache zu halten, welches denn auch seit 1777. geschehen sey. Von Protestanten führt der Verf. **Seidels, Plitts, Jacobis, Millers, Sellers, Spaldings** u. s. w. bekannte Bücher an.

Der erste Theil handelt vom Amte des Religionsunterrichts, oder wie er auch sagt, **vom Amte des Worts**, der andere von der Sorge für den äußerlichen Religionsdienst. Als Anhang wird eine Abhandlung von den zum Seelsorgeramte nöthigen Eigenschaften, vom Leben und Wandel des Seelsorgers beygefügt. Mit größtem Recht erklärt der Verf. den ersten Abschnitt für den wichtigsten. Seine Grundsätze darin wird jeder, der richtig urtheilet, überdacht und erleuchtet finden; sie sind alle aus dem Hauptzweck des christlichen Lehramts, abgeleitet; z. B. der Prediger soll sein Amt selbst verwalten (nicht Bettelmönchen oder Volksverführern dasselbe überlassen;) keine unbewiesene erdichtete Wunder, Offenbarungen, Geschichten u. s. w. geben, das Volk nicht täuschen — nicht schwierige, verworrene, speculative Fragen aufwerfen — nicht Streitigkeiten und Schulmeynungen einmischen — vornehmlich die Vorschriften der Sittenlehre mehr, als bloße Religionstheorie, vortragen. Mit der Auseinandersetzung dieser letzten Regel, und ihrer Anwendung auf alle vorkommende Geschäffte des Predigers, auf Umstände, Personen und Zeiten, insbesondere auf die beyden beständigen Unterweisungsarten, Predigen und Katechesiren, beschäfftiget sich der erste Theil ganz. Ueberall hat der Verf. von Bemerkungen, Rathschlägen und Erinnerungen Protestantischer Gottesgelehrten Gebrauch gemacht, und die Schriften derselben allegirt. Er rechtfertiget sich deswegen in der Vorrede sehr bündig, und verwahrt sich gegen allen bösen Verdacht, der daraus geschöpft werden möchte. „Die Pflicht eines recht-

schaffenen Lehrers ist, sich in dem Fache, das er bearbeitet, mit allen sowohl auswärtigen als einheimischen Schriftstellern bekannt zu machen, das Bessere hervorzusuchen, zu brauchen und gemeinnützig zu machen. Daraus, daß man ein Buch über diesen oder jenen Punkt brauchbar findet, folgt noch gar nicht, daß man auch alles, was es enthält, billigt und unterschreibt; doch das gilt ja auch von katholischen Autoren. Was die Gefahr betrifft, diejenigen, für welche dieser Aufsatz bestimmt ist, auf andre Religionsmeynungen zu bringen, so schreibe ich ja nicht für Kinder, sondern für Leute, die nun schon den ganzen theologischen Kurs beynahe vollendet haben, und in der Streittheologie, sogar auch mit den feinsten Einwürfen wider das katholische Religionssystem bekannt gemacht werden müssen. Es müßte um die Gründe, auf welchen unser Lehrbegriff beruhet, schlimm aussehen, wenn solche Leute durch die von mir angeführten Bücher irre gemacht werden sollten. Indessen habe ich meines Wissens kein einziges Buch angeführt, das vermöge der Allerhöchsten Censurregeln verboten wäre." — Solcher Rechtfertigungen bedarf es noch immer, bey einer so unschuldigen und ungefährlichen Sache?

Wir können der Versuchung nicht widerstehen, noch einige der schönsten Erinnerungen des Verf. auszuheben, welchen man es ansehen wird, daß er ein wohldenkender und aufgeklärter Theolog seyn müsse. S. 45. „Der Religionsunterricht muß populär, gemeinverständlich, faßlich seyn: bey der Sprache, die man mit dem gemeinen Mann zu führen hat, muß alles wegbleiben, was zu gelehrt oder theologisch klingt; man enthalte sich von der Sprache der Gelehrten, von theologischen oder andern Kunstwörtern, von mystischen und schwülstigen Ausdrücken, von unächten Vorstellungen einzelner Andachtssonderlinge: was soll z. E. heißen: sich in die Wunden Jesu legen?" u. s. w. — S. 53. „Bey der Lehre vom Vater, Sohn und heil. Geist enthalte man sich der Beweise, welche die Probe nicht aushalten; von der Art sind die, welche man aus dem alten Bunde hernimmt." — S. 56. „Wenn von Wundern die Rede ist, so hat man hier Gelegenheit durch gründlichen Unterricht die zahllose Menge abergläubischer Meynungen, unter welchen sich die Andächteley oder Gewinnsucht von jeher versteckt hat, vom Grunde zu zerstören. Man bemühe sich mit allen Kräften, aus dem Gehirn des Volks den falschen Wahn zu ver-

verdrängen; als wenn Leichtgläubigkeit gegen alle Wundergeschichten Tugend und Verdienst wäre. — Man zeige aus der Geschichte, daß sehr oft ungewöhnlichere Wirkungen der Natur von leichtgläubigen Menschen für Wunder angesehen, und von Betrügern dafür ausgegeben sind. Man stelle vor, daß eben die Menge der Wunder, von denen so viel erzählt wird, gegründete Zweifel erwecken, weil nach der Anmerkung der Kirchenväter, nach der Stiftung und Gründung der Kirche derley Wunder überhaupt nicht mehr nöthig sind. — Bey der Lehre von den guten Engeln und den bösen Geistern hat man Gelegenheit, die so manchen falschen Meynungen des Pöbels von Hexereyen, Zauberkünsten, körperlichen Besitzungen, Gespenstern und Eingebungen u. s. w. mit Bescheidenheit zu widerlegen. Man darf hier nur die unleugbare Wahrheit zum Grunde legen, daß nur gar zu viel von phantastischen Leuten für Hexerey oder Bezauberung gehalten worden ist, was nur Krankheit, Konvulsion oder Betäubung war. — Man lehre überhaupt, daß Christus die Macht Satans zerstört habe, und daß, wie er gesagt, kein Haar unsers Hauptes ohne den Willen des himmlischen Vaters verletzt werden kann. So befreyt man die Gläubigen von Furcht und Aberglauben." S. 60. „Man warne vor dem falschen, müßigen und vermessenen Vertrauen auf das Verdienst Jesu, das manche Unbußfertige zum Vorwand, und manche laue Christen zur Ausflucht bey ihrer Nachläßigkeit in der Ausübung des Christenthums nehmen. Man suche nicht in jeder Geschichte, in jeder Stelle des A. T. Vorbilder, Vorbedeutungen, Weissagungen von dem, was Jesum und die christliche Religion betrifft. Man gebrauche auch nicht, wenn die Rede von der Liebe Jesu zu den Menschen, oder von der ihm schuldigen Gegenliebe ist, solcher Bilder, die von der bloß körperlichen und sinnlichen Liebe hergenommen sind." S. 289. „Wird man zu fremden Religionsverwandten gerufen, (Es ist die Rede vom klugen und gewissenhaften Verhalten des Predigers bey Kranken) so biete man ihnen seinen Beystand an; frage sie, ob sie keine Zweifel in Ansehung der besondern Meynungen ihrer Religionsgemeine haben, stelle ihnen sanft die Gründe der unsrigen vor, und wenn sie sich zu keiner Änderung bequemen, so rede man ihnen nach den allgemeinen Grundsätzen der christlichen Religion zu, ohne besondere Unterscheidungslehren einzumengen."

Bey

Bey dieser so billigen, aber auch so schwer zu beobachtenden Regel hätten wir von dem vortrefflichen Mann noch eine etwas ausführlichere Zurechtweisung junger Prediger gewünscht. Indessen sehen wir wohl ein, daß die Absicht des Buchs keine weitere Entwickelungen einzelner Regeln gestattete. Wir erwarten aber mit Verlangen von dem Verf. ein grösseres Werk über seine Wissenschaft, zu welchem er auch Hoffnung macht.

Ein nicht geringes Verdienst hat sich der Verf. auch dadurch erworben, daß er, besonders im zweyten Theil, weil dieser besonders von äußerlichen Verrichtungen des Lehramts handelt, gelegentlich alle in Angelegenheiten derselben in neuern Zeiten ergangene kaiserliche Verordnungen und Declarationen, entweder ihrem Inhalt nach, oder auch mit ihre gerade zur Sache gehörigen Worten, angeführt hat.

Rf.

Adam Heim, gewesenen Erzbischöflichen Kanzelredners in dem hohen Erzdomstifte zu Mainz, Fastenpredigten von ihm selbst vorgetragen. Nebst einem Vorbericht und Zuschrift darüber von Hugo Eberhard Heim, Doktor der göttlichen heil. Schrift und Stiftsgeistlichen zu Aschaffenburg. Frankfurt, in der Andräischen Buchhandlung. 1787. 432 S. gr. 8.

Zuschrift an Herrn Grafen von Kesselstadt: „Hoch „Dero feine Beurtheilungskraft der römischen und deutschen „Alterthümer, besonders hohe Kenntniß der christlichen Denk„mäler des mittlern Zeitalters in Bezuge auf Münzen, Hand„schriften, und Drucke: Zeugnisse haben mich veranlaßt, „Sie zu bitten, daß ich nachstehende heilige Fastenreden mei„nes Oheims mit Hochdero glänzenden Namen bezeichnen „dürfe.“ Stammten diese Predigten aus dem mittlern Zeitalter her: so ließe es sich erklären, daß sie als Denkmäler dieser unwissenden dunkeln Zeiten einem vornehmen Antiquitäten-

altenforscher vorgelegt würden. Aber, da sie im Jahre 1787. noch zirkuliren sollen, so weiß man nicht, was man zu ihrer öffentlichen Bekanntmachung sagen soll. Es leben und weben in ihnen die gröbsten Begriffe nebst der ungewundesten Jesuitenmoral. Einige Auszüge werden unser Urtheil rechtfertigen. In der ersten Fastenpredigt: von den Mitteln zur Seeligkeit. „Haben wir nicht unerschöpfliche Kanäle, durch „welche das Blut Jesu unaufhörlich geleitet wird? „Was so viele heilige unblutige Opfer, welche auf unsern Al„tären dem allmächtigen Gott geopfert werden? Was die „häufig angeordnete Betandachten zur Ehre Gottes und der „Heiligen? Was so viele Ablässe, und geistliche Gnaden„schätze? Wie viele andächtige Priester sprechen uns, nach „der ihnen mitgetheilten Gewalt eines Richters, Lehrers und „Arztes von Sünden los? Täglich über mehrere hunderte zu „lesende heilige Messen, die zwölfstündige Anbetung des heil. „Sakraments. Gott kennt die, die nicht ums goldene Kalb „tanzen. Wir selbsten zeigen mit Fingern auf sie, sagende: das „ist ein gottesfürchtiger Herr, eine fromme Dame, ein auferbau„licher Mann, eine andächtige Frau.“ S. 94. „Man siehet hier „auf Erden, daß ein Dieb gleich nach dem ersten Diebstahl der „Obrigkeit in die Hände fällt, und zum Strang verdammt „wird, unterdessen ein Anderer erst im grauen Alter erwischt, „und zum Tode verdammt wird. So findet man in der „Hölle Sünder, die viel tausend Sünden begangen haben; „man findet auch viele, welche um einer einzigen Todsünde „willen verdammt sind. Wie kommt es, daß der Herr dem„jenigen, der um zehn tausend Talente Schaden gethan, das „ist: der zehntausend Todsünden begangen hatte, mit großer „Barmherzigkeit verzeihet, und hergegen mit einem Andern „streng verfährt? Dessen ist keine andere Ursache, als die „Gerechtigkeit der unerforschlichen Urtheile Gottes. Iudicia „Dei abyssus multa; terribilis est Deus super omnes, qui „in circuitu eius sunt. Qui debebas decem millia talen„torum, uno verbo postulans dilationem solutionis, acce„pit remissionem; et qui unum acceperat talentum, dam„natus est. S. 45 Christus wußte gar wohl die Verräthe„rey, die Judas wider seine Ehre und Leben angesponnen „hatte, und doch sties er ihn aus seiner Gesellschaft nicht hin„aus. Er wußte, wie oft sich Judas diebischerweise des Al„mosens bedient, mit welchem sich die arme Versammlung „ernähren sollte, und dennoch hat er ihn nicht gestraft. Mit

„Oja

„Oza wurde ganz anders verfahren, er hatte nichts gethan,
„als daß er die Arche Gottes angerührt, da die Ochsen ge-
„strauchelt, und die Bundeslade in Gefahr war, zu fallen.
„Und siehe, Gott hat ihn denselben Augenblick mit dem jähen
„Tode bestraft, weil er die Arche nicht auf den Schultern ge-
„tragen. Welcher von beyden hat größere Sünde gethan?"
19te Fastenpredigt, über Offenb. 6, v. 8. „Und siehe, es
„war ein falbes Pferd allda, und der drauf saß, wur-
„de der Tod genannt, und die Hölle folgte ihm nach.
„Gott hat in seinem Grimm ein höllisches Feuer ange-
„zündet, er erhöhet es mit seiner Allmacht, damit die Ver-
„letzer seiner unbeschränkten Hoheit an Seel und Leib, auf
„die durchdringendste Art, ohne Ende gepeiniget wer-
„den. Ihr aufrührerischen Engel, verfluchten Höllengeister,
„ihr empfindet diese Pein viele tausend Jahre, ohne Hoff-
„nung. Feurige Pech- und Schwefelregen, durch welche
„die Geilheit Salems verzehrt worden; der angezündete, und
„feine feurige Wolken auf viele Klafter verbreitende ausspeyen-
„de Ofen des Nabuchodonosors, die glühenden Ochsen des
„Phalaris, die lebendige Fackel Neronis, die hitzige Röste
„des Diokletians, die Pfähle und langsam wütende Feuer-
„stätte Japoniens, die erstaunlichen Donnerstrahlen sind
„Nichts gegen das höllische Feuer."

J. B. Herst, Kanonikus zu St. Johann, und Pre-
diger im Dom zu Osnabrück, Predigten über ver-
schiedene Sonn- und Festtage auf Verlangen seiner
Zuhörer herausgegeben. Münster und Osnabrück,
bey Perrenon. 1787. 308 S. gr. 8.

Diese Sammlung gehört zu den katholischen Predigten wie
man sie selten findet. Der Kontrast gegen des Exjesuiten
Heim Predigten ist sehr stark. Wenn es der Verf. auch
nicht in der Vorrede gestünde, daß er die Schriften eines
Jerusalems, Spaldings, Leß, Kramers und Zollikofers flei-
ßig studirt, und sich zum Muster vorgestellt habe, so würde
man das ohnehin errathen. Er ist auch ein würdiger Schü-
ler jener großen Männer. Predigten dieser Art sind balsa-
mische Erquickung für eines Recensenten Herz und Empfin-
dung, der durch den unendlich größern Theil der katholischen

Vor-

Vorträge mismuthig ist, und beynahe gegen alles, was das Symbol katholischer Andacht trägt, mistrauisch werden möchte. Der Verf. rühmt zwar von seiner Parthey: auch wir haben Gottesverehrung und Moral; welches wir von einem kleinen Theile würdiger Katholiken gerne zugeben; aber im Ganzen hat leider! Heiligenverehrung, Mönchscasuistik, Ablaßkrämerey u. s. w. noch allzusehr die Oberhand. Desto schätzbarer ist eine Erscheinung, wie diese, und wir trauen einem so würdigen Mann, wie Hr. Herst ist, zu, daß er unsere Anmerkungen, zu seiner noch größern Brauchbarkeit, nutzen werde. Wir finden nämlich seinen Vortrag zwar einnehmend und fließend, aber mit zu vielem, wir möchten sagen wilden Feuer durchströmt. In der 15ten Predigt, Seite 288. deklamirt er folgendermaßen: „Ach, so hätte ich „diese Stelle nur zu eurem Unglück und Verderben betreten! „so wäre ich nur ein unglückliches Werkzeug zur Verdoppe„lung eurer Schuld, zur Erschwerung eures Gerichts, zur „Vergrößerung eurer Verdammniß gewesen! Jesus Christus! „Nein mit dieser fürchterlichen Ahndung gehe ich nicht unter „deinem Kreuze weg! mit diesen grausenden Gedanken ent„lasse ich deine Gemeine nicht! Barmherziger Gott und Va„ter! erbarme dich der harten unempfindlichen Sünder! Je„sus Gottes Sohn! erbarme dich der harten unempfindlichen „Sünder!“ Diese Sprache hat er nicht in Spaldings Schule gelernt.

Recensent weiß es aus vieljähriger Erfahrung, daß man dem sanften, ruhigen, aber machtvollen Gange der alles überwindenden Wahrheit durch ausbrausende Deklamation nicht vorgreifen müsse. Die dergestalt durch hitziges Geschrey bewirkten Entschlüsse verdampfen, sobald der Enthusiasmus des Redners fällt. In der Religion ist es nie auf einen jählingen Entschluß, sondern auf langsame aber unerschütterliche Ueberzeugung angesehn. Dies war das Hauptstück, das Rec. aus jenen großen Meistern, und besonders aus Spalding lernte, und bis jetzt, zum sichtbaren Nutzen seiner Gemeinde, fest zu halten gesucht hat. In dem Material dieser Vorträge finden wir zwar viel Schönes und Auserlesenes. Z. B. die erste herrliche Predigt von der christlichen Duldung: 1) „Es „ist wider alle Regeln des Christenthums, wenn man sich un„terstehet über das Gewissen und über die Seeligkeit seines „Mitmenschen harte und strenge Urtheile zu fällen, und sie „wohl

„wohl gar als Verworfene und Verdammte zu erklären.
„Was für ein niederträchtiges, boshaftes, teuflisches Herz
„verräth sich in dergleichen Urtheilen und Muthmaßungen?
„Verliert ihr denn eure Seeligkeit, wenn auch Andere seelig
„werden? Wird euch der Sitz der Seeligen zu enge, wenn
„ihr ihn nicht allein einnehmet? Suchet ihr eure Lust darin,
„wenn ihr recht Viele zur Hölle weisen könnt? Es verräth
„ein intolerantes Gemüth, wenn man bey Auspendung sei-
„ner Wohlthaten Rücksicht auf verschiedene Religionspar-
„theyen nimmt. Heide und Jude, Türke, Christe und
„Nichtchriste sind unsere Brüder, haben Anspruch und Recht
„auf Liebe und Hülfe, so viel sie deren bedürfen." Es ist
gut, daß die Verhältnisse, worin der edelmüthige Mann
lebt, ihn gegen die Besorge schützen, daß die alleinseelig-
machende Kirche mit ihren Stützen, einem Chorherrn Weitzen-
bach, Pater Schreiber, P. Zeiller, P. Fast u. a. ihn auch
wohl aus ihrem Schoos hinausdrängen möchte. Ueberhaupt
haben wir seine Moral rein und der ächten alle Christen be-
glückenden Jesusreligion genau angemessen gefunden. Um
so viel mehr bedauerten wir, daß in den Glaubenslehren so
manche Härte mit eingeflochten ist. Der Verf. muß die
Verwandlung im h. Abendmahle anführen. Zwar scheint
es so, als fühle er den Widerspruch, und daher eilet er über
den Punkt hinweg, und geht eiligst zum Wesentlichen der
Moral über. Mit Befremdung lasen wir die Charfrey-
tagspredigt, die durch harte Zudringlichkeit auf den Glau-
ben des Christen den Eindruck und die Folgen der wahren
Frömmigkeit auszuschwächen scheint. Im Ganzen aber ist
Hr. Herfe ein trefflicher Mann, und eine wahre Zierde der
heutigen deutschen katholischen Kirche.

Bm.

Wienerische Kirchenzeitung. Bey v. Kurzbeck. I.
Jahrgang. 1784. 482 S. in 4. IIter Jahr-
gang. 1785. 458 S. IIIter Jahrgang. 1786.
444 S. IVter Jahrgang. 1787. 457 S.

Daß der französische Klerus in der ganzen katholischen
Priesterwelt durch Gelehrsamkeit, Geschmack und jede Art
von Cultur den ersten Rang einnehme, ist nicht nur als That-
sache

sache ausgemacht; sondern auch als nothwendige Folge bekannter Ursachen einleuchtend; worunter wir nur die Wirkung eines Zeitalters, wie Ludwigs des XIV. und einer Hauptstadt wie Paris zu erwähnen brauchen. Schon die allgemeine Verfeinerung in Denkart, Sprache und Sitten; die sich bey dieser Nation bis auf die untersten Volksklassen erstreckt, und die heftigern und häufigern Angriffe, welche die Religion bald von der durch Geschmack und Gelehrsamkeit gestärkten, Vernunft, bald von dem durch Luxus und Zügellosigkeit erzeugten Unglauben daselbst auszuhalten hat, hatten die französische Geistlichkeit nöthigen müssen, sich vor andern hervorzuthun, und von der Vernunft allen denjenigen Gebrauch zu machen — der mit dem Katholicismus bestehen kann. Unter solchen Umständen war nichts natürlicher als daß die vorzüglichern Köpfe unter ihnen gemeine Sache machten, wenigstens die Aussenseite (denn mehr konnten und wollten sie nicht,) ihrer Religion von einigen auffallenden Ungereimtheiten zu säubern, die Kirchenzucht nach einem gewissen seltsamen Ideale das sie die erste Christenheit nennen, zu reformiren, und selbst das Gebiet des Glaubens, welches Unwissenheit und Despotismus ins Unermeßliche zu erweitern drohten, auf die Gränzen, welche ihm das Machtwort der unfehlbaren Kirche gesetzt hat, das heißt, auf die Glaubensartikel einzuschränken. Daher ihre Streitigkeiten mit dem römischen Hofe, (allezeit Mehrern des Glaubens) den Mönchen und vorzüglich den Jesuiten, von denen sie unter dem Namen der Jansenisten verketzert und verfolgt wurden; daher ihre Bestreitung der päbstlichen Unfehlbarkeit, der Abhängigkeit der bischöflichen Gewalt von der Päbstlichen, der unbefleckten Empfängniß, des Bilderdienstes, der mönchischen Werkheiligkeit, des Probabilismus, und endlich überhaupt aller Irrthümer und Misbräuche, die sich, ohne einer Entscheidung der unfehlbaren Kirche zu nahe zu treten, durch Schrift und Vernunft widerlegen ließen. Ob die ihrer wahren Beschaffenheit nach so ziemlich unter uns bekannte Religiosität und Moralität in Frankreich durch diesen sogenannten geläuterten Katholicismus gewonnen habe, — ob die übertriebene Strenge in der Sittenlehre, die wir diesen Reformatoren keineswegs mit ihren Gegnern zur Last legen; sondern vielmehr für eine Folge ihrer konsequenteren mit den Grundsätzen ihrer Kirche genauer einstimmenden Denkart erkennen,

ob, sage ich, der Rigorismus dieser Reformatoren sich nicht eben so wenig mit der Menschlichkeit vereinigen lasse als der Laxismus ihrer Gegner (der Jesuiten) mit dem Christenthume — — ob der Menschheit überhaupt ein guter oder schlimmer Dienst geschehe, wenn ein Glaubenssystem, dessen Hauptgrundsatz mit dem Wesen der Vernunft in einem nie zu hebenden Widerspruch steht, überkleistert und aufgestutzt wird — mag hier unentschieden bleiben; genug, daß der Jansenismus die natürliche Frucht der künstlichen Paarung des Katholicismus mit Vernunft und das Non plus ultra der sogenannten Aufklärung unter der Katholischen Priesterschaft ist.

Da Vernunft und Katholicismus vielleicht die einzigen Dinge sind, die sich unter allen Himmelsstrichen vollkommen gleich bleiben: so war von der Zeit an, als in den österreichischen Staaten durch die neue Regierung dem Jesuitismus, dem Mönchsgeiste und dem römischen Despotismus heilsame Schranken gesetzt wurden, und folglich der vernünftigere Theil des Clerus Erlaubniß erhielt, so frey zu denken, als es mit den unfehlbaren Aussprüchen der Concilien noch bestehen kann — nichts anders zu vermuthen, als daß auch in Wien der Jansenismus sein Haupt bald und muthig genug erheben; und die Absichten des Kaisers, insoferne sie mit den seinigen zusammentreffen, gegen Papst, Jesuiten und Mönche mit dem überwiegenden Nachdruck unterstützen werde, woran es der vernünftigeren Parthey, wenn sie anders nicht den langen Arm der Obrigkeit wider sich hat, nie fehlen kann. Eben so leicht war vorauszusehen, daß der erste Eifer der neuen Reformatoren der österreichischen Kirche etwas rasch und ungestüm zu Werke gehen, daß er durch den Widerstand der Gegenparthey gereizt, nicht selten die Sache über die Personen aus dem Gesichte verlieren, und anstatt Meynungen zu widerlegen, Gesinnungen und Absichten verurtheilen würde: daß sie im ersten Anfall von Freude über das ungewohnte Lampenlicht, das nun auf einmal ihre alte Nacht erleuchten durfte, mitleidig auf diejenigen herunter sehen würden, die ohne so ein Lämpchen unter freyem Sonnenhimmel wandeln, endlich daß sie ihre französischen Vorgänger und Muster, weder an Anstand, Bescheidenheit und Feinheit des Tones, noch an Würde und Eleganz der Schreibart, noch

auch

auch an — Sprachrichtigkeit, wenigstens Anfangs, erreichen würden.

Recensent glaubt den Geist, die Vorzüge und Mängel der Wienerischen Kirchenzeitung im allgemeinen nicht getreuer und bestimmter angeben zu können, als wenn er versichert, daß seine angeführten Vermuthungen an dem Inhalte derselben, der sich durch alle vier Jahrgänge gleich geblieben ist, buchstäblich eingetroffen sind. Die Verfasser nennen sich katholische Schüler des großen Kirchenlehrers Augustins, vertheidigen, empfehlen und preisen bey jeder Gelegenheit die Lehren, Schriften und Personen der großen Männer von Portroyal, des großen Arnauld, der berühmten Gottesgelehrten Nikole, Paskal, Duguet, S. Cyran, u. s. w. bekämpfen mit allen Arten Waffen, und mit einem Eifer, an welchen die vor kurzem gedruckte, noch immer genekte, ihres Uebergewichtes noch nicht gewohnte Parthey nicht zu verkennen ist, die Anmaßungen des römischen Hofes in soferne dieselben von keinem Concilio privilegirt sind, den Jesuitismus von der Lehre des Ordens bis zu den Personen desselben (inklusive) vom veralteten Probabilismus der Jesuiten bis auf die Leichenreden und Verse der Exjesuiten, — den Cynismus der Mönche, die hinlängliche Gnade, die unbefleckte Empfängniß, die Herzjesuandacht — und alle von dem Kaiser abgeschaffte Misbräuche der äußern Kirchenzucht u. s. w. Mit nicht geringerm Ernst und Nachdruck hingegen nehmen sie das untrügliche Ansehn der Kirche, die göttliche Gewalt der Bischöfe, die Lehre des heil. Augustins von der Gnade, dem Coelibat der Geistlichkeit u. a. d. in Schutz, welcher letztere ihrer Meynung nach, sogar so alt als die Kirche seyn soll S. 104. II. B.

Außer den die Kirchendisciplin betreffenden neuen Verordnungen, die von der Hofstelle, der geistlichen Commission, den Konsistorien u. s. w. verlassen worden, und die, so wie einige bischöfliche Hirtenbriefe, in extenso eingerückt sind, außer den Nachrichten von abgeschafften, oder den Verordnungen zum Trotz fortwährenden, und neuentstandenen kirchlichen Misbräuchen Ablaskrämereyen, Messenhandel, Winkelandachten, Ausschweifungen des Bilderdienstes, falschen Mirakeln, u. dgl. nehmen die Jesuiten, die nicht leicht so wachsame und scharfsichtige Beobachter haben dürften,

 als

als diese Verfasser der Kirchenzeitung, einen sehr beträchtlichen Theil dieser Blätter ein. Freylich ist das Meiste, was über sie und von ihnen hier gesagt wird, alt und bekannt genug, allein in Rücksicht auf das Publikum, welches die Verf. vorzüglich vor Augen haben mußten, gewiß nicht zur Unzeit wiederholt. Da nur sehr weniges davon für die Leser der A. d. B. neu und wichtig genug seyn kann, und diejenigen darunter die entweder Lust oder Beruf haben, die Jesuitischen Helden, deren Namen und Großthaten diese Blätter bis zur Verschwendung ausschmücken, als da sind den Schriftverfälscher Bellarmin (NB. die Prädikate sind alle aus der K. Z. getreu ausgehoben) die Moralverderber Busenbaum, Eskobar, Layman, die groben und rohen Probabilisten Frankolin, Kasnedi, den schlechten Moralisten Antoine, den schlechten Casuisten La Croix, den argen Ketzer Berruyer, die falschen und schlechten Geschichtschreiber Berrault, Feller u. s. w. die theologischen Schulfüchse, Lessius, Vasquez, Ivancicz, Maskarenhas, den unverschämten und schlechten Kasuisten und Kurialisten Zaccharia, und dessen Spießgesellen den Dominikaner Mamachi, den geschwornen Probabilisten Taberna u. dgl. m. näher kennen zu lernen, nothwendig auch Lust und Beruf haben müssen, das Werk selbst zu lesen — so können wir uns begnügen, folgendes wenige zur Probe hier anzuführen.

III. B. S. 549. steht folgende Anekdote zur Beleuchtung des Oesterreichischen Exjesuitismus oder Jesuitismus. In der Hälfte des Brachmonats 1786. kam nach Wien ein niederländischer Exjesuit, dessen Muttersprache die französische ist, der an den Pater Hell gewiesen war, aber im Nachfragen um dessen Wohnung den Namen desselben so fehlerhaft aussprach, daß ihn jemand zu einem Manne führte, der mit auswärtigen Gelehrten viel Briefe wechselt, und also das überreichte Schreiben ohne die Ueberschrift davon anzusehen erbrach. Er las; und sieh! Es war eine ordentliche vom Pater Huberty, Provinzial der Niederlande, unterzeichnete Anweisung: man solle dem nach Rußland reisenden Ueberbringer in Wien das Reisegeld bis Mohilow bezahlen." Da sah der Mann erst die Addresse an, und die lautete an Pater Maximilian Hell. Er schickte also diesen Fremdling dahin. Als P. Hell von ihm das erbrochene

Schrei-

Schreiben empfieng, entsetzte er sich nicht wenig; denn Provinzial, welches er vielleicht erst seit Parhamners Tode ist, will er zwar gerne seyn, und will alle Nothdürfte der unzerstörlichen Gesellschaft mit österreichischem Gelde gern bestreiten; aber wissen sollen es die Oesterreicher nicht. Es wäre nicht zu grösserer Ehre Gottes, wenn es die Regierung erführe, daß bey uns eine Provincia S J. noch wirklich bestehe, und eine sehr reiche Kasse habe." Gegen diese Nachricht hat zwar P. Hell eine Protestation in die Wiener Zeitung einrücken lassen, welche aber von den Herausgebern, die auf der Behauptung der Wahrheit der Anekdote bestunden, nicht angenommen, und von P. Hell selbst wenigstens in soferne widerrufen wurde, als er in einer neuern S. 661. angeführten Erklärung eingestanden hat, „daß er von den Verfassern der Kirchenzeitung keinen Widerruf jener Anekdote anverlanget habe." Nicht weniger merkwürdig sind die Nachrichten die B. II. S. 43. und a. m. O. von der Dreybrüderey, einem neuen Bündnisse, vorkommen, womit die Exjesuiten die in Verfall gerathene Herzjesubrüderschaft zu ersetzen suchten. Sie hatten bereits die Werbplätze dazu in Ungarn, zu Genua, Venedig, Florenz (S. 156.) in München, Linz, und Wien (S. 44.) aufgeschlagen. Pater Hell verlegte die Werbpatente, und wurde, nachdem er entdeckt war, zugleich mit einem fanatischen Cooperator an der Hauptkirche Pochlin, und einem erzdummen, erzunwissenden, erzbigotten aber durch fromme Weibleins sehr mächtigen Barnabiten Nikolaus Spenger, die sich zu seinen Gehülfen brauchen ließen, von der Regierung bestraft. P. Parhammer wollte diese neue Brüderschaft gar mit dem Armeninstitute verbinden (S. 55.) Beyspiel des fortdaurenden mächtigen Einflusses der Exjesuiten in Baiern und vorzüglich am Münchner Hofe finden sich II. B. S. 61. III. B. 230. 303. und 313. zu Linz, S. 39. zu Augsburg, 356. in Tyrol 832. Doch die A. d. B. hat bereits auffallendere Thatsachen geliefert. Wir beschließen daher diesen Artikel mit folgendem kleinen Gedichte, welches, wie man der Sprache wohl anmerken dürfte, einen Pater Maurus Lindemayer aus dem Benediktinerkloster Lambach in Oberösterreich zum Verfasser hat, und II. B. S. 57. eingerückt ist.

Auf den Tod Klemens des XIV.

Der Tod, der kein Verdienst betrachtet
Drey Kronen, wie drey Kazzen achtet,
Griff jüngsthin gar entsetzlich drein,
Und Klemens mußt sein Opfer seyn.
Ja Klemens, der nach unsrem wollen
Noch so lang hätte Papst seyn sollen
Als er ein Mönch gewesen war
Fiel plötzlich auf die Todtenbaar.
Die große Seel fuhr vom Getümmel
Der Kirch' und Welt hinauf zum Himmel
Mit Ruhm gekrönt, mit Licht umstralt,
So wie ein Mengs die Seelgen malt.
Als sie die Himmelsgeister sahen
So schimmernd der Stadt Gottes nahen,
Rief alles auf: „Der Pabst kömmt an!
„Sankt Peter! schleunig aufgethan!"
Sankt Peter lief nach diesen Worten
Den Augenblick zur Himmelspforten;
Es hielt ihn aber in dem Lauf
Der Stifter der Gesellschaft (Jesu) auf.
„Wie, sprach er, mit nicht wenig Hitze,
„Weißt du wer dieser Klemens ist?
„Ein eingefleischter Jansenist! —
„Was das für Lügen" sprach Sankt Peter,
„Sinds denn nicht die Gesellschaftsväter
„Die ihn geschickt ins Himmelreich'
„Sieht das dem Jansenismus gleich?

Kk.

Nr. 1. Hirtenbrief des ersten Bischofs von Linz an die gesammte Geistlichkeit seines Kirchensprengels vom ersten September 1785. Bey Trattnern.

Nr. 2. Hirtenbrief — — Recension desselben in der Wienerischen Kirchenzeitung, und unpartheyliche Gedanken über beyde Stücke. 1787. ohne Druckort und Verleger.

Nr. 1. Ein Hirtenbrief dem Inhalt, dem Geist, dem Ton, der Schreibart und Sprache nach wie die katholischen Hirtenbriefe gewöhnlich sind; und nach des Recensenten Gefühl weit eher über als unter dem Gewöhnlichen. Wenigstens dürfte einem Protestantischen Leser, der in der katholischen Kirchenlehre nicht ganz unbewandert ist, schwer werden, in der ganzen Schrift etwas Unkatholisches, oder Zweydeutiges, oder auf irgend eine Art befremdendes mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit herauszubringen. Nicht so die Verfasser der Kirchenzeitung, die bey dieser Gelegenheit eine auffallende Probe ihres nicht selten unzeitigen und voreiligen Eifers, von dem in der vorhergehenden Anzeige die Rede war, abgelegt haben. Wir wünschten daher, daß die Unternehmung die Unschuld des Hirtenbriefes gegen die bis zum Abgeschmackten getriebenen Verdrehungen, und erkünstelten Beschuldigungen zu vertheidigen in bessere Hände gefallen wäre. Denn wirklich sind die unpartheyischen Gedanken, welche in

Nr. 2. nebst dem Hirtenbriefe und der Recension desselben in der Kirchenzeitung zusammengedruckt sind, außer dem, daß sie in einem eben nicht unpartheyischen Tone geschrieben sind, zu weitschweifig, zu platt, und zu geistlos, als daß sie auch nur halb die Wirkung thun können, welche die bloße Lesung der Recension, noch mehr aber die Vergleichung derselben mit dem Hirtenbriefe selbst zum Vortheile des Letztern thun muß. — Nicht leicht war ein Tadel seichter, gesuchter, ungerechter; so tadelt z. B. der Verf. d. K. z. B. „daß der Bischof den Hirtenbrief an die Geistlichkeit und nicht an die Gemeine gerichtet habe. — Als ob nicht der Bischof zunächst über die Geistlichkeit gesetzt wäre? als ob er nicht mehr durch diese, durch ihre Bildung und Führung, als unmittelbar der Gemeine zu nützen bestimmt wäre? als ob er nicht auch an die Gemeine besonders sprechen könnte? nicht besondere Dinge den Priestern zu sagen hätte? — Sie tadeln weiter, daß er lateinische Texte in dem Hirtenbriefe anführe — als ob er nicht an Priester geschrieben hätte? als ob nicht die Vulgata allein vom Tridentium für Gottes Wort erklärt wäre? Sie tadeln, daß im Hirtenbriefe unter andern verbothen wird: „mit Frauenzimmern allein zu „fahren,“ sie nennen dieses Verboth kleinfügig, und behaupten, die Befolgung desselben, „könne oft zur Sünde werden.“

den." Aber von welchem Verboth kann dieß letztere nicht behauptet werden, und mit welcher Stirne können die Verehrer und Vertheidiger des Coelibats eine Vorsicht dieser Art, die noch dazu ihre lokale Veranlassungen haben kann, geringfügig nennen? Von dieser Art, nur noch gehäßiger, sind die übrigen Einwürfe, denen man es deutlich genug ansieht, daß der Recensent ein katholischer Schüler des heiligen Augustins war, bey dem das Schicksal des Hirtenbriefes schon vorhin entschieden war; weil er dem Verfasser desselben für einen katholischen Schüler des Molina ansah.

Kl.

2. Rechtsgelahrheit.

Meditationen über verschiedene Rechtsmaterien von zweyen Rechtsgelehrten, 2ter Band. Braunschweig und Hildesheim, im Verlage der Schröderschen Buchhandlung. 1786. 312 S. in 8.

Dieser Band enthält folgende Meditationen: 1) Wenn derjenige, der bey Subhastationen den letzten Both gethan, nicht bezahlen kann, so ist der vorherbietende nicht schuldig, vor seinen Both die Sache anzunehmen. 2) Die Erben einer Frau, die sich für ihren Mann verbürget, haben alsdenn nicht nöthig aus der Bürgschaft zu bezahlen, wenn sich die Frau der Auth. si qua mulier nicht eidlich begeben hat. 3) Durch die L. 2. C. de annal. except. ist die Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, wegen der Abwesenheit eines dritten nicht aufgehoben. 4) Der Erbzinnsmann kann sein Erbzinnsgut frey auf einen andern, den Verkauf ausgenommen, transferiren, ohne daß er nöthig hätte, solches vorher dem Erbzinnsherrn anzuzeigen. 5) Wenn der Erbzinnsmann innerhalb drey Jahren nur einen Theil des Canons bezahlt, oder dem Erbzinnsherrn angebothen hat, so wird er des Erbzinnsgutes nicht verlustig. 6) Wenn von mehreren Erben einige in der gesetzlichen Zeit den Canon nicht bezahlt haben, so gehet nicht das ganze Erbzinnsgut, sondern nur deren ihr Theil verlohren. 7) Der Erbzinnsmann ist schuldig, von den

vergangnen Jahren den rückständigen Canon nachzubezahlen; wenn ihm wegen nicht bezahlten Canons das Erbzinnsgut genommen ist. 8) Hat ein Fuhrmann vorsätzlich den Zoll verfahren, so werden die Waaren, welche einem andern, als dem Fuhrmann gehören, nicht verwirkt, und fallen nicht dem Fiskus anheim. 9) Dem Gläubiger ist es nicht erlaubt, über die fälligen Zinsen sich eine besondere Handschrift ausstellen zu lassen, und sie zu einem neuen Kapital zu schlagen. 10) Die auf den Zinswucher gesetzte Strafe findet alsdenn nicht statt, wenn sich Jemand höhere Zinsen zwar hat versprechen lassen, aber solche nicht eingefordert hat. 11) Die actio pignoratitia gehet nicht gegen den dritten Besitzer des Pfandes. 12) Eine Novation kann nicht durch wahrscheinliche Muthmaßungen erwiesen werden, sondern es werden dazu deutliche Worte und die ausdrückliche Aufhebung der ersten Obligation erfordert. 13) Zur Anweisung (delegatio) wird eben so wie zur Novation erfordert, daß solche mit ausdrücklichen Worten geschehe. 14) Bey Abtretung der Erbschaft ist der malae fidei possessor nicht schuldig, Zinsen, die er von den Erbschaftsgeldern hätte erheben können, zu restituiren. 15) Bey der Schätzung der Früchte, die man hätte heben können, siehet man nicht darauf, ob sie der Besitzer, sondern ob sie der wahre Herr der Sache hätte erheben können. 16) Ein Erbzinnsmann kann dem Obereigenthumsherrn wider dessen Willen das Erbzinnsgut nicht zurückgeben; eben so wenig wie solches auch ein Meyer zu thun berechtigt ist. 17) Wetten über ganz indifferente Sachen eingegangen, sind gültig und verbindend. 18) Zum Verkauf unbeweglicher Güter eines Pupillen wird die Subhastation nicht nothwendig erfordert. 19) Wenn gleich die in den Gesetzen vorgeschriebenen Erfordernisse bey dem Verkauf der unbeweglichen Güter eines Pupillen beobachtet sind, so kann dieser sich doch dagegen in den vorigen Stand setzen lassen, falls er durch den Verkauf verletzt seyn sollte. 20) Wenn durch ein von dem Landesherrn erlangtes Rescript der Verkauf eines Grundstücks des Pupillen genehmigt ist, so werden weiter keine Solennitäten erfordert. 21) Die Zinsen hören deswegen nicht auf zu laufen, wenn Jemand ein Moratorium erhalten hat. 22) Bey der Erbfolge der Ascendenten nimmt man auf die Verschiedenheit der Güter keine Rücksicht. 23) Frauenspersonen, die vermöge der Beleihung oder Investitur im Lehn succediren können, werden der Erbfolge dadurch nicht unfähig,

 wenn

wenn sie gleich schon wegen der Concurrenz des Mannsstammes durch diesen einmal davon ausgeschlossen sind. 24) Der Vater hat nach der Verordnung des römischen Rechts nicht nöthig, seiner Tochter einen Brautschatz zu geben, wenn sie eigenes und hinlängliches Vermögen für sich hat. 25) Vater und Mutter erben zwar der Regel nach, ihrem Sohne zu gleichen Theilen, doch behält der Vater Zeit seines Lebens an denjenigen Gütern den Nießbrauch für sich allein, in welchen er ihn bey Lebzeiten seines Sohnes gehabt hat, und die Mutter erhält nur bloß an ihrem Theil ein Eigenthum. 26) Geschwister haben durch die querela inofficiosi testamenti das ganze Testament auf. 27) Die paulianische Klage findet nicht statt, wenn ein Schuldner die ihm zugefallene Erbschaft nicht annehmen will. 28) Ein Bürge kann sich der Einrede der Verjährung nicht bedienen, wenn der Gläubiger den Hauptschuldner gemahnet, und dadurch die Verjährung interrumpirt hat. 29) Enkel können das großväterliche Testament nicht durch die querela inofficiosi testamenti anfechten, wenn ihr Vater in demselben aus einer rechtmäßigen in den Gesetzen gegründeten Ursach enterbt worden ist. 30) Rechtmäßig enterbte Kinder werden bey Berechnung des Pflichtheils immer mitgezählt. 31) Kinder dürfen ihre Eltern nicht stillschweigend übergehen, wenn sie über ihr peculium quasi castrense testiren. 32) Der Bürge eines Pupillen verliehrt seine Forderung nicht, wenn er die Vormundschaft übernimmt. 33) Wenn wegen eines im Kontract zugefügten Schadens, aus dem Aquilischen Gesetz geklagt wird, so muß dabey der Grad der Nachläßigkeit zum Grunde gelegt werden, der in dem Kontract prästirt werden muß. 34) Die aus dem Edict nautae, caupones, stabularii ut recepta restituant entspringende Klage, gehet auch auf die heutigen Postmeister und Landkutscher. 35) Das iuramentum in litem affectionis kann auch gegen den Verkäufer abgestattet werden, wenn derselbe dem Käufer die verkaufte Sache nicht prästiren kann. 36) Ein Pfandinnhaber darf immer von seinen antichretisch unterhabenden Ländereyen etwas mehr an Früchten genießen, als die gewöhnlichen Zinsen sonst betragen, ohne daß er nöthig hätte, den Ueberschuß, wenn er nicht zu groß ist, am Kapital abzurechnen. 37) Das Wiedereinlösungsrecht eines Pfandes und die daher entspringende actio pignoratitia, kann nicht eher verjährt werden, bis der Schuldner seine Schuld entrichtet hat. 38) Das

reme-

remedium leg. 2. C. de rescind. vendit. gehet nicht gegen den dritten Besitzer der verkauften Sache. 39) Zünften und Gilden stehet nicht das Recht zu, solche Waaren, die vor ihre Zunft gehören, und von andern, die nicht in ihrer Zunft sind, verfertigt oder verkauft werden, eigenmächtig wegzunehmen. 40) Einem Manufacturier kann das Recht, die von ihm verfertigte Waaren, auch im Kleinen zu verkaufen nicht untersagt werden. 41) Wer einem Geld zum Spiel leihet, kann solches von seinem Schuldner einklagen. 42) Ein zwischen einem Kranken und seinem Arzt geschloßner Kauf ist gültig. 43) Der Verkäufer ist schlechterdings verbunden, dem Käufer die verkaufte Sache hinzugeben, und kann sich nicht von dieser Verbindlichkeit entledigen, wenn er gleich dem Käufer das Interesse prästiren will. 44) Wer sich den Geschäfften eines Abwesenden freywillig unterziehet, der muß in Führung derselben, den höchsten Grad des Fleisses anwenden. 45) Der Mandatarius muß in Ausführung der ihm aufgetragenen Geschäffte den höchsten Grad des Fleisses anwenden. 46) Kinder sind immer befugt, sowohl das von ihrem Vater verkaufte Lehn als Allodialgut zu retrahiren. 47) Enterbte Kinder können auch die von ihrem Vater verkaufte Güter retrahiren. 48) Die Eltern können ihre Kinder nicht weiter enterben, wenn sie sich mit ihnen ausgesöhnt, und ihnen ihre Beleidigungen vergeben haben. 49) Der Litis-Denunciat muß dem Litis-Denuncianten die Lasten des Processes, den er mit seinem Gegentheil geführt, wieder erstatten, wenn solche gleich compensirt sind, und die Sache dem Litis-Denuncianten zuerkannt ist. 50) Wer einem eine Forderung, die er an einem dritten hat, cedirt, der braucht nur dafür zu stehen, daß sie richtig, nicht aber daß sie gut und leicht einzufordern sey. 51) Kinder sind schuldig, sich einander die Gewähr zu leisten, wenn ihr Vater sein Vermögen unter ihnen getheilt hat. 52) Bey remuneratorischen Schenkungen muß die Gewähr geleistet werden. 53) Bey dem eine Sache zur Verwahrung niedergelegt, der kann, im Fall er auf ihre Verwahrung Kosten gewandt hat, sie so lange zurückbehalten, bis ihm die Kosten ersetzt sind. 54) Nicht bloß der Kläger, sondern auch der Beklagte, kann einen Richter vermittelst des iuramenti perhorrescentiae recusiren. 55) Wer wissentlich eine Sache unter der Hälfte des wahren Werths verkauft, dem stehet das remedium L. 2. C. de rescind. vendit. nicht zu. 56)

Der

Der Käufer kann, wenn er über die Hälfte des wahren Werthes der gekauften Sache verletzt ist, den Kauf durch die L. 2. C. de resc. vend. rescindiren. — Wenn gleich in diesem Bande einige Abhandlungen allgemein bekannte und heut zu Tage eben nicht sehr bestrittene Rechtssätze enthalten, wohin unter andern die 5. 19. 26. 34. 50. Medit. gehört: so muß man doch den Verf. das Lob einer deutlichen und zweckmäßigen Behandlung der gewählten Materien zusprechen. Auch hat dieser vor uns liegende Band, vor dem ersten, den besondern Vorzug, daß allezeit die Fälle kurz angemerkt sind, welche die Medit. veranlaßt haben. Sollten sich die Verf. künftig über mehrere Theile der Rechtsgelehrsamkeit verbreiten, und besonders auf praktische, oft bestrittene Rechtsfragen Rücksicht nehmen wollen: so dürften sie wohl auf Leser rechnen können. Nur muß die neuere jurist. Litteratur, wie bis jetzt geschehen, nicht so kärglich in der Folge angeführt werden.

Gratianus, correctores Romani, Boehmerus, vindicati, seu veritas inscriptionis communis, qua distinct. 100. canon 4. nitescit contra novissimos Hedderichii errores demonstrata a *Gossw. Ios. de Buininck*, El. Palat. consil. int. etc. Dusseldorp. 1786. 20 S. 4.

In einer Streitschrift, welche zu Bonn 1786. unter dem Titel: diss. iur. eccles. exhibens historiam, exercitium ac suspensionem turni ecclesiarum collegiatarum Colonienfium praecipue per preces Archiepiscopales, quam — propugnabit *Casp. Ant.* S. R. I. Eques de *Mastiaux* erschien, war unter andern mit behauptet worden, daß die gewöhnliche Ueberschrift der Stelle Dist. 100. c. 4 in Gratians Decrete, wie solche auch in der Pithöischen und Böhmerschen Ausgabe des corp. iur. Canon. befindlich ist, fehlerhaft sey, und zugleich bemerkt, daß dieser Decretalbrief nicht vom J. 873. von dem Pabst Johann VIII. sondern von dessen Vorfahren dem Pabst Hadrian II. und zwar vom Jahr 872. sey. Dagegen sucht der Verf. erstlich in einem ermüdenden, weitschweifigen und nicht selten unanständigen Tone, besonders aus den Allegaten jener Streitschrift zu erweisen,

daß

daß der wahre Verfasser derselben der Hr. Rath Hedderich zu Bonn sey. Hernach vertheidigt der Verf. im 12. §§. die gewöhnliche Ueberschrift der gedachten Stelle, wie sie in der Böhmerschen Ausgabe nach der römischen Correction stehet, aus der Köllnischen Kirchenhistorie, zwar mit ganz guten Gründen, aber doch auf eine zu heftige Weise.

Uk.

Juristische Literatur der Teutschen von 1771. bis 1780. ein Beytrag zur Kenntniß juristischer Bücher, von D. Wilhelm Ludwig Storr, Herzogl. Wirtemb. Hofrath und Oberamtmann zu Bebenhausen. Dritter Theil. Frankfurt. 1787. 372 Seiten in 8.

Die Einrichtung dieses Werks ist aus den Anzeigen der beyden ersteren Theile (65r B. 2s St. und 66r B. 1s St.) bekannt. Wir zeigen also nur den Inhalt des neuen Bandes an; es sind die Schriften, welche das Staatsrecht, Kirchenrecht, Lehenrecht, das Recht besonderer Stände und Geschäffte, wohin das Fürstenrecht, Handwerksrecht und Wechselrecht gezählt werden, die Praxis, den Proceß und das Recht einzelner Länder und Städte betreffen; die Zahlen gehen von 1406. bis 2478.; am Ende folgt noch ein Anhang von Deductionen, und andern Schriften dieses Decenniums, welche in den vier Bänden der Deduktionsbibliothek von Deutschland bemerkt, und in der Literatur nicht namentlich angezeigt sind, und den Beschluß macht ein Register über diesen Band. Nur selten hat der Verf. eigene Anmerkungen beygefügt, meistens nur bey Würtembergischen Produkten, wie S. 204. 316. und 317. Der Verf. verspricht noch einen Supplementband, sobald er hinlängliche Materialien gesammelt, in welchem auch Verbesserungen der Druckfehler, Berichtigungen und Zusätze ihre Stellen finden sollen. Vielleicht erhalten wir nach einigen Jahren von dem Verf. auch die juristische Literatur des gegenwärtigen Decenniums.

Im.

Rechtscatechismus, entworfen und auf die Preußischen Gesetze angewendet, von J. W. F. Freyherrn von Krohne, Königl. Pohlnischen Geh. Rathe u. s. w. Berlin, in Commission bey Maurer. 1786. 89 S. 8.

Der Verfasser hat die löbliche Absicht, den gemeinen Mann in den Preußischen Staaten von seinen bürgerlichen Rechten und Verbindlichkeiten, auf eine faßliche Art, zu unterrichten. Um den Nutzen dieser Unternehmung zu beweisen, holt er ein wenig weit aus, und giebt, bey dieser Gelegenheit, einige ziemlich unverdaute und auffallende Urtheile über die bisherige Lehrmethode in allen Wissenschaften, wobey es unter andern heißt: „*Wolf, Leibnitz, Newton, Hume, Bayle* und andre lehrten uns Spitzfindigkeiten, die wir am Ende, wenn wir sie durchgelesen, nicht verstanden, und die „sie vielleicht selbst nicht einmal begriffen haben." Die Einkleidung ist ein Gespräch zwischen einem alten und jungen Staatsbürger, wovon der Erstere dem Letztern den Inhalt der Gesetze, nach fünf Hauptrubriken: 1) Pflichten gegen Gott, 2) gegen den *König und Landesherrn*, 3) gegen den Staat und das gemeine *Wesen*, 4) gegen den *Nächsten*, und 5) gegen *sich* selbst, in einer zwar faßlichen, aber zuweilen auch ein wenig läppischen, Sprache, hererzählt. Diese Eintheilung ist wohl dadurch um nichts populärer und faßlicher, daß sie unrichtig ist. Das *Kirchenrecht*, welches im ersten Hauptstück vorgetragen wird, lehrt keine Pflichten gegen Gott, welche überhaupt kein Gegenstand des Rechts sind. Die Pflichten gegen den *König* und gegen den Staat sind unschicklicher Weise getrennt, und die Pflichten gegen uns selbst gehören nur in sofern in die Rechtswissenschaft, als sie zugleich Pflichten gegen den Mitbürger oder gegen den Staat sind. „Daß (S. 101.) das Recht, in abwechselnden „Monaten, bey den Dom- und andern Stiftern, wechselsweise mit den Kapiteln, die Präbenden, wie auch Bitt- und „Brodbriefe zu ertheilen, dem Könige, als *obersten Bischof*, zustehe" gehörte wohl überhaupt nicht in einen Rechtscatechismus für den gemeinen Mann — oder es müßte noch viel mehr dahin gehören: aber wenn er es wissen soll, so mußte man es ihn doch auch *richtig* lehren, und den wah-

wahren Grund dieses Rechts angeben. Etwas zu populär ist wohl der Ausdruck (S. 102.): „das Heyrathen wird „nicht durch auf Jungfernfleisch gelegte Consumtion erschwe„ret:“ und doch möchte vielleicht manchem gemeinen Mann diese Redensart zu witzig seyn, um von ihm verstanden zu werden.

Ob es gleich überhaupt, in manchem Betracht, nützlich seyn würde, wenn man den niederen Volksklassen einen kurzen Auszug derjenigen Landesgesetze, die sie am nächsten angehen, in die Hände lieferte, so scheint doch dieses Büchelchen, sowohl nach seinem Plan als nach seiner Ausführung und Einkleidung, diesem Zweck nicht sehr zu entsprechen. Die Bemühungen des Verfassers, Gerechtigkeitsliebe, und besonders Liebe für den König und für das Vaterland, unter dem gemeinen Volke, nach seinen Kräften, auszubreiten, sind indessen allerdings lobenswerth.

U. w.

Joh. Christian Quistorps, ordentl. Beysitzers beym Wismarschen hohen Tribunal und Oberappellationsgerichte in Sr. Königl. Majest. von Schweden deutschen Staaten, Beyträge zur Erläuterung verschiedener, mehrentheils unentschiedener Rechtsmaterien, aus der bürgerlichen und peinlichen Rechtsgelahrheit. Zweyte vermehrte und verbesserte Ausgabe. Rostock und Leipzig, in der Koppenschen Buchhandlung.

Der Werth dieser Beyträge ist längstens entschieden. Sechzehn Abhandlungen sind nach der Vorrede besonders vermehrt. So gut die mehresten Materien gewählt sind, so kommen doch auch viele zu bekannte mit vor, besonders hätte der Hr. Verf. an sehr vielen Orten das vorgetragene mit etwas mehr Allegaten, woran vorzüglich dem praktischen Juristen gelegen, unterstützen sollen. Daß der Hr. V. auch nicht alle Allegata nachgeschlagen, wird man bey dem Aufsuchen oft finden.

Mt.

Collectio dissertationum Iuris publici in Academiis Belgicis habitatum, curante *Gerhardo Oelrichs*. *Tom. I.* Bremae, ap. Meier. 1781. 364 S. 4.

Unter diesem gemeinschaftlichen Titel sind 5 Inauguraldissertationen abgedruckt. 1) Iani de Timmerman Medioburgo-Zeelandi Spec. Iur. publ. Belg. De Unione Hollandiam inter et Zeelandiam. Traj. ad Rhen. 1748. 2) Iohan. van Stamhorst, Amstelodamo-Batavi, Diss. de Pensionariis Belgicis Franec. 1745. 3) Pieter Paulus diss. de origine, progressu et solutione nexus feudalis Flandriam inter et Zeelandiam Lugd. Bat. 1775. 4) Carel Wouter Visscher diss. de legitima Belgarum eiuratione Philippi II. Hispaniar. Regis Traj. ad Rhen. 1757. 5) Nicolai Peters Spec. iurid. de Iure maritimo Foederati Belgii. Traj. ad Rhen. 1770. Den Inhalt der einzelnen Abhandlungen näher anzuzeigen, erlaubt uns der Raum nicht.

Kg.

Christ. Frid. Glück opuscula iuridica. *Fascic. II.* Erlang. sumt. Palmii. 1786. 500 S. gr. 8.

Enthält des Verf. Schrift de iure civili Papiriano, die zu Halle 1780. herauskam, jetzt aber verbessert und vermehrt ist; (doch ist die vorhin angehängte Möllenbeckische Dissert. weggelassen) und die zwey ersten Capitel seiner Dissertation de vita petendae restitutionis in integrum praetoriae mit so beträchtlichen Zusätzen, daß sie jetzt für ein neues Werk gelten kann. Der Rest wird im dritten Fascikel folgen. Jede neue Arbeit dieses Gelehrten ist eine neue Blume in dem Kranze seines Ruhmes.

Cz.

Von dem sowohl den Churfürsten des H. R. R. überhaupt, als besonders Sr. Churfürstl. Durchl. zu Cölln zustehenden unbeschränkten Rechte der höch-

sten

sten Appellationsinstanz. Von Carl Aloys de la Roque. Cölln. 1787. 9½ Bog. in 4.

Die im Churfürstenthume Cölln im Jahre 1786. geschehene völlige und feyerliche Einführung des unbeschränkten privilegii de non appellando, und die Anordnung eines höchsten Gerichtsstuhls, hat die Veranlassung zu dieser Schrift gegeben, die der Verf. wie er sagt, zunächst in der Absicht entwarf, um dadurch manchen vaterländischen Zweiflern ihre irrigen Vorurtheile zu benehmen, die aus der Unkunde der wahren Beschaffenheit, und des Nutzens dieses Privilegii entstehen.

Die Schrift selbst bestehet aus zwey Hauptstücken. Im ersten redet der Verf. von dem den Churfürsten des H. R. R. im Allgemeinen zustehenden unbeschränkten Rechte der höchsten Appellationsinstanz, welche Materie jedoch hier nur sehr kurz und superficiell ausgeführt ist.

Das zweyte Hauptstück handelt von dem churfürstlich Cöllnischen unbeschränkten privilegio de non appellando insbesondere. Der erste Ursprung desselben ist früher hinauszusetzen, als die güldene Bulle, und es läßt sich mit Grunde schließen, daß es schon vom Kaiser Friedrich I. den Erzbischöfen von Cölln bestätiget worden ist. Der Verf. geht nun im Kurzen die Geschichte dieses privilegii durch, und zeigt die verschiedenen Epochen, und die, besonders durch Vermehrung der Appellationssumme, erfolgten Veränderungen desselben, so wie die hin und wieder, sowohl in ältern als neuern Zeiten, dagegen gemachten Widersprüche, bis auf die nunmehr, bekanntlich von dem jetztregierenden Churfürsten, nach vorhergängigem auf dem deshalb zu Bonn ausgeschriebenen Landtage so klüglich getroffenen Einverständnisse mit den Ständen, und darauf erfolgter kaiserlicher Bestätigung, geschehene förmliche und unbeschränkte Einführung dieses privilegii.

Als ein Anhang ist die bey dieser Gelegenheit entworfene Revisionsordnung für das Churfürstl. Cöllnische Oberappellationsgericht abgedruckt, welche 2½ Bogen dieser Schrift einnimmt.

Da der Verf seine Arbeit selbst nur bescheiden für einen Versuch erklärt, und sie als solchen zu beurtheilen bittet, so konnten wir dieselben, aus diesem Gesichtspunkte genommen,

unsern Beyfall nicht versagen, und bemerken nur noch, daß sie mit Kenntniß der Sache, Ordnung im Vortrage, und in einem guten Stile abgefaßt ist.

In Ansehung der innern Einrichtung aber hätten wir gewünscht, daß der Verf. weniger Noten, und mehr Text geliefert hätte. Denn fast könnte man diese Schrift, Noten ohne Text nennen, und man stößt auf Seiten, wie z. B. S. 10. 11. 12. 19. 29. 49. 50. 51. wo nur eine Zeile Text steht, und das Uebrige Noten ausfüllen. Die ewigen seitenlangen Noten sind bey jeder Schrift im Lesen höchst beschwerlich, stören den Zusammenhang, und ermüden den Leser. Dieß hätte der Verf. vermeiden können, wenn er die Noten mehr in den Text verwebt hätte, welches an vielen Orten sehr leicht thunlich gewesen wäre.

Prm.

Journal der Gesetzgebung des achtzehnden Jahrhunderts vom Markgräfl. Onolzbachischen Hofcammerrath Boell. Erstes Stück. Frankfurt und Leipzig. 1786, 64 S. 8.

Der Herausgeber will alle ihm bekannt werdende zur Privatlegislation gehörige Gesetze, Reglements, Ausschreiben, Befehle, mit seinen Anmerkungen bekannt machen; nur alsdann, wenn er statt Dank und Beyfall, Verdruß zu erwarten hat, will er bloß das was geschehn ist anzeigen, mit Verschweigung des Orts und der Autoren des Gesetzes.

Er rechnet zur Privatlegislation, die Civil- Criminal- Geistliche- Polizey- (die er, ziemlich allgemein definirt, auf das Recht des Regenten, allem möglichem seinem Staat bevorstehendem Unglück und Uebel zuvorzukommen, gründet,) die Politische- (worunter er denjenigen Zweig der Polizey versteht, der sich auf Ackerbau, Fabriken, Handel u. s. w. und deren Beförderung bezieht) und die Militär- Legislation, da letztere einen Theil des Privatrechtes der Militärpersonen zum Gegenstand hat. — Es wird um Beyträge gebeten, besonders um Mittheilung noch ungedruckter Verordnungen, deren Bekanntmachung erlaubt ist.

Dieses Stück enthält 1) die Anzeige eines wunderlichen Gesetzes, wodurch, um wohlfeile Getreidepreise in einer Stadt

zu

zu erhalten, den Bauren, die Korn zur Stadt gebracht, verboten werden, das unverkauft gebliebene in der Stadt niederzulegen, und jedem Einwohner verboten werden, ihnen dazu Plätze einzuräumen, in Erwartung, daß die Bauren lieber ihr Korn unter Preis verkaufen, als zurückführen würden. 2) Unter der Rubrik: unnöthiger Befehl, wird getadelt, wenn Collegia, um sich in ihren Ferien nicht stören zu lassen, den Beamten bey Strafe befehlen, daß sie nicht einberichten sollen. Dagegen werden auch bey den Kammern ähnliche Deputationen, wie die Chambres de vacation bey den französischen Parlamentern vorgeschlagen. 3) Braunschweigisches Verbot vom 11ten May 1786. gegen die Medizinhändler und Olitätenkrämer. Ihnen wird Confiscation ihrer Waaren angedroht. 4) Mainzisches Hofrathsconclusum zu Beförderung der Knippholzanlagen vom 17ten Nov. 1785. 5) Verordnung der Mainzischen Regierung, wegen Bestrafung der an Knippholzsetzlingen begangnen Frevel vom 20sten May 1785. Sie sollen mit Zuchthausstrafe belegt werden. Der Herausgeber wünscht, daß sie statt dessen angehalten würden, für einen verdorbenen Setzling zehn andre zu setzen und zu erhalten. 6) Neueres Kaiserliches Jagdreglement. 7) Churfürstl. Pfälzische Verordnung an die geistliche Administration d. d. München d. 24. Dec. 1785. wegen Verwaltung der geistlichen Güter; ist abgebrochen, die Fortsetzung soll im nächsten Stücke folgen.

Nach diesem geringen Anfang und nach der ganzen Einrichtung ist schwerlich zu erwarten, daß dies Journal alle oder doch alle hauptsächlichern zur Privatlegislation gehörigen Verordnungen u. s. w. oder auch nur ein einigermaßen ausführliches Repertorium darüber liefern werde, wie es doch der so allgemeine vorhin bemerkte Plan anzudeuten scheint. — Sollen aber nur die in einer oder der andern Rücksicht merkwürdigsten Verordnungen, geliefert werden, (wozu man in gewisser Rücksicht die in diesem Stück enthaltnen, rechnen könnte) solche die einen besonders nahen und merkbaren Einfluß auf den Zustand der Einwohner haben, und die den Geist der verschiednen Gesetzgebungen zu charakterisiren dienen können (wie dies schon das Journal für Deutschland sich mit zum Zweck macht) so wäre ohne Zweifel besser, sie in einem kurzen zweckmäßigen Auszuge, und wo es nöthig wäre, in gereinigter Sprache, und nicht, wie bisher geschehn, in extenso

renso abdrucken zu lassen. Man müßte sich freylich wegen des zweckmäßigen Auszugs eben so wie wegen der guten Auswahl auf den Herausg. verlassen. Es wäre auch zu wünschen, wenn dies Journal fortgesetzt werden sollte, daß die Anmerkungen mehr darauf gerichtet werden möchten, den Leser in gedrungner Kürze von den Veranlassungen eines neuen Gesetzes, von den Umständen, Verhältnissen und ältern Verordnungen, worauf es sich bezieht, von den bis dahin bestandnen Einrichtungen, von den besondern und Lokalumständen, die die Ausführung eines Gesetzes befördern oder hindern können, zu unterrichten. Bisher sind die Anmerkungen des Herausgebers zum Theil ziemlich unbedeutend und weitschweifig.

Die Schreibart ist nicht ganz rein, und der Abdruck hin und wieder mangelhaft, z. B. im Kaiserl. Jagdreglement §§. 28.

Kg.

---

3. Arzneygelahrheit.

Justus Arnemann, d. Medic. Dokt. Versuche über das Gehirn und Rückenmark. Mit 7 Kupfertafeln. Göttingen, bey Dieterich. 1787. 208 S. in 8vo.

Dies ist der zweyte Band der Versuche an lebendigen Thieren, welche Hr. A. mit eben dem unermüdeten Fleiße über die Regeneration des Gehirns angestellt hat, als diejenigen, welche die Regeneration der Nerven betrafen, und bereits in der A. d. B. angezeigt sind. In der ersten Abtheilung werden die Versuche umständlich erzählt, welche an einer Menge vierfüßigen und geflügelten Thiere gemacht sind. Mit dem kleinen Gehirn wollte der Versuch nicht glücken, und mit dem Rückenmark ist nur einer vollendet. In der zweyten Abtheilung zieht der Verf. allgemeine Bemerkungen aus seinen Experimenten, welche dem Physiologen und Arzt interessiren. Den geringen Nutzen mikroskopischer Beobachtungen zur genauen

einer [illegible] des Gehirnbaues kann der Unpartheyische nicht verkennen. Aus den beobachteten Eigenschaften des Gehirns, welche den Gegenstand dieser Schrift ausmachen, erlangt man die Kenntniß seiner Natur am sichersten. Hr. A. bemerkte an lebenden Thieren, daß die Verwundungen der Gehirnrinde von gar keinen Zufällen der Empfindung begleitet wurden; wohl aber die Verwundungen des Marks und zwar desto mehr, je tiefer sie eindrangen, und je näher sie dem Ursprunge der Nerven selbst kamen. Doch waren die Zufälle hievon nie so gewaltsam und heftig, als man sie auf gleiche Verletzungen großer und wichtiger Nervenstämme wahrnimmt. — Die Erfahrung hat die wunderbarsten Beyspiele geliefert, daß Kopfwunden mit beträchtlichem Verlust der Gehirnsubstanz nicht nur geheilt sind, sondern auch keine nachtheilige Folgen hinterlassen haben. Eben dieß fand Hr. A. bey seinen Versuchen bestätigt: Er sah aber zugleich, daß er den Thieren nach Verhältniß ihres Gehirns nur eine bestimmte Menge Gehirn entziehen durfte, und daß, wenn er ihnen mehr nahm, die Wunden tödtlich wurden. Er überzeugte sich, daß er ohne das Thier zu tödten, nicht über $\frac{1}{8}$ des Gehirns nehmen durfte. Vergleicht man nun die Massen der Thiergehirne mit dem Gehirne des Menschen, so ist zu vermuthen, daß der Mensch bis an 2 Unzen Gehirn verlieren könne, und doch gänzlich seine Gesundheit behalte. — Die Lähmung der entgegengesetzten Seite erfolgte nur alsdenn vollkommen und endigte sich mit dem Tode, wenn die gestreiften Körper und der vordere Ventrikel verletzt wurden. Außerdem blieb diese Lähmung gering, und verlor sich wieder mit der Heilung der Wunde. Bey gleicher Lähmung verloren die Thiere das Vermögen den Kopf aufrecht zu halten, wenn das kleine Gehirn verwundet war. Die Verwundung des Rückenmarks aber lähmte unter der verwundeten Stelle alle Theile des Körpers gleichmäßig — die Wanderung im Zirkel kam später bey den Thieren, welche durch die Hirnwunden viel gelitten hatten, und an der entgegengesetzten Seite gelähmt gewesen waren. Nach der Sektion fand sich in dem vordern Ventrikel dieser Seite viel verborgenes Eiter gesammlet — die Fallsucht hatte ohne Gegenwart anderer Ursachen einen zu großen Verlust des Gehirns zum Grunde. Kam sie früh nach der Verwundung, so war sie von kurzer Dauer, und verlor sich wieder. Erschien sie aber spät nach der Verwundung, so war sie gefährlich, nahm zu und tödtete. Denn war eine

starke Verwachsung des Gehirns mit der Schädelöffnung und eine harte Substanz in der geheilten Wunde als reizende Ursachen zugegen. Nach dem Essen und nach körperlicher Bewegung erschienen die Anfälle und verlängerten sich. — Beträchtliche Wunden des Gehirns wurden durch neuerzeugte Substanz so geheilt, daß der Verlust des Gehirns selbst hiedurch völlig ergänzt wurde, obgleich die neue Substanz kein genuines Gehirn zu seyn schien. Die Basis derselben war feines Zellgewebe aus der Hirnwunde hervorgewachsen, welches den größten Theil der Wunde ausfüllt und neue Substanz in sich faßt. Der Verf. entdeckte in derselben zuweilen eine zähe lederartige Masse, deren Ursprung er von der plastischen Limphe der äußern Bedeckungen herleitet, welche dem Thiere schädlich war, und ihm die Fallsucht zuzog. Das übrige machte eine gelbliche, sehr lockere und weiche Substanz aus, welche die Wunde völlig ausfüllete, mit der harten Hirnhaut und den Membranen der Schädelöffnung zusammenhieng, die Gestalt der Hirnwindungen nachahmte, und ein Produkt des Gehirns selbst zu seyn schien. Die Heilung und Ergänzung der Wunde wurde durch die Erweiterung des vordern Ventrikels befördert, welche dem Thiere nicht nachtheilig war. Die verletzte Hemisphäre des Gehirns war unter diesen günstigen Umständen nicht geschwunden, und füllete den Schädel an allen Seiten völlig aus, ohne selbst in der Konsistenz verändert zu seyn. Der vordre Ventrikel war erweitert, aber leer. — — Dies mag genug seyn, zu zeigen, was für nützliche Bemerkungen Hr. A. aus seinen Versuchen gezogen hat, und wie viel sie beytragen können, verschiedene Erscheinungen in helleres Licht zu setzen.

Handbuch zur Krankenpflege oder Entwurf derjenigen Kenntnisse, welche zum Dienst bey Kranken, Kindbetterinnen, neugebornen Kindern u. s. w. und zu deren guten Besorgung nützlich und erforderlich sind, von Herrn Carrere. Aus dem Französischen. Straßburg, verl. Treuttel. 1787. 172 Seiten in 8.

Eine Schrift dieser Art verdient in alle Sprachen übertragen zu werden, weil sie dazu bestimmt und nach allen Erforder-

zösischen eingerichtet ist, daß die unkundigen Krankenwärter zu ihrem wichtigen Dienst daraus die nöthige Kenntnisse schö-pfen können. Sie ist nämlich kurz und deutlich abgefaßt und betrifft nicht blos die eigentliche Wartung der Kranken, die Anordnung des Gebrauchs von den so genannten sechs nicht natürlichen Dingen in den verschiedenen Stadien der Krank-heiten, und die dazu gehörige Zurichtung der Speisen und Getränke, nebst den Regeln die Arzneyen zu reichen, sondern auch die Beobachtung der vornehmsten Zeichen des Kranken, woraus auf seinen innern Zustand am sichersten geurtheilt werden kann, und wovon die Krankenwärter dem Arzte be-richten müssen. Dies Büchelchen verdiente, wie in Frank-reich, so auch in allen Ländern unter das Volk ausgetheilt zu werden, damit endlich die Kranken von der wohlgemeyn-ten, aber üblen Pflege ihrer Wärter nicht, wie bisher noch immer geschieht, mehr leiden müssen, als die Aerzte verbes-sern können.

Iosephi Lieutaud historia anatomico-medica, recens. quondam *Ant. Portal*, recudi iam nunc curavit etc. *Io. Christ. Traug. Schlegel. Vol. II*, Longosalissae, imp. Zolling. 1787. 468 S. in 8vo.

Von dieser neuen Ausgabe des wichtigen Lieutaudschen Werks haben wir bey der Anzeige des ersten Theils den Le-sern unser Urtheil bekannt gemacht, und berufen uns jetzt darauf. Das zweyte und dritte Buch des L. sind in diesem zweyten Theile enthalten, wo von innern Verletzungen der Brust und des Kopfs häufige Beyspiele vorgetragen werden. Nur immer Schade, daß die Pathologie zu wenig dabey ge-winnen kann. Des Hrn. Herausgebers Supplemente wer-den dies hoffentlich vergüten.

Mh.

Karl Christian Krausens, d. W. und A. D. und Prof. in Leipzig, Abhandlung von der Ableitung und Revulsion der Säfte, welche durch Aderlas-

sen bewirkt wird. Aus dem Lateinischen. Nebst D. Wilhelm Stevensons, Mitglied der medic. Gesellschaft zu Edinburg, Erinnerungen über den Misbrauch des Aderlassens und der Arzneymittel. Ein Auszug aus dem Englischen. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung, 1787. 152 Seiten in 8.

Diese erstere Schrift wurde, als Streitschrift 1763 geliefert, und schien vorzüglich der Hambergerischen Theorie entgegengesetzt zu seyn. Sie enthält manches Gute über diese wirklich wichtige Frage, erschöpft aber diese Materie nicht, und verdiente daher nicht übersetzt zu werden, außer wenn der Uebersetzer das Fehlende zugesetzt, das Fehlerhafte berichtigt, das Ganze besser bestimmt hätte. Und dies ist nicht geschehen. Die zweyte Schrift, das Werklein eines paradoxen und milzsüchtigen Engelländers, war noch weniger werth, ins Deutsche übertragen zu werden. Der Verf. declamirt gegen die Aerzte, die mit der Praxis zu viel verdienen, erhebt die Wundärzte und die Gewißheit ihrer Kunst über alles, schimpft auf das Aderlassen, weil es die bösen und interessirten Aerzte verordnet haben, läugnet, daß irgend eine Krankheit ihren Sitz im Blute (!!) habe, verwirft das Aderlassen in arthritischen und rhevmatischen Krankheiten, im güldnen Aderfluß, Zahnen u. s. w. um seine Blasenpflaster an die Stelle zu setzen, und nebenbey alle andere Mittel herab zu würdigen. Das ganze Ding ist ein elendes Räsonnement eines Englischen Chirurgen, der sich die Miene einer Alleinweisheit giebt, und doch bey jeder Gelegenheit stolpert. Daher einige Zurechtweisungen des Uebers. der bey diesem Gefühle der Wahrheit ausländische Schnitzerarbeit den deutschen Chirurgen christmildest mittheilte. Werden sie wohl davon einigen Nutzen haben?

Hr.

A. Bonns und Mursinna physiologische und chirurgische Abhandlung über die Natur und Erzeugung des Kallus und die Fehler desselben. Aus verschie-

schiedenen Sprachen. Leipzig, bey Weygand. 1786. 296 S. 8.

Boim's Abhandlung ist aus dessen Descriptio thesauri ossium morbosorum Hoviani genommen und übersetzt. Der Verf., durch viele Beobachtungen an Lebenden und Todten, und durch die schöne Knochensammlung belehrt, behauptet: daß der Kallus keinesweges unorganisch aus einem ausschwitzenden Leime entstehe, wie viele glauben; sondern von seiner Entstehung an, von faserichter vaskulöser organischer Beschaffenheit sey. Er gleiche im Anfange dem jungen Fleische, welches nach und nach häutig, dann lederartig, und alsdann nicht etwa knorplicht, sondern gleich knochenartig wird. Nutzbar sind des Verf. Bemerkungen über Brüche und Verrenkungen.

Hr. Marrigues sagt: die Erzeugung des Kallus ist die Folge der Ergießung einer kreidenartigen Materie des Nahrungssafts, aus den Zellen der aufgeschwollenen Leimhaut. Seine Bemerkungen über die Beinbrüche sind in der Praxis nicht ohne Nutzen.

J. J. Plenks chirurgische Pharmakologie, aus dem Lateinischen. Wien, bey Gräffer. 1786. 510 Seiten in 8.

Ist eigentlich eine vierte, vermehrte und verbesserte Auflage der im Jahre 1771. von Hrn. Plenk zuerst herausgegebenen Pharmacologie. Vermehrt ist sie durch eine medicinisch-chirurgische Arzneymittellehre, und verbessert im Zusammenhange, ist sie brauchbarer zu Vorlesungen geworden.

Pgr.

Die Leidenschaften als Heilmittel betrachtet von J. C. G. Scheidemantel, Fürstl. Fuldaisch. Hofmed. Arzt zu Ostheim van der Röhn. Hildburghaußen, verl. v. Hanisch. 1787. 431 Seiten in 8vo.

Die Absicht dieser Schrift gehet dahin, aus den bekannten Beobachtungen der Aerzte von der Wirkung der Leidenschaften die Umstände abzuleiten, unter welchen dadurch Krankheiten geheilt sind, um bey gleichen Umständen die Leidenschaften als Heilmittel anwenden zu können. In der ersten Abtheilung hat der Verf. die zum Grunde liegenden Beobachtungen aus den Schriften der Aerzte zusammengetragen, denen er zugleich nach der v. Swietenschen Theorie die Erklärung von den Wirkungen der Leidenschaften beyfügt. In der zweyten Abtheilung bauet er auf diese Grundlage seinen Rath, die Leidenschaften als Heilmittel zu gebrauchen. Auf Wahrscheinlichkeit beruhet doch das mehrste. Denn es fehlen durchaus die praktischen Fälle, wodurch Hr. S. seinem Rathe ein anscheinendes Gewicht hätte geben können, welche man um so viel mehr ungern vermißt, da man heutiges Tages gewohnt ist, durch Thatsachen mehr als durch Räsonnement in der medicinischen Praxis überführt zu werden. Indessen kann Hr. S. dazu Gelegenheit geben, daß sich praktische Aerzte bemühen, durch die Seele der Kranken auf ihren Körper öfter zu wirken. Nur muß hiebey immerhin bedacht werden, daß dieß in den mehrsten Fällen, als eine heroische Heilart, sehr leicht nachtheilige Folgen haben kann, und vielen Scharfsinn erfordert, wenn man des guten Erfolgs gewiß seyn will.

J.

David Oppenheimers, ausübenden Arztes zu Berlin, Gedanken über Universalmittel und Luftsalz. Berlin, bey Mylius. 1787. 78 S. 8.

Unser Verf. gehört zu denen, welchen es Herzenssache ist, den so sehr überhand genommenen Hang zum Wunderglauben auszurotten — er bemühet sich in gegenwärtigen wenigen Bogen darzuthun, daß ein Universalmittel ein Unding, eine Chimäre sey, und daß alle Gründe, die sich für die Möglichkeit desselben ausfündig machen lassen, bloß Scheingründe sind, und keine genauere Probe aushalten, und dann die Fakta bey einigen Kranken, die mit diesem Mittel (dem Luftsalze) behandelt sind, so zu erzählen, wie sie sich wirklich verhalten — und dafür verdient derselbe den Dank aller

Men-

Menschenfreunde, welche jenem Unsinne zu widerstreben sich bemühen — S. 57 ff. stoßen wir auf einen Umstand, welcher, unsers Bedünkens, hier angezeigt zu werden verdient, weil es das Schwankende und Unsichere des von Semler und Hirschen so sehr gelobpriesenen Universalmittels, nehmlich des Luftsalzes, darstellt. Das Luftsalzwasser machte vordem einige gelinde Stühle in 24 Stunden; jetzt, da Hr. v. Hirschen das Mittel im Pulver giebt, macht es die mehresten Male Erbrechen, und daraus folgt offenbar, daß hier Brechweinstein zugemischt ist, — denn die Wirkungen dieser beyden Mittel sind, nach dem Geständniß der mehresten Berliner Chemisten und Aerzte offenbar verschieden. Es war demnach für das Berliner Publikum nicht allein, sondern auch für Jedermann höchst interessant, daß auch dieses aufgedeckt und bekannt gemacht wurde, damit nicht Schwachgläubige von Hrn. Semlers Anpreisungen: das Luftsalz sey eben so gelinde wirkend, als das Luftsalzwasser, irre geführt werden mögen! S. 68 lesen wir, daß das Oberkollegium Medikum in Berlin das fernere Versuchen mit dem Luftsalzwasser bey Kranken untersagt habe. Daher wundern wir uns billig, wenn unser Verf. S. 96 sagt: „denn „ich bin weit entfernt, dem Luftsalze in einzelnen Fäl„len seine recht guten Wirkungen abzusprechen." Wozu das? Es fehlt geschickten Aerzten nicht an Hülfsmitteln; aber den Afterärzten müssen (eben so, wie dem Kinde jedes spitzige Instrument,) alle Arzneymittel aus den Händen genommen werden.

DW.

Medicinisches Wochenblatt für Aerzte, Wundärzte und Apotheker: des siebenden Jahrgangs vom Jahr 1786 Erstes und Zweytes Quartal. Frkf. 1786. 400 S. in 8.

Dieß nützliche Journal erhält sich noch immer in seinem alten Werth, und ist unterrichtend sowohl in den mehresten Anzeigen medicinischer Schriften, als auch in eignen hinzugefügten praktischen Aufsätzen und Bemerkungen. Wir halten uns, mit Vorbeygehen der erstern, wie gewöhnlich, mehr an die letztern. Im St. 3. sind einige gute Gedanken vom Hrn.

Heraus-

Herausgeber über die Pastoralmedicin; (welche im 5. und 6. St. fortgesetzt werden,) sie sollen die Geistlichen nicht zu Aerzten machen wollen; nur zu Rathgebern, die möglichst die Krankheiten (auch diejenigen aus Mißleitung des Zeugungstriebes,) zu verhüten, und ihren Verschlimmerungen entgegen zu arbeiten suchten. Sie sollen jungen Eheleuten ihre Pflichten lehren, Kranke an religiöser Melancholie aufrichten. St. 5. Zufälle und glückliche Operation eines eingesperrten Leistenbruchs. — Eines gewissen Hirschfelds tödtliche Quacksalberey. — St. 6. 7. 8. 11. Ueber Cagliostro und Desorganisation. St. 7. Beschreibung einer sehr beschwerlichen und verwickelten Krankheit von rheumatischen Zufällen, Hypochondrie u. dgl. m. St. 11. Einige Bemerkungen über die Darmgicht und derselben Heilart. Man wandte im ersten Falle die besten Mittel, abführende und kühlende Mixturen, krampfstillende, erweichende Einschmierungen (mit kamphorirten und mit Laudanum vermischten Oehlen,) auf den Unterleib, ein Klystier von Essigwasser, Brechweinstein und Honig an, dazwischen sehr oft Balsam, flüssiges Laudanum, schmerzstillenden Liquor. Doch das Brechen mit untermischtem Schluchzen wollte gar nicht weichen, bis endlich einige Oeffnung bewirkt wurde. Diese letzte suchte man noch weiter zu befördern; kaltes Wasser in Fomentationen auf den Unterleib schienen dazu beyzutragen, und die große drohende Schwäche wurde durch ein ganzes kaltes Bad gehoben. — In einem andern Falle entstand die Krankheit vom zurückgetriebenem Kopfgrinde; alle die besten krampfstillenden und eröffnenden Mittel waren vergebens, und die Kranke starb äußerst schnell. In einem dritten Fall wurden nach vorhergehendem Aderlaß die besten Mittel vergeblich angewandt, bis Laugensalz, in Wasser aufgelöst, und bald hernach verdünnte Vitriolsäure, mit (Himbeeren) Syrup und viel schmerzstillendem Liquor vermischt, gegeben wurden. In einem vierten Falle war ein Leistenbruch schuld und einige Spuhlwürmer; wogegen eine Lattwerge aus Baldrian-, Jalappenwurzel, Zittwersaamen und versüßtem Quecksilber wirksam war. St. 14. Beobachtung eines auf dem Kopf geschlagenen Mannes vom Herrn D. Becher in Heidelberg. Es war ein beträchtlicher Bruch in dem rechten Seitenknochen, wobey Stückchen in das Gehirn getrieben waren. Er wurde trepanirt, und durch schickliche Behandlung binnen 6 Monaten völlig wiederhergestellt. St. 17. Beweis einer Universalarzney:

ney, es ist der Seegen der P. Kapuziner Generals, der für Alles (in unserm erleuchteten Jahrhundert!!) hilft. St. 18. sehr richtige und vernünftige Bemerkungen gegen alte und neue Desorganisationen. Wir übergehen noch manche andre gute Bemerkungen, besonders lehrreiche Recensionen, (z. B. über die heimlichen Sünden der Jugend, von C. G. Salzmann, Dissert., qua conclusio ex subsidentia pulmonum recens nati fetus examinatur, auct. *C. F. Scholl*, Henke Geheimniß der Erzeugung des Menschen u. s. w.) und zeugen zum Schlusse nur noch die Beobachtungen von einer langwierigen, und endlich zu einer außerordentlichen Größe angewachsenen Wassersucht an. Der Leib hatte im Umfange 6 Schuh, und die Höhe betrug 2 Schuh 10½ Zoll. Der Bauchstich diente nur zur Erleichterung. Bey der Oeffnung entdeckte man eine Darmfellwassersucht, und zwischen den Bedeckungen und den Bauchmuskeln eine speckartige Masse von 1½, auch ähnliche Massen am Darmfell. Die Gedärme waren außerordentlich ausgedehnt. Die Kranke hatte in den letzten Wochen ihres Lebens 50—60 Maß Wasser bey sich getragen, die Krankheit schien von den im Darmfelle befindlichen Fehlern, den Speckgewächsen u. dgl. abzuhangen.

Dw.

Ueber Anwendung der Elektricität bey Kranken, nebst der Beschreibung der neuen Maschine von Nairne zur positiven und negativen Elektricität, auch eines neuen elektrischen Bettes, womit zugleich die hiesigen Sommervorlesungen angezeigt werden, von Joh. Lor. Böckmann, Professor der Naturlehre zu Karlsruhe. Durlach, bey Müller, 1786. 4 Bogen gr. 8.

Des Verfassers längst bekannter, warmer Eifer für die Ausbreitung nützlicher Kenntnisse und Anstalten, hauptsächlich derer, welche auf sein Lieblingsfach, die Elektricität, Beziehung haben, ist auch unverkennbar in dieser kleinen Schrift, welche er für seine Badenschen Landsleute vornehmlich scheint bestimmt zu haben. — Weil man bisher die Elektricität gewöhnlich nur bey veralteten, die wirksamsten Mittel schon wider-

widerstandenen Krankheiten, noch dazu nicht oft und anhaltend genug, noch mit gehöriger Vorsicht und Beurtheilung, sowohl der zu hebenden Krankheit, als auch des Mittels selbst, angewandt, und neben der Anwendung desselben den Gebrauch anderer mitwirkender Arzneyen vernachlässigt habe, so sey die Wirkung der Elektricität als Heilmittel, glaubt der Verf., nicht so bekannt und so geschätzt, als sie es gewiß zu seyn verdiente. Um einen Theil dieses Vorwurfs abzuhelfen, bestimmt der Verf. die Wirkung, welche die elektrische Kraft auf den menschlichen Körper äußert, und giebt neben den dabey zu beobachtenden Vorsichtsregeln mit Genauigkeit die verschiedenen Arten an, nach welchen diese Kraft auf den menschlichen Körper angewandt werden muß, nämlich 1) wenn man sie durch den ganzen Körper oder einzelne Glieder durchströmen läßt, indem man den Patienten mit dem ersten Leiter der Maschine in Verbindung bringt, und ihn entweder auf eine Metallplatte, (um dieses Durchströmen zu beschleunigen,) oder auf ein dünnes, überfirnißtes Bret, oder eine trockne, erwärmte Marmorplatte (nach den Gesetzen des Voltaischen Condensators,) auftreten läßt, um die Schnelligkeit des Durchströmens beträchtlich zu schwächen. — 2) Wenn man die Patienten isolirt, und mit dem Konduktor verbindet, welches das elektrische Bad gewöhnlich genannt wird. — 3) Aus einzelnen kranken Theilen des isolirten Körpers Funken lockt. — 4) Durch Holz oder Metallspitzen oder Kugeln die elektrische Materie auf einzelne Theile des nicht isolirten Körpers hinströmen läßt. — Wenn man 5) verstärkte Funken auf die kranken Glieder, erst durch kleinere, und wenn man noch weiter gehen will, durch größere Kugeln hinleitet. — Oder endlich 6) durch Schläge, mittelst der Leidner Flasche, (welche aber zu diesem Gebrauch nie über ¼ Quadratschuhe Belegung halten sollte,) den ganzen Körper oder einzelne Glieder desselben erschüttert. Eine Art zu elektrisiren, welche, auch nach des Verf. Ausspruch, höchst selten, und nur mit großer Vorsicht, anzuwenden ist. — Zu wünschen wäre es, sagt hierauf unser Verf., daß in jeder Stadt und in jedem Hospitale auf öffentliche Kosten eine gute Elektrisirmaschine mit dem nöthigen Apparat angeschafft, und auch ein Mann besoldet würde, welcher Fähigkeit und guten Willen genug hätte, um Hülfsbedürftigen auch durch dieses Mittel ihre Leiden zu mindern, um zugleich denn auch die

Arzney-

Arzneywissenschaft mit zuverlässigen Erfahrungen über den Nutzen der Elektricität zu bereichern.

Auf den zwey letzten Bogen dieser Schrift beschreibt der Verf. die von Nairne in London vor wenigen Jahren erfundene und zuerst beschriebene Maschine zum medicinischen Gebrauch, für deren Verfertigung der Künstler ein ausschließendes Recht vom Könige erhalten hat. — Zu dem von Nairne angegebenen elektrischen Apparat setzt der Verf. noch eine kurze Beschreibung eines auf Glassäulen isolirten Bettes hinzu, auf welchem bettlägerige Kranke bequem und mit Nutzen elektrisirt werden könnten. — Recensent, welcher die Nairnische Patentmaschine gleichfalls eigen hat, hat sich noch eine andre nach gleichen Grundsätzen, nur mit dem Unterschiede, verfertigen lassen, daß der Cylinder nicht auf Glassäulen ruht, (denn wenn die Hälse des Cylinders lang genug sind, so ist alles schon hinlänglich isolirt,) und daß die beyden Conduktors nicht, wie bey jener, auf derselben Fläche mit dem Cylinder, sondern weiter zur Seite gerückt, parallel stehen, und mittelst zweyer Metallstangen (die in einer Nuß von Buxbaumholz beweglich sind,) einer mit dem isolirten Küssen, der andre mit dem, gleichfalls auf eine eigene Glassäule stehenden Kollektor, oder auch wechselseitig mit einander leicht in Verbindung gebracht werden können. Wodurch, unserer Meynung nach, die Maschine in so fern noch vollkommner ist, daß vors erste die ersten Leiter (conductor) der die Maschine drehenden Person nicht so nahe stehe, daß diese ihrer Ladung etwas entziehen könnte, 2) vermehrt man, da die Konduktors mit einander leicht verbunden werden können, die zu ladende Metallfläche, und 3) kann man durch diese Einrichtung eine Batterie positiv, und eine gleich große negativ zugleich laden, und ihre beyden (entgegengesetzten) Ladungen durch einen, in ihre Mitte bequem zu stellenden Körper durchfahren lassen, welches eine Erschütterung von unglaublicher Stärke zuwegebringt. — Die auf dem Titel zwar nicht angezeigte Kupfertafel stellt die beschriebne Nairnische Maschine mit ihrem Apparat dar.

David Spence's, Doktors der Arzneykunst, System der theoretischen und praktischen Entbindungskunst. Aus dem Englischen. Schweinfurth, in der Griesbachischen Buchhandlung. 1787. 439 S. in 8.

Die

Die Bekanntschaft des Verf. mit den Grundsätzen der besten praktischen Geburtshelfer, welche er in diesem Buche verräth, die gute Ordnung und bündige Kürze, welche darin herrschen, erwerben diesem System mit Recht einen Platz unter den guten Kompendien der Geburtshülfe. Da es vom Verf. für seine Vorlesungen bestimmt ist, so muß man in dieser Hinsicht ihm die Kürze und Unvollständigkeit verzeihen, welche in manchen, hauptsächlich praktischen Kapiteln, herrschen, deren ausführlichere Erläuterung er gewiß dem mündlichen Vortrage nur vorbehalten hat.

Zuerst handelt Hr. S. von den, im strengen Verstande zur Entbindungskunst gehörigen Materien, dann giebt er eine kurze Anweisung, sowohl die Wöchnerinnen, als auch ihre Neugebohrnen, zu behandeln, um die ihnen gewöhnlichen Krankheiten zu heilen; nach diesen folgen als Anhang noch 55 verschiedene Fälle, welche dem Verf. in seiner längern, als 10jährigen Praxi vorgekommen sind; die aber nicht alle von gleicher Erheblichkeit, und deren einige nicht genau genug erzählt sind. Zum Beschluß des Ganzen werden in chronologischer Ordnung, doch nicht mit hinlänglicher Präcision im Urtheilen, die vornehmsten ältern und neuern Schriften über die Entbindungskunst angezeigt und beurtheilt.

Das medicinische Verfahren des Verf. hat Rec. in diesem Buche von allen am wenigsten gefallen. Zum Beyspiel wollen wir nur einige Vorschläge, die Neugebohrnen zu behandeln, anführen, welche uns am meisten auffielen. So heißt es z. B. man solle den Kopf der Kinder gleich nach der Geburt mit Brandtewein und hierauf mit kaltem Wasser waschen. Um das Kindespech auszuführen, wird schwacher Punsch, Wasser und Wein, oder Salz und Wasser vorgeschlagen; in den Kolikschmerzen wird angerathen, (diesen zarten Geschöpfen) Brandtewein, mit warmem Wasser vermischt, zu geben. Warum wir diese Rathschläge des Verf. nicht unterschreiben können, halten wir überflüssig zu beweisen. In dem Abschnitt vom Kindesbett- und Frieselfieber der Wöchnerinnen hat der Verf. gleichfalls Rec. kein Genüge geleistet, da er nicht bestimmt genug die Zeichen angiebt, auf welche man bey den so mannichfaltigen Verwicklungen dieser gefährlichen Krankheit achten, und nach diesen die Kurmethode einrichten muß. Die vom Verf. angegebene Heilungsart des Frieselfiebers ist so kurz; aber auch eben so mangelhaft.

hafte, daß wir sie zum Beweise herzusetzen kein Bedenken tragen.

„Zur Heilung (des Friefelfiebers) heißt es S. 264, „sind im fieberhaften Zustande Blasenpflaster, wiederholt ge„braucht, dienlich. Ruhe, erfrischende Getränke, eine hori„zontale Lage und mäßige Wärme sind hier von großem Nu„tzen. Aderlassen ist hier viel unnöthiger, als in fast allen „Ausschlagskrankheiten. Man muß sich warmer Bähungen „zur Beförderung des Ausbruchs, und gelinder schweißtrei„bender Mittel zu eben dem Endzweck bedienen.“

„Wenn die Krankheit sich legt, so wird man gelinde Aus„führungsmittel nothwendig finden.“ —

Während der Heftigkeit der Krankheit darf man also keine ausleerende, auch nicht Brechmittel anwenden? — Rec. ist durch Erfahrung überzeugt, daß in dem ersten Stadio dieser Krankheit die angerathenen Blasenmittel in den mehresten Fällen schädlich; gelinde ausleerende, und vornehmlich Brechmittel aber, insbesondere Ipecacuanha, nicht nur möglich, sondern gewöhnlich nothwendig sind, um die ersten Wege sowohl zu befreyen, als auch durch ihre Wirkung auf die äusersten Gefäße, die Krankheitsmaterie durch die Haut auszuwerfen.

Dr.

De Gei urbani utilitate in febribus intermittentibus, eiusque vi antiseptica; nec non de causis praefractarum intermittentium: ad virum Cl. *Io. Christ. Gottl. Ackermann*; auctore *Rudolpho Buchhave*, D. Med. Hauniensi. Marburg. 1786. pagg. 72. 8.

Der Verf. hat schon lange die Kräfte dieser Pflanze (in zwey vorhergehenden Ausgaben) gerühmt; allein er hat Widersacher gefunden. Herrn Tode bey ersten wankelmüthigen Gesinnungen hat Hr. B. nicht sowohl, als den zweyten, Hrn. Ackermann, zu widerlegen gesucht. Hr. A. versichre zwar, jenes Mittel habe nach seinen Versuchen mit Fleisch eine sehr geringe antiseptische Kraft; allein er beschreibe gar diese Versuche nicht, wie doch nach Collin's Muster wohl billig gewesen wäre. Seinen eigenen Beobachtungen hergegen zu-

 Dd folge,

folge, hat das stärkste Chinadekokt die Fäulniß nur 16, das Wolferleyaufguß 67 Tage; der stärkste Aufguß unserer Pflanze hergegen 8 — 9 Monate verhindert. Herr Anjou wiederholte diese Versuche, und bestätigte sie sehr. Neuerlich war es auch noch gegen den Brand äußerlich Hrn. W. sehr wirksam, so, wie innerlich, sehr oft in galligten, fauligten und bösartigen Fiebern, im Dekokt und Pulver. Hr. A. führt gegen dieß Mittel zween Fälle eines Wechselfiebers (mit galligter Konstitution) an, wogegen dasselbe vergeblich gebraucht sey. — Wiederholung von Hrn. W's. sämmtlichen, aus den zwo Ausgaben schon bekannten merkwürdigen Versuchen, wozu ihn die Begierde, ein wohlfeileres Mittel für die Armuth auszufinden, antrieb, und es that, vorzüglich bey dem Landvolke, die sichersten Dienste; nicht immer so bey den weniger robusten und ordentlichlebenden Stadtleuten. Auch die Wundärzte Leibers, Suensen, Waldstedt, Geer haben damit sehr viele glückliche Kuren verrichtet. Bey hartnäckigen und unordentlichen Fiebern hilft oft, nach vergeblichem Gebrauch unsers Mittels, die Chinarinde; oft aber auch umgekehrt. Auf dem Lande war jenes der Fall bey $\frac{1}{20}$, in der Stadt $\frac{1}{4}$. Herr Weber (der überhaupt es sehr erhebt,) heilte damit 160 Wechselfieber, 52 widerstanden unserer Arzney; dagegen hob sie dasselbe bey 15, nach vergeblichem Gebrauche der China. Um Hrn. A's. auffordernde Anfrage, ob sie bey galligter Konstitution nicht wirksam sey, desto besser zu beantworten, theilt Hr. W. das Wechselfieber ein: es ist entweder intermittens mucosa; (simplex vel complicata,) aut biliosa; (simplex vel complicata, [inflammatoria, putrida, maligna,)] aut larvata; aut cacochymica, (abdominalis, pulmonalis, acrimonialis.) Bey dieser Eintheilung sind die Kennzeichen jeder Art und Unterart gut angegeben, und besonders sind die praktischen Bemerkungen, Verfahrungsarten und Rathschläge in jedem zu billigen. Hieraus ergebe sich, warum kein Fiebermittel unter allen Umständen unbedingt wirken könne; den Grund aber, warum bey nicht offenbarer Fieberursache das Fieber bald der China allein, bald umgekehrt bey deren Unkräftigkeit, unserm Mittel allein weiche, könne man schwerlich gründlich angeben. — Außer der Heilkraft gegen Wechselfieber ist es in flüchtigen und bösartigen Fiebern von großer Wichtigkeit, auch zu jeder Art der Atonie der Nerven, in Krämpfen wegen schwacher Fasern u. s. w. Die in dieser Schrift vorgebrachten Bemerkungen über die

Kräfte dieser Arzney sind durch so mannichfaltige Erfahrungen und Gründe unterstützt, daß sie allerdings es verdient, daß jeder praktische Arzt, besonders in Lazarethen, damit unpartheyische Versuche anstelle, um den Werth ihrer Kräfte genauer zu bestimmen.

Db.

4. Schöne Wissenschaften.

Marcus Valerius Martialis in einem Auszuge lateinisch und deutsch. Aus den poetischen Uebersetzungen verschiedener Verfasser gesammelt von Karl Wilhelm Ramler. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. Mit einer Titelvignette. 1787. 19 Bog. in 8. (mit beygedrucktem lateinischen Texte.)

Hr. Prof. Ramler, dessen Verdienste um unsere Sprache, Poesie und Kritik eben so groß, als mannichfaltig sind, erwirbt sich durch diese Sammlung ein neues Recht auf den Dank des Publikums. Es war ein glücklicher Gedanke, die vorzüglichsten Sinngedichte des witzigsten Römers, die im Deutschen so oft und bisweilen so glücklich übersetzt und nachgeahmt worden, zu sammlen, und zum Glück für den Martial mußte diesen Gedanken ein Kunstrichter haben, der nicht allein mit Geschmack und Ueberlegung anthologisirt, sich nicht an dem blossen Zusammenlesen begnügt, sondern nun auch immer selbst Hand anlegt, das Zusammengelesene der Vollkommenheit so nahe zu bringen, als möglich. Daß Hr. R. nicht den ganzen Martial liefert, wird niemand befremden, der den Dichter auch nur etwas kennt. Es ist wahr, keiner von allen bekannten Epigrammatisten hat so viel vortreffliche Sinngedichte geliefert, als er; sein fruchtbarer und fast unerschöpflicher Witz verdient Bewunderung, aber mehr noch als ein Wunder würde es seyn, wenn unter 15 Büchern voll Epigrammen sich nicht auch manches mittelmäßige und schlechte Stück finden sollte. Martial selbst, der übrigens keine kleine

Idee von sich gehabt zu haben scheint, gesteht es selbst mit vieler Offenheit: Sunt bona, sunt quaedam mediocria, sunt mala plura. Aber nicht allein mittelmäßige und schlechte Stücke mußten von dieser Sammlung ausgeschlossen bleiben, sondern auch manches gute Gedicht, das ohne weitläuftige Erläuterungen dem deutschen Leser nicht verständlich gewesen seyn würde, und Sinngedichte, wenn sie ihren Zweck nicht verfehlen sollen, müssen keines Commentars bedurfen. Andere laufen auf ein Wortspiel hinaus, das im Deutschen nicht nachzuahmen war. Noch andere sind allzu schlüpfrich, ja oft so plumpe Zoten, daß man in keiner neuern Sprache, am allerwenigsten in unserer keuschen Muttersprache eine Uebersetzung davon wagen dürfte. Die verderbten Sitten, und noch mehr der verderbte Geschmack des Zeitalters, in welchem der Dichter lebte, sind Schuld, daß man unter seinen Werken so viel von dieser Gattung findet, und leider sind die schlüpfrichsten Epigramme oft die witzigsten. Man sieht, daß er sich auf seinem Wege, da wo ihm ein Kapellchen der irrdischen Venus oder ein Rasenaltar des Gartengottes aufstößt, mit der größten Behaglichkeit verweilt, und daß diese Behaglichkeit die reichsten Ergießungen seines Witzes veranlaßt hat. Diejenigen würden sich also sehr irren, die in diesem Auszuge den wahren Geist des Dichters und eine vollständige Idee von seinem ganzen poetischen Charakter zu erhalten hoffen. Dieß wollte und konnte Hr. R. nicht leisten, allein wir sind ihm schon allen Dank dafür schuldig, daß er das, was zu leisten war, so gut leistete. So gut, obgleich nicht ganz vollkommen, denn daß die hier aufgenommenen Stücke alle vortrefflich, oder auch nur gut wären, das glauben wir, wird der Herausgeber selbst nicht behaupten. Von andern wirklich guten Stücken sind die Uebersetzungen wenigstens mittelmäßig. Hier sind die Namen der Verf. die allein eine gewisse Verschiedenheit der Güte der Uebersetzung begreiflich machen können. Beccan, Bockemeyer, Hagedorn, Kuh, Kleist, Kretschmann, Leßing, Lieberkühn, Logau, Nienke, Mühlphort, Morhof, v. Nicolai, Opitz, Ramler, Tscherning. Die meisten Stücke rühren von Opitz, Rammler und Kuh, und ohngefähr ein Viertheil der ganzen Sammlung von verschiedenen Ungenannten her.

Hier sind einige Proben von solchen Stücken, die uns am glücklichsten gerathen zu seyn scheinen. 1. B. 8. E.

An

An den Maximus, von der Taube des Stella.

Meines Stella Werk, die Taube,
Maximus, dieß wird' ich sagen,
Wenn es auch Verona hörte,
Uebertrifft Catullus Sperling;
Und so weit an Größ' ein Sperling
Einer Taube weichet, weichet
Dein Catullus meinem Stella.

Kuh.

Erstes Buch. 76. Ep.

An den Faustus.

Dir soll ich [illegible] Thaler leihn?
Nein, Faust, ich schenke dir viel lieber funfzig Thaler.
Ich weiß, du bist ein schlechter Zahler.
So büß ich nur die Hälfte ein.

Ebend.

Zwölftes Buch. 65. Ep.

An den Amynt.

Ein Mädchen, dessen Athem Veilchen,
Und dessen Wangen Rosen sind,
Nimmst du für Köchinn an, Amynt?
Amynt, du bist ein Leckermäulchen!

Ebend.

Wir führen diese Stücke eben nicht als vortreffliche Sinngedichte, sondern als Proben einer glücklichen Uebersetzung an.

Fünftes Buch 20. Ep.

An den Julius Martialis.

Wenn ich mit dir, mein theurer Martialis,
Mich sorgenloser Tage freuen dürfte,
Mit meiner Muße nach Gefallen schalten,
Mit dir das wahre Leben leben könnte;
Wir wollten nichts von Sälen und Pallästen
Der Großen, nichts von ihrem Ahnenstolze,
Nichts von verdrießlichen Prozessen wissen.

Wir wollten plaudern, lesen, uns im Grünen
Ergehen, bald in saatenreichen Feldern,
Bald im Gewölbe schattenreicher Bäume;
In kühlen Quellen bald, und bald in Bädern
Sollt' unser Aufenthalt und Zeitvertreib seyn.
Nun lebt, o Jammer! keiner von uns beyden
Sich selbst, bemerket nicht, wie schnell sie fliehen
Die schönsten Tage, die, auch ungenützet,
Auf unsrer Rechnung stehen. Wer versäumet wohl
Zu leben; wenn er weiß, was Leben heißet?

Ramler.

Drittes Buch. 52. Ep.

An den Tangillan,

Bey dem Verlust seines Hauses.

Zweymal hundert tausend Sesterzen kostet dein Haus dir:
Ein nicht seltener Fall hat es in Asche gelegt.
Zehnfach bringen ist deine Klienten die Summe zusammen.
Wer, Tangillan, setzte dein Haus wohl in Brand?

Ebend.

Zum Beweiß aber, daß der Herausgeber manches mittelmäßige, und weniger noch, als mittelmäßige Stück aufgenommen hat, können folgende Beyspiele dienen.

Erstes Buch. [illegible] Ep.

Auf den geizigen Priscus.

Als man den Priscus nicht gekannt,
Ward er Patron und Herr genannt;
Nun wir als einen Filz ihn kennen,
Wird man schlechtweg ihn Priscus nennen.

Kuh.

Zweytes Buch. 19. Ep.

Auf des Zoilus Gastereyen.

Wie? glaubst du wirklich, Zoilus,
Es könn' ein Schmauß mich glücklich machen?

Und

Und gar nach deiner, Zoilus? —
Der hielt wohl sonst auf Appius
Heerstraße Tafel, Zoilus,
Den dein Schmauß könnte glücklich machen.

Ebend.

Fünftes Buch. 84. Ep.

An die Sibylle,

wegen ihrer beyderseitigen Neigungen.

Fliehst du, folg ich; folgst du, flieh ich: so sind wir gesinnt, Sibylle.
Dein Ich mag nicht ist mein Wille, dein Ich mag ist nicht mein Wille.

Folgende sind ganz platt:

Erstes Buch. 38. Ep.

An die Bassa,

die mit einem Nachtgeschirr Staat machte.

Schämst du dich nicht ein Nachtgeschirr von Gold
Zu brauchen, und ein Trinkgeschirr von Glas?
Dein Koth ist doch nicht theurer, als dein Trank.

Ebend. 84. Ep.

An die Manneja.

Dein Hündchen lecket dir den Mund?
Kein Wunder: Faules liebt der Hund.

Kuh.

Manche Stücke sind gar zu schlecht und holpricht vorgetragen. Z. B. folgendes, von dem man mehrere glückliche Uebersetzungen und Nachahmungen hat.

Zweytes Buch. 20. Ep.

Ehrenrettung des Paul.

Wie? Paul kauft Verse, die liest Paul uns vor als seine? —

Paul lügt nicht, Freund: denn was du kaufest, ist
das Deine.

Im folgenden möchte schwerlich der Gedanke des Dichters klar und nett genug ausgedrückt seyn.

Erstes Buch. 64. Ep.

An den Celer.

Die läs' ich meine Sinngedichte vor? Nein, nein!
Du willst nicht Hörer, willst Vorleser selber seyn.

Ad Celerem.

Ut recitem tibi nostra rogas epigrammata: nolo.
Non audire, Celer, sed recitare cupis.

D. i. du bittest mich nicht in der Absicht, dir meine Gedichte vorzulesen, daß du sie hören willst, sondern nur um einen guten Vorwand zu bekommen, mir dann auch deine eigenen vorzulesen. — Bisweilen nimmt Hr. R. mehr als eine Uebersetzung auf; doch haben wir selten gefunden, daß beyde ohngefähr von gleicher Güte und also die Wahl schwer gewesen wäre. Omnia, Castor, emis: sic fiet ut omnia vendas. Verdient wohl die erste Nachahmung dieser Zeile neben der letzten zu stehen?

Auf den Kastor.

Du kaufest alles, hörst mit Kaufen gar nicht auf:
Kaufst Kleider, Schmuck, Geräth.
Nun, Kastor, schone sie! damit man beym Verkauf
Was gutes doch ersteht.

Kah.

Auf den Kodyll.

Der kindische Kodyll wird keiner Steigrung satt,
Läßt keinen Krämer laufen,
Kauft alles, was er sieht: — um alles, was er hat,
Bald wieder zu verkaufen.

Lessing.

Ein

Ein paar Stücke worin man versucht hatte, Wortspiele im Deutschen nachzubilden, lassen uns wenig bedauern, daß man diesen Versuch nicht weiter getrieben. Z. D.

Sechstes Buch. 17. Ep.

In Cinnamum.

Cinnam, Cinname, te jubes vocari.
Non est hic, rogo, Cinna, barbarismus?
Tu, si Furius ante dictus esses,
Fur ista ratione dicereris.

An den Cinnamus.

Dich, Cinnamus, soll man nur Cinna nennen?
Sprich, wäre dieses nicht ein Barbarismus seyn?
Gesetzt, du hättest sonst geheißen Ochsenstein,
Soll man deswegen Ochs dich nennen?

Man kennt Ramlers großes Talent, sich ganz in den Geist fremder Dichter zu versetzen, und mit dem glücklichsten Erfolg ihre Arbeiten von Flecken und Fehlern zu reinigen. Auch in dieser Sammlung findet man häufige Spuren, beydes, von der Kunst und dem Fleiße, mit welchem er sich vorzüglich diesem mühsamen Geschäffte, das ihm noch selten anders, als mit Undank belohnt worden, unterzogen hat. Da wir den Raum schonen müssen, so können wir hier nicht mehr, als Ein Beyspiel geben. Folgendes Sinngedicht von Opitz nach Martial (III. 26.)

An den Candidus.

Du, Candide, hast Land allein, allein auch Geld,
Allein Gold, und allein Geschirr, das man hoch hält,
Allein Wein von Falern, allein Wein von Fundan,
Allein ein kluges Herz, allein nur Witz und Wahn.
Du (ich vernein es nicht,) hast alles ganz allein;
Nur daß du deine Frau mit andern hast gemein.

ist sehr glücklich also verbessert:

An den Candidus.

Du, Candidus, hast Land allein und Geld allein,
Allein Geschirr von Gold, allein von Elfenbein,

Mein Falernerwein, allein Burgunderwein,
Geschmack allein und Herz allein und Witz allein;
Du, (wer vermeint es wohl?) hast alles ganz allein:
Nur hast du deine Frau mit jedermann gemein.

In einem Epigramm kömmt oft so viel auf ein einziges Wort an, oft hängt ein großer Theil der Wirkung von der Stellung der Wörter ab. Wir glauben, daß der letzte Vers dieses Epigramms noch einer dritten Wortfolge fähig ist, die vielleicht auch die natürlichste und wirksamste seyn dürfte. Wir lesen:

Nur deine Frau hast du mit jedermann gemein.

Noch wollen wir ganz in der Kürze einige Stücke anführen, die wir in dieser Sammlung vermißt haben, und die, unserm Gefühl nach, es eben so, als manches aufgenommene Stück verdient hätten, nicht übergangen zu werden. I. 40. 100. III. 25. IV. 12. 16. 89. V. 29. 41. VI. 40. VII. 8. 100. VIII. 29. 31. IX. 16. 79. 97. X. 69. XI. 65. 90.

Oden, Lieder und metrische Uebersetzungen lateinischer Gedichte von Johann David Müller. Magdeburg und Leipzig, in der Scheidhauerischen Buchhandlung, 162 S. in 8. 1787.

Außer den eigenen Gedichten des Verf. finden sich hier übersetzt zehen Oden des Horaz, Katulls Gedicht an Lesbia, zwey Elegien aus Ovids drittem Buch der Tristium, und fünf Gedichte von Premlechner, dessen Gedichte unter folgendem Titel 1771. herausgekommen sind: Ioannis Premlechner, e societate Iesu, Carmina. Viennae apud Augustum Bernardi 1771. Einige der eigenen Gedichte des Verf. sind in Ansehung der Einkleidung und des Stoffes Nachahmungen älterer und neuerer Dichter, und einigemal sind ganze Verse und Strophen anderer Dichter fast Wort für Wort copirt. Dieß that der Verf., wie er sagt, auf Verlangen seiner Freunde, wogegen nichts einzuwenden wäre, wenn er nur das Publikum mit diesen Gedichten verschont hätte. Der Verf. wünscht gar sehr, von Kennern über den Theil der Dichtkunst

gelehrt zu werden, den er eigentlich mit seinen Kräften bisher am glücklichsten bearbeitet habe, oder in der Folge etwa noch bearbeiten könnte. Diesen Wunsch haben ihm schon seine eigene Freunde erfüllt, die, wie er in der Vorrede offenherzig eingesteht, es nicht genau zu bestimmen wagten, welche Dichtungsart eigentlich das Gebiet seiner Muse seyn und bleiben müsse. Dieß soll ohne Zweifel im Munde der Freundschaft so viel heißen: keine! Seine Gedichte sind zwar nicht schlecht zu schelten, doch erheben sie sich auch nicht über das Mittelmäßige, er scheint einen gesunden und richtigen Verstand zu haben, womit er ein für die Welt brauchbarer Mann werden kann, aber zum Dichter hat ihn die Natur gewiß nicht bestimmt; und — mediocribus esse Poetis Non Di, non homines etc. — Zur Ode fehlt es dem Verf. an poetischem Schwung, zum Liede an Leichtigkeit und Geschmeidigkeit des Geistes und der Versification. Am besten haben dem Rec. noch die metrischen Uebersetzungen gefallen, besonders einiger Oden des Horaz, wo freylich der Verf. einen Ramler zum Vorgänger hatte. So ist z. B. die 3te Ode des ersten Buchs ganz gut übersetzt, folgende Stellen ausgenommen:

> Erz und Eichen umpanzerten
> Dreyfach jenem die Brust, der ein zerbrechliches
> Floß der Erste dem greulichen
> Meer vertraut!

Die Uebersetzung der Premlechnerschen Gedichte hätte füglich unterbleiben können; denn sie sind, wie die mehresten alten und neuen lateinischen Gedichte nichts mehr, als mühsame Zusammenstoppelungen römischer Bilder und Phrasen und Lappen.

Pf.

Allgemeine Theorie der schönen Künste, in einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden, Artikeln abgehandelt, von Johann George Sulzer. Dritter Theil. Neue vermehrte Auflage. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1787. 638 S. gr. 8.

Vier-

Vierter Theil; ebend. 1787. 678 Seiten in gr. 8vo.

Mit eben dem seltnen und schätzbaren Fleiße, welchen der Herausgeber dieser neuen Auflage auf die beyden ersten Theile derselben so rühmlich verwandte, hat er nun in diesen beyden letzten Theilen seine Arbeit vollendet, durch welche das Sulzerische Werk einen so beträchtlichen Gewinn an Werth und Brauchbarkeit erhalten hat. In der That verdient der große Reichthum literarischer Kenntnisse und Nachweisungen Bewunderung, die man in den Zusätzen zu den erheblichsten Artikeln antrifft; und man überführt sich bald, daß der Verf. dieser Zusätze nicht nur mit einem ansehnlichen Vorrathe literarischer Hülfsmittel, sondern daß er auch mit einer ungemein weitläuftigen Vorkenntniß in allen diesen so mannichfaltigen Fächern der schönen Literatur versehen seyn mußte. Wie sehr dieß der Fall sey, davon kann man sich leicht überzeugen, wenn man z. B. in diesen beyden Bänden nur die Artikel: **Lehrgedicht**, **Malerey**, **Musik**, Oper, Rede, Redekunst, **Satire** und **Trauerspiel**, nachsieht. Von der Genauigkeit des Herausgebers, und seinem fortwährenden Bestreben nach Vollständigkeit, geben auch die dem vierten Theile angehängten Zusätze und Berichtigungen einen sehr rühmlichen Beweis.

Fr.

La Sublime Scuola Italiana, ovvero le piu eccellenti Opere di *Petrarca*, *Ariosto*, *Dante*, etc. — — Edizione di *Giuseppe de' Valenti*. Poeti. *Vol. II. III. IV.* 8vo.

— — — — Prosatori. *Vol. II. III.* Berlino e Stralsunda, presso Lange. 1787. 8vo.

Die geschwinde Fortsetzung dieses Abdrucks der besten italiänischen Schriftsteller scheint ihre gute Aufnahme in Deutschland zu beweisen, deren sie auch, in Betracht ihrer Wohlfeilheit und Korrektheit würdig ist. Der vierte Band der

Poeten

Poeten schließt mit dem 44sten Gesange des Orlando von Ariost; und der dritte Band der Prosaisten mit dem siebenten Buche der Florentinischen Geschichte von Macchiavelli.

Gr.

Das Mädchen von Orleans. Ein heroischcomisches Gedicht in sechszehn Gesängen nach Voltäre. Paris, bey Foißon und Gaillard. 1787.

Nach der Vorerinnerung des Verf. soll es keine Uebersetzung, sondern eine Nachahmung, und auch nicht einmal eine ordentliche Nachahmung seyn. Und so ists auch in der That. Die Poesie läßt sich noch so ziemlich lesen. Aber wenn man das Original häufig castrirt, Stellen, welche dem Uebers. gefährlich schienen, ausgelassen, und doch vielleicht eben die schädlichsten beybehalten, und jene durch lange satyrische Episoden, z. B. von Götzius und Consorten ausgefüllt findet, so denkt man ganz natürlich an Horazes: Humano capiti etc.

Dz.

Der Kornet, oder so arg macht's die Eifersucht. Aus einer vaterländischen Sage zu einem Trauerspiel von fünf Aufzügen umgeschaffen von A. F. Zwote, von dem Verfasser selbst verbesserte Auflage. Klagenfurt, bey Walliser. 1787. 10 Bogen in 8.

In der Vorrede entschuldigt sich der Verf. sehr bescheiden, indem er sagt, er würde dies Stück nie haben drucken lassen, wenn es nicht schon vorher ein Andrer, ohne sein Wissen, verstümmelt herausgegeben hätte. In diesem Betracht ist es billig, nicht so strenge dagegen zu verfahren. Es hat dies Trauerspiel auch würklich einige nicht schlechte Scenen. Der Grund des Plans soll auf eine vaterländische Ueberlieferung beruhn. Allein, um diesen Plan auszuführen, hätte es doch nicht bedurft Gräuel auf Gräuel zu häufen, und so erschrecklich zu morden. Zudem sind die mehresten Charactere so ge-

schildert, wie man sie nicht in der Welt antrifft; besonders der Vizdom, der anfangs als ein pöbelhafter Kerl erscheint, der den Weibern Grobheiten sagt, nachher sich als den ärgsten Schurken zeigt, und nachdem er seine Schandthaten vollbracht, und sämmtliche Personen geschlachtet sind, sich höflich und mit aller Fassung empfiehlt, mir nichts, dir nichts! und davon reiset, niemand weiß wohin? der Kammerdiener redet eine Sprache, die über seinen Stand ist. Man kann gewiß auch in niedern Ständen den höchsten Adel der Gesinnungen; aber schwerlich so viel Kultur und ächte Beredtsamkeit antreffen. Der Titel klingt auch für ein Trauerspiel sonderbar. Warum nicht lieber das Stück nach dem Namen des Kornets genannt? Die Schreibart endlich ist auch nicht die reinste.

G.

5. Romanen.

Lienhard und Gertrud. Ein Buch fürs Volk. Vierter und letzter Theil. Frankfurt und Leipzig, 1787. 1 Alph. 8 B. in 8.

Schwerlich wird man aus diesem Titel den Inhalt und die edle Absicht des Buchs errathen können. Der Verf. wählt nämlich die Einkleidung in eine Geschichtserzählung, oder wenn man will, in einen Roman, um dem Landvolk, sonderlich seines Vaterlandes, der Schweiz, ein Gemälde seiner Sitten und Denkungsart, und ein Beyspiel des Verfalls und des Wohlstandes einer Dorfgemeinde, und durch welche Mittel letzterer bewirkt werden kann, in die Hände zu geben. Junker Arner ist eigentlich der Held der Geschichte, der die Reformation seiner Unterthanen in seinem Dorfe Bonnal durch Verbesserung des Schulunterrichts anfängt, wobey ihm der Pfarrer des Dorfs und ein invalider Lieutenant Hülfe leistet. Das Eigene dieser Schuleinrichtung besteht darin, daß er den eigentlichen Unterricht der Kinder mit häuslichen und ländlichen Arbeiten und mit Gewöhnung zu Fleiß und Ordnung verbindet. Es gehörte mit zur Vollständigkeit der

Gedächtniß, daß die Herablassung eines Ritters zur Verädlung seiner Bauern und seine Beschäfftigungen mit der Dorfjugend, wider manche Vorurtheile des Adels anstoßen müßten; deswegen fängt der Verf. diesen letzten Theil mit einem adelichen Besuch in Bonnal an, wobey eine Fräulein Sylvia den ehrlichen Arner durch ihre Spöttereyen über seine Bauernliebe und unadeliche Erziehung seines Sohnes, durch verächtliche Behandlung und ausgestreute Verläumdungen seines Freundes, des Lieutenants, und durch stolze Beleidigungen seiner Unterthanen dermaßen ärgert, daß man wegen seines Lebens besorgt ist. Und diese Krankheit giebt dem Verf. Gelegenheit zu einigen neuern, sehr richtigen Zügen von der Denkungsart der niedern Volksklassen. Der größte Theil der Einwohner von Bonnal baten um die Genesung ihres Herrn; andere hingegen sind dabey unbesorgt, theils aus Liebe zur Veränderung, theils aus ungewisser Erwartung dessen, was auf seinen Tod erfolgen könnte. Inzwischen Arner wird wieder hergestellt, das ihm erwiesene Unrecht wird gerochen, und er vollendet das Werk seiner Volksbildung durch eine neue Dorfpolizey und Staatsgesetzgebung, deren Beschreibung beynahe die Hälfte des Buchs ausfüllt. Er schafft den Galgen ab, weil er die Verbrechen zu verhüten sucht, die sonst den Galgen verdienen. Den Verwirrungen des Geschlechtstriebes arbeitete er durch Erweckung der Schaamhaftigkeit, durch Uebung in Bedächtlichkeit und Ordnung, durch Abschaffung der Geheimnißmacherey in der Liebe und durch öffentliche Beschimpfungen derer, die hierin gefehlt hatten, entgegen — vielleicht wirksamer auf dem Papier, als in der Ausübung, und mit Uebersehung der übeln Folgen, die die öffentliche Schande strauchelnder Mädchen zuweilen zu haben pflegen. Ueberhaupt ist dieser Theil des Buchs zu sehr politisch, und nach Inhalt und Styl weniger zu einem Volksbuch eingerichtet. Arner thut noch mehr zu dem Plan, seine Unterthanen glücklich zu machen; er befördert den Vorschlag seines Dorfvogts, ihre Grundstücke durch eine freywillige allmählige Sammlung zu einem Kapital, dessen Interessen die Steuern des ganzen Dorfes abwürfen, steuerfrey zu machen. Der Herzog, dem man bisher die Einrichtungen im Dorfe Bonnal von einer lächerlichen Seite vorgestellt hatte, vernimmt deren glücklichen Fortgang, und beschließt, sie im ganzen Lande einzuführen. — Das sind nun freylich Ideen, die man in einem Roman leicht realisiren kann; deren Ausführung

führung aber die Erfindungskraft unserer Finanzgeister leichte vereiteln würde. Ueberhaupt ist es sonderbar, daß in einem Buch für das helvetische Landvolk die Scene in das Dorf eines Herzogthums verlegt ist. Wir schreiben zum Schluß einen Theil der Vorrede ab, worin der Verf., so zu reden, seine eigene Recension macht: „Ich ende mit diesem Bogen „das Ideal meiner Dorfführung. Ich fieng bey der Hütte „einer gedrückten Frau und mit dem Bilde der größten Zer„rüttung des Dorfs an, und ende mit seiner Ordnung. Das „Vaterland sagte laut und allgemein, als ich anfieng, das „Bild der armen Hütte und der Zerrüttung des Dorfs ist „Wahrheit. — Es war das Bild meiner Erfahrung: ich „konnte nicht irren. Nun gieng ich weiter, stieg zu den „Quellen des Uebels hinauf — die Mängel des Dorfs muß„ten in allen Verhältnissen dargelegt werden — die Miß„bräuche im Einfluß der Religion und die Irrthümer muß„ten berührt, die Hindernisse des Fortschritts einer wahrhaft „guten Menschenbildung mußten enthüllt und ihre Quellen „dargelegt werden. Die Schwierigkeiten einer bessern Volks„führung mußten auf eine, dem wahren Zustande des Volks „angemessene Art gehoben, und die Möglichkeit der gänzli„chen Umschaffung der Seelenstimmung desselben im Zusam„menhang aller seiner Verhältnisse entwickelt und dargelegt „werden. — Das ist, was ich versuchte zu leisten, das We„sentliche von allem, was ich sage, habe ich gesehen, und se„hr vieles von dem, was ich anrathe, habe ich gethan" u. s. f. Die Vorrede ist zu Neuhof bey Brugg von Pestalozzi unterschrieben. Der beyden Personen, von denen das Buch den Namen hat, wird kaum einmal gelegentlich erwähnt, und hat also der Titel in den ersten Theilen seinen Grund. Des zweyten und dritten Bandes ist in des 71sten Bandes sten Stück Erwähnung gethan worden.

Marla. Eine Geschichte in zwey Bänden. Aus dem Englischen übersetzt. Erster Band 18 Bogen. Zweyter Band 22 Bogen in 8. Berlin, bey Unger, 1786.

Herr Moritz empfiehlt in der kurzen Vorrede die Verdeutschung dieses Romans, und versichert, daß er seiner innern

Güte

Güte wegen dieselbe selbst zu übernehmen Willens gewesen sey. Unserm Gefühle nach können wir aber eben nicht sagen, diese Vorzüglichkeit und Uebersetzenswürdigkeit gefunden zu haben. Die Geschichte ist etwas gemein und langweilig, und hat zu wenig Anziehendes. Man muß sich durch eine Menge alltäglicher Scenen, ermüdender Visitengespräche und uninteressanter Ausschweifungen, durch unangenehme, obgleich gut gezeichnete, vielleicht in London leidlichere, wenigstens gewöhnlichere Charaktere, durch Auskramungen unzeitiger, weiblicher Gelehrsamkeit, durch manche unnatürliche Verwickelungen und Auflösungen, durch unwahrscheinliche und unvorbereitete Begebenheiten, durch wunderliche Einfälle der handelnden Personen, durch Verirrungen und Wiederfindungen, unvermuthete Zusammenkünfte, wie durch die Luft zusammengeführter Personen, und durch zu weit getriebene und dadurch dem Leser ärgerliche Mißverständnisse, hindurcharbeiten, ehe man sich auf den letzten Seiten mit dem Verfasser des Romans wieder etwas aussöhnt. Miß Maria Mordaunt, ein Frauenzimmer, so schön und edel, als nur je eine Romanheldin seyn kann, ist die Tochter eines englischen Arztes. Ein gewisser Aubry, ein Mann von vortrefflichem Charakter, lernt sie bey Gelegenheit einer Kur ihres Vaters kennen, sie macht auf ihn, so, wie er auf sie, den innigsten Eindruck, ohne daß es unter ihnen zu einer Erklärung kommt, weil Aubry durch eine höchst unglückliche Ehe gebunden ist, zu der er sich aus politischen Absichten verstanden hat; nun aber durch freywillige Entfernung dem Verdruß einer ungleichen Verbindung ausweicht. Kurz darauf findet Aubry Marien in der Komödie, wo diese in Gefahr ist, bey einem entstandenen Tumult ertreten zu werden. Er rettet sie, und trägt sie halb todt auf seinen Armen in den Wagen, (wie einst Bunkel seine Miß Melmoth bey einbrechender Welle auf seinen Armen aus ihrem Bette auf das Verdeck trug,) und nimmt nach ihrer Genesung Abschied, um nach Frankreich zu gehen. Nach dem Tode ihres Vaters geht Maria als Erzieherin in die Dienste einer adelichen Dame. Ein Universitätsfreund ihres Vaters, D. Edgeware, gleichfalls ein edler Mann, macht sie davon los, und nimmt sie zu sich. Hier hat sie von dem Charakter seiner Schwester, der aus Empfindeley, Schmähsucht und Lieblosigkeit zusammengesetzt ist, vieles auszustehen. Er führt sie bey Lady Melmoth ein, die Marien mit sich aufs Land nimmt. In dem Garten eines

alten Gothischen Schlosses stößt sie auf Aubrey, der ein Vet-
ter dieser Lady ist, und hier unbekannt verweilen wollte. Ein
Gast auf diesem Schlosse, Lord Newry, verursacht ihr durch
seine zudringlichen Anträge verschiedene wunderbare Aben-
theuer. Sie kann ihn nicht ausstehen, und läßt sich doch ei-
nigemal von seinen Armen halten, als wenn Unwille nicht
Stärke gäbe, sich loszureißen, und erregt die Eifersucht des
Aubry. In einem Irrgarten verirrt, wird sie aufs neue
von Newry überfallen, und auf ihr Schreyen vom Aubry
errettet, der darauf in einem Duell vom erstern verwundet
wird. Nach seiner Genesung kommt die Nachricht, daß Mad.
Aubry gestorben sey. Frey nunmehr, erklärt ihr Aubry mit
der geradesten Offenheit eines ehrlichen Mannes seine Absich-
ten. Marie aber macht auf eine unbegreifliche Art gegen ih-
re eignen Empfindungen die Spröde. Sie wird von einer
Unbekannten auf eine benachbarte Mühle gefordert, die sie
beschwört, ihr den Aubry nicht zu entziehen, der unter dem
Versprechen künftiger Heyrath bereits ein Kind mit ihr ge-
zeugt habe. Sie beschließt nunmehr, dem A. völlig zu ent-
sagen, und weicht, ohne ihm die Ursache zu sagen, mit grau-
samer Härte seinen Fragen, ja sogar Blicken aus. Sie geht
nach London in eine andre Familie zurück. Da findet sie A.
wieder in der Komödie. Er hat die Verläumdung, freylich
auf eine etwas unwahrscheinliche Art erfahren, er will sich
rechtfertigen; Marie schlägt ihm mündliche und schriftliche
Erklärungen ab. Durch die Dame endlich, in deren Hause sie
lebt, hat er Gelegenheit, sie von seiner Unschuld zu überzeu-
gen. Jene Person nämlich war vom Lord Newry geschwächt,
und von ihm, aus Rache gegen Aubry und Marien zu die-
sem boshaften Vorgeben erkauft worden. Hier nun, wo der
Roman durch interessantere Scenen der Wiedererkennung ei-
nes verkannten edlen Herzens, der gegenseitigen Zunäherung
zwoer tugendhafter Seelen, der Verstärkung zurückgehalte-
ner Zärtlichkeit durch die Reue über einen unseligen Irr-
thum und gegenseitiger Vergütungen einer wärmern Liebe, un-
terhaltender werden konnte, bricht der Verf. durch die kahle
Nachricht ab, daß Aubry und Marie ein Paar wurden.
Von verschiedenen eingeflochtenen Nebencharakteren und Ne-
bengeschichten, worunter die der Miß Camide die interessan-
teste ist, können wir, um der Kürze wegen, nichts erwähnen.

Ag.

Vom Könige Artus und dem hübschen Ritter Wieduwilt. Ein Ammenmährchen. Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung, 1786. 14 B. kl. 8.

Rec. hat den Verf. sehr wohl verstanden; demunerachtet aber kann er ihm auch nicht mit dem kleinsten Wörtchen Lobes dienen. Denn scheint er gleich nicht ohne Anlage zu seyn, so wagte er sich doch zu einer Zeit, da er noch nicht einmal wußte, daß das Herz in den Hosen, (S. 94,) der Produkt auf dem H——— (S. 125,) [illegible] selbst in dem Munde einer Amme, die dem Publikum vorschwatzt, eben keine delicatessen sind, auf das gefahrvolle und klippenreiche Meer der Autorschaft offenbar zu früh und zu unüberlegt.

Nk.

Neue Originalromane der Deutschen. Ein und dreyßigster Band. Enthält: Meine Wanderungen. Ein Roman, und doch voller Wahrheiten. Leipzig, bey Schneidern. 1787. 16½ B. in 8.

Der Verfasser dankt im Epilog denen Herren, welche seine bisherigen Romanen dem Publiko angepriesen haben. Wir haben uns wissentlich dieser ihm so angenehmen Sünde nicht theilhaftig gemacht; wenigstens zuverlässig nicht, wenn jene Romanen dem hier vorliegenden gleichen. Diese Wanderungen enthalten Erzählungen von Abentheuern, die weder lehrreich zu lesen, noch schön dargestellt sind. Das erste Abentheuer ist, daß der Verf. bey einer Zigeunerin schläft, und von ihr bestohlen wird, und in dem Tone geht es dann fort. Es sind Studentenhistörchen; manche mögen schiefe Beziehungen auf wahre Anekdoten haben, wie z. B. die Geschichte mit der verkleideten Diana, die wohl niemand interessiren kann. Andere sind so abgeschmackt, als möglich, wie unter andern die Entführung Kap. 17. Ein großer Theil des Buchs besteht aus abgeschriebenen Versen und Citationen aus alten und neuen Büchern. Bey jedem Worte fällt ihm ein Gedichtchen von Hölty, eine Stelle aus Wieland, eine Strophe aus Bürger u. dgl. m. ein, und wo [illegible] der Fall ist, da

 theilt

theilt er uns ein selbst verfertigtes Gedicht mit, Neujahrswünsche, Epithalamia, Oden an den Mond, und mehr solcher Waare.

Yr.

Franz Löwenthal, oder Familiennarrheiten. 1ster und 2ter Theil. Altenburg, bey Richter. 1786.

Wenn ein Roman, wie dieser, die Absicht hat, Menschen zu bessern, so ist er allerdings eine empfehlungswerthe Lectüre, und in manchem Betracht geschickter, diese edle Absicht zu erreichen, als eine moralische Vorlesung, denn diese kann keine so bequeme Gelegenheit haben, ihren Angriff auf menschliche Thorheiten zu verstecken. Die Menschen haben, bey allem guten Willen sich zu bessern, doch immer noch die Delikatesse, daß sie sich schämen, sich einer unmittelbaren, oder, welches der Fall bey Predigten ist, einer öffentlichen Cur zu unterwerfen. Man gebe ihnen aber die Symptome ihrer moralischen Krankheiten in einer dritten Person an, so werden sie gewiß, vermöge der Geneigtheit, ihren Zustand mit dem Zustande anderer zu vergleichen, an sich selbst manche Kleinigkeit bemerken, die freylich nicht immer Kleinigkeit ist. Und dieß kann der Romanendichter leicht bewürken, wenn er die Menschen, die er handelnd vorstellt, Menschen seyn läßt, und wenn er sich begnügt, zu zeigen, wie sie hie und da thöricht und lächerlich, und also wider ihre äußere Würde handeln. Stellt der Dichter hingegen große kriminelle Laster vor, so wird er auch mit aller Beredtsamkeit keinen Menschen überreden, daß er sich zu einem derselben bekennt. Diese Bemerkung scheint auch der Verf. dieses Romans vor Augen gehabt zu haben: denn ob er sich gleich über tausend gangbare Thorheiten mit guter Laune lustig macht, so scheint er doch da, wo es auf die Würde der Menschheit ankommt, und ist bescheiden genug, diesen Theil der Menschenbesserung der gesetzgebenden Macht zu überlassen, der er eigentlich zukömmt. Der Plan dieses Romans ist sehr einfach, und geht einen natürlichen Gang. Franz Löwenthal, dessen Mutter eine eingebildete, gebieterische Närrin ist, übernimmt, vermöge der Gewalt, die sie über ihren schwachköpfigen Mann hat, die Erziehung des Sohns, und wählt seine Hofmeister

mehr

mehr nach ihnen, als des Zöglings Bedürfniß, so daß er binnen 4 Jahren weiter nichts von ihm profitirt, als 5 andre Geschwister, und daß er bey aller anderweitigen Thätigkeit seines Lehrers ein unthätiger, leerer Kopf bleibt. Die Erziehung dieses Knaben giebt dem Verf. reichhaltigen Stoff zu einem wahren Gemälde von dem Zustande des Privatunterrichts, und dem Misbrauche der neuern Methode zu unterrichten. — Franz wird Kaufmann, geht hernach eine Zeitlang auf Reisen und erwirbt sich eine genaue und weitläuftige Kenntniß von — Kaffeehäusern. Nach seiner Rückkehr tritt er mit seinem ehemaligen Lehrherrn in Gesellschaft, und verliebt sich in eine gewisse empfindsame Julie, die ihn denn auch zu dem weinerlichen Tone glücklich herüberstimmt. Die Geschichte der Empfindsamkeit und Empfindeley macht den interessantesten Theil dieses Buchs aus, und zeigt von allen Seiten den nachtheiligen Einfluß, den sie auf das menschliche Leben hat; giebt aber auch zugleich die wirksamsten Mittel gegen diese epidemische Jugendkrankheit an. — Die Sprache des Verf. ist edel und kraftvoll; sein Witz treffend und seine Laune unterhaltend. Mit diesen Talenten wird er sich noch manches Verdienst um das Publikum machen können.

Dz.

---

6. Weltweisheit.

Prüfung der Mendelssohnschen Morgenstunden, oder aller spekulativen Beweise für das Daseyn Gottes in Vorlesungen, von Ludwig Heinrich Jakob, Doctor der Philosophie in Halle. Nebst einer Abhandlung vom Herrn Professor Kant. Leipzig, bey Heinsius, 1786. 334 S. 8.

Diese Prüfung der Mendelssohnschen Morgenstunden oder aller spekulativen Beweise für das Daseyn Gottes wird ganz nach den Prinzipien der Kantischen Philosophie vorgenommen, deren apodiktisch erwiesene Richtigkeit der Verf. durchgehends voraussetzt. Er thut also fast nichts anders, als

daß es die Kantischen Hauptsätze, die er zu dieser Absicht in einem verständlichen Auszuge voranschickt, nur auf die Beweise des jüdischen Weltweisen anwendet; und nach diesem seinem Maasstabe gemessen, findet er sie unzulänglich und ungewichtig. Dadurch wird aber diese Prüfung ganz einseitig und nur für diejenigen einleuchtend und brauchbar, die so wie er das System der Vernunftkritik mit uneingeschränktem Beyfall annehmen. Diejenigen, die dies nicht thun, sind berechtigt, diese Prüfung einer neuen Prüfung zu unterwerfen, worin sie eigentlich zu untersuchen haben, ob denn die Hauptsätze der Kantischen Philosophie wirklich so apodiktisch erwiesen sind, als Hr. J. voraussetzt. Denn mit dem andern Puncte der neuen Prüfung, ob diese Hauptsätze auch richtig auf die Mendelssohnischen Beweise angewandt worden, möchte es weniger auf sich haben, wie wohl auch in dieser Absicht sich gegen des Verf. Prüfung noch manches erinnern ließe. — Ich begnüge mich, gegen das erste, nämlich die vorgegebene apodiktisch erwiesene Gewißheit des Kantischen Systems einige Zweifel zur Gegenprüfung vorzubringen. —

Nachdem Hr. J. den Mendelssohnischen Beweis für das Daseyn Gottes a posteriori oder a contingentia mundi zuerst, mehrentheils mit Mendelssohns eignen Worten, und hiernächst in syllogistischer Form vorgelegt hatte, schreitet er zur eigentlichen Prüfung desselben, und bringt zuerst eine allgemeine Einwendung dagegen vor, die er allein schon für hinlänglich hält, diesen Beweis völlig zu entkräften. Er ist aus dem innern Heiligthum der Kantischen Philosophie hergenommen, und lautet folgendermaßen: „Es ist in dieser „ganzen Schlußfolge vorausgesetzt, daß die Sinnenwelt nicht „Erscheinung, sondern ein Ding an sich selbst sey, und daß „alle meine Veränderungen mir als einem Objekte an sich „zukommen.“ Beydes aber ist falsch; „denn, setzt er hinzu, „daß die Sinnenwelt eine bloße Erscheinung sey, und daß „unser Verstand von dem, was sie an sich selbst seyn mag, „oder was diesen Erscheinungen zum Grunde liegen mag, „nicht das Geringste entdecken kann, ist in dem vorhergehenden hinlänglich gezeigt worden. Und eben so sind „auch alle Veränderungen, die mit mir selbst vorgehen, gar „keine Prädikate eines Subjekts, in sofern es ein νοούμενον „(Noumenon) ist; sondern ich erkenne mich bloß als Erscheinung. Man kann daher immer zugeben, daß die ganze Sin-

„Sinnenwelt zufällig sey, denn diese Zufälligkeit selbst ist
„Phänomen, indem das Denken sogar selbst Erscheinung ist.
„Es ist aber auch gar kein Widerspruch darin, daß dem Ob-
„jekte an sich, unter mehreren Prädikaten, die wir nicht ken-
„nen, auch das Prädikat des absolut nothwendigen zukomme.
„Denn da wir nicht ein einziges Prädikat dieses Objekts wis-
„sen, so können wir auch nicht sagen, ob sie nothwendig oder
„zufällig sind." *) Wenn Hr. J. hier behauptet, im vorher-
gehenden die Richtigkeit und Gewißheit aller dieser Kantischen
Behauptungen gezeigt zu haben, so muß ich ihm widerspre-
chen und das Gegentheil behaupten, daß er mir wenigstens
die Hauptsätze der Philosophie, die er angenommen hat, in
keiner Absicht bestimmter, schärfer bewiesen, von Inconse-
quenzen und Widersinnigkeiten gereinigter vorgetragen zu
haben scheint, sondern daß sich bey ihm, in Ansehung jener
Hauptsätze, völlig noch eben die schwankende Vieldeutigkeit
eben die Lücken in der Beweisführung, eben die Widersinnig-
keiten finden, die ich in den Schriften seines berühmten Leh-
rers anzutreffen glaube. Doch die Hauptsache ist diese, ob
das System der Kritik apodiktisch erwiesen sey oder nicht?
Und hier denke ich muß, um es als apodiktisch erwiesen an-
nehmen zu können, zuförderst in Ansehung seiner Hauptsätze
keine Unbestimmtheit, keine Vieldeutigkeit statt finden. Laßt
uns also sehen, ob man diese Hrn. Kant mit Recht vorwer-
fen könne. — Obige Sätze: „die Sinnenwelt ist eine bloße
Erscheinung — auch alle Veränderungen die mit mir vorge-
hen, sind gar keine Prädikate eines Dings an sich — unser
Verstand kann von demjenigen was diesen Erscheinungen
zum Grunde liegen mag, nicht das geringste entdecken u. s. w.

 Diese

*) Hieraus erhellt also die Richtigkeit der Behauptung des Re-
censenten (im 66. Bd. der A. d. B. S. 97.) daß das Sy-
stem der Vernunftkritik den Spinozismus vorzüglich begün-
stigt. Kann die Verstandeswelt das absolut nothwendige
Wesen, d. i. die Gottheit selber seyn, wie hier zugestanden
wird, was brauchen wir demnach anderwärts eine Gottheit
zu suchen? vielmehr ist der Spinozismus bey dieser Voraus-
setzung jeder andern Hypothese, als die natürlichste und
einfachste schon aus dieser Ursache vorzuziehen, daß man
die Wesen nicht ohne Noth vervielfachen muß. Auch ge-
steht der Verf. an einem andern Orte deutlich, daß der
Spinozismus durch speculative Gründe nicht zu widerle-
gen sey.

Diese Sätze, wofern wir sie als gewissen annehmen sollten, müßten wohl vor allen Dingen einen festen und bestimmten Sinn haben, aber diesen haben sie weder in den Schriften des Lehrers noch des Schülers. Will der Satz: die Sinnenwelt und der Mensch selbst, in sofern er sich als ein empfindendes und denkendes Subjekt betrachtet, ist nichts als bloße Erscheinung, so viel sagen: es giebt durchaus nichts als Vorstellungen, weder ein Subjekt, das diese Vorstellungen hat, sich ihrer bewußt ist, sich von denselben unterscheidet, noch Objekte, von denen es Eindrücke oder Abdrücke wären — oder wenigstens wissen wir weder von einem solchen Subjekt noch Objekt, können die reale Möglichkeit und Wirklichkeit weder des einen noch des andern erkennen, und nichts nöthigt uns, ein solches Subjekt und Objekt anzunehmen. — Bisweilen scheint es in der That, als ob Hr. Kant diese Sätze in diesem äußerst skeptischen Sinne nehme. Nimmt man sie aber in diesem Sinn, so bleibt uns für unsre Anschauungen sowohl, als für unsre Raisonnements nichts als ein Scheinen übrig, und so ist es in der That lächerlich, von Demonstration und apodiktischen Beweisen reden zu wollen; alles ist so nach bloß subjektiv, kommt uns nur nach unserer besondern Bildung und Einrichtung so und so vor; unser Denken mit allen seinen Grundbegriffen und Grundsätzen selbst den Satz des Widerspruchs, alles dies gilt nur für solche denkende Wesen, als wir sind. Es mag andere geben, die ohne alle diese Grundsätze denken können, oder vielmehr es mag eine noch viel herrlichere Grundeigenschaft geben, die ganz vom Denken verschieden ist, und nach der das alles Träumerey und Unsinn seyn mag, was wir für die evidenteste Wahrheiten halten. Mit einem Wort, Träumerey und Muthmaßungen ohne Grund und Ende. Dies ist alles, was uns nach diesem Sinne der obigen Sätze übrig bleibt. — Oder sollen diese Sätze so viel heißen: Wir leben zwar in einer Welt von Vorstellungen, und alles was wir anschauen, wahrnehmen, was und worüber wir denken, ist bloß subjectiv, allein diese Vorstellungen sind Prädikate oder Modifikationen irgend eines wirklichen, (nicht bloß nur so zum Behuf des Denkens einstweilen angenommenen) Subjects, auch liegt wirklich ein Objekt an sich, unsern Anschauungen zum Grunde, aber sowohl jenes Subjekt, als dieses Objekt sind uns völlig unbekannt, haben für uns durchaus keine Prädikate, so daß wir keine unsrer Verstandsbegriffe

darauf

darauf anwenden, folglich nicht sagen können, ob sie möglich, wirklich, nothwendig, ob sie ein Eins, mehrere oder ein Ganzes, ob sie reel oder negativ, ob sie Ursache oder Wirkung, Accidens oder Substanz sind. — Bisweilen scheint dies der wahre Sinn zu seyn, aber dann widerspricht er dem ersten darin, daß nach diesem ersten das Daseyn eines wirklichen Subjekts und Objekts nur als problematisch, hier aber als gewiß angenommen wird, und auch sich selbst widerspricht dieser Sinn darin, daß nun wenigstens die Categorie der Modalität auf Dinge an sich angewandt wird. — Oder endlich sollen diese Sätze diesen Sinn haben: den Erscheinungen in der Sinnenwelt liegen wirklich Dinge an sich in der Verstandeswelt zum Grunde, worauf jene Anzeige thun, wir mögen übrigens von diesen Dingen an sich etwas wissen oder nicht, genug sie afficiren unsre sinnlichen Werkzeuge und sind die Ursache unsrer Anschauungen und Wahrnehmungen. — Dieß ist die gewöhnlichste Aeußerung, insonderheit in den Schriften des Lehrers, über Erscheinungen und Dinge an sich; es wird so nach ein wirkliches Verhältniß und eine wahre reelle Verbindung zwischen beyden angenommen, und wie sehr dieser Sinn mit den beyden obigen kontrastire, fällt von selbst auf. Nur sucht man diesen Contrast so viel als möglich zu verbergen, indem man das Verhältniß, worin die Dinge an sich mit den Erscheinungen stehen sollen, ins Dunkle stellt, wenigstens bleibt es bey den Redensarten, die davon gebraucht werden: die Dinge an sich liegen bey den Erscheinungen zum Grunde, sie afficiren unsre Sinne, wir schauen sie so wie sie unsre Sinne afficiren, noch abermals zweydeutig und unbestimmt, ob es denn wirklich die Dinge an sich selbst sind, die wir als unser Objekt, freylich nach unsrer Manier und unsrer Perspektiv anschauen, oder ob sie unsere Wahrnehmung, wegen der Art und Weise, wie sie unsre Sinne afficiren, ganz verborgen bleiben, oder wie man es auch ausdrücken könnte, ob sie sich hinter dem Sinnenspiel, das sie erregen, so völlig verstecken, daß wir von ihnen selbst nicht das geringste wahrnehmen können. Da es wichtig ist, diese Zweydeutigkeit merkbar zu machen, um wo möglich die Kantische Schule zu einer bestimmten und festen Erklärung zu bringen, so wollen wir uns diesen Unterschied durch Gleichnisse deutlicher zu machen suchen. Ich frage also: verhält es sich mit unsern Anschauungen und Erscheinungen, wie mit der Erscheinung der weißen Farbe, die aus

der Vermischung der sieben Hauptfarben resultirt, oder wie mit der vom Verf. angeführten Erscheinung eines feurigen Kehrkreises, wo wir die Sache, worin die Erscheinung gegründet ist, wirklich schauen, obgleich nicht so wie wir sie unter andern Umständen erblicken würden — mit einem Wort: verhält es sich mit den Kantischen Erscheinungen, wie mit dem, was wir sonst in der Erfahrung Erscheinung zu nennen pflegen? — Oder müssen wir diese Erscheinungen mit der Musik einer Drehorgel oder einer musicalischen Uhr vergleichen, wo das Instrument nur herumgedrehet, oder aufgezogen wird, und alsdann für sich selbst ihr Stück abspielt, ohne daß dies Musiciren übrigens mit dem äußern Gegenstande, wodurch die Maschine gedrehet oder wovon sie aufgezogen wird, in irgend einem nähern Verhältnisse stehet, oder daß das abgespielte Stück auf den Beweger der Maschine im geringsten Anzeige thue! *) Man siehet, daß dies alles sehr verschieden sey, und daß, ehe man einen eigentlichen Beweis über diesen Hauptsatz führen kann, irgend etwas Bestimmtes hierüber festgesetzt seyn müsse.

Aber laßt uns nun sehen, wie es mit dem apodiktischen Beweise für die obern Hauptsätze selbst stehe. Dieser ganze Beweis beruhet auf dem Kantischen Begriff von Raum und Zeit. Ist dieser Begriff, daß nämlich Raum und Zeit blos subjektive Formen unsrer Sinnlichkeit sind, nicht apodiktisch erwiesen und erweislich, so stürzt das ganze System als apodiktisch erwiesen um, und sinkt zu einer bloßen Hypothese herab. Daß dieser Begriff nur hypothetisch sey, läßt sich leicht zeigen. Raum und Zeit können, ehe man über ihre Natur irgend etwas ausmacht, vorläufig als Vorstellungen in der menschlichen Seele betrachtet werden, von denen es gleichfalls vorläufig kann angenommen werden, daß sie entweder bloß subjektiv, oder bloß objektiv, oder endlich beydes sub-

*) Wenn wir annehmen, daß die Seele in Ansehung ihres Sinnenspiels, einer musikalischen Uhr ähnlich sey; so haben wir eigentlich gar nicht nöthig, äußere Objekte, wodurch sie afficirt, oder angestoßen werde, anzunehmen; weil es sich sehr wohl gedenken läßt, daß in diesem Falle die Seele auch darin einer Spieluhr gleich sey, daß sie bloß durch innern Mechanismus in Bewegung gesetzt werde, und wie die Uhr das Triebrad ihres Spiels in sich selber habe.

subjektiv und objektiv zugleich sind. Dies sind die drey Hypothesen, die über die Begriffe von R. und Z. möglich sind. Von keiner derselben läßt es sich behaupten, daß sie strenge erwiesen sey, wofern nicht die absolute Unmöglichkeit der beyden andern erwiesen oder gezeigt worden, daß alles was sonst von Raum und Zeit erkannt und prädicirt werden kann, mit keiner als dieser einzigen Hypothese bestehen könne, und sich zusammen gedenken lasse. Ehe aber dieser Beweis angetreten werden kann, muß man abermals den wahren Sinn jeder von den drey möglichen Hypothesen darstellen und von der sich auch hier einmischenden Vieldeutigkeit befreyen. Von der ersten kann man annehmen, daß sie von Hrn. Kant unzweydeutig, unter dem Ausdruck bloße Formen der Sinnlichkeit so vorgestellt worden, daß schlechthin alles Objektive ausgeschlossen sey, das heißt mit andern Worten: daß wir die Objekte im Raum anschauen, und in der Zeit wahrnehmen, dies rühet lediglich von der besondern Bildung und Einrichtung unsers Geistes her, ist lediglich hierin, und keinesweges in den Objekten, oder in irgend eines Beschaffenheit und in ihnen zugehörigem Prädikat gegründet, die andre Hypothese will entweder sagen, Raum und Zeit sind für sich auch außer unsrer Vorstellungskraft und gänzlich von derselben unabhängige für sich bestehende Dinge, etwa das Convolut, worin die Dinge existiren, oder es sind wenigstens beständige und inhärirende Eigenschaften der Dinge an sich, oder endlich wenn sie dies nicht seyn sollten, so sind sie doch in andern den Dingen selbst wesentlich zukommenden Beschaffenheiten auf eine solche Weise gegründet, daß sie sich ein jeder Geist, selbst der vollkommenste, (wiewohl vielleicht mit einigen veränderten Modificationen) im Raum und in der Zeit gedenken muß. Wenn es wahr ist, daß sich Newton den unendlichen Raum gewissermaßen als den Leib der Gottheit gedacht hat, so muß wohl das erste sein Begriff vom Raum gewesen seyn. Wenn aber auch nach der zweyten, als der erträglichsten Vorstellungsart dieser zweyten Hypothese die Gottheit die Objekte im Raum und in der Zeit gedenken müßte, so würde diese Vorstellung in Gott nichts an sich unvollkommnes setzen, wenn die Objekte schlechterdings entweder gar nicht gedacht, oder in R. und Z. müßten gedacht werden. Endlich, wie ist die dritte Hypothese, daß die Vorstellungen von R. und Z. beydes zugleich subjektiv und objektiv sind, zu verstehen? Ohne Zweifel so, daß man zugestehet,

hat, daß irgend eine Eigenheit in der Natur der menschlichen Vorstellungskraft den Grund enthalte, warum wir uns die Objekte im R. und Z. vorstellen müssen, eine solche Eigenheit, vermöge der es möglich seyn mag, daß höhere Geister entweder überall nicht solche Raum- und Zeitvorstellungen haben als wir, oder wenigstens in manchem Betracht verschieden; aber da diese Vorstellungen auch objektiv seyn sollen, so wird obiges so eingeschränkt, daß jener Eigenheit des menschlichen Geistes ohnerachtet, doch nie eine Vorstellung von R. und Z. in demselben entstehen würde, wenn nicht in den Gegenständen selbst auch ein Grund und eine Veranlassung dazu läge. So geneigt also auch der menschliche Geist immer seyn mag, sich die Objekte in R. und Z. vorzustellen, und sie gleichsam in diese Form zu gießen, so würde doch nichts von dem allen geschehen, wenn die Objekte nichts dazu beytrügen, und zu diesen Totalvorstellungen von R. und Z. nicht auch das Ihrige hergäben. Dieß ist nun eine sehr verständliche und denkbare Hypothese, die mehr als bloße logische Möglichkeit hat, nämlich auch reelle Möglichkeit, denn gerade so finden wir es bey allen sogenannten subjektiven Vorstellungen oder Erscheinungen innerhalb der Erfahrung. Wenn z. B. die Erscheinung des süßen oder bittern Geschmacks statt findet, so ist die Empfindung desselben ordentlicherweise nie bloß Subjektiv, d. i. sie liegt nicht so in der Bildung der menschlichen Zunge, daß sich der süße oder bittre Geschmack ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit des Objekts des einen oder des andern (des Zuckers und des Pfeffers) hinlänglich erklären lasse. Was also von den partialen, relativen, oder gleichsam untergeordneten Erscheinungen in der Natur gilt, daß sie nämlich nicht bloß im Subjekt, sondern auch zugleich im Objekt gegründet sind, dieß sollte nun auch von der totalen absoluten Erscheinung oder beym Uebergang aus der Sinnenwelt zu den Dingen an sich gleichfalls gelten, wo nicht müssen doch können, wofern anders der totalen und absoluten Erscheinung auch etwas, das nicht mehr Erscheinung ist, zum Grunde liegt. Ist diese Hypothese aber möglich, so wird sie uns auch bald die wahrscheinlichste unter den Dreyen werden, weil sie nicht nur die Analogie für sich hat, sondern auch derjenige, der sie annimmt, durch alle die Gründe, welche sich die Anhänger der beyden andern entgegensetzen, gar nicht in Verlegenheit gesetzt wird, sondern alles, was beyde Partheyen, an deren Spitze Newton und Kant stehen,

für

für sich aufhören, sehr gut erklären, und mit seiner Mittel-
hypothese vereinbaren kann. Der Kürze halber beziehe ich
mich auf dasjenige, was hierüber bey der Anzeige der Schul-
zischen Erläuterungen (A. d. B. 66. B.) weitläuftiger gezeigt
worden. Doch diese Anführung möchte mir wohl in Anse-
hung derjenigen Philosophen, von denen ich Beantwortung
und Aufklärung meiner Einwendungen und Zweifelsgründe
erwarten konnte, wenig helfen. Diese Herren, so laut und
dringend sie Anfangs um Prüfung des neuen Systems ange-
halten haben, scheinen dergleichen jetzt gar nicht zu lesen,
oder zu beachten, sie sind sich im voraus bewußt, ihre Sätze
apodiktisch erwiesen zu haben, was kann es also anders als
Misverstand und schwache Muthmaßung seyn, was ihren
Demonstrationen entgegengesetzt wird? — Einen Beleg
zu dieser selbstgenugsamen Denkungsart giebt uns der Verf.
wenn er in seinem Auszug aus der Critik der reinen Vernunft
zwar dieser Mittelhypothese zu erwähnen scheint, aber kaum
so, als wenn er das gelesen und beherzigt hätte, was zum
Behuf derselben in ebengedachter Recension ausgeführt ist;
und doch konnte er dies sehr gut thun, da sie wenigstens ein
halb Jahr vor dem Abdruck seines Buchs erschienen ist. Die
Art indessen, wie er dieser Hypothese erwähnt, kann uns
auch ein Beyspiel von der überaus leichten Abfertigung der
seinem angenommenen System entgegenstehenden Gründe
oder Zweifel abgeben. Er läßt nämlich zur Nachahmung der
Mendelssohnschen Morgenstunden, in seinen Vorlesungen
seine Zuhörer zuweilen dazwischen reden, und da bringt einer
derselben folgenden Einwurf vor: „Das sehe ich wohl ein,
„da wir alles nothwendig in der Zeit und im Raum denken
„müssen, daß diese Vorstellungen in der Natur unsrer Seele
„selbst gegründet, und mithin allen Erfahrungsvorstellungen
„vorhergehen; aber könnte nicht demungeachtet die Natur
„der Dinge so eingerichtet seyn, daß diese Prädikate ihnen
„auch an sich zukämen, und daß unsre Seele nur deswegen
„diese Einrichtung erhalten hätte, damit keine Irrung in
„der Erkenntniß entstünde, und unsre Vorstellungen den Din-
„gen selbst jedesmal korrespondirten? — Denn es scheint
„doch, daß den Dingen an sich, oder den Objekten, die unsre
„Vorstellungen verursachen, auch eine objektive Form, in
„der sie existiren, zugeschrieben werden müsse, und ich sehe
„keinen Grund, warum man Raum und Zeit nicht dafür
„gelten lassen wollte. So könnten also, wie mich dünkt, die

„Dinge an sich, auch im Raum und in der Zeit seyn; und „diese Vorstellungen lägen auch in unserer Seele, um die „Harmonie der Wahrheit zu bewirken.“ Man sehe, daß dieser Einfall, worüber Herr J. dem Scharfsinn seines Zuhörers ein flüchtiges Kompliment macht, mit der oben kurz berührten und im 66. Bande d. a. d. B. weiter ausgeführten Mittelhypothese einige Aehnlichkeit hat, in so fern nach beyden Raum und Zeit nicht bloß subjektiv, sondern auch zugleich objektiv angenommen werden; aber sonst ist zwischen beyden doch noch ein großer Unterschied. Des Hrn. J. Zuhörer meynt, auch außer der Seele existire Raum und Zeit, als für sich bestehende Dinge oder als wesentliche Eigenschaften der Dinge an sich, und nach meiner Hypothese findet sich bloß in den Dingen an sich ein objektiver Grund, woraus in so gebildeten und eingeschränkten Denkkräften, als die menschlichen, die Vorstellungen von Raum und Zeit resultirt. Daher wird es nun Hrn. J. auch sehr leicht, den Einfall seines Zuhörers von der Hand zu weisen. Zwar wenn er ihm sagt, daß er schon darum keine Rücksicht darauf nehmen könne, weil es eine Hypothese sey, so kommt es mir sehr sonderbar vor, wie er sich überreden können, daß seines Lehrers Gedanken über Raum und Zeit etwas mehr, als Hypothese seyn. Wenn über einen Gegenstand mehrere Vorstellungsarten statt finden, alle an sich möglich und gedenkbar, wie dieß hier in Absicht auf Raum und Zeit unleugbar der Fall ist, so kann wohl unmöglich eine derselben im Voraus die Benennung einer Hypothese von sich ablehnen. Nur dadurch kann sie sich über diesen Rang erheben, daß sie sich als die einzige beweiset, die unter allen möglichen zur Erklärung aller zu erklärenden Umstände hinreicht; aber auch zugleich von ihren Nebenbuhlerinnen zeigt, daß sie dieß nicht leisten können, sondern daß ihnen vielmehr einige Punkte gerade entgegenstehen, und sie ausschließen. So lange aber irgend eine mögliche Hypothese übergangen worden, so behält sie noch immer das Recht zu fordern, daß auch auf sie Rücksicht genommen, und sie mit ihrem Anbringen gehört werde. Bevor dieses geschehen, darf sie nicht präkludirt werden, indem eine vorläufige Präklusiverkenntniß zu gunsten einer verschieden vorgeblich erwiesenen Hypothese nicht eher möglich ist, als bis die übergangne Hypothese mit ihren Ansprüchen und Rechtsgründen auch gehört und abgewiesen worden. Indessen ist dieß nicht der einzige Fall, wo sich das Kantische System dieser logikalischen Ungerechtigkeit zu Schulden

kom-

kommen läßt; wir werden sogleich noch ein ähnliches Beyspiel aufstellen, wenn wir noch das Uebrige, was Hr. J. einwendet, beleuchtet haben. „Ueberdem so sprechen," fährt er fort, „alle Philosophen den Dingen an sich alle Prädikate des „Raums und der Zeit ab. Sie werden sich erinnern, daß „die Monaden keinen Raum einnehmen. Gott kann nicht „ausgedehnt seyn, und in seinen Kenntnissen und Vorstellun„gen darf keine Zeit gedacht werden. Der Fehler Ihrer Hy„pothese liegt darin, daß Sie sich die Sinnenwelt als einen „Gegenstand an sich zu denken scheinen; allein sie ist nichts, „als Phänomen für uns, und da alle unsere Prädikate nur „von Phänomenen gelten, so können wir kein einziges auf„finden, welches auf die Objekte selbst paßte, Ordnung, Har„monie und alles, was Sie hervorbringen mögen, ist völlig „ohne Bedeutung, wenn Sie es nicht von Erscheinungen in „der Sinnenwelt verstehen, wenn unsre äußere Sinnen an„ders gebauet wären, würden auch unsere Vorstellungen von „den Dingen ganz anders seyn, und wenn nun die Bedin„gungen unserer Sinnlichkeit nicht dieselbigen, und unsere „Vorstellungen nicht an Zeit und Raum gebunden wären, so „folgt daraus noch nicht, daß überall keine Vorstellungen „statt finden könnten, sondern nur, daß sie nicht so seyn „könnten, wie sie jetzt sind, ob wir gleich außer dieser Ver„neinung nicht das geringste Positive von einer solchen Vor„stellung angeben könnten, u. s. w." Alle diese Gegengründe treffen die Mittelhypothese, wie sie von mir vorgestellt ist, im geringsten nicht. Ich bin völlig mit den Philosophen einig, die den Dingen an sich selbst die Prädikate des Raums (nämlich völlig so genommen, wie sie als Vorstellungen in unsrer Seele existiren,) absprechen; nehme aber mit diesen Philosophen allerdings einen objektiven Grund in den Dingen an sich an, woraus in der menschlichen Seele diese Vorstellungen entstehen. Ich kann auch gern zugeben, daß dieß Objektive, was es auch immer seyn mag, bey anders gebildeten Geistern anders modificirte Vorstellungen hervorbringen könne. Auch liegt der Fehler meiner Hypothese keinesweges darin, daß ich mir die Sinnenwelt als einen Gegenstand an sich denke. Ich denke über die Anschauungen des äußern Sinnes, über Ausdehnung, Figur und Bewegung wie Leibnitz, halte sie für Erscheinungen, die in etwas das an sich weder Ausdehnung, noch Figur, noch Bewegung, wie sie sich die menschliche Seele denkt, seyn mag; wohl aber darin so ge-

gründet

gründet ist, daß dieß unbekannte Etwas in unserer Seele die Vorstellung von Ausdehnung, Figur und Bewegung gleichsam als eine Art von Wiederschein veranlaßt, wie die durch die Wassertropfen einer Wolke verschiedentlich gebrochenen Sonnenstralen die Erscheinung der Farben des Regenbogens veranlassen. Aber was die Wahrnehmungen des innern Sinnes und des Selbstbewußtseyns anbetrifft, so glaube ich hier mit Leibnitz eine Ausnahme machen zu müssen, und wenn ich gern zugebe, daß in unsern Vorstellungen nicht nur von Außendingen, sondern von unserm Ich, unserm denkenden Subjekte, noch mancher Schein und Täuschung quoad materiam liegen mag, so kann ich mich doch nie überzeugen, daß das Vorstellen und Denken selbst, seinem Wesentlichen nach, Erscheinung oder Schein seyn könne, nie den Herrn J. die widersinnigste von allen seinen Behauptungen, daß wir uns lediglich als Erscheinungen kennen, und daß das Denken selbst Erscheinung sey, zugestehen. Ja, glaubte ich nicht, daß hier abermals eine Zweydeutigkeit in dem Worte Schein und Erscheinung stecke, so würde es mir ganz undenkbar seyn, wie ein Philosoph je den Satz, daß das Denken eine Erscheinung sey, behaupten könne. Ich weiß, daß die Kantische Schule einen Unterschied zwischen Schein und Erscheinung annimmt. Wie dieser auch immer seyn mag, so ist doch beydes das Gegentheil von Ding oder Sache an sich selbst, etwa mit diesem Unterschiede, daß Schein in zufälliger; Erscheinung aber in wesentlicher Beschaffenheit oder Einschränkung des menschlichen Geistes gegründet, jene daher etwas Zufälliges, Vorübergehendes und gleichsam verbesserliches; diese aber etwas Wesentliches, Beständiges, nie für uns zu Berichtigendes sey. Ist nun beydes (Schein und Erscheinung) dem Dinge an sich entgegengesetzt, und ist jedes Ding an sich das, was es ist, so kann dieß Ding nie ein von sich verschiedenes Ding werden, als wenn es wirklich in ein ganz verschiedenes Ding umgeändert oder umgeschaffen würde: geschieht dieß nicht, so bleibt es an und für sich selbst dasselbe Ding; kann aber von irgend einem denkenden Subjekt, für das, was es in sich ist, verkannt, und für etwas anders, als es an sich ist, gehalten werden. Geschieht dieß vermöge der wesentlichen Einschränkung eines solchen Subjekts, so nennt man das, was anders erscheint, und in so fern es anders erscheint, als es ist, oder vielmehr die subjektive Vorstellung, die sich irgend ein eingeschränkter Geist von demselben macht, eine Erschei-

scheinung. Folglich setzt nicht nur jede Erscheinung ein denkendes Subjekt zum Voraus, wodurch es möglich und wirklich ist; sondern kann auch nirgends anders, als in demselben, und zwar als Vorstellung existiren, und wird ein Nichts oder Unding, sobald die Vorstellungskraft durch die, und in der es existirt, wegfällt. Wie kann nun das Denken selbst eine Erscheinung in diesem Sinne seyn, wie das selbst seyn, was erst durch Denken möglich wird, und immer ein denkendes Wesen voraussetzt? Es ist dieß eben dieselbe Art zu schließen, deren sich der V. bedient, um zu beweisen, daß die Kategorieen nicht aus der Erfahrung entstehen, oder keine Erfahrungssätze sind. S. 184 heißt es: „Ohne Kategorie ist keine Erfahrung möglich, sie (die Kathegorieen) „können also nicht aus Erfahrung entstehen." Doch wozu alle diese Weitläuftigkeit, da der Verf. selbst dieß merkwürdige Geständniß thut. (S. 167.) „Ich „kann wohl mit der strengsten Gewißheit behaupten, daß jede „Erscheinung muß gedacht werden können, weil sie sonst gar keine Erscheinung wäre, denn sie fällt ohne das denkende Wesen ganz weg, weil sie keine eigene Subsistenz hat, sondern „sie bloß von dem denkenden Wesen erhält." — Dieß ist nun gerade das, was ich behaupte; aber wer hätte nun folgenden Nachsatz erwarten sollen? „Ob aber Dinge an sich ja „durch das, was wir Denkkraft nennen, zu erreichen sind, „oder ob nicht vielmehr durch jene das Denken selbst erst möglich sey, und also selbst nichts weiter, als Erscheinung sey, „darüber können wir nicht urtheilen." Ob durch das, was wir Denkkraft nennen, die Dinge an sich zu erreichen sind! was will dieß sagen? etwa nur eins derselben auffinden, oder völlig begreifen und ausmessen? Soll es das Letztere seyn, so kann dieß mit Recht bezweifelt werden; aber unmöglich das Erstere, denn ist Denken nicht Erscheinung, kann es keine Erscheinung seyn, weil die Erscheinung sonst das seyn müßte, wodurch sie erst möglich wird, und sind sich Erscheinung und Dinge an sich so gerade entgegengesetzt, daß das, was das Eine ist, das Andere nicht seyn kann, und das, was das Eine nicht ist, das Andere seyn muß, so haben wir ja ein Ding an sich, nämlich das denkende Wesen, und eine Sache an sich, nämlich das Denken, aufgefunden. Noch sonderbarer wird der Widerspruch: „Oder ob nicht vielmehr durch jene (Dinge an sich) „das Denken selbst erst möglich, und also „selbst nichts weiter, als Erscheinung sey, darüber können „wir nicht urtheilen." Zwar zieht sich der Verf. in Ansi-

hung des letzten Satzes, den er sonst sehr positiv behauptet, in ein bescheidenes Zweifeln zurück, und scheint dadurch das Paradoxon mildern zu wollen; aber auch dieß sein non liquet ist sehr widersinnig und unlogikalisch. Wie, in einem Othem zu gestehen, daß jede Erscheinung müsse gedacht werden, daß sie keine eigene Subsistenz hat, sondern sie bloß von dem denkenden Wesen erhält, und es dennoch für etwas Unauszumachendes zu erklären, ob das Denken nun wirklich Sache an sich sey, oder ob nicht vielmehr das Denken durch ein Ding an sich (das folglich vom Denken etwas verschieden seyn muß, denn wäre es denkend, so wäre es ja das Ding an sich, das wir suchen) erst möglich sey, und also selbst nichts weiter, als Erscheinung sey — das heißt ja in der That behaupten, daß das Denken aus dem, was nicht Denken ist, durch Denken entstehen könne. O Logik und alle Musen! möchte man hier wie Lessing ausrufen. Doch genug von diesem Satze, dessen Behauptung der Kantischen Schule ihre transcendentale Aesthetik nothwendig macht; der aber, da er offenbar widersinnig oder vielmehr ganz verstandlos ist, schon allein zeigt, wieviel noch daran fehle, daß diese Aesthetik und alles, was darauf gebauet wird, und unzertrennlich damit zusammenhängt, apodiktisch erwiesen sey.

Ich hatte mich oben anheischig gemacht, noch eine Instanz von einem gleich ungerechten Präklusivurtheile, als über die Mittelhypothese von Raum und Zeit ausgesprochen werden, anzuführen. Dieß wird freylich einige Weitläuftigkeit erfordern, da es aber zur Gegenprüfung der Jakobschen Prüfung gehört, und zeigt, wie wenig der Verf. berechtigt war, einseitig, und bloß nach Kantischen Grundsätzen, die Mendelsohnsche Beweisführung zu verwerfen, so werden sie mir meine Leser verzeihen. Es betrifft einen ganz ähnlichen; zur Sache aber näher gehörigen Fall, worauf mich eine Anmerkung des Hrn. J. unter dem Text bringet. (S. 26.) Sie beziehet sich auf die Worte im Text: „könnte nicht dem unerachtet die Natur der Dinge so eingerichtet seyn, daß diese „Prädikate (Raum und Zeit) ihnen auch an sich zu erklären, und daß unsre Seele nur deswegen diese Einrichtung „erhalten hätte, damit keine Irrung in der Erkenntniß entstände?“ — und lautet folgendermaßen: „Eben sehe ich, „daß Krusius auch einen ähnlichen Weg einschlug, um die „Gesetze des Verstandes zu erklären. Ich muß gestehen, daß

„mir die Auflösung des Herrn Kant nicht ganz befriedigend „zu seyn scheint, denn Krusius selbst erkannte doch bloß diejenigen Grundsätze für wahre Grundsätze, worinnen alle „Menschen mit ihm übereinstimmten, und konnte die Pri„vatgrundsätze nicht für nothwendig ausgeben. — Der Grund „aber, warum diese Meynung nicht als Lehrsatz angenommen „werden kann, scheint mir zu seyn, weil es eine bloße Hy„pothese ist, und also mehrere Fälle möglich sind, also kei„ne Gewißheit, noch weniger apodiktische Gewißheit statt fin„det, die hier allein gesucht wird." Um dieß zu verstehen, müssen wir uns einer Stelle aus des Hrn. K. Prolegomenen (S. 112) erinnern. Hier hatte Herr K., gerade so, wie er es in Absicht auf die Begriffe von Raum und Zeit gemacht, auch in Ansehung der allgemeinen und nothwendigen Naturgesetze bloß diese beyden Fälle als möglich angenommen, entweder sie sind bloß subjektiv oder bloß objektiv. Sind sie nämlich subjektiv, so sind es bloße Gesetze unsers Verstandes, der nach ihnen die Anschauungen und Erscheinungen bearbeitet, und sich dadurch eine Natur, wovon außer ihm nichts vorhanden ist, selbst schafft oder erdichtet. Dieß ist bekanntlich die vom Hn. K. angenommene Hypothese; sind sie objektiv, wie bisher fast durchgängig alle Philosophen behauptet haben, so sind es wahre Gesetze der Natur oder der Dinge, deren System das, was man sonst Natur nennt, ausmacht, vorgeschrieben, die Dinge sind daran gebunden, und wir lernen sie nur aus der Natur, vermöge der Erfahrung, kennen — Hier war nun offenbar auch ein Mittelweg, nämlich die Hypothese, übrig: daß diese Gesetze quaestionis beydes Gesetze unsers Verstandes sind, wornach er sich in seinen Operationen richten muß, und zugleich Gesetze der Dinge an sich und ihres Systems, nämlich der sogenannten Verstandeswelt, sind. Es ist in der That zu verwundern, wie einem so scharfsinnigen und tiefdenkenden Weltweisen, als Herr Kant unstreitig ist, diese Mittelhypothese so ganz entwischen können, daß er schreiben konnte: (loc. cit.) „Eine solche, und zwar noth„wendige Uebereinstimmung der Prinzipien möglicher Erfah„rung mit den Gesetzen der Natur, kann nur aus zweyerley „Ursachen statt finden: entweder diese Gesetze werden von der „Natur vermittelst der Erfahrung entlehnt, oder umgekehrt, „die Natur wird von den Gesetzen der Möglichkeit der Er„fahrung überhaupt abgeleitet, und ist mit der bloßen allge„meinen Gesetzmäßigkeit der letztern völlig einerley. Das Er-

„stere widerspricht sich selbst, denn die allgemeinen Naturge-
„setze können und müssen a priori (d. i. unabhängig von aller
„Erfahrung) erkannt, und allem empirischen Gebrauche des
„Verstandes zum Grunde gelegt werden; also bleibt nur das
„Zweyte übrig.“ — Wiewohl ganz ist sie ihm nicht ent-
wischt, wie wir aus seiner diesen eben angeführten Worten
untergesetzten Anmerkung sehen, worin es heißt: „Krusius
„nur wußte einen Mittelweg, daß nämlich ein Geist, der
„nicht irren, noch betrügen kann, uns diese Naturgesetze ur-
„sprünglich eingepflanzet habe. Allein da sich doch oft auch
„trügliche Grundsätze einmischen; wovon das System dieses
„Mannes selbst nicht wenig Beyspiele giebt, so sieht es bey dem
„Mangel sicherer Kriterien den ächten Ursprung von dem un-
„ächten zu unterscheiden, mit dem Gebrauch eines solchen
„Grundsatzes sehr mißlich aus, indem man niemals sicher
„wissen kann, was der Geist der Wahrheit oder der Vater
„der Lügen uns eingeflößt haben möge.“ Wahrscheinlich ist
es diese Aeußerung seines Lehrers, worauf Herr J. in der
oben angeführten Note zielt, denn ich besinne mich sonst kei-
ner Stelle in den Kantischen Schriften, wo Krusius und sein
Mittelweg erwähnt wird, und die sich zu dem, was Hr. J.
sagt, passen könnte. Und hier ist bey der sonst weit getriebe-
nen Anhänglichkeit an seinen Lehrer und dessen System die
Freymüthigkeit zu loben, womit der Verf. es bekennet, daß
Kants Auflösung ihm nicht ganz befriedigend sey, und zwar
aus der Ursache, weil Krusius doch nur diejenigen Grundsä-
tze, worin alle Menschen mit ihm übereinstimmten, für wah-
re Grundsätze erkannte, und man ihm folglich wirklich zu viel
thät, wenn man auch zweifelhafte oder nicht evidente Grund-
sätze zu solchen rechnete, von denen er soll behauptet haben, daß
sie uns von einem untrüglichen Geiste ursprünglich eingepflan-
zet worden. Da ich Krusius Schriften hierüber nicht nach-
schlagen kann, so kann ich auch nicht sagen, ob er unsern
Mittelweg wirklich auf eine so unschickliche und fast schwär-
merische Weise vorgestellt habe, wie es ihm hier Schuld gege-
ben wird; aber das sehe ich doch leicht ein, daß es dabey auf
Wahrheit oder Falschheit von Eingebung nicht ankommen kön-
ne, und daß ihn hierüber anzugreifen (wenn er auch durch seine
Art sich auszudrücken dazu Anlaß gegeben hätte,) nicht sowohl
gründliche Widerlegung, als vielmehr eine Art von Persiflage
sey, die ich wirklich von einem Kant nicht erwartet hätte; zumal
in einem Falle, wo es gerade die Hauptsache seines ganzen
Systems

Systems betraf. Die Frage ist: sind diese selbstevidente
nothwendigen Grundsätze, diese allgemeinen Naturgesetze der
menschlichen Seele ursprünglich eingepflanzt oder nicht? Ist
das erste, so haben wir uns der Kantischen Philosophie zu-
folge, gar nicht um denjenigen, der sie ursprünglich einge-
pflanzt hat, ob es überall ein Geist sey, der dies thun müs-
sen, und ob es ein Geist der Wahrheit, oder ein Vater der
Lügen sey, zu bekümmern. Das war eine dem guten Cru-
sius zu verzeihende Schwachheit, daß er dazu überhaupt einen
höchsten Geist für nöthig hielt, und diese Schwachheit hätte
ihm die darüber weit erhabne Kantische Philosophie übersehen
und als zur Hauptsache nicht gehörig bey Seite setzen sollen.
Weit mehr würde die Wahrheit dabey gewonnen haben, wenn
Hr. K. den Crusiusschen Mittelweg in seinem stärksten Licht
dargestellt, d. i. so vorgestellt hätte, als ob dadurch behauptet
würde, daß eben dieselbigen Gesetze den menschlichen Geist
bey seinen Operationen vorgeschrieben sind, woran die Natur
in ihrem Gange und in ihren Wirkungen gebunden ist —
und ihn alsdann gehörig widerlegt hätte. Da dies nun aber
von Hrn. Kant nicht geleistet worden, so hätte Hr. J. der
das Unbefriedigende in seines Lehrers Auflösung erkannte,
billig diese Lücke ausfüllen sollen; aber auch er bringt nichts
Befriedigenderes hervor, sondern sucht sich, (so wie bey
Raum und Zeit) mit der schwachen Ausflucht durchzuhelfen,
daß dieser Mittelweg nur eine Hypothese sey, und also mehre-
re Fälle möglich seyn, daß also keine Gewißheit, am wenig-
sten apodiktische Gewißheit, die hier allein gesucht werde,
statt finde — daß man sie suche, stehet keinem zu verdenken,
aber daß man sie da wo sie nicht ist, und auch nicht wohl
seyn kann, nämlich in den Kantischen Gedanken über die all-
gemeinen Naturgesetze gefunden zu haben glaubt, ist sehr zu
verwundern, da hier gerade das Hauptrequisitum, nur ver-
mittelst eines disjunctiven Vernunftschlusses zur Gewißheit
zu kommen, fehlt, daß nämlich unsre Eintheilung die Mög-
lichkeit erschöpfe, daß wir keinen gedenkbaren Fall ausgelas-
sen, oder wofern wir ihn berührt haben, ihn in seiner Stärke
vorgetragen und völlig widerlegt haben. Letzteres ist hier
gar nicht geschehen, denn sehr verstellt und in dem nachthei-
ligsten Lichte wird der Mittelweg vorgestellt, und statt gründ-
licher Argumente wird er mit einem witzigen oder spöttischen
Einfall abgefertigt. Warum ich übrigens diese Mittelhypo-
these zwar nicht für apodiktisch erwiesen oder erweislich, aber

doch für weit wahrscheinlicher als die Kantische Hypothese halte, darüber beziehe ich mich der Kürze halber auf die mehrmals angeführte Recension der Schulzischen Erläuterungen im 66. Bande der A. d. B. und merke nur an, um nach dieser langen Abschweifung wieder zur Prüfung der Mendelssohnschen Beweise einzulenken, daß alles das, was Hr. J. nun weiter gegen Mendelssohn einwendet, daß er das Gesetz der Caussalität in einer solchen Bedeutung anwendet, als ob es sich nicht nur auf Erscheinungen, sondern auch auf Dinge an sich erstrecke, bey mir und jedem uneingenommenen Prüfer für nichts mehr als eine Petitio Principii und höchstens für nichts weiter gelten kann, als wenn Hume in seiner skeptischen Laune, gegen die Anwendung dieses Gesetzes auf die Entstehung der Welt, einwirft, es sey zwar ein rechtmäßiger Schluß, wenn man von den auf einer wüsten Insel wahrgenommenen Fußstapfen eines Menschen schließe, daß Menschen dort müßten gewesen seyn, denn dieser Schluß stütze sich auf Erfahrung, aus der, nach seiner Voraussetzung, allein der Begriff von Causalverbindung geschöpft sey, und der dieser Begriff seine ganze Gültigkeit verdanke; aber da wir von der Bildung oder Entstehung einer Welt nie eine Erfahrung gehabt, so wären wir auch nicht berechtigt, von der Bildung irgend eines Kunstwerks durch einen Verstand auf die Bildung einer Welt durch einen Verstand zu schließen. Beydes was Hr. J. und was Hume einwendet, stützet sich auf einer einseitigen, unerwiesenen, und ich darf hinzusetzen, unerweislichen Hypothese. Ja was Hr. J. einwendet, ist gewissermaßen noch unwichtiger, weil er aus einem Gesetze argumentirt, das derjenige, der es gegeben hat, selbst übertreten hat, bey dem ersten Schritte im Vorhofe seines Lehrgebäudes übertreten muß. Will Hr. Kant nämlich nicht Erscheinungen ohne Dinge an sich annehmen, nicht die Verstandes- und Sinnenwelt gänzlich trennen, oder jene nur für die Langeweile behaupten, nicht sich einem ufer- und grundlosen Meer von Zweifeln überlassen; will er vielmehr, wie er sich hin und wieder deutlich erklärt, daß Dinge an sich den Erscheinungen, eine Verstandeswelt mit ihren Gesetzen sogar, der Sinnenwelt und ihren Gesetzen zum Grunde liegen, daß Dinge an sich unsre Sinnlichkeit afficiren sollen, so haben wir ja die über die Erfahrung hinaus bis auf die Dinge an sich, sich erstreckende Causalverbindung. Denn was kann dies zum Grunde liegen, dieß afficiren unsrer Sinnlichkeit

anders

[illegible], als daß die Dinge an sich die Ursache der Erscheinungen sind; sind sie aber Ursachen von etwas, so können sie auch wieder Wirkungen von etwas anders seyn, und so müßte Hr. K. das selbst zugeben, was Hr. J. hier Mendelssohn streitig machen will. Nun ist auch nicht nöthig sich noch bey den besondern Argumenten des Verf. aufzuhalten, wodurch er die Anwendung des Causalgesetzes außerhalb der Sinnenwelt bestreitet, z. B. daß wofern einem Begriffe nicht durch Anschauung ein Gegenstand gegeben werde, diese Begriffe keine objektive Gültigkeit haben, daß der Causalbegriff den Zeitbegriff voraussetze und einschließe, folglich nur auf Erscheinungen passe — denn alles dieß sind bloße Folgerungen aus Kantischen Begriffen von Raum und Zeit, von den Naturgesetzen, und stehen und fallen mit dieser Theorie. Uebrigens können wir, die wir diese Theorie für eine unerwiesene Hypothese halten, es dem Verf. allenfalls zugestehen, daß der Zeitbegriff in den Causalbegriff eingeschlossen sey, denn auch den Zeitbegriff halten wir nicht bloß für subjektiv, sondern auch zum Theil in den Dingen an sich, und zwar in ihrer Veränderlichkeit gegründet; daß aber auch die sinnliche Bedingung der Zeit allenfalls weggenommen werden könne, und doch der Begriff der Abhängigkeit bleibe, ließe sich noch wohl erweisen, würde mich aber hier zu weit führen. Nur folgendes hieher gehöriges muß noch besonders bemerkt werden. — „Das wirkliche Daseyn ist niemals ein Prädikat, „welches aus den bloßen Begriffen eines Dinges folgt, indem „das Daseyn niemals durch Begriffe, sondern ganz allein „durch Wahrnehmung erkannt werden kann. Ich kann daher das Daseyn eines Dinges nie aus dem Begriffe erkennen, und der Grundsatz der Kaussalität auf bloße Begriffe „angewandt, hat keine objektive Gültigkeit, und ich kann „vermittelst dieses Satzes nie auf ein Objekt kommen, welches keiner möglichen Erfahrung oder Anschauung unterworfen, sondern das ein bloßes Objekt des Verstandes, ein „Ding an sich wäre.“ Ich brauche aber auch hierauf nichts weiter zu antworten, als daß es einmal nichts als unerwiesene Anwendung jener Hauptregel der Vernunftcritik ist, und auch so nach gar keine Dinge an sich als wirklich vorhanden und den Erscheinungen zum Grunde liegend dürfen angenommen werden. Das Raisonnement hat also den großen Fehler, daß es mehr beweiset, als es beweisen sollte. Doch auch diese Behauptung, daß die Sinnenwelt in Dingen

an sich gegründet sey, wird bey Gelegenheit [illegible] zurückgenommen, und dagegen behauptet: „die Sinnenwelt „ist uns nicht als ein absolutes Ganze gegeben, welches seyn „mußte, (wenn sie ein Ding an sich selber wäre) sondern „successive in einer Reihe von Vorstellungen, und der Satz „der Caussalität ist nur in der Sinnenwelt von Bedeutung, „kann uns aber nicht dazu dienen, einen Grund von der „Sinnenwelt überhaupt zu finden. Denn da würde ich die „Frage beantworten müssen, wie Erscheinung in Raum und „Zeit überhaupt möglich sey, welche Beantwortung aber ganz „außerhalb der menschlichen Erkenntnißsphäre liegt.“ Da haben wir nun die oben gerügte Zweydeutigkeit der Kantschen Sätze von Erscheinungen und Dingen an sich wieder. In der That wird es dieser sonderbaren Theorie dadurch möglich ihren Bestreitern, wenn sie sie zu packen glauben, wie ein Aal zu entschlüpfen. Was will doch der Satz sagen: die Sinnenwelt ist uns nie als ein Ganzes gegeben? will er mehr sagen, als wir können sie nicht auf einmal überschauen, nehmen sie nur successive wahr, und können unsre Erkenntniß nie bis zum Ueberschauen des Ganzen erweitern? Ist dieß die Meynung, so ist dies freylich sehr wahr, aber sollte daraus folgen: also ist sie nicht ein Ganzes, also besteht sie gar nicht aus Dingen an sich, (die wir nach unsrer Manier, worin sehr viel Perspektive ist, anschaun,) also müßten wir gar nichts von unsern Vorstellungen verschiednes und unabhängiges annehmen, also giebt es lauter Copeyen ohne Originale, Erscheinungen ohne Dinge die erscheinen, und ohne Subjekte, denen sie erscheinen? Gut, so sind wir auf lauter Träumereyen und Täuschungen zurückgebracht? und wir können nichts anders als im strengsten Verstande Egoisten seyn. Liegt die Beantwortung der Frage, wie überhaupt Erscheinungen in Raum und Zeit möglich sind, ganz außer der menschlichen Erkenntnißsphäre, so ist es ein unverantwortliches Spielwerk mit Wörtern uns überall von Erscheinungen und Dingen an sich unterhalten, und auf diese Unterscheidung, (die, falls wir überhaupt nicht wissen, wie Erscheinungen möglich sind, für uns ganz verstandlos ist,) ein ganzes System bauen zu wollen. Wenn ich Erscheinung nenne, und will, daß dieses Wort überhaupt einen Sinn haben soll, so muß ich anzugeben wissen, wie und wodurch Erscheinungen von Dingen an sich zu unterscheiden sind, muß wenigstens eine Nominaldefinition davon geben und mehr brauchts

denn

denn auch überall nicht, um einzusehen, daß Erscheinungen und Dinge an sich gerade entgegengesetzt sind, daß Dinge an sich (entweder absolut oder relative genommen) nur durch eine Vorstellungskraft und nur in derselben Erscheinungen werden, daß aber eine Erscheinung, ohne etwas das erscheint, eine leere Träumerey und Täuschung sey u. s. w. Dies alles ist begreiflich und deutlich, und mehr brauchts auch nicht, um sich die Erscheinungen in Raum und Zeit überhaupt zu erklären. Wenn ich aber gerne alles zu Erscheinungen machen, die lästigen Dinge an sich gerne ganz wegschaffen, und nebenher meinen Erscheinungen gerne unvermerkt eine Art von eigner Subsistenz unterschieben möchte — ja dann muß ich sagen, daß nichts in der Welt unerklärlicher und unbegreiflicher ist, als eine solche Erscheinung. —

Laßt uns nun dem Prüfer in seinen einzelnen Erinnerungen gegen die Mendelssohnischen Beweise, wie er sie in syllogistischer Form aufstellt, nachgehen. Durch das Vorhergehende haben wir uns die Gegenprüfung etwas erleichtert und abgekürzt. Der erste Syllogismus heißt: **Alles was ist, hat nothwendig seinen zureichenden Grund. Nun ist eine Sinnenwelt, oder wenigstens ich selbst; also haben die Sinnenwelt und ich einen zureichenden Grund.** — Dieser Syllogismus soll lauter bedeutungslose und falsche Sätze enthalten. Der Obersatz soll in der Ausdehnung, in welcher er hier genommen wird, völlig unbrauchbar seyn, und müßte eigentlich so heißen: „jede Erscheinung in der Sinnenwelt setzt eine andere Erscheinung zum voraus, worauf „jene nach einer Regel gefolgt ist.“ Der Untersatz soll darum falsch seyn, weil er das **ist** objektiv nimmt, so daß Sinnenwelt und meine Person oder Ich als Dinge an sich angesehen werden. Es müßte so heißen: „Es giebt eine Folge von „Erscheinungen, und ich nehme selbst mich in der Zeit und im „Raum wahr.“ Und nun müsse auch der Schlußsatz so eingeschränkt werden: „folglich müssen sowohl vor jeder Erscheinung, als vor mir selbst Erscheinungen vorhergegangen seyn, „auf welchen das Daseyn anderer und mein eignes gefolgt „ist — denn das Wort zureichend, welches sich im Ober- „und Schlußsatz findet, kann bloß stehen bleiben, in sofern es „uns zum Aufsuchen der vollständigen Reihe der Ursachen auf- „fordert, ohne daß dadurch bestimmt wird, daß diese Reihe „auch schon nothwendig objektiv gegeben sey.“ — Man

sieht auch hier, daß alles, was eingewandt wird, sich auf die vorgeblich erwiesene Richtigkeit der Kantischen Theorie so stützet, daß wenn diese wegfallen sollte, auch die Einwürfe alle Kraft verlieren. Nur nach der bekannten Hypothese von R. und Z. und der Kantischen Lehre von Erscheinung und Dingen an sich können die verschiedenen Sätze des Syllogismus als falsch und bedeutungslos angesehen werden, sonst sind sie es gewiß nicht. Nur nach dieser Hypothese ist es möglich, nicht etwa bloß die Sinnenwelt, (denn deren wirkliches und für sich bestehendes Daseyn konnte Mendelssohn allenfalls dem Skepticismus preis geben) sondern uns Selbst, in sofern wir denkende Wesen sind, für bloße Erscheinungen d. i. für solche Objekte zu halten, die kein vom Denken unabhängiges Daseyn haben, nur in Vorstellungen und nur durch Vorstellungen existiren. Für jeden andern Philosophen ist dies, worauf sich alle Einwürfe stützen, und wovon sie alle ihre Kraft hernehmen, ein ganz verstandloser, widersinniger und unverdaulicher Satz. Ja, wollte der Schüler dem Lehrer nicht widersprechen und consequent seyn, so mußte er die hier gegebene Einschränkung des Mendelssohnschen Ober- und Untersatzes billig ferner so berichtigen: Jede Erscheinung in der Sinnenwelt setzt nicht nur eine andere Erscheinung zum voraus, auf welche jene nach einer Regel gefolgt ist, sondern alles dies Scheinwesen setzt etwas zum voraus, was nicht mehr Schein oder Erscheinung ist, (denn die Sinnenwelt muß nach einem von Kant festgestellten Grundsatze, nicht so angesehen werden, als begränze sie sich selbst, d. i. als sey sie sich selbst genug, als gäbe es bis ins Unendliche nichts als Sinnenspiel und Scheinwesen) nicht mehr bloß in Vorstellungen und durch Vorstellungen existirt, sondern ein von allen Vorstellungen unabhängiges für sich bestehendes Daseyn hat, worin eben alle jene Erscheinungen gegründet seyn, oder ihre Ursache finden müssen. Und jeder Philosoph, der nicht wie Kant Raum und Zeit für bloß subjektive Formen der menschlichen Sinnlichkeit hält, und eine Außenwelt als wirklich außer uns vorhanden glaubt, wird in der Berichtigung noch weiter gehen, und es auch höchst wahrscheinlich finden, daß jeder wahrgenommenen Veränderung in der Sinnenwelt, jeder Verschiedenheit der Erscheinungen eine angemessene Veränderung und Verschiedenheit in der Verstandeswelt, oder den zum Grunde liegenden Dingen an sich entspreche. — Und so bliebe dann Mendelssohns Schluß in seiner völligen

Bedeutung und Kraft stehen, und bedürfte jener Kantischen Einschränkung gar nicht. Mendelssohns zweyter Schluß ist dieser: **Wenn irgend etwas wirklich ist: so ist auch etwas nothwendigerweise. Nun aber bin ich oder die Sinnenwelt wirklich; folglich ist auch etwas nothwendigerweise.** Hierüber merkt nun Hr. J. an: „auf „diesen zweytem Schlusse beruhet eigentlich das ganze Argu„ment, denn vermittelst desselben will man sich den Weg aus „der Sinnenwelt zu Etwas bahnen, das nicht mit zur Sin„nenwelt gehören kann, weil in derselben nichts angetroffen „wird, dessen Nichtseyn sich nicht denken ließe, und welches „also dem Begriffe vom Absolutnothwendigen entspreche. „Man wandert also in das Reich der Begriffe hinüber, und „findet keinen, der für das nothwendige Daseyn paßte, als „den Begriff des allerreellsten Wesens, und da man nun schon „als ausgemacht annimmt, daß Etwas nothwendigerweise „existiren müsse; so steht man nicht an, diesem Begriffe ob„jektive Realität zuzuschreiben, und zu glauben, daß ein „Wesen wirklich vorhanden seyn müsse, welches diesem Be„griffe korrespondirt.“ Und warum, frage ich, sollte man hiezu nicht berechtigt seyn? Schon Locke setzte bey seinem Beweise für das Daseyn Gottes dies als einen unleugbaren Grundsatz voraus: Wofern etwas ist, so ist auch etwas von Ewigkeit oder immer gewesen, und man sieht, daß dieß von Ewigkeit seyn nur ein andrer Ausdruck für absolut nothwendig seyn ist. Ja unser Verf. gesteht selbst: „wir kön„nen nun zwar nicht leugnen, daß wenn man, wie im Ober„satz des zweyten Schlusses geschehen ist, voraussetzt, daß „etwas wirklich sey, man nothwendig zu der Folgerung ge„zwungen werde, daß auch irgend etwas nothwendig existire; aber gleich nach diesem Geständnisse sucht er den Vortheil, den sein Gegner daraus ziehen konnte, ihm wieder durch folgende Vorstellung zu entreißen: „Nun mag ich aber den „Begriff von einem existirenden Dinge annehmen, welchen „ich will, so finde ich niemals, daß ich mir dessen Daseyn „als nothwendig vorstellen müsse, sondern ich kann mir auch „das Nichtseyn desselben denken. Ich muß also zwar zu dem „Existirenden überhaupt etwas Nothwendiges annehmen, „kann aber kein einziges Ding in der möglichen Erfahrung „als an sich nothwendig denken, kann niemals sagen: hier „ist das nothwendige Ding.“ — Hr. J. muß es, wie es scheint, wider seinen Willen gestehen: wofern etwas wirklich ist,

ist, muß auch etwas nothwendig, d. i. zu aller Zeit (nach Hrn. K. eignen Definitionen vom Nothwendigen) wirklich seyn, und freylich, wenn man nicht das Gegentheil, daß Etwas von Nichts durch Nichts nur aus Nichts entsprungen oder wirklich geworden, annehmen will, muß man es wohl zugeben; aber er kann sich doch das Daseyn irgend eines Dinges in der Erfahrung ohne Nothwendigkeit gedenken, ja er kann das Prädikat nothwendig nicht in dem Begriff des Daseyns finden. — Dies, sage ich, ist nun auch gar nicht nöthig, auch nicht möglich, denn da wir auch ein zufälliges Daseyn kennen, so konnte der Begriff des Daseyns, zu dem sich beydes das Prädikat des Nothwendigen und des Zufälligen paßet, unmöglich Nothwendigkeit, als bereits in sich eingeschlossen enthalten. Vom Daseyn also schlechthin betrachtet, läßt sich beydes prädiciren. Nur vom Daseyn als nothwendig angenommen, läßt sich nicht mehr das Gegentheil gedenken, denn die Möglichkeit des Nichtseyns ist durch das Prädikat nothwendig ausgeschlossen. Was wollen wir aber auch überhaupt durch Analyse aus dem Begriffe Daseyn herausbringen, da wir gestehen müssen, daß es für uns ein schlechthin einfacher und unauflöslicher Begriff ist? Wenn wir also nur durch anderweitige Gründe genöthigt sind, ein nothwendiges Daseyn anzunehmen, so würde es thöricht seyn, über den für uns unauflöslichen Begriff vom Daseyn zu grübeln, um irgend ein Prädikat oder sein Gegentheil darin zu entdecken; genug, weder nothwendig noch zufällig stehet mit demselben in Widerspruch, denn ein Daseyn zu aller Zeit läßt sich völlig so gut denken, als ein Daseyn zu irgend einer bestimmten Zeit, ein Daseyn das nie angefangen hat, und nie endigen wird, völlig so gut, als ein Daseyn, das einen Anfang und ein Ende hat. Ich muß, meynt Hr. J. zwar zu allem Existirendem überhaupt etwas Nothwendiges annehmen, kann aber kein einziges Ding in der möglichen Erfahrung als an sich nothwendig gedenken, kann niemals sagen: hier ist das nothwendige Ding. — Also weil das nothwendig existirende Ding nicht in einer möglichen Erfahrung gegeben ist, noch gegeben werden kann, weil ich es nie sehen und betasten und so sagen kann: sehet, hier ist das nothwendig existirende Ding; also giebt es auch kein solches Ding — wofern dies überall etwas beweisen soll, so setzt es den Kantischen Lehrsatz: nichts ist wirklich vorhanden, als was in einer möglichen Erfahrung, oder die Erscheinung in Raum und Zeit

kann

kann gegeben werden, voraus, und so läuft das, was Hr. J. wider den Satz: wenn irgend etwas wirklich ist, so ist auch etwas nothwendigerweise — vorbringt, auf eine handgreifliche Petitionem Principii hinaus. Aber diese Einwendung enthält auch einen Widerspruch mit sich selbst. Denn es wird zugleich zugegeben, daß man zu allem existirenden etwas Nothwendiges annehmen müsse, aber auch zugleich geleugnet, weil sich ein solches nicht finden lasse — wie hebt denn Hr. J. diesen Widerspruch? Er findet dazu kein ander Mittel als dieses, die Begriffe vom Zufälligen und Nothwendigen für ganz leere, auf gar keine wahre und reelle Gegenstände sich beziehende Vorstellungen zu erklären. „Dieses Räthsel, sagt er, „kann nicht anders aufgelößt werden, als wenn man annimmt, „was unvermeidlich daraus folgt" (nämlich wenn man Kantische Hypothesen für apodiktisch erwiesene Wahrheiten hält) „daß Nothwendigkeit und Zufälligkeit nicht die Dinge selbst „angehn und treffen müssen, weil sonst ein Widerspruch (nach „Kantischen Principien) vorgehen würde, sondern daß es „bloße Verstandesregeln sind, die in der Sinnenwelt unsre „Erkenntniß leiten sollen — das absolutnothwendige Ding „kann also eine bloße Idee seyn, deren objektive Realität zu „erweisen uns ganz unmöglich ist, ob es gleich eben so ver„geblich seyn würde, darzuthun, daß diesem Begriffe gar kein „Objekt entsprechen könnte. Nur langt unser Begriff nicht „zu, um aus ihm die objektive Realität mit Gewißheit schlie„ßen zu können." Man sieht es, dies Mittel den Widerspruch zu heben, und zugleich die Ungereimtheit, daß aus Nichts von Nichts und durch Nichts etwas wirklich werde, wegzuschaffen oder verschwinden zu machen, ist heroisch, und der Knoten wird sehr gewaltsam zerhauen. Indessen, wenn es wirkliches Daseyn giebt, so muß von zweyen gerade entgegengesetzten, sich ausschließenden Prädikaten, (davon keines dem Objekt, dem es zugeschrieben wird, widerstreitet) eins von beyden der Nutzen beygelegt werden können, nothwendig oder zufällig, und alle Künsteley ist vergebens uns zu verbieten, auf Dinge, sie existiren nun als Erscheinung oder an sich selbst, diese auf Daseyn sich beziehende Prädikate anzuwenden. Dabey bleibt alles was von dem anderweitigen Nutzen dieser Begriffe, als Regeln des Verstandes betrachtet, gesagt wird, in seinem Werthe, solche Regulative können sie immer seyn und bleiben, sie mögen übrigens objektiv gültig seyn oder nicht, nur daß man in dem ersten Falle, wenn

sie sich nämlich auf reelle Objekte beziehen, noch den Vortheil hat, daß man nicht eine Täuschung durch ganz leere Begriffe annehmen darf, und nicht nöthig hat, diese Begriffe den Begriffen vom Stein der Weisen, von einer Universalarzney und vom Pulver der Unsterblichkeit gleich zu schätzen. (Wir setzen nun noch die übrigen Syllogismen her, worin Hr. J. den Mendelssohnschen Beweiß a contingentia mundi darstellt, um noch einige seiner Einwendungen dagegen zu beleuchten.) Der dritte Schluß: Alles was zufälliger Weise ist, ist nicht nothwendiger Weise. Nun bin ich und die Sinnenwelt zufällig (denn das Nichtseyn von beyden ist denkbar) folglich ist das Daseyn keines von beyden nothwendig. Der vierte: Alles Zufällige muß aber einen nothwendigen hinreichenden Grund haben. (Der nicht in dem Zufälligen liegt, indem man sonst nie absolute Totalität, folglich keinen hinreichenden Grund erkennen könnte.) Nun ist sowohl die Welt als mein Ich zufällig, also haben sie ihren nothwendigen hinreichenden Grund des Daseyns außer sich. — Der fünfte Schluß: Kein Grund kann der hinreichende seyn, als das absolut nothwendige Wesen. Nun ist die Sinnenwelt nicht das absolut nothwendige Wesen, folglich ist sie nicht der hinreichende Grund ihres Daseyns. Der Sechste: Das absolut nothwendige Wesen kann kein anders seyn, als das allerreellste Wesen. Nun ist das absolut nothwendige Wesen nothwendig da, also auch das allerreellste Wesen, oder: Gott ist das absolut nothwendige Wesen. — In Absicht auf den dritten und vierten Schluß findet Hr. J. noch folgende versteckte Fehler: 1) „werden die Begriffe von nothwendig und zufällig so gebraucht, als ob sie auf das reelle Daseyn der Dinge gehen, sondern welches doch nach Obigen nicht statt findet.“ Dieß muß allerdings statt finden, denn wenn es existirende Dinge giebt, müssen sie eins von beyden zufällig oder nothwendig existiren. — 2) „Herrscht allenthalben die alte Voraussetzung, als ob Ich und Sinnenwelt gegebne ganze Dinge an sich wären, welches wiederum falsch ist.“ Nicht falsch, wenn die Sinnenwelt aus mehr als aus sachleeren und bodenlosen Vorstellungen bestehet, und das Denken und denkende Wesen, Sache oder Ding an sich seyn müssen. — 3) „Ist das Gesetz der Caussalität wieder konstitutiv gebraucht, „da es doch nur regulativ ist.“ — Es muß als konstitutiv

gebraucht

gemacht werden, sonst bestehe die Sinnenwelt in leeren Vorstellungen, die sich auf nichts beziehen, und an nichts haften. — In Absicht auf den fünften und sechsten Syllogism merkt der V. noch an, daß er sie bey Gelegenheit des Beweises a priori aus bloßen Begriffen noch einmal beleuchten werde. Hier aber erinnert er, „daß da das absolut Nothwendige bloß eine regulative Idee im Verstande sey, und „ihr überall kein Objekt gegeben seyn könne, es auch eine ganz „verlorne Mühe sey, ein Objekt dazu aufzusuchen, wie vermittelst des fünften und sechsten Schlusses geschehn." — Ich bewundere hier nur den ganz unvorbereiteten Uebergang aus der bescheidenen Skepsis zu dem dreisten Dogmatismus. Vorher hieß es: das absolut nothwendige Wesen kann eine bloß regulative Idee seyn, deren objektive Realität zu erweisen uns ganz unmöglich ist; ob es gleich eben so vergeblich seyn würde, darzuthun, daß diese Begriffe dem Objekt entsprechen könnten — Hier heißt es: es ist eine bloß regulative Idee, zu der man vergebens sich ein Objekt suche, weil sich ein solches gar nicht finden lasse. — Wie diese dreiste Verneinung eine möglich aufzufindende Wahrheit nach spekulativen Gründen mit der nachmaligen Auffindung derselben nach moralischer Absicht zu vereinbaren sey, davon noch am Ende ein Paar Worte. —

Hierauf schreitet nun Herr J. zu der Prüfung des neuen von Mendelssohn gegebenen Beweises für das Daseyn Gottes, den er zur bessern Uebersicht gleichfalls in syllogistischer Form vorträgt. 1) Alles Mögliche muß als möglich, und alles Wirkliche als wirklich gedacht werden; nun aber kann nur der vollkommenste Verstand alles Mögliche und alles Wirkliche denken, folglich giebt es einen vollkommensten Verstand. Den Untersatz giebt Hr. J. zu — die erste Hälfte des Obersatzes wird durch folgende zwey Vernunftschlüsse erwiesen: 2) a. Möglich ist alles dasjenige, was einmal objektiv unter gewissen Umständen wirklich werden kann; nun aber ist dasjenige, was wirklich werden kann, noch nicht wirklich, folglich ist das Mögliche nicht wirklich, d. i. es findet sich nicht als objektive Eigenschaft an den Dingen. 3) b. Was nicht objektiv wirklich ist, das hat bloß ein idealisches Daseyn; nun sind Möglichkeiten nicht objektive Wirklichkeiten, folglich haben sie ein bloß idealisches Daseyn, oder sie sind bloß im Verstande, und sonst nichts. Alle Möglichkeiten müssen also gedacht werden,

den,

den, oder sie sind sonst nichts. — Dieß war die erste Hälfte des Obersatzes von N. 1. Daß nun das Wirkliche auch gedacht werden müsse, beruht auf folgenden Schluß: 4) a. Alles, was wirklich ist, muß zu gleicher Zeit denkbar seyn, oder (welches einerley ist,) möglich; nun aber muß alles Mögliche auch wirklich gedacht werden, vermöge N. 3, folglich alles wirklich. 5) b. Wäre das Wirkliche nicht denkbar oder nicht möglich, so hätte es widersprechende Prädikate. Was widersprechende Prädikate hat, ist nichts; folglich wäre das Wirkliche nichts, welches absurd ist. Das Gegentheil muß also wahr seyn, und das Wirkliche muß so gut, wie das Denkbare, gedacht werden. — Es muß, wie Hr. J. vorläufig anmerkt, in dem Gebrauch der Wörter möglich und wirklich ein Fehler verborgen liegen. Mendelsohn habe ganz richtig gezeigt, daß möglich kein Prädikat sey, das sich objektiv in den Dingen finde; er hätte eben dieses auch von dem Begriffe wirklich sagen können. Wirklichkeit und Möglichkeit setzen nämlich Prädikate, welche den Begriff, in so fern er das Objekt bestimmen soll, nicht im mindesten vermehren, sondern es wird dadurch bloß ein Verhältniß der zu erkennenden Objekte zu unserm Erkenntnißvermögen ausgedrückt; hieraus erhelle aber auch zugleich, daß diese Begriffe bloß aus Erfahrung bezogen werden können, und daß sie außerhalb derselben gar keine reale Bedeutung haben. Möglich heiße daher alles, was irgend einmal von uns unter gewissen Bedingungen entweder unmittelbar, oder durch Erfahrungsregeln im Raum und in der Zeit erkannt werden kann; wirklich sey alles das, was unsrer Empfindung correspondirt, entweder selbst unmittelbar wahrgenommen wird, oder nach den Gesetzen der Erfahrung mit ihr zusammenhängt.

Nach diesen vorläufigen Bemerkungen des Hrn. J. über Möglichkeit und Wirklichkeit sollte man vermuthen, daß er das obige Argument nicht mit Vortheil angreifen könne. Er setzt gewissermaßen die nämlichen idealischen Principien voraus, die er selbst zum Grunde legt, und scheint in der That vielmehr ein argumentum ad hominem für die transscendentalen Idealisten als ein allgemein brauchbarer Beweis zu seyn. Auch merkt man dem Prüfer bey Bestreitung desselben einige Verlegenheit an, die ihn dahin bringt, daß er seine bisher so fleißig angewandten Lieblingssätze von Erscheinung und Dingen an sich u. s. w. hier nicht nur ganz bey Seite legt, sondern

sogar

sogar das Gegentheil davon anzunehmen scheint. Das Hauptsächlichste nämlich, was er dem neuen Mendelssohnschen Argument entgegensetzt, läuft hierauf hinaus. Er nimmt eine bloß subjektive und eine objektive Möglichkeit an. Versteht man die erstere, so giebt er zu, daß alles Mögliche müsse gedacht werden, weil es in bloßen Gedanken bestehet, (aber darin bestehen auch überhaupt alle Kantische Erscheinungen, sie sind bloße Vorstellungen,) und diese nicht außerhalb denkender Wesen herumschweben können. — (Nach diesem Bekenntniß müßte es also auch merklich vorhandene, von Vorstellungen verschiedne, unabhängige, für sich bestehende, denkende Wesen geben, sonst kommen wir nie auf einen festen Grund, sondern Vorstellungen stecken oder schweben in Vorstellungen, und diese wieder in Vorstellungen, und so bis ins Unendliche herum, und auch hieraus folgt, daß das denkende Wesen eine eigne Subsistenz habe, und die Vorstellungskraft eine ursprüngliche Kraft sey, folglich das Denken nicht Erscheinung seyn könne.) Versteht man aber unter möglich das objektive Mögliche, d. h. diejenigen Gesetze, nach welchen die Dinge zusammengesetzt werden, und ihre Wirklichkeit erlangen — (Hier kann ich nicht sehen, in welchem Sinne und mit welchem Rechte Hr. J. diese Gesetze objektiv nennen kann, sie sind ja nach seinem idealichen System bloß subjektiv, bloß Gesetze unsers Verstandes, und die Dinge selbst sind nichts anders, als unsere Vorstellungen nach Raum und Zeit, die unser Verstand nach seinen Gesetzen ordnet und zusammensetzet, und dadurch erst Erfahrung möglich macht, und sich wirklich sogenannte Objekte erst schaffet,) oder auch nur die Objekte, welche einmal zur Wirklichkeit kommen können, so ist gar nicht abzusehen, warum diese gedacht werden müßten. — Noch einmal, wie sich diese sonst ganz gegründete Unterscheidung und Bemerkung zu dem transcendentalen Idealismus paßt, ist nicht wohl einzusehen, dieß System kennt eigentlich keine andere (reale) Möglichkeit und Wirklichkeit, als die bloß von Anschauung und sinnlicher Wahrnehmung abhängt, und lediglich darin besteht, die folglich anschaubar und gedenkbar seyn muß. Denn auf Dinge an sich können die Begriffe Möglichkeit und Wirklichkeit, die außerhalb der Erfahrung gar keine reale Bedeutung haben sollen, gar nicht bezogen werden, folglich kennt dieß System keine andere reale Möglichkeit und Wirklichkeit, als gerade eine solche, wie sie Mendelssohn in seinem Argument voraussetzt, eine solche,

 die

die im Anschauen und Denken besteht. Es scheint also, wie gesagt, als ob Mendelssohn gegen diese Idealisten ex concessis habe disputiren wollen; aber er bedachte nicht, daß weil sie nicht nur die Aussen- und Körperwelt aufheben, sondern auch die Sinnen- und Geisterwelt zerstören, und der menschlichen Denkkraft keine eigne individuelle Subsistenz zugestehen, sondern unser Seelenwesen bloß auf eine Reihe fliessender Vorstellungen ohne Subjekt und Objekt reduciren, mit aller dieser Herablassung doch nichts gegen sie auszurichten seyn würde, so lange er sie nicht von der Ursprünglichkeit der Denkkraft und der individuellen Subsistenz ihres Geistes überzeugt hätte. Denn nur, nachdem es dem jüdischen Weltweisen hierin gelungen wäre, könnte er seine Gegner zu dem Geständniß bringen, daß, so, wie der menschliche Geist eine für sich bestehende denkende Substanz sey, der auf eine gewisse Anzahl von Vorstellungen eingeschränkt sey, so sey es wenigstens höchst wahrscheinlich, daß es immer höhere Denkkräfte und endlich eine höchste und vollkommenste, die alles Mögliche und Wirkliche mit ihren Vorstellungen umfassen, geben werde — Doch dieß nur beyläufig; ich merke weiter an, daß es sich mit uns andern Philosophen ganz anders, als mit den transc. Idealisten verhalte, wir nämlich dürfen obige Unterscheidung unter einer subjektiven und objektiven Möglichkeit und Wirklichkeit allerdings annehmen. Wir haben Dinge, die für sich bestehen, unabhängig von allen Vorstellungen, die man sich von ihnen macht, existiren. Warum diese, um wirklich zu seyn, erst von irgend einem Geiste müßten gedacht werden, davon ist kein Grund anzugeben. Auch selbst ihre Möglichkeit läßt sich als objektiv und von Gedanken unabhängig betrachten, und diese ihre objektive Möglichkeit besteht darin, daß in den Dingen selbst irgend ein Grund d. h. eine Fähigkeit, Anlage und Geschicklichkeit liegt, vermöge der unter günstigen Umständen und durch das Zusammentreffen mehrerer Ursachen irgend etwas wirklich werden kann, was kein Geist, wenigstens kein menschlicher Geist, für möglich gehalten hätte. Man kann hievon kein deutlicheres und überzeugenderes Beyspiel geben, als die neuerlich erfundene Luftschifffahrt. Alle bekannt gewordene Hypothesen, wodurch man sich diese Erfindung bisher als möglich erklären wollen, waren, so, wie alle desfalls gemachte Versuche, als ganz grundlos und unthunlich von Kennern erklärt worden; man hatte sogar die physische Unmöglichkeit der Sache zu beweisen geglaubt,

glaubt,

glaubt; (man sehe unter andern Eberts Naturlehre,) und siehe, die Luftschifffahrt muß so undenkbar d. i. so wenig mit physischen und mechanischen Kenntnissen und Erfahrungen vertragbar sie auch bisher den Naturkündigern geschienen habe, doch an sich möglich gewesen seyn, denn wäre sie es nicht gewesen, so würde sie nie wirklich geworden seyn. Und wodurch war denn diese Erfindung möglich, oder worin bestand ihre objektive Möglichkeit? Ohne Zweifel darin, daß es eine oder mehrere Luftarten gab, die specifisch leichter, als die atmosphärische Luft sind, daß der menschliche Geist die Fähigkeit hatte, diese specifische Leichtigkeit gewisser Luftarten zu bemerken, sie mit der atmosphärischen Luft zu vergleichen, und aus dieser Vergleichung Resultate zu ziehen, die ihn endlich zu der Erfindung der Luftschifffahrt führen mußten. Wollte man mir hier einwenden: es würde doch aber immer zur Möglichkeit dieser Erfindung erforderlich seyn, daß sie von irgend einem Geiste vorläufig als möglich gedacht worden, oder daß das Denken und Vorstellen als wesentlich zur Möglichkeit derselben müsse gerechnet werden, so antworte ich hierauf: freylich wär das Denken zur Luftschifffahrt, insofern sie eine menschliche Erfindung seyn sollte, nothwendig; aber durch alles dieses Denken würde doch nichts ausgerichtet seyn, wenn nicht von allem Denken unabhängig und vorläufig vor demselben eine specifisch leichtere Luftart existirt, und den Grund und Stoff zu allem Denken hergegeben hätte. Ohnedem kann man sich auch die Erfindung ganz zufällig denken, etwa so, wie die Montgolfiers darauf sollen verfallen seyn, oder daß etwa ein Ballon in ganz anderer Absicht, mit leichterer Luft angefüllt, den Händen desjenigen, der ihn anfüllte, entwischt, und sich so von selbst in die Luft gehoben hätte. Da würde also die Luftschifffahrt beynahe schon als wirklich gegeben seyn, ehe noch ein menschlicher Geist sie einmal als möglich gedacht hätte. Wollte man weiter einwenden, daß wenigstens ein höherer Geist sich die Möglichkeit dieser Erfindung hätte denken müssen, so gebe ich dieß in so fern zu, als dieser höhere Geist alle möglichen Luftarten und ihre verschiedene Schwere gekannt, selbige mit einander verglichen, und alle möglichen Resultate aus dieser Vergleichung gezogen hätte; allein alsdann wäre sein für möglich halten nicht der Grund und die erste Ursache der objektiven Möglichkeit oder der Verschiedenheit der Schwere verschiedner Luftarten, sondern vielmehr die Folge dieser Verschiedenheit, und seiner

Erkenntniß derselben gewesen. Wollen wir endlich auf einen höchsten und vollkommensten Geist uns berufen, durch dessen Denken diese Erfindung erst hätte möglich werden müssen, so würde dieß in der That eine Petitio Principii seyn, es würde nämlich schon vorausgesetzt, was doch erst bewiesen werden sollte; daß eine Sache, wie diese Erfindung, nicht innere Gründe der Möglichkeit habe, sondern sie erst durch das Denken eines höchsten Geistes erhalte. Kurz, wir müßten endlich zu dem äußerst widersinnigem Satze der Kartesischen Schule, daß das Denken Gottes erst die Möglichkeiten oder das Wesen der Dinge schaffe, unsre Zuflucht nehmen. — Dieß sind meine mir nicht unerheblich scheinende Einwendungen gegen diesen neuen Mendelssohnschen Beweis für das Daseyn eines vollkommensten Geistes. Es sind im Grunde ebendieselben, die Herr J. diesem Beweise entgegensetzt; aber, wie mich dünkt, ganz und gar nicht seinem System gemäß, sondern demselben vielmehr entgegen. Indessen bemühet er sich, in der Folge diese Beweisart näher mit seinem System zu vergleichen, und findet, wie er es denn auch nicht wohl anders konnte, viel Wahrheit in den Hauptsätzen desselben, so, daß man immer das Resultat desselben als eine bloße Hypothese könne stehen lassen. Aber durch alles, was er hier vorbringt, benimmt er mir meinen Zweifel nicht, daß es ihm nach seinem Idealismus, vermöge dessen er keine wirklich vorhandene und realmögliche Dinge an sich, in so fern diese das Gegentheil von Erscheinungen seyn sollen, mit Gewißheit annehmen darf, nicht gebühret hätte, die obigen Einwendungen gegen Mendelssohn zu machen, zumal da er den Satz: alles Wirkliche muß als wirklich gedacht werden, mit diesen Worten zugiebt: „die Beziehungen können nicht eher „Beziehungen seyn, als bis ein denkendes Wesen, als das „nothwendige Correlatum, dazu da ist, und alle Beziehungen und Erscheinungen fallen gänzlich weg, wenn sie nicht „von einem denkenden Wesen erkannt werden. Alle Gesetze „für Erscheinungen befinden sich bloß in dem Menschen oder „seiner Erkenntnißart, und mit ihm würde die ganze Sinnenwelt verloren gehen." Erinnert man sich nun zugleich des Kantischen Satzes, daß durch den zur Kategorie der Modalität gehörigen Begriff von Wirklichkeit in dem Subjekt desselben oder dem Dinge, dem das Prädikat beygelegt wird, nichts Neues und Hinzukommendes, nichts, was nicht schon in dem Dinge, als bloß möglich betrachtet, gelegen, gesetzt,

 werde,

wurde, sondern daß es bloß dadurch und in sofern aus der Möglichkeit zur Wirklichkeit übergehet, daß es von einem denkenden Wesen als wirklich oder existirend da ist, anders angesehen wird, als damals, wie es bloß für möglich gehalten ward, so findet man, daß alles Existiren bloß in einer gewissen Art, sich einen Gegenstand vorzustellen, nach dieser Theorie, bestehen könne, daß sie folglich alles das, was Mendelssohn bey seinem neuen Beweise vom Wirklichen und Möglichen annimmt, voraussetze und bestätige. Wenn nun gleich Hr. J. zu dem Obigen hinzusetzt: „dessen unerachtet „können die Dinge selbst noch immer fortdauern, und ihre „Existenz würde ganz unangetastet, wenn schon das Denken „wegfiele, welches wir selbst bloß als Erscheinung kennen;“ so kann dieß doch nur von Dingen an sich, ihrer Möglichkeit und Wirklichkeit gelten; da es aber mit diesen nach dem Transc. Idealismus so äußerst mißlich aussieht, daß wir ihnen weder eine reale Möglichkeit noch Wirklichkeit beylegen dürfen, die Voraussetzung ihrer Existenz, folglich für bloß denkbar und für eine bloße Hypothese zu halten ist, so ist das, was Hr. J. die Kantische Philosophie dem bisher ununtersuchten Mendelssohnschen Beweise entgegen setzen läßt, von keinem solidern Grunde, und von nicht mehrerer Bedeutung als die Hypothese, daß es Dinge an sich und eine Verstandeswelt giebt.

Wir wenden uns nun zu der Prüfung des letzten Beweises für das Daseyn Gottes, jenes berühmten Beweises a priori, welchen der Bischof Anselmus zuerst vorgebracht, des Cartes wieder hervorgesucht, Leibnitz ausgebessert, und der in der Leibnitzischen Schule bisher als ein Hauptbeweis vorgetragen worden. Wenn Hr. J. nach seinem Lehrer erinnerte, daß dieser Beweis mit dem ersten a contingentia mundi gewissermaßen zusammenfalle, so ist diese Bemerkung ganz richtig, aber auch bereits von andern gemacht worden. In der That, so bald ich den Begriff eines absolut nothwendigen Wesens gedenke, so fällt in Ansehung eines solchen Wesens Möglichkeit und Wirklichkeit in eins. Die Möglichkeit setzt hier die Wirklichkeit voraus, oder fordert sie unumgänglich; denn wäre dies nicht, so müßte ein solches Wesen einen andern Grund seiner Möglichkeit und wieder einen andern Grund seiner Wirklichkeit haben, d. i. es müßte abhängig bedingt, und nicht absolut nothwendig seyn. Da dies aber wider die

Voraussetzung ist, so kann ein solches Wesen keinen andern Grund seiner Wirklichkeit haben, als seine Möglichkeit, daher wenn es möglich ist, muß es auch eben darum wirklich seyn. Um dieser Folgerung auszuweichen, müßte man den Begriff eines absolut nothwendig existirenden Wesens, ob er sich gleich ganz wohl gedenken läßt, für bloß willkührlich, für ganz leer und für ein Hirngespinst erklären. Allein, wenn man nun doch in diesem Fall gezwungen wäre, das Gegentheil dieses Begriffs, nämlich den Satz zuzugestehen: es existirt etwas von Nichts, aus Nichts und durch Nichts, und dieser Satz offenbar ungereimt und undenkbar ist; so müßte man, da man nur zwischen beyden, jenen freylich unbegreiflichen Begriffe von einem absolut nothwendig existirenden Wesen, und dem ungereimten Satze, daß Nichts Etwas geworden — zu wählen hat, entweder sich einer Unbegreiflichkeit unterwerfen, oder eine Ungereimtheit verschlucken, wir müssen uns also wohl zu dem ersten entschließen,*) und dann müssen wir freylich gestehen, daß der sogenannte Schluß a priori zwar mit dem a posteriori in der Hauptsache zuletzt zusammenfällt, aber dennoch bey weitem nicht eine so leichte und vortheilhafte Wendung habe, als die letztere. Wir halten uns übrigens nicht dabey auf, die Einwürfe, die Hr. J. gegen diese Beweisart vorbringt, in sofern sie schon bey Untersuchung der ersten vorgekommen waren, zu wiederholen. Ich kann auch nicht finden, daß er gegen den Beweis a priori irgend etwas vorbringt, was nicht schon bey dem a posteriori vorgebracht worden. Die Hauptsache läuft darauf hinaus: „das Seyn „müsse und könne nie aus dem Begriffe selbst, sondern müsse „anders woher erhellen," — zugegeben bey allen andern Dingen, nur das absolut nothwendige ausgenommen — „man

„lege

*) Vor einer Unbegreiflichkeit mehr oder weniger sollte sich billig die Kantische Schule nicht so ängstlich scheuen, sie, die uns in der unbedingten Nothwendigkeit ihres moralischen Imperativs eine Unbegreiflichkeit von der nämlichen Art aufdringt. Ihr kathegorischer Imperativ kann gleichfalls nie in einer Erfahrung gegeben werden, so wenig als unser absolut nothwendiges Daseyn; von jenem läßt sich nichts weiter als seine Unbegreiflichkeit begreifen, und gerade dieß können wir auch nur von dem nothwendig existirenden Wesen begreifen, nämlich wir können einsehen, daß es so seyn muß und nicht anders seyn kann, wenn wir nicht ein Entstehen aus Nichts zugeben wollen.

[illegible] in den Begriff eben das Daseyn [illegible], und
„wickle es alsdann blos wieder heraus. Der Begriff eines
„Dinges sey niemals das Ding selbst, sondern man müsse sa-
„gen können: hier ist das Ding, es müsse gegeben seyn.
„Von dem realsten Wesen aber habe man nichts, als den Be-
„griff, und ihm sey überall kein Objekt gegeben, und doch sol-
„le aus ihm auf ein Objekt, noch dazu a priori geschlossen
„werden. — Zwar wenn man die Existenz aus dem Begriff
„wegschaffen wolle, so entstehe ein Widerspruch, aber dieser
„Widerspruch betreffe blos den Begriff. Wenn ich aber den
„ganzen Begriff aufhebe, und erst einen Beweis von der rea-
„len Möglichkeit und dann der realen Wirklichkeit des Ob-
„jekts verlange, so begehe ich keinen Widerspruch." — Doch
ich halte mich bey diesen Raisonnements nicht auf, wobey
offenbar der Kantische Satz, daß jeder Begriff, so unwider-
sprechlich auch derselbe sich unserm Verstande aufdringe, schlech-
terdings für leer und unbedeutend zu halten sey, wofern ihm
nicht in der Erfahrung ein Gegenstand gegeben werden könnte,
vorausgesetzt wird, auf den sich Herr J. auch hier namentlich
bezieht. Es mag mit denjenigen genug seyn, was oben er-
innert worden.

Endlich kommen wir auf das letzte Resultat der Unter-
suchungen des Verf. über das Daseyn Gottes. Nachdem er
von der Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit, und dem großen
Werth der Erkenntniß Gottes etwas, und zwar eher zu viel
als zu wenig gesagt hatte, wirft er die Frage auf: „Wenn
man überall keine gewisse Ueberzeugung von dem Daseyn eines
zu unserer Beruhigung so unentbehrlichen Wesens zu erlangen
ist, werden wir nicht immer ganz und gar in dem Meer des
Zweifels versinken, und werden wir uns je von festen Grund-
sätzen können leiten lassen, wenn selbst die festesten auf einem
so schwachen Grunde, als Einbildung ist, beruhen?" Die-
se Frage beantwortet er völlig dem Kantischen System gemäß,
daß unser Glaube an das Daseyn Gottes gar nicht von specu-
lativen Beweisen abhänge, und nichts verliere, wenn diese
auch alle wegfallen sollten. Unser Fürwahrhalten des Da-
seyns Gottes sey vielmehr beydes, ein doctrinaler und ein
pragmatischer Glaube (doctrinal insofern er uns nicht zur
Handlung bestimmt, sondern blos unsre Vernunft in Unter-
suchung der Natur leitet, pragmatisch der uns zur Hand-
lung bestimmt), aber der jener, nämlich der doctrinale Glau-

de, durch manche Zweifelsgründe angefochten werden könnte, so sey es ein Glück für uns, daß es ein pragmatischer Glaube ist; und dieses gründet sich auf folgende Sätze: Man kann ohne Gefahr widerlegt zu werden, annehmen, daß jeder Mensch, oder auch jedes vernünftige Wesen, ein natürliches Interesse an der Moralität habe, indem es ausgemacht ist, daß er um desto freyer und vernünftiger ist, je mehr er sich durch Vernunft gegen alle sinnliche Antriebe entschließen kann, seine Handlungen den moralischen Maximen gemäß einzurichten, und daß eigentlich Jedermann den sittlichen Gesetzen gehorchen sollte. Der oberste Zweck der Sittlichkeit stehet also fest, den moralischen Gesetzen nämlich in allen Stücken Folge zu leisten." — (Scheint dies nicht, beyläufig gesagt, idem per idem zu seyn? Der höchste Zweck der Sittlichkeit ist, daß man sittlich seyn soll, denn den sittlichen Gesetzen durchgängig zu gehorchen, heißt sittlich seyn.) „Dieser Zweck „ist nicht willkührlich, sondern hängt der Natur jedes Men„schen an, so daß er ihn selbst als den größten und der Wür„de des Menschen angemessensten Zweck vorschreibe; und eben „durch diese Einsicht erst zum Interesse und zur Achtung ge„gen die Sittlichkeit bestimmt wird." (Auch dieses scheint mir idem per idem zu seyn, die Sittlichkeit hängt meiner Natur so an, daß ich die Sittlichkeit mir als höchsten Zweck vorschreiben muß, daher muß ich Achtung für sie haben — diese drey Redensarten scheinen mir mit verschiedenen Worten gerade einerley zu sagen.) „Nun ist aber nur eine einzige Be„dingung möglich, unter welcher dieser Zweck für mich und „überhaupt für die Menschen gültig werden kann, und wo„durch er mit allen Zwecken zusammenhängt, und diese ist: „daß ein Gott sey, und ein künftiges Leben. Ich weiß „auch ganz gewiß, daß Niemand eine andre Bedingung an„geben kann, unter der eine solche systematische Verbindung „aller vernünftigen Wesen durch gemeinschaftliche Gesetze mög„lich sey, als die ein gesetzgebendes Oberhaupt anzunehmen. „Da nun meine Vernunft mir gebietet, daß auch ich die sitt„lichen Gesetze als für mich gültig annehmen müsse, und die „Voraussetzung des Daseyns Gottes die einzige Bedingung „ihrer Gültigkeit ist, so werde ich unausbleiblich ein Daseyn „Gottes glauben, und bin sicher, daß diesen Glauben nichts „wankend machen könne, weil dadurch meine sittliche Grund„sätze selbst umgestürzt werden würden, denen ich aber gar „nicht entsagen kann, ohne die Würde der Menschheit über-

haupt

„haupt zu verläugnen, und in meinen eigenen Augen verab-
„scheuungswürdig zu werden.“ — Dies ist nun die Moral-
theologie, die uns statt der entrissenen speculativen wiederge-
geben wird. Das Geschenk wäre allerdings mit Dank zu er-
kennen, und würde ganz unschätzbar seyn, wenn wir nur
nicht eines theils befürchten müßten, daß sich Hr. Kant durch
die Zerstörung, die er im Felde der Speculation angerichtet,
den Anbau auf dem Grunde der Moral wo nicht ganz un-
möglich, doch ausnehmend schwer gemacht; nicht befürchten
müßten, daß er durch die Art und Weise, wie er uns die
speculativen Beweise für unsre wichtigsten Lehrsätze entrissen,
gleichsam die Glaubenshand gelähmt hätte, womit wir dies
neue Geschenk, das er uns darbietet, ergreifen sollen; und
wenn sich anderntheils gegen diese neue Moraltheologie selbst
nicht noch so manches einwenden ließe. —

Da ich mich einmal auf eine Gegenprüfung eingelassen
habe, so will ich in Absicht auf beyde Punkte einige meiner
hauptsächlichsten Bedenklichkeiten hersetzen, mit dem Wun-
sche, daß man sie mir benehmen möge. Was nun das erste,
nämlich die Möglichkeit und Schicklichkeit einer Wiederauf-
baue, nach den angerichteten Verwüstungen anbetrift, so
merke ich an, daß der dreiste dogmatische Ton, den Hr. Kant
und seine Schüler beym Bestreiten der bisherigen speculativen
Philosophie so oft statt des bescheidenern Zweifels annehmen,
und wie es scheint, vermöge ihrer Prämissen annehmen müs-
sen, dieser Wiederaufbaue keinesweges beförderlich seyn könne.
Wenn es der Kantischen Philosophie gelingt, mich von der
unumstößlichen Gewißheit ihrer transcendentalen Aesthetik,
und dieser zufolge auch davon zu überzeugen, daß alle Ver-
standesbegriffe sich nur auf Erscheinungen beziehen und bezo-
gen werden müssen, alle Vernunftideen, insofern ihnen in
Raum und Zeit kein Gegenstand angewiesen werden kann,
blos Verstandesregeln sind, auf kein reales Objekt gehen, und
es ein Mißbrauch ist, sie als objektiv gültig annehmen zu wol-
len; was wird denn die praktische Vernunft bey mir ausrich-
ten,*) wenn sie nur gerade thut, was das kritische Gesetz

 ver-

*) Gesetzt, daß man den Ideen und Grundsätzen der prakti-
schen Vernunft auch den Vorzug vor den Ideen der specu-
lativen Vernunft einräumen wollte, nicht wie diese blos re-
gulativ, sondern auch constitutiv und objectiv gültig zu seyn,
ein Vorzug, der sich indessen in nichts als in dem größern In-
[illegible] teresse,

verbieten, wenn sie mir das allerrealste Wesen, als den objectiv gültigen Gegenstand eines leer seyn sollenden Begriffs aufstellt? Entweder das Principium: die Verstandesbegriffe dürfen nicht über das Feld der Erfahrung hinausgedehnt werden, und sobald dies geschieht, sind sie für leer zu achten — ist nicht allgemein, und als allgemeingültig nicht zu erweisen, oder ist es als allgemeingültig auch apodiktisch erwiesen; so ist das Vorgeben der praktischen Vernunft, daß es dennoch außerhalb der Erfahrung ein reales Objekt dieser Begriffe, und zwar das allerrealste nothwendig existirende Wesen gebe und geben müsse, als völlig grundlos zu verwerfen. Soll also die Kantische Philosophie sich in ihrer Zerstörung und Wiederaufbauung nicht selbst widersprechen; so muß gezeigt werden, daß sie blos skeptisch, nicht dogmatisch wider die objektive Gültigkeit der Vernunftideen außerhalb der Erfahrung, und die gültige Anwendung der Verstandesbegriffe auf Dinge an sich — sich erkläre; und so müßten die Einwendungen der Critik gegen die speculative Theologie ohngefähr so lauten: Wir können es nicht apodiktisch erweisen, daß die Verstandesbegriffe und die Vernunftideen überhaupt, und die von Caussalität und einem absolut nothwendigen allerrealsten Wesen insonderheit, außerhalb der Erfahrung auf reale Objekte sich beziehen, und als objektiv gültig anzunehmen sind; vielleicht gehen die Verstandesbegriffe blos auf Erscheinungen, und sind nur im Gebiete der Erfahrung brauchbar und gültig; und die Ideen sind vielleicht blos regulativ, nicht aber constitutiv — zwar läßt sich diese Vermuthung ebenfalls nicht apodiktisch erweisen, es bleibt aber immer ein möglicher Fall; und darum kann die blosse Speculation das Daseyn Gottes nicht mit mathematischer Gewißheit darthun, sondern sie hat nur Wahrscheinlichkeiten anzuführen, die aber, wenn ihnen das praktische Interesse ein neues Gewicht giebt, und die moralische Vernunft sie unterstützt, zu einer hinlänglichen Gewißheit sich erheben, indem wir einsehen, daß wir jener Zweifel und entgegenstehenden Möglichkeit nicht zu achten haben — Wie aber, wenn uns die praktische Vernunft an eine Gott-

heit

teresse, das wir an dieser objektiven Gültigkeit nehmen, gegründet seyn kann. Dies aber kann kein gültiger Grund seyn, wofern nicht überhaupt das Interesse eines Satzes, oder seine Beziehung auf unsre Glückseligkeit ein Criterium der Wahrheit desselben seyn soll. Man sehe den 56. Bd. d. Bibl. und die oft angeführten Recensionen.

habe ein allerrealstes absolut nothwendiges Wesen, als an die zureichende Ursache beyder der Sinnen- und der Verstandeswelt glauben heißt, nachdem uns die speculative erwiesen hat, nicht blos, daß sie mit Gewißheit kein solches Wesen anzugeben wisse, sondern daß auch alle ihre Begriffe von Caussalität, und alle ihre sich auf die Gottheit beziehende Ideen, ihrem Grundgesetz zufolge, nicht außerhalb der Erfahrung ohne sich zu verirren, anzuwenden sind, daß sie also entweder auf Erscheinung bezogen und angewendet werden müsse, oder wenn dieses nicht geschieht, ganz leer sind, weil man vergebens außerhalb der Erfahrung reale Objekte suche; mit einem Worte, wenn die speculative Vernunft von der Critik geregelt, erweiset: es giebt schlechterdings keine andre Realitäten, als die uns in der Erfahrung gegeben werden, hingegen die praktische Vernunft glaubt, daß gerade das allerrealste Wesen außerhalb der Erfahrung liegt, und liegen müsse, so werden, wie mich dünkt, beyde, die speculative und die praktische Vernunft mit einander in Widerspruch gesetzt, und der menschliche Geist, in welchem sich beyde zu Einem denkenden Wesen vereinigen, wird gegen sich selbst in ein widerliegendes Verhältniß, und dadurch in die verwirrendste und peinlichste Verlegenheit gesetzt, aus der er sich schwerlich herausfinden kann. Dies scheint mir der wahre Fall mit der Kantischen Zerstörung und Wiederaufbaue zu seyn. Irre ich darin, so wünsche ich eines Bessern belehrt zu werden.

Bey dem, was sich gegen diese Moraltheologie selbst noch einwenden ließe, will ich mich nur mit folgenden Gegenerinnerungen begnügen. Es wird, wie man aus den obenangeführten Worten siehet, bey diesem aus der Moral hergenommenen Beweise für das Daseyn Gottes als ausgemacht angenommen, daß Sittlichkeit der höchste Zweck (Zweck an sich selbst) des Menschen sey. Hier will ich nun nicht einmal darauf bestehen, daß Glückseligkeit (als das unstreitig mächtigere und gebieterischere und allgemeinere Princip) auf diesen Rang des höchsten Zwecks mit wenigstens gleichem Rechte Anspruch machen könne, einem Rechte, das durch alles, was Hr. Kant für den Vorzug der Sittlichkeit vorgebracht hat, mir noch bey weitem nicht widerlegt zu seyn scheinet. Ich will es vielmehr einstweilen mit ihm annehmen, daß wirklich Sittlichkeit der höchste, und Glückseligkeit nur ein untergeordneter Zweck sey. Aber wichtiger ist hier die Frage: ob

diese

diese zween Endzwecke wesentlich, oder nur dem Schein nach,
verschieden sind, wenn wir mit möglicher Kenntniß und Ein-
sicht hier in diesem Leben die Glückseligkeit verfolgen, wir sie
nur auf dem Wege der Tugend suchen müssen, und nur auf
diesem Wege finden können, oder ob wir durch einen andern
Weg, etwa der Unsittlichkeit und des Lasters, zu derselben
gelangen, wo nicht müssen, doch können, mit einem Wor-
te, ob wir einer Naturanlage zufolge, schlechterdings weise,
rechtschaffene und sittlich gute Menschen werden müssen, wenn
wir glückselig seyn wollen, oder ob Tugend mit Glückseligkeit
nichts zu thun hat, wir wenigstens beym Laster und der Un-
sittlichkeit zur Glückseligkeit eben so geschickt sind, als beym
Gegentheil. — Eins von beyden muß wohl angenommen
werden, entweder hat die Sittlichkeit eine natürliche Bezie-
hung auf Glückseligkeit, sie nämlich nicht nur zu verdienen,
sondern auch wirklich hervorzubringen, oder nicht. — Ist
das letztere, so hat offenbar der Urheber unsers Seyns und
der Regierer unsrer Schicksale (wofern es überall einen sol-
chen giebt) sehr schlecht für das Interesse der Sittlichkeit ge-
sorgt, indem er die beyden wichtigsten Endzwecke des Men-
schen nicht in Harmonie gesetzt, nicht einen dem andern so
untergeordnet, daß wer den einen auf eine gründliche und ge-
hörige Weise erreichen wollte, auch den andern verfolgen müß-
te. Nimmt man in diesem Falle nun noch überhaupt eine
Gottheit an, deren Daseyn doch alle speculative Beweise völ-
lig unentschieden lassen sollen, so scheint wenigstens die Sor-
ge die zur Beförderung und Begünstigung der Sittlichkeit
durch die Einrichtung unsrer Natur und unsrer Schicksale an-
gewandt und bewiesen worden, uns keinesweges zu der Er-
wartung zu berechtigen, daß durch eine künftige willkührli-
che Veranstaltung, zu Gunsten der Sittlichkeit, das werde
ersetzt, und gleichsam wieder gut gemacht werden, was bey
der ursprünglichen Einrichtung unsrer, beydes der Sittlichkeit
und der Glückseligkeit fähigen Natur übersehen und versäumt
worden, da das menschliche Gemüth durch diese Einrichtung,
wo nicht mit sich selbst in Widerspruch gesetzt, doch auf zwey
ganz verschiedne Wege hingerissen, und gleichsam hin und her
gezerret wird. Was kann nun in diesem Fall eine solche Er-
wartung überhaupt für einen Grund haben? oder vielmehr
warum sollen wir uns ein so übertriebnes Ideal von Sittlich-
keit, als das Kantische ist, aufstellen, dem wir unsre liebsten
Neigungen, und selbst die Summe derselben, (Trieb und
Zweck glückselig zu seyn) aufopfern müßten? eine Tugend,
die

die sogar nichts ihren Verehrern zur Belohnung oder zur Schadloshaltung anzubieten hat, als die so ganz in keiner Naturanlage gegründete Hoffnung, daß sie doch zulezt zur Glückseligkeit gelangen werde, sollte es auch durch ein willkürliche Veranstaltung eines Wesens seyn, von dessen Daseyn ich vorläufig nicht das geringste mit Zuverläßigkeit erkenne, sondern das ich hauptsächlich nur darum als existirend annehmen, oder vielmehr wünschen müsse: damit diese meine Hoffnung nicht vergeblich sey? Sollen wir uns etwa darum ein so erhabnes Ideal von Sittlichkeit machen, weil wir uns widrigenfalls selbst verachten, und mit Abscheu ansehen müßten? In der That finde ich in den Schriften des Lehrers und seiner Schüler blos dies als den lezten Grund der so äußerst erhabnen Sittenlehre angeführt. — Ich will nicht darauf bestehen, daß als Thatsache betrachtet, diese Verachtung und Verabscheuung unsrer selbst, durch keine Erfahrung sich bestätigt, indem wir nirgends finden, daß die Philosophen, die wie Epikur die Wollust, oder vielmehr die Glückseligkeit über die Tugend erhoben, oder wie die Stoiker, die Glückseligkeit in die Tugend sezten, sich bey einem dieser ihrer verschiedenen Denkungsart gemäßen Betragen, selbst verachtet und verabscheuet haben. — Dies hat, so viel wir wissen, kein Epikur, kein Atticus, kein Cicero, und unter den neuern kein Gassendi, kein St. Evremont, kein Hume, kein Helvetius gethan — und zu sagen, daß sie es eigentlich hätten thun sollen, dies würde offenbar petitio Principii seyn. — Ich will es vielmehr einstweilen einräumen; aber dann wird man mir auch wieder zugestehen müssen, daß falls diese Selbstverachtung uns für die erhabenste Sittlichkeit bestimmen soll, wir sie wohl für ein großes Uebel, für eine mit der Unsittlichkeit natürlich verknüpfte Unglückseligkeit, so wie das Gegentheil derselben, die Selbstbilligung des Tugendhaften für eine natürliche und äußerst beträchtliche Belohnung der Sittlichkeit und Tugend halten müssen. — Die obige Voraussetzung, daß Tugend und Glückseligkeit in keiner natürlichen und nothwendigen Verbindung stehen, fällt also schon bey dieser Berufung auf Selbstverachtung weg. Laßt uns also vielmehr den andern Fall sezen, daß Tugend eine natürliche Abzweckung zur Glückseligkeit, und das Laster zur Unglückseligkeit habe, oder daß der Mensch in seiner sittlichen Natur dies Gesetz finde: wenn du wahrhaftig glückselig seyn willst, so mußt du ein vernünftiger, sittlicher und tugendhafter Mensch seyn — und daß ein solches Gesetz oder eine wechselseitige Beziehung und

Harmonie zwischen Sittlichkeit und Wohlbefinden wirklich vorhanden ist, und dieß wird wohl niemand leugnen, der wahre, innere Glückseligkeit kennt; obgleich nicht zu leugnen ist, daß diese Harmonie zwischen beyden progreßiv und wachsende Natur sey, daß, so, wie sich unsre Sittlichkeit vervollkommnet, auch unser Wohlbefinden sich verbessert. Wir wollen dieß nur ein moralisches Gesetz nennen, das für unser thätiges Vermögen eben das Ansehen hat, was für unsre Erkenntnißkräfte jenes Kantische Gesetz hat, vermöge dessen sich unsre Verstandesbegriffe und Grundsätze auf die Anschauungen in Raum und Zeit beziehen, und unsre Vernunftideen bloß zur Leitung unsers Verstandes in der Sinnenwelt dienen sollen. Und so hätte das moralische Gesetz unsers Verhaltens vor dem spekulativen Gesetze unsers Denkens und Empfindens nichts voraus. Nun weiset uns das spekulative Gesetz auf keinen Gesetzgeber sohin, daß wir es nicht anders, als unter der Voraussetzung eines solchen für gültig und verbindend erkennen könnten. Warum sollte denn nicht auch jenes moralische Gesetz für gültig und verbindend angenommen werden können, ohne desfalls einen Gesetzgeber anzunehmen? Es verhält sich vielmehr mit beyden auf gleiche Art; d. h. entweder haben die Verstandesgesetze, um als wirklich vorhanden und gültig angenommen zu werden, einen höchsten Gesetzgeber nöthig, oder sie haben ihn nicht nöthig. Ist das erste, so reichen auch sie schon zu, uns zu überzeugen, daß es einen höchsten vollkommensten Verstand geben müsse, der uns diese Gesetze vorgeschrieben, und so könnte der vom moralischen Gesetz hergenommene Beweis jenen von den Verstandesgesetzen allenfalls bestätigen und erläutern; aber ausschließender Weise würde das moralische Gesetz nichts für das Daseyn eines höchsten Gesetzgebers beweisen. Könnte man aber im Gegentheil ein ähnliches Beyspiel von einem allgemeinen gültigen Gesetze, das keines Gesetzgebers bedürfte, anführen, so würde diese einzige Instanz alle Beweise, die man aus dem moralischen Gesetze für das Daseyn eines Gesetzgebers führete, völlig entkräften. Mit einem Worte, bedarf das Gesetz des Verstandes keines vernünftigen Gesetzgebers, so bedarf das Gesetz des Willens keines sittlichen Gesetzgebers. Wenn aber Hr. K. den natürlichen Zusammenhang des Rechthandelns mit dem Wohlbefinden, oder die natürliche Abzweckung der Sittlichkeit zur Glückseligkeit und der Unsittlichkeit zur Unglückseligkeit zu leugnen scheint, und alle Wirksamkeit der Tugend darauf einschränken will, daß sie ihre Anhänger bloß der Glückseligkeit würdig, nicht aber theilhaftig mache, so scheint er durch Glückseligkeit bloß äußeres Glück oder eine schickliche und vortheilhafte

Lage

Lage des Tugendhaften zu verstehen. Denn nur von diesem äussern Glück läßt es sich mit einigem Schein behaupten, daß es mit der Tugend nicht in einer nothwendigen Verknüpfung stehe; nicht aber von der innern Glückseligkeit oder der Ordnung, Gesundheit und richtiger Beschaffenheit des Gemüths und der damit nothwendig verknüpften Ruhe, Heiterkeit und Selbstbilligung, worin ohne Zweifel der wesentliche und wichtigste Theil der Glückseligkeit besteht. Um diese von Tugendhaften zu verschaffen, bedarf es also (nach seinen Prinzipien) keines besondern Gesetzgebers oder moralischen Regierers; aber der Tugend auch die vortheilhafteste Lage, oder das, was man äußeres Glück nennet, zu verschaffen, dazu, wird er behaupten, bleibt immer ein willkührlich vergeltender Richter nöthig. Aber auch hiezu scheint er nicht nothwendig erfordert zu werden, denn in so fern eine vortheilhafte Lage oder äußeres Glück des Tugendhaften (das doch bey weitem den geringern Theil der Glückseligkeit ausmacht) von den Gesinnungen und dem Betragen anderer Menschen gegen den Tugendhaften abhängt, hat seine Tugend unleugbar die natürliche Abzweckung sich diese vortheilhafte Lage selbst zu verschaffen, wie uns die Erfahrung lehrt. Es bliebe nur das von den leblosen und unvernünftigen Außendingen abhangende Glück des Tugendhaften übrig, das durch eine willkührliche Anordnung dürfte eingerichtet werden. Aber was hindert uns hier anzunehmen, daß, in so fern eine solche Verbesserung der äußern auf den Menschen geschehenden Einwirkungen und Einflüsse möglich und wünschenswürdig sey, derselbe auch von selbst, und vermöge einer natürlichen Anlage vor sich gehen können. Also bedarf es, dem Anscheine nach, gar keiner willkührlichen Anordnung zum Behuf und zur Aufmunterung der Sittlichkeit und Tugend, keines willkührlich belohnenden und bestrafenden Gesetzgebers und Richters. Um das nöthige Interesse an der Sittlichkeit zu nehmen, dafür wäre dann durch hierauf sich beziehende Naturanlagen schon hinlänglich gesorgt worden; und Naturanlagen und was ihnen zufolge geschieht, dieß soll ja nach Kantischen Prinzipien keinen zureichenden Beweis für das Daseyn eines Urhebers und Einrichters dieser Natur und ihrer Anlagen enthalten u. abgeben. Ich übergehe die oben gerügte Inkonsequenz, worein mir Hr. K. zu verfallen scheint, daß er es als den höchsten Beweis seines Prinzips der Sittlichkeit und seiner darauf gebauten Moraltheologie anführt, daß wir widrigenfalls (wenn wir nämlich nicht mit ihm hierüber einstimmig denken,) uns selbst verachten und verabscheuen müßten, denn wenn dieß irgend etwas beweisen soll, so setzt es voraus, daß das eigentliche und wichtigste Uebel der Unsittlichkeit innerlich, nämlich Mißbilligung und Verachtung seiner selbst sey, und dieß ist offenbar eine natürliche Strafe und nothwendige Folge der Unsittlichkeit, so, wie vermöge des Gegentheils die Selbstbilligung eine natürliche Belohnung, eine nothwendige Folge der Sittlichkeit seyn, und zugleich die größte und wichtigste Glückseligkeit ausmachen wird. Und wie besteht nun mit diesem allen der Satz, daß die Tugend den Menschen zwar der Glückseligkeit würdig; aber nicht theilhaftig mache? Doch dieß itzt bey Seite gesetzt, wird man mir endlich einwerfen: ein künftiger vergeltender Lebenszustand, dessen Glaube für die menschliche Tugend so unentbehrlich ist, erfordert doch eine willkührlich belohnende und bestrafende Gottheit —

Auch hievon sehe ich, nach Kantischen Grundsätzen und Schließungsart, die Nothwendigkeit nicht ein. Denn kann nicht auch dieser künftige Lebenszustand eine vor sich fortgehende Entwickelung einer Naturanlage seyn? Könnten wir (nach diesen Prinzipien) ohne eine Gottheit aus einem ehemaligen Zustande des Daseyns in den gegenwärtigen übergehen, der wahrscheinlich mit jenem, worin wir vor unsrer Geburt waren, genau zusammenhieng, warum sollten wir auch nicht durch den Tod, der vielleicht nichts anders ist, als eine analogische schmerzhafte Geburt zu einem künftigen Lebenszustande ist, (eine Vermuthung, die durch die Aehnlichkeit des Todes mit der Geburt des Embryo, der gleichfalls von allem demjenigen, woran er bisher hieng und sich nährte, losgerissen wird, und die Hülle, worin er bisher so sicher lag, gewaltsam durchbrechen muß, nicht unwahrscheinlich gemacht wird,) in dieses neue Leben übergehen könne, ohne daß es dazu einer eignen Gottheit bedürfe? dieser Gedanke wird nun noch überdem durch den Glauben so vieler wilden Völker bestätigt, die zum Theil nicht einmal eine Gottheit kennen, wie die Grönländer, und dennoch einen künftigen Lebenszustand (der auch, ihren rohen sittlichen Begriffen gemäß, vergeltend ist,) annehmen, oder wenn sie Götter glauben, sich doch den Uebergang in dieß künftige Leben oder in das Land der Seelen nicht als von besondern Rathschlüssen und Veranstaltungen ihrer Götter abhängig vorstellen. Und so scheinen auch selbst die Griechen in ihrem ersten rohen Zustande über das zukünftige Leben gedacht zu haben; nur nachdem sie die Lehre von diesem zukünftigen Leben mehr dichterisch ausgebildet und philosophisch behandelt hatten, fiengen sie an diese Lehre mit der Religion näher in Verbindung zu setzen, und wiesen auch dem Schattenreiche eigene Götter und Göttinnen, Richter und Furien an. Ursprünglich aber scheint ein künftiger Lebenszustand fast durchgehends als ganz natürlich mit dem gegenwärtigen zusammenhängend betrachtet zu seyn. Ueberhaupt würde auch ein zukünftiger Lebenszustand nur ein Theil des allgemeinen Laufs der Dinge, oder wenn man will, ein Theil derjenigen Vorsehung seyn, vermöge der, wie Hr. Kant sehr gut in einer der Berlinischen Monatsschrift eingerückten Abhandlung zu erweisen sucht, die Menschenwelt sich nach und nach zu immer höhern Stufen der Aufklärung, der Sittlichkeit und Glückseligkeit hinein arbeitet. Ich würde hier immer berechtigt seyn, zu behaupten: entweder setzt diese stufenmäßige Vervollkommung des ganzen Menschengeschlechts in seinen fortgehenden Successionen eine leitende und regierende Gottheit voraus, und erweiset uns dieselbe, oder es gehet ganz natürlich nach bloßen Naturgesetzen hiemit zu. Ist das Erstere, nun so beweiset die Moraltheologie nichts mehr, als was uns schon die Naturtheologie erweiset; ist aber das Letztere, so kann ich nicht einsehen, warum nicht die allmählige Vervollkommung und Erhebung des einzelnen Menschen zu höherm Lebensgenuß eben so gut bloß physische Entwickelung einer Naturanlage seyn könne, als die allmählige Erhöhung, Vervollkommung und Beseeligung des ganzen Menschengeschlechts in seinen Successionen. Sg.

---

7. Na-

7. Naturlehre und Naturgeschichte.

Voltaire's Denkwürdigkeiten der Natur, aus dem Französischen. Berlin und Leipzig, 1786. 180 Seiten in 8. (mit einer Vignette, die den Beobachter der Naturprodukte in dem Affekt der wärmsten Anbetung vorstellt.)

Wer den Titel und diese Vignette vergleicht, der sollte denken, es sey dem Verf. ein wahrer Ernst gewesen, durch die Betrachtung der Natur den Leser zu gleichen Empfindungen der Andacht gegen ihren erhabenen Urheber hinzureißen; wer aber Voltaire's Geist und Absicht kennt, der wird finden, daß er auch diesen Gegenstand nicht zu einer physikalischphilosophischgründlichen Untersuchung, sondern nur zu einer Gelegenheit gewählt habe, seinen Witz und Spöttereyen über die Systeme der Natur, besonders über den großen *Linne* und andere mehr, auch wohl beyläufig gegen die Urkunden der Religion, anzubringen. Voltaire war ein Dichter vom ersten Range; aber ein überaus seichter Naturforscher, der die Dinge ohne Prüfung und ohne Kenntniß der Naturgesetze nahm, wie sie ihm vorkamen, und hernach darüber die Brühe seines luxuriösen Witzes ausgoß. Würde er sonst wohl solche Rubriken, als z. B. diese, gewählt haben: von einer Aalart, die im Mehle und in der Brühe von gekochtem Schaffleische entstanden seyn soll: oder von einer Frau, die ein Kaninchen gebahr:

Der Uebersetzer hat in der kurzen Vorrede darüber seine Meynung gesagt, auch einige Stellen durch Anmerkungen zu berichtigen gesucht; dennoch aber, das Werkchen ganz physikalisch zu berichtigen, andern überlassen wollen. Wir haben das Original der Voltairischen Schriften nach der Ettingerschen Ausgabe zu Gotha vor uns, da diese Singularités de la Nature im 31 Bande S. 394 befindlich sind. Doch finden wir sie in der Uebersetzung nicht in der Ordnung und Zahl, als im Original: — in diesem 31, in jener 38 Kapitel — wovon wir die Ursache nicht angeben können. Auch dünkt uns der Titel im Original etwas anders auszudrücken, als

es der Uebersetzer durch Denkwürdigkeiten gegeben hat. Singularités de la Nature waren dem Verf. nicht Denkwürdigkeiten, sondern Sonderbarkeiten der Natur, die er durch seine glühende Einbildung zu übertreiben suchte, und auf die sein Witz Jagd machte.

Doch zur Sache. Gleich in der Einleitung giebt er sich den Schein, man müsse in dieser sehr ernsthaften Untersuchung allen Scherz bey Seite setzen; aber doch in alle Systeme so lange ein Mißtrauen setzen, bis sie den Sinnen oder der Vernunft erwiesen werden. Gleichwohl führt er unmittelbar die Spötterey des Arztes an, der wider die Eintheilung des Linne' schrieb, da er das Nilpferd, das Schwein und das gemeine Pferd in eine Klasse gesetzt: du magst selbst ein Pferd seyn, und macht sich mit der Antwort groß, die er ihm gegeben habe: daß wenn L. ein Pferd sey, er das erste von allen Pferden sey. Der Verf. hält die Stelle gar für erdichtet, welches auch dem Verf. ein Leichtes war, wenn er nur seinen Witz anbringen konnte. Falsch ist es auch, daß Linne' diese Thiere in eine Klasse; obwohl in eine Ordnung der Thiere mit Pferdegebiß, gesetzt hatte. Klasse und Ordnung war also nicht einerley. Wie konnte man also schliessen: du magst wohl ein Pferd seyn? War es nicht ein gegriffener Witz, der das System lächerlich machen wollte, ohne es zu kennen, ohne Klasse und Ordnung zu unterscheiden? Wir führen dieses nur vorläufig an, um zu zeigen, was man sich in dem Folgenden zu versprechen habe.

„Die Untersuchung der Natur ist keine Satyre." Und bey aller Gelegenheit satyrisirt er über die Natur sowohl, als über ihre Beobachter. Ja, er sammlet und häuft — erdichtet auch wohl — Natursonderbarkeiten, die kein Naturkenner für ächt erkennen wird, um seiner Satyre den Zügel zu lassen. Dieß war auch so recht die Art und der Kunstgriff eines Verf., den unaufmerksamen Leser vorher durch ein ernsthaftes Motto oder Gemeinspruch einzunehmen, um ihn hernach desto leichter zu düpiren. Folgende Stelle wird alles aufklären, wider wen und in welcher Absicht er mit seinem Witz zu Felde gegangen sey.

„Laßt uns bloß gegen den Anschein, welcher so oft irre führt — (welcher Naturforscher von Gehalt wird nicht Schein und Faktum unterscheiden?) — gegen schriftstellerisches Ansehen, das unterjocht, — (nicht immer!) — gegen Aufschneidereyen, — (wo sie erweislich

weislich sind,) die die Wissenschaften so oft begleiten und verderben, (nicht die Wissenschaften, sondern den eiteln Thor, der aufschneidet,) und gegen den leichtgläubigen Haufen, der für einige Zeit das Echo eines einzigen Mannes ist, wohl auf der Hut seyn."

In dem Folgenden macht er sich über Hypothesen eines Cartesius, Burnets, Woodwards, Whistons, selbst Leibnitzens, lustig, die als ungewiß längst vergessen wären. Und nun der Schluß: also ist alles ungewiß; also muß man an allem zweifeln. Welche Logik! Hat der Verf. nie den Bonnet gelesen, der Hypothesen und Fakta so sorgfältig unterscheidet? — nie gelesen, wie oft er den Büffon, der so gern die Natur für seine Hypothesen zwingen wollte, durch unleugbare Fakta zurecht gewiesen hat? Furchtsam gegen allgemeine Regeln zu seyn, ist immer gut; aber wenn eine allgemeine Regel durch hundert Fakta, die sich immer gleich bleiben, gerechtfertiget wird, so nehme ich sie so lange als ein Gesetz an, bis mir die hundert und erste Anomalie und Ausnahme dagegen aus untrüglichen Faktis; nicht aber aus einem: es könnte wohl seyn, dargethan wird.

„Der, so keine andere, als zwey- und vierfüßige Thiere, gesehen, und daraus beweisen wollte, daß die Fortpflanzung nicht anders, als durch Vereinigung eines Männchens und Weibchens geschehen könne, würde sich häßlich betrügen."

Wir sehen nicht ab, wie er sich auch bey sechs- und achtfüßigen, als bey Milben und Spinnen, selbst bey hundertfüßigen, als dem Julus, bey diesem allgemeinen Gesetz der Natur betrügen würde. Denn auch diese pflanzen sich nicht anders, als durch Vereinigung des Männchens und Weibchens durch Befruchtung der Eyer, entweder in, oder außer der Mutter Leibe, als bey einigen Amphibien, fort. Denn wenn auch von den Polypen durch untrügliche Fakta erwiesen ist, daß ihre Art in Ovulis, die drey Jahre trocken liegen können, übrig bleibt, und sich solche nachher, wenn Wasser und günstige Umstände dazu kommen, aufschließen, und den Foetus von sich geben, so hat doch schlechterdings vorher Männchen und Weibchen zur Befruchtung des Eyes dazu gehört, wenn gleich keine solche Vereinigung, wie bey der Kuh und Stier, bey diesen anomalischen Thieren statt findet. So

gehts aber, wenn man Nebendinge zu Grundregeln macht, und diese durch jene bezweifeln und stürzen will.

Von der Erde geht nun der Verfasser zum Himmel, und sucht die astronomischen Gesetze eben so zweifelhaft zu machen. Vor hundert Jahren habe man geglaubt, einen Trabanten um die Venus entdeckt zu haben. Die Sache sey vergessen, also ists unmöglich, noch neue Himmelskörper zu entdecken, und alles Alte davon ist ungewiß. Was würde der Verf. jetzt zu unserm neuen Uranias und mehreren ungezweifelten Entdeckungen am Himmel und auf der Erde, sagen?

Wie wenig Kenntnisse von der Natur, von den Absichten der Dinge verräth der Verf.! Würde er sonst die Fragen thun: „wird man mich wohl jemals lehren, durch welche geheime Kräfte der ewige Baumeister die Körper wachsen läßt?" Weil ich sie nicht alle erklären kann, sind sie darum ungewiß? Ich sehe doch ihre Wirkung, also muß ich schlechterdings auf die Ursache schliessen, wenn ich auch den Modum der Wirkung nicht ganz verstehe. Der Magnet zieht das Eisen, wenn ich auch in Ewigkeit nicht weiß, wie es zugeht, so sehe ichs doch; soll ich das leugnen und bezweifeln, was ich sehe, und nicht erklären kann?

„Warum die schreckliche Natter, der Tieger und Panther ihr grausames Naturell nie ablegen." Falsch, weil man gegenseitige Beyspiele hat, daß auch der wildeste asiatische Tieger zahm werde. Blumenbach hat selbst einen grossen lebendigen Tieger gesehen, dem alle seine Wärter ohne Bedenken den Rachen aufrissen, und mit ihm spielen konnten. *) Eben so falsch: „und warum der Hund die Hand seines Herrn, der ihn ernährt und streichelt, beißt?" Er wirds gewiß nicht thun; er müßte denn toll werden. Freylich, wenn man alles leugnet, so muß man auch alles wegleugnen, was andere durch die mühsamsten Versuche dargethan haben.

Nun will er wieder ins Gleis kommen, und den Leser einnehmen. „Unsere Vernunft ist an all dieser Unwissenheit nicht Schuld. Denn eine aufgeklärte und demüthige Vernunft begreift gar wohl, daß ein armseliges Geschöpf das Unendliche nicht ergründen kann." Aber das armselige Geschöpf, das nicht alles allein wissen, übersehen und versuchen kann, muß

*) Handbuch der N. Gesch. S. 106.

muß doch auch billig seyn, und die, durch die mühsamsten Untersuchungen ausgemachten Fakta nicht eben so diktatorisch abweisen, wie Linne', der nicht ohne Fehler war, und sich einmal vorgenommen hatte: nicht geirrt zu haben, von dem Bandwurm erklärte: er hat keinen Kopf, und soll keinen haben. Wenn wir erst in der Teleologie weiter wären, so dürften wir nicht mehr so viel zweifeln. Aber das armselige Geschöpf — und der Strohhalm und Voltaire selbst. —

Erstes Kapitel. Gebildete Steine. Lauter Satyre gegen die, welche die Sache übertrieben, und auf hiesigen Steinen den Abdruck indianischer Blätter, Häuser und Menschengesichter wollen gesehen, und dabey öfters der Einbildung zu viel eingeräumt haben. Ist darum die Existenz wirklicher Dendriten und Zoomorphiten ein bloßes Naturspiel? Wir geben es zu, daß die Schlüsse über die Revolution der Erde öfters übertrieben werden; ist deshalb ein ganzer Harzberg, der aus puren Ammonshörnern besteht, kein Beweis, daß da ehemals Meeresgrund gewesen sey? Was würde der V. antworten, wenn man ihm einen Stein mit einem völlig abgedrückten Sphinx convolvuli — mit Füßen, Flügeln, Kopf, Augen, wobey auch der lange Rüssel nicht vergessen ist, vorzeigte? Ist dieß auch Naturspiel? „Man behandelt die Natur, wie die alte Geschichte, in welcher alles Wunderwerk ist.“ Und der Naturbeobachter, der nichts als Wunder in der Natur, ohne Regeln, Gesetze und Ursachen siehet, verdient kaum den Namen. Der Verf. wollte nur einen Absprung zur Bibel thun.

Zweytes Kapitel. Korallen. Von gleichem Schlage! Spott über die Erklärung, daß die Korallen ein Produkt der Insekten seyn. Sonst übersahe mans wohl, wenn Insekten und Würmer für eins genommen wurden; jetzt aber fordert man mehr Genauigkeit. Die Sache selbst gewinnt dadurch ein ganz anderes Ansehen, wenn man behauptet: die Korallen, Madreporen, Milleporen u. s. w. sind ein Produkt eigentlicher See- und Röhrenwürmer, als wenn man es den Insekten zuschreibt. Schlüsse von der Art: in den Oeffnungen aller Bäume, in den hohlen Todtenknochen u. s. w. in hohlen Gängen alter Käse, sind Insekten und Würmer; also sind die Bäume, Todtenknochen und Käse Produkte derselben — verdienen keine Widerlegung. Was

Hh 3 möchte

möchte doch der Verf. antworten wollen, wenn er, mit Otto Friedr. Müller, den Stamm einer Millepore von einigen Zentnern am Meerfelsen sähe, und sich alle Thierchen mit ihren Armen und Federbüschen, aus ihren Röhren ausgelegt hätten, oder wenn er die ganze Koralleninsel über der Meeresfläche erblickte, die Forster in dem Südmeere angetroffen hat? Würde er noch behaupten, daß der Augenschein zu Gunsten der Alten entschieden, die sie für Gewächse hielten?

Eben von der Beschaffenheit ist das dritte Kapitel von den Polypen, da er gar behauptet: man mache die Wasserlinsen zu wirklichen Thieren. Der Uebersetzer kann nicht begreifen, was der Verf. durch seine Wasserlinsen meyne, weil Niemand die bekannten Wasserlinsen (Confervae), die als grünes Moos auf stehenden Wassern schwimme, je Polypen genannt habe. Hier hat der Uebersetzer selbst gefehlt, und Lentilles d'eau. Lens palustris, Meer-Wasserlinsen, Entenflott, mit *Conferva*, Wasserwatte, die dem zarten grünen Moos ähnlich ist, verwechselt. Der Verfasser versteht dadurch die eigentlichen Wasserlinsen, und, da er nie Polypen eigentlich beobachtet, und ihre Handlungsarten mit bewaffnetem Auge untersucht hat; so behauptet er: man habe die Wasserlinsen mit ihren Fasern im Wasser, für Polypen angesehen. Er sollte doch nur einmal eine Wasserlinse mit den gallertartigen Klümpchen außer dem Wasser, und hernach im Wasser gesehen haben; sein Urtheil würde ganz anders ausgefallen seyn. Ist es nicht erstaunlich, wenn er einem Trembley, Bonnet, Réaumur, von Gleichen, Wagler und Götze ins Gesicht sagen kann: man findet an den Polypen nicht die geringste Spur eines thierischen Lebens, da doch jeder Laye, jeder Gärtner, Polypen von Wasserlinsen, mit blossen Augen unterscheiden kann? Das Wahreste, was er in diesem Kapitel sagen konnte, ist dieses: „ich traue meinen Augen und Einsichten wenig zu." Schwerlich hätte auch ein Witzling die zu dergleichen Untersuchungen erforderliche Geduld gehabt. Wenn ihm Dafey auf seinem Kamin eine Menge Polypen zeigte, die er selbst Polypen von der großen Art, (langarmige) nennet; so besahe er sie zwar, aber mit Vorurtheil und Spott: „ich gleiche dem Sancho Pansa, der nichts als Windmühlen sahe, wo sein Herr bewaffnete Riesen zu sehen glaubte." Ists mög-

möglich, einen Mann, der Fakta der Natur nicht sehen will, zu überzeugen.

Die Reproduktion der Schnecken, und das Wiederwachsen der Köpfe wird

im vierten Kapitel eben so bezweifelt, und salzige Spöttereyen darüber gestreuet, wenn das Mode werden sollte, und andern Thieren die abgeschnittenen Köpfe wiederwüchsen. Hat sich der Verf. wohl je die Mühe und Zeit genommen, einem solchen, nunmehro ungezweifelten Versuche beyzuwohnen, und blos seine Augen urtheilen zu lassen?

In dem fünften Kapitel von den Austern, sagt der Verf. mit großer Dreistigkeit: „daß die Austern ihres gleichen ohne Begattung zeugten — Perlen hervorbrächten, ohne daß man wisse, wie?“ Da es doch bekannt genug ist, daß sie aus einer Krankheit des Thiers, und vorgegangenen Verletzung der Schaale entstehen. Er hat nur die auffallendsten Fakta der Natur ergriffen, und sie blos aus dem Augenpunkte des Wunderbaren betrachtet, ohne sie zu prüfen, oder die neuesten, bewährtesten und wichtigsten Entdeckungen darüber zu vergleichen. Was würde er sagen, wenn sich andere dergleichen Logik erlaubt hätten? Auch fordert er zu viel, wenn er frägt: „welche Gränzen scheiden das Pflanzen- und Thierreich von einander? und wo fängt eine neue Ordnung der Dinge an?“ Sollte der Philosoph von Ferney so bald vergessen, was er vorher gesagt hatte: „fragt das Gott, der uns das Leben gab, wie die Nahrungsmittel in meinem Körper verdauet werden! — ein armseliges Geschöpf mag das Unendliche nicht ergründen — Ein Strohhalm ist genug, uns unser Unvermögen zu beweisen.“

Das sechste Kapitel von den Bienen ist blos dazu gewählt, dem Reaumür und Pluche, ihren Ruhm, wegen der Ausbrütung der Hühner, und wegen der Bienenrepublik streitig zu machen. Er macht dem ersten den Einwurf: er habe den beträchtlichen Unterschied zwischen unserem und dem ägyptischen Klima nicht bedacht, und jeder Schüler in Teutschland würde ihm sagen, daß es hierbey nicht aufs Klima ankomme; sondern daß ein Jeder im Stande sey, bey einer Wärme von 30 bis 40 Grad des Reaumürschen Thermometers diese künstliche Ausbrütung ins Werk zu richten. Sollte sich ein Philosoph so vergessen, und Fakta leug-

leugnen, die sonnenklar vor Augen liegen? Ein gewisser Simon habe die Bienen ganz anders beobachtet, als nach der Königin, Dronen und Arbeitsbienen, und versichere, man habe uns bisher bey der Nase herumgeführt. Warum glaubt der Verf. diesem, der ihn bey der Nase herumführte, weil er ihm Wasser auf seine Mühle gab? Selbst hat ers doch nie untersucht.

Siebentes Kapitel. Steine. Wir bleiben nur bey den Ammonshörnern, die der Verf. eher für eine über einander gewundne Schlange, als für ein Horn ansiehet. Man gebe vor: es wären die alten Gehäuse eines Fisches, der sich nur in Indien finde; folglich habe das indianische Meer unsere Felder bedeckt. Wie falsch! Wer hat das je für das Gehäuse eines Fisches ausgegeben? Aber bey den Franzosen ist keine bestimmte Ordnung. Fische, Schaalthiere, Insekten, Würmer ist ihnen einerley. Warum führt denn der Verfasser nur immer alte, längst ausgemerzte Meynungen an? Im mittelländischen Meer, in der Ostsee hat man nachher Ammonshörner genug angetroffen. Untrüglich ist denn doch der Schluß, trotz allen philosophischen Spöttereyen: wo sich ganze Kalkberge dieser Ammoniten in ihrer Matrix finden, da muß ehemals das Meer gestanden haben: es mag ein indianisches oder europäisches gewesen seyn. Hat man sie doch auf den höchsten Schweizeralpen einige tausend Fuß über der Meeresfläche angetroffen. Ob der Verf. nicht Lust gehabt hätte, das auch zu leugnen? — Zuletzt bey der Venusmuschel ein eben nicht sehr galantes Kompliment für die Damen.

Achtes und neuntes Kapitel: Kiesel und Felsen. Das erste ein Mischmasch. Was der Verf. von durchlöchertem Kiesel mit Insekten in den Löchern, spricht, ist in Ewigkeit kein Kiesel, und die Ueberschrift Felsen hat er darum gewählt, um das Wunder des Hannibals, der die Alpen heiß, und mit Essig mürbe machte, recht groß zu machen. Es war aber kein Felsen: kein Spath, Granit oder Porphyr, sondern Kalkstein, der durch Hitze und Säuren leicht mürbe wird.

Bey dem zehnten Kapitel: Gebürge, ihre Nothwendigkeit und Endursachen, haben wir nur zu erinnern, daß der Verf. in der Mineralogie nicht besser bewandert sey, als in der Zoologie. Unsers Erachtens beherbergen nicht so-

wohl,

wohl, S. 39 die großen Gebürgketten von Granit, als die Flözgebirge, in ihrem Schooße die Metalle und Mineralien. Durch Granitberge würde schwerlich alle menschliche Kunst durchbrechen, und Schachte anlegen können. Offenbar falsch ist es, daß nach S. 41. das mittelländische Meer keine Ebbe und Fluth habe. Vielleicht hat der Verf. etwas von der Ostsee gehört, welcher bisher diese Wirkung der Natur abgesprochen ist; worin man aber doch eine kleine, obgleich schwächere, periodische Bewegung des Wassers will bemerkt haben.

Die Endursachen hat er nur gewählt, um auf Epikurs und Lukrez Lehrgebäude zu kommen, und seinen negativen Spöttereyen Luft zu machen: z. B. daß die Näse nicht gemacht sey, Brillen zu tragen, u. s. w. Mit dem Zeugungsvermögen aber habe es doch eine andere Bewandniß, welches Epikur, obgleich seine Naturwissenschaft nicht annehmlicher scheine, als Deskartes ausgehöhlte Materie, selbst eingesehen habe.

Im eilften Kapitel von der Bildung der Gebürge, wirft er seiner Gewohnheit nach, Systeme und Hypothesen durch einander, um von den ersten sagen zu können: „an was muß man sich nicht halten, wenn man in Systemen herumirret?“ Maillets Hypothese war leicht durch Fakta zu widerlegen. War sie denn schon System? Ob es aber so ganz apodiktisch gewiß sey: „der Ozean könne sein durch die Natur ausgetieftes Bette nicht verlassen, um sich über andere Welttheile zu ergießen“ mögen die Phänomene in Amerika, und die in Siberien befindlichen Knochenreste von Elephanten, Nashörnern und andern Seethieren entscheiden? Kann er nicht weiter kommen, so wirft er die Frage auf: welches System ist also das wahre? aber er zerschneidet den Knoten, und ist gleich mit der Antwort fertig: „jenes System ist das wahre — des großen Urwesens, das alles gemacht hat. —“ Das wissen wir alle; aber damit ist der Philosoph und Naturforscher nicht zufrieden, und der Zweifler nicht belehrt. Eine seltsame Philosophie! die, statt philosophisch zu erklären, alles theologisch zu erklären sucht.

Im zwölften Kapitel von versteinerten Meerthieren, beruft er sich auf einige einzelne Beyspiele, die wenig Glauben verdienten, und wobey er nur Gelegenheit hatte,

 Spott,

Spott anzubringen. Z. B. Man habe bey Etampes Knochen von einem Rennthiere und Nilpferde gefunden; allein es habe vor Zeiten gewiß ein Liebhaber diese Gerippe in seinem Naturalienkabinete gehabt. — Also auch die in der Baumannshöhle, in der Schwarzfelder Höhle, in Sibirien, wo dergleichen Gerippe nach Pallas an gewissen Flüssen, schichtweise über einander liegen? Nach des Verf. Logik ist vielleicht zu vermuthen: Pallas habe sie aus dem Kabinet seiner Kayserin erst dahin transportiren lassen, um vorgeben zu können: er habe sie da gefunden. Erdichtet ist es sicher, daß der Verf. S. 56 auf dem St. Gotthardsberge, u. s. w. Konchylien aufsuchen lassen, aber keine entdeckt wären. Hätte er dem de Lüc, und andern Kommission gegeben; sie würden ihm ein Genüge geleistet haben. Auf einer Höhe des Jura von 7844 Fuß über der Meeresfläche, hat er Ammonshörner gefunden, die doch ihrer Natur nach, 40 Klafter tief in dem Meeresschlamme stecken. *) Weit leichter aber ist es, Fakta zu bezweifeln, als zu widerlegen.

Die Muschelbänke im dreyzehnten Kapitel sind ihm Aggregata von gemeinen Flußmuscheln. Daß es Meermuscheln wären, leugnet er gerade weg, bis er in Nürnberg würde versteinerte Delphine gesehen haben, u. s. w. Aber, wie ich oben angeführt habe, hat doch die Rhone keine Ammoniten, davon man am Harze ganze Berge findet, die Rec. selbst gesehen hat, nebst ganzen Muschelbänken anderer, ganz unstreitig ausländischer Konchylien. Abscheulich verwegen aber ist es, gegen alle Naturgesetze und Erfahrungen zu sagen: „ist man auch hinlänglich sicher, daß der Erdboden nicht solche Fossilien gebähren könne?" Von den Konchylien gleich wieder einen Sprung zu den Fossilien.

Im vierzehnten Kapitel: wichtige Beobachtungen über die Bildung der Steine und Schaalthiere, führt der Verf. ein Faktum an, daß sich bey dem Schlosse des Hrn. de la Sauvageen in Touraine, seit 80 Jahren ein Theil der Erde in eine Schicht mürbes Steins verwandelt, und sich darin Konchylien erzeugt hätten, die man anfänglich mit dem Vergrößerungsglase auslesen müssen — und die

*) Reise nach den Eisgebürgen S. 63.

sie folglich mit dem Stein gewachsen wären. Es wären Ostraziten, Gryphiten, Chamiten, Telliniten und Buccorditen, die sich in keinem unserer Meere finden. Der Uebersetzer hält die ganze Geschichte für erdichtet; wir nicht, weil wir überzeugt sind, daß es auch dergleichen zusammengeschlemmte kleine Konchylien giebt, die außer ihrem Elemente nicht mehr wachsen konnten. Was sind die ungeheuren Sandberge von mikroskopischen Ammonshörnern an den Ufern von Rimini? Welch ein Schluß: man hat in einem Sandgebirge kleine Konchylien gefunden, also müssen sie mit dem Stein gewachsen seyn?

Ueber die Feengrotte im funfzehnten Kapitel hat ihn der Uebersetzer sehr gut zu recht gewiesen. Fast vergeht uns auch die Geduld; denn was kann man von dem Manne sagen, der im Stande ist, einen Philosophen systematisch über die Naturspiele des Tropfsteins in solchen Grotten, die eine versteinerte Frau mit dem Spinnrade, ihrer Henne mit Küchlein u. s. w. vorstellen, als wahre Versteinerungen raisonniren zu lassen — und hinzusetzt: „es würde weit verzeihlicher seyn, diese Frau sey versteinert worden, als zu behaupten, diese kleinen Konchylien seyen aus dem indianischen Meer gekommen? u. s. w. — oder diese gewundene Steine enthielten vormals den Kuttelfisch, (Nautilus,) den noch niemand gesehen hat.*)

Nachdem er im sechszehnten Kapitel die Muschelbank in Touraine, 150 Stunden von seinem Aufenthalt, beschrieben, woher er sich selbst eine Kiste mit Konchylien bringen lassen, unter welchen er eine überaus frische und glänzende Muschel (*Vis de Mer*. An Sterpula penis L.) gefunden,

*) Dieses ganze Stück vermissen wir im Original der Ettingerischen Ausgabe. Da der Verf. der gewundenen Steine gedenkt, so hat er wohl die Ammoniten im Sinn. Ob im französischen Text Nautilus stehe, können wir nicht sagen. Der Uebersetzer sagt: es wäre dummdreist, zu behaupten, daß noch niemand den Kuttelfisch gesehen habe; allein uns dünkt, er habe falsch übersetzt. Nautilus ist nicht der Kuttelfisch, sondern die Segelmuschel. Das ganze Geschlecht begreift auch Ammonshörner, z. B. der Nautilus Beccarii. Von den Ammoniten hat noch niemand das Thier gesehen; aber der Kuttelfisch ist etwas ganz anders, nämlich die unter den Naturforschern bekannte Art gewisser Seewürmer: Sepia, Tintefisch, Blackfisch, Seekatze u. s. w.

den, so sagt er: „man müsse gestehen, daß sie eins der ältesten Denkmale von den Revolutionen der Erde sey.“ Da er nun dieß Faktum nicht leugnen kann, so muß er doch den Zweifel machen: „aber wie kann ein seit so vielen Jahrhunderten funfzehn Schuh tief in der Erde vergrabenes Produkt noch so neu aussehen?“ Nur ein Laye in der Naturgeschichte kann so fragen. Der Uebersetzer führt das Beyspiel des unlängst in Kärnthen entdeckten opalisirenden Muschelmarmors an, der noch völlig frische Muschelschaalen mit dem herrlichsten Perlmutterglanz enthält; ungeachtet sie wohl tausend Jahre können gelegen haben. Recensent besitzt Turbiniten aus einer Gegend am Unterharz, die theils noch völlig in ihrer weißen Kalkmutter eingeschlossen sind; theils aber, da diese abgegangen, die frischeste und neueste Glasur zeigen, als ob ein glasurter Topf erst aus dem Ofen gekommen wäre. Viele zerfallen in Staub, wenn man sie anrühret, so mürbe sind sie vor Alter geworden. Wer kann dieß bestimmen?

Im siebzehnten bis ein und zwanzigsten Kapitel hat er mit dem Herrn von Maupertuis, dem Verfasser der Venus physique, mit Needham, Maillet und andern zu thun, und sucht die Lehre von Keimen lächerlich zu machen. Needhams Versuche, im Mehle und in der Brühe von gekochtem Schaffleische lebendige Thierchen zu sehen, sind untrüglich gewiß, und von andern nachgemacht. Es erzeugen sich darinn die sogenannten Infusionsthierchen, über welche Spallanzani die herrlichsten Beobachtungen geliefert hat. Aber wie wird diese Sache durch den Ausdruck Race d'anguilles, Aalart, entstellt? Wer hat diese Thierchen je für Aale ausgegeben? Und wozu das Betrugsspiel einer Frau in London, die ein Kaninchen gebahr? Wozu die Beyspiele, daß man in der Welt viel ungereimtes Zeug geglaubt habe? Kann das wahre Philosophen und richtige Beobachter, die sich nicht durch Einbildung, sondern durch Auge, Vernunft und Erfahrung leiten lassen, irre machen? —

Und von gleichem Schlage sind die übrigen Kapitel: alte Irrthümer in der Naturwissenschaft aus dem Lucrez und Virgil, der Salpetermacher, vom Schiffe des Marschalls von Sachsen, Irrthümer in der Mathematik, verdammte Wahrheiten, Digression, Elementen, Erde, Wasser, Luft, Elementarisches Feuer und Licht, unbekannte Gesetze, Ewige Unwissenheit.

senheit, Ungewißheit in der Zergliederungskunst, Mißgeburten und mancherley Racen, Bevölkerung, dumme Unwissenheit und traurige Irrthümer.

Wir halten es nicht der Mühe werth, diese Kapitel durchzugehen, und das mit blendendem Witz verbrämte Falsche aus Licht zu ziehen. Aufmerksame und unbefangene Leser werden leicht sehen, mit wem sie es zu thun haben; da aber diese Rhapsodieen übersetzt sind, so haben wir junge und unerfahrne Naturforscher warnen wollen, sich nicht blenden, abschrecken oder einbilden zu lassen, als sey in dieser Wissenschaft gar keine Gewißheit. Und das ist die Ursache, warum wir fast zu weitläuftig geworden sind.

Wu.

Car. a Linné amoenitates academicae seu dissertationes variae physicae, medicae, botanicae, antehac seorsim editae, nunc collectae et auctae cum tabulis aeneis, edidit *Io. Chr. Dan. Schreberus*. Erlang. 8. sumtu Palm. *Vol. VIII.* 22 B. *Vol. IX.* 21 Bogen. 1785.

Den Anfang des achten Bandes macht die Schrift: (CLI.) Coloniae Plantarum, S. 1—12. Der Verf. erzählt zuerst die schwedische Pflanzen, die aus andern Ländern nach Schweden gekommen, und nun daselbst einheimisch sind, dann ähnliche Beyspiele aus andern Ländern. Die zwote Schrift: Medicus sui ipsius, S. 13—25, trägt die allgemeinste Begriffe der Gesundheitslehre und der Zeitkunde kurz vor. In der dritten Schrift: Morbi nautarum Indiae, S. 26—28, nennt Herr Naumann die gemeinste Krankheiten der Ostindienfahrer, die er selbst kennen gelernt hat. Die vierte: Flora Aekeroeensis, S. 29—45, nennt aus der Gegend des Landguths Akero, das viertehalb Meilen von Nyköping liegt, 478 Pflanzen, die daselbst einheimisch sind. Die fünfte, S. 46—62, die aus Thunberg sehr vermehrt werden könnte, hat die Gattung der Heide. (Erica.) Die sechste, S. 63—74, das Bittersüß, über dessen Arzneygebrauch nachher noch Carrere, und noch neuerlich Kühn ausführlich geschrieben hat, zum Gegenstand. Die siebende, S. 75—106, liefert eine Insekten- und Pflanzengeschichte (Pandora et Flora,)

ra,) von Ryby in Sudermanland, er zählt 480 Insektenarten, und über 260 Gewächsarten, aus der letzten Linneischen Klasse die wenigste. Die achte, S. 108—150, sind die auch in Deutschland schon längst bekannte Fundamenta testaceologiae des Hrn. Prof. Ad. Murray. Die neunte, S. 151—168, handelt von dem Athemholen, (Respiratio diaetetica,) oder vielmehr von der Luft, auf der diätetischen Seite betrachtet. Sehr richtig bemerkt der Verf., daß die Lunge aus der Luft nur das feinste einziehe, und die mancherley Veranlassungen, durch welche die Luft verdorben werden kann, werden mit Beyspielen belegt; aber von der neuern Lehre noch keine Spur. Die zehnte Abhandlung, S. 169—181, handelt von den Erdbeeren, sowohl von der botanischen Seite, als von der Seite ihrer Heilkräfte, und erzählt das bekannte Beyspiel Linne's, der sich durch ihren reichlichen Genuß von der Gicht befreyte. Die eilfte, (Observationes in materiam medicam,) S. 182—192, sucht aus mehrern Beyspielen von Heilmitteln, die erst in spätern Zeiten recht bekannt geworden sind, die Verdienste der Kräuterkunde um die Lehre von den Arzneymitteln zu erweisen. Die zwölfte, S. 193—204, beschreibt die Wanzenpflanze (Cimicifuga,) nach ihren botanischen Merkmalen und nach ihren Wirkungen auf den menschlichen Leib. Die dreyzehnte, S. 205—220, (esca avium domesticarum,) nennt die Insekten, Würmer und Gewächse, welche unser zahmes Federvieh, Gänse, Hühner, Enten und Truthahn fressen. Die vierzehnte Schrift, S. 221—237, beschreibt das Katzenkraut, (Marum,) und erzählt einige Fälle, in welche es ihm Hülfe geleistet hat. Die funfzehnte Schrift, S. 238—248, handelt von der amerikanischen Brechwurzel, (Ipecacuanha,) die der Verf. zur Veilchengattung zählt. Die sechszehnte Abhandl., S. 249—267, beschreibt mehrere surinamische Gewächse, die der König von Schweden einige Jahre zuvor aus ihrem Vaterlande erhalten hatte, und wovon die meisten in dem hier auch angeführten, und von dem Sohn des Verf. herausgegebenen Supplement eingetragen sind. Zuletzt ausführlicher eine neue Pflanze, die er, seinem König zu Ehren, Gustavia nennt, es ist ein Baum aus der sechszehnten Linneischen Klasse, und hier abgebildet. Die siebenzehnte Abhandlung, S. 268—288, betrifft den Post, (Ledum palustre,) beschreibt zuerst die Pflanze, dann die Mittel, welche daraus bereitet werden können, zuletzt ihren Nutzen in der Wirthschaft und

Arz-

Arzneykunst. Die achtzehnte Abhandlung (S. 289—302) betrachtet den Mohnsaft, (Opium,) die Pflanze, von welcher er kömmt, die Art, wie er gewonnen wird, seine äußere Eigenschaften, seine Kräfte und die Mittel, welche daraus bereitet werden. Die neunzehnte Abhandlung, S. 303—309, beschreibt zwo neue Insektengattungen, das eine aus der Ordnung der Zweyflügelichten, (Diopsis,) mit zwey Hörnern auf dem Kopfe, das andere ein Käfer (Paussus,) mit Fühlstangen, die nur aus zwey Gelenken bestehen; sie sind hier abgebildet. Die zwanzigste Abhandlung beschreibt die von Thunberg zuerst gefundene Aphyteca, von welcher hier auch nur eine Zeichnung gegeben ist. Die ein und zwanzigste, (CLXXI.) S. 318—332, beschreibt die Gattung des Johanniskrauts (Hypericum,) nach ihrer Ordnung im System, nach ihren Arten und Heilskräften.

Der neunte Band liefert ein Register über alle dergleichen kleine Schriften des seel. Verf.; sonst aber lauter Schriften, die zwar unter seinem Vorsitz vertheidigt worden sind, sonst aber nicht auf seine Rechnung geschrieben werden können, es sind ihrer 15, von CLXXII—CLXXXVI. Die erste unter ihnen, S. 1—22, ist die Schrift des Herrn Elf de haemorrhagiis uteri sub statu graviditatis. Der Verf. untersucht ihre Ursachen, und hält das Hülfsmittel seines Lehrers, des seel. Fried in Strasburg, für das beste; es ist unter uns zu sehr bekannt, als daß es einer Beschreibung bedürfte. Die zwote, S. 23—34, ist von Hrn. Hinenberg, und handelt de methodo investigandi vires medicamentorum chemica. In der dritten, S. 35—42, erzählt Herr Zetzoll die Versuche, die er im schwarzen Staar, in der Gicht, in Kopfschmerzen, vornämlich in einseitigen, in Steifheit der Gelenke, in Taubheit, Fallsucht, Ueberbein, Mutterweh, Hüftweh, Zahnschmerzen, Verstopfung des Leibes, Lähmung, viertägigem und alltägigem Fieber, und in Flüssen mit der Elektricität angestellt hat. In der vierten, S. 43—63, handelt Herr Wuhlie vom absetzenden Aderschlag, und sucht seine Ursachen in Fehlern des Herzens, der Schlagadern und des Blutes selbst auf; zuletzt zeigt er die Gefahr dieses Zufalles. In der fünften, S. 64—105, beschreibt Herr Petersen sehr ausführlich die Geschichte, Merkmale, Bestandtheile, Wirkungsart und Kräfte der peruvianischen Fieberrinde, und die Mittel, welche daraus bereitet werden. Die sechste

Abhand-

Abhandlung, S. 106—117, von Hrn. Hädern, betrifft die Ambrosiaca, d. h. Körper, die nach Amber riechen; daß die Ableitung des Ambers aus dem Thierreiche ihre guten Gründe habe, hat doch Herr Schnediauer nun deutlich genug gezeigt. In dem siebenten Aufsatz, S. 118—130, handelt Herr Gruberg vom Blutspeyen, spürt seinen mancherley Ursachen nach, und giebt die Heilungsart an. In der achten Abhandlung, S. 131—142, handelt Herr K. P. Thunberg von den resorbirenden Adern, und erzählt ihre Geschichte und ihre Verbindung unter sich und mit den Drüsen. In der neunten, S. 143—194, erzählt Herr Tilläus mit vieler Gelehrsamkeit die mancherley Heilungsarten der Wechselfieber, und schickt eine Geschichte von den Meynungen der Aerzte über ihre Ursachen voran; sie heilten entweder durch innerliche ausleerende, durch Brechmittel, speicheltreibende, abführende, schweis- oder harntreibende Mittel, oder durch Aderlässe, oder durch bittere oder zusammenziehende, vornämlich Stahlarzneyen, oder durch scharfe Mittel, wohin der Verf. mit Recht Arsenik zählt, oder durch Mohnsaft oder Enthaltsamkeit. In der zehnten Abhandl., S. 197—222, spricht Hr. v. Heidestamm von Blutflüssen und Vollblütigkeit, und setzt ihre Arten aus einander. Die eilfte Abhandlung, S. 223—244, von Hr. Böckern, hat die Nähte an den Wunden zum Gegenstande. In der zwölften, S. 245—267, handelt Herr Rotheram von abführenden Mitteln aus dem Pflanzenreiche, er theilt sie in bittere, scharfe, zusammenziehende, saure und süße; freylich sind viele nicht berührt, und gewiß nicht allen die wahre Stelle angewiesen. Da der Verf. eine eigene Eintheilung von scharfen abführenden Mitteln macht, und darunter eigentlich die drastischen begreift, so hätte er Zaunrübe, Kreuzbeeren, Faulbaumbeeren, Gandenkraut dahin, und nicht bloß zu den bittern; die amerikanische Brechwurzel aber nicht zu den scharfen zählen müssen. Die dreyzehnte, S. 268—277, von Hrn. Avellan, hat die unmerkliche Ausdünstung zum Gegenstande, die Ursachen, die sie stören, und die Folgen, welche daraus entspringen. Die vierzehnte, S. 278—290, von Hrn. Hedin, enthält einige Grundsätze aus der ausübenden Arzneykunst. (canones medicos.) Die funfzehnte endlich, S. 291—314, von Herrn Salomon, hat den Scharbock zu ihrem Gegenstande; er sey unter dem heißen Erdgürtel eben so häufig, als unter dem kalten und gemäßigten. Der V. theilt den Gang des Uebels

in

in mehrere Zeitläufte ein, und erzählt die Zufälle eines jeden, untersucht ihre Ursachen, und giebt für jeden Zeitpunkt die Heilart an.

Ib.

Das Thierreich in systematischer Ordnung beschrieben und mit natürlichen Abbildungen erläutert. VII. Klasse. Gewürme. XI. Band. St. 1. 2. Zwölf Kupfer, 32. und 33. Pl. 373—384. 396.

oder

J. F. W. Herbst kurze Einleitung zur Kenntniß der Gewürme. I. Band, S. 62—94. St. 1. 2. Pl. 1—24. Berlin und Stralsund, bey Lange. 1787. in 8.

Man kennt schon die Manier des Verf. aus der Beurtheilung der vorhergehenden Theile dieser Fortsetzung. Voran geht ein kurzes Verzeichniß der hieher gehörigen Schriften, das wir nicht bloß vollständiger, sondern auch besser chronologisch oder nach den Ordnungen der Gewürme, oder wenn es nicht anders seyn sollte, alphabetisch geordnet wünschten, dann folgen im ersten Stücke die Gattungen der ersten Linneischen Ordnung, und die sieben ersten der zwoten; im zweyten Stücke die eilf übrige. Die Arten des Fadenwurms, die sich in andern Thieren aufhalten, stehen hier noch mit den übrigen unter einer Gattung, und von ihnen sind auch zwo Arten abgebildet; sonst sind aber in diesen beyden Stücken einige Gattungen, von welchen gar keine Art abgebildet ist.

Das dritte und vierte zu diesem Bande gehörige Zwölf Kupfer, worauf mehrere Arten Schalenthiere aus allen Abtheilungen vorgestellt sind, haben wir bereits vor uns.

Er.

Beschreibung einer sehr wirksamen Elektrisirmaschine, von Georg Henr. Seiferheld, Rathsadvokat zu Halle in Schwaben. Nürnberg, bey Grattenauer. 1787. 2 Bogen in 12.

Die Maschine besteht aus einer schwarz tafteten mit Bernstein Firniß überzogenen runden Scheibe, 2 Fuß im Durchmesser. Der Taffent wird über einen plattgeschlagenen eisernen Ring gespannt, und 2 Halbkugeln, in welchen die hölzerne mit einer Kurbel versehene Welle befestigt ist, werden in der Mitte auf die Taffentscheibe geleimt. Diese so mit der Welle versehene Scheibe wird in eine 3 Fuß hohe und 8 Zoll weite Zarge oder Gestell eingesetzt, das durch eine unten angebrachte Schraubenzwinge befestigt werden kann. Das Reibezeug besteht aus 4 sechs Zoll langen mit Kazenfell überzogenen Cylindern, welche mit ihren Stielen oben und unten in die Zarge oder Gestell zu beiden Seiten der Scheibe eingesteckt werden. Zwischen diesen gehet also die Scheibe, wie eine Glasscheibe zwischen dem Reibeküssen bewegt wird. Der angegebene Conductor von Holz mit Staniol überlegt, ist wie bey einer Glasscheibenmaschine eingerichtet. Die Anordnung der Maschine ist ganz einfach, leistet aber schwerlich mehr als die Lichtenbergische Trommelmaschine, verdient also die grosse Anpreisung des Verf. nicht, welcher übrigens seine Idee ganz deutlich beschrieben hat.

Wx.

Vom Erdbrande in Jßland im Jahr 1783 — durch S. M. Holm. Aus dem Dänischen übersetzt, und mit zwey Landkarten erläutert. Kopenhagen, 1784. 6 Bogen in 8.

Der Verfasser, so ein geborner Jßländer ist, und der bereits als Diaconus an dem Kirkiubäar Kloster angestellt gewesen, nachgehends aber, um seine Studia fortzusetzen, nach Kopenhagen reisete, liefert hier die erste Nachricht von dieser so merkwürdigen Begebenheit, und erläutert solche durch zwey Landkarten, die er selbst an Ort und Stelle, vermittelst wirklicher Messungen, verzeichnet hat, und an deren Richtigkeit man mithin nicht zu zweifeln Ursach hat. Die eine so den Titel: En Deel af Vestre skapta fells Syssel paa Island ist in gewöhnlichem Landkarten Format, aber ohne Bemerkungen der Grade der Länge und Breite.

Rg.

Ueber

Ueber Feuer, Licht und Wärme. Noch ein Beytrag zur allgemeinen Naturlehre, von N. H. Marne. Berlin und Leipzig, bey Decker. 1787. 8. 274 Seiten.

Der Verf. hatte schon vor etlichen Jahren in einer Schrift (Beytrag zur allgem. Naturlehre) die Bestimmung der Anzahl der Elemente sich zum Gegenstande gemacht, solche in großer Menge gedacht, und darunter die sichtbaren, schwerern und festern Stoffe, oder eigentlich die wässerichten und erdigten für geringere, schlechtere und niedrigere; hingegen die flüchtigern, unsichtbaren Stoffe, oder die luft- und ätherartigen Grundstoffe für die edlern und bessern Elemente erklärt. Weil er aber damals unter allen auf das Feuer am wenigsten Rücksicht genommen, so hat er in gegenwärtiger Schrift seine Begriffe vom Feuer umständlich bekannt machen wollen. Ob seine Arbeit verdienstlich sey, mag aus folgenden Sätzen, woraus seine Feuertheorie besteht, erkannt werden: Licht sey nichts anders als heftige Erschütterung der schlechtern elementarischen Theile (also des Wassers und der Erde), woraus der leuchtende Körper besteht, die durch eine innerliche oder äußerliche Ursache, als schon bewirkt angenommen werden müsse. So erfolge das Licht durch die Sonne, als ein aus dergleichen Stoffen bestehender Körper, der sich in steter Bewegung befinde. Wärme sey eben derselbe Zustand der schlechtern Materie, die sich in einer noch heftigern, aber besondern Bewegung befinde, also nichts weiter, als eine unzertrennliche Folge der erschütternden Bewegung der kleinsten Theilchen eines niedrigen Körpers. Unter Feuer aber müsse der sehr heftig wirksame Zustand der irrdischen (erdigten) oder unedelsten Stoffarten verstanden werden. Es gebe also kein besonderes Feuerelement, sondern Feuer, Wärme und Licht wären blos Erscheinungen oder Folgen von einer verschiedenen Erschütterung der groben körperlichen Materie.

Wer die Beweisgründe dieser längst veralteten Meynung wissen will, mag sie in dieser Schrift selbst aufsuchen. Uns haben sie nicht überzeugt.

Aw.

Empfehlende Naturgeschichte für Kinder. Auf Kosten des Verfassers. Wertheim und Leipzig, 1787. (162 Seiten.)

Vino vendibili non opus est suspensa hedera — Hier ist der Wisch ausgesteckt, und der Wein ist doch fade. Ein stolzer Titel, dem der Inhalt auf keine Weise entspricht. Empfehlende Naturgeschichte soll doch nichts anders heißen: als die sich selbst empfiehlt, oder vorzüglich verdient, vor andern empfohlen zu werden. Ist sie das von selbst — empfehlungswürdig; so darf es der Verf. nicht sagen. Der Leser wirds schon selbst fühlen, und es andern sagen. Manchmal aber soll der Titel das Werkchen empfehlen. Freylich bey denen, die nach dem Titel, ohne den Inhalt zu prüfen, kaufen. — Ueberdem eine empfehlende Naturgeschichte für Kinder. Nicht sowohl zur Lektüre für Kinder, als zum Unterrichte für dieselben, in Frage und Antwort. Eine sehr leichte Methode; wobey man alles ausbramsen, und wenig denken darf. Der Verf. hat sich in der Vorrede erklärt, was er für Kinder meyne, nicht an Jahren, sondern weil auch oft Erwachsene in diesen Theilen der Wissenschaften noch Kinder zu nennen sind. Weiter habe er nicht nöthig etwas zur Empfehlung seines Werkchens zu sagen.

Nun ich kann sagen, daß ich durch den Titel und die Vorrede ungemein aufmerksam gemacht wurde. Denn gute Naturgeschichte für Kinder haben wir nur sehr wenige. Allein ich fand das nicht, was ich wünschte. Das Ganze ist ein armseliger Mischmasch von allen möglichen Natursachen unter einander. Man vergleiche nur den Titel mit den elf Abtheilungen des Inhalts; so wird man nicht wissen, ob man in Europa, in Spanien, oder in Amerika und in Hudsonsbay ist. — Hier ist er.

Was heißt Natur? S. 9. Was ist die Naturgeschichte? Eine Erzählung derer auf der Erde befindlichen Dinge — und gleich in der ersten Abtheilung von den Himmelskörpern, in der sechsten Naturlehre, in der siebenten vom Feuer. Also Physik und Naturgeschichte ohne allen Plan und Ordnung unter einander geworfen. Das ist empfehlende Naturgeschichte für Kinder. S. 10 hätte bey dem Nutzen der Naturgeschichte wohl die Tilgung des Aberglaubens mit berührt werden können. S. 13 scheint der Verf.

bey

bey der Antwort auf die Frage über die Sonnenflecken, in der Sonne ein Feuer anzunehmen, wodurch ihr flüßiges Wesen im Kochen erhalten wird. Denn er sagt: man vermuthe, es wären Körper, die nahe um sie, oder auf ihrem flüßigen Wesen schwimmen: vielleicht der Schaum davon sind, oder darin verzehrt werden. Weiter vom Monde, Planeten, Fixsternen und Kometen — und doch Naturgeschichte. Von den Kometen heißt es S. 22. sie würden von der Sonne angezündet.

Zwote Abtheilung. Vom Thierreich. Darin viel unrichtiges: z. B. S. 28. Welche Thiere dienen dem Menschen zur Speise und Kleidung? Antwort: Das Rind, das Schaaf, die Ziege und das Schwein. Wie schwankend und unbestimmt ist diese Frage? Sinds denn diese Thiere allein? S. 30. Indianische Schweine mit Hörnern. Woher mag der Verf. diese Nachricht haben? Gewiß aus dem Johnston, wo aus dem Hirscheber, Sus Babyrussa, der auch auf der Nase Hauer hat, ein gehörntes Schwein, Sus cornutus, gemacht ist. Sollte man Kindern solche Fabeln sagen? Eben so ist S. 38 die abgeschmackte Fabel wieder aufgewärmt, daß die Jäger einen Baum halb durchsägten, an welchem sich der Elephant zum Schlafen anlege, da er denn umfiele, und nicht wieder aufkommen könne.

Dritte Abtheilung von den Insekten und ihren Gattungen. S. 67. daß sich einige aus Würmern in geflügelte Thiere verwandeln. Von den eigentlichen Würmern kein Wort im ganzen Buche.

Vierte Abtheilung von dem Pflanzenreiche; 5) von dem Mineralreiche; 6) von der Naturlehre; 7) vom Feuer; 8) von den Pflanzen; 9) von dem Menschen. Anhang, von den Sprachen. 10) von der Sprachlehre; 11) von den schönen Künsten und Wissenschaften. — Von den bildenden Künsten. Von der Musik, Tanzkunst und andern Künsten. Von der Mathematik überhaupt, und der Rechenkunst besonders. — Von der Geometrie.

Und das alles empfehlende Naturgeschichte für Kinder! Wie gefällt unsern Lesern dieser Mischmasch? Hätte doch der schreibselige Verf. seine Kosten gespart.

St.

Spallanzani's Versuche über die Erzeugung der Thiere und Pflanzen. Nebst des Herrn Sennebier's Entwurf einer Geschichte der organisirten Körper vor ihrer Befruchtung. Aus dem Französischen von D. C. F Michaelis. Zweite Abtheilung. Leipzig, bey Göschen, 1786. 176 Seiten in 8.

Der scharfsichtige Naturbeobachter Spallanzani beschenkt uns hier wieder mit einem angenehmen und wichtigen Beytrage zur Naturkunde der Pflanzen, der nicht minder lehrreich ist, als seine ohnlängst von uns bekannt gemachten Versuche über die Erzeugung der Thiere. Der thierische Embryo, sagt unser Naturkündiger, liegt wirklich schon im Eyerstocke, und erhält nur durch den männlichen Saamen sichtbares Leben und Wachsthum. Sollte die Natur bey den Pflanzen wohl nicht auf die nehmliche Art wirken? Dieses zu erforschen, hat derselbe vielfältige Beobachtungen angestellt, und die Resultate davon, welche Er uns hier mittheilt, entsprechen ganz seinem Probleme. Bey verschiedenen Untersuchungen der noch in Knospen verschlossenen Saamenkapseln (oder Eyerstöcke, wie sie Hr. S. nennt) des Ginsters, (Spartium iunceum) der Bohnen und Erbsen und mehreren andern Pflanzen, zeigte sich folgendes: Die kleinen darin enthaltenen Körper, welche von Anfang an da waren, schienen in der ersten Zeit durchaus unorganisch zu seyn, und in dieser Beschaffenheit blieben sie auch bis zur Reife des Antherenstaubes, oder bis zu ihrer Befruchtung; um diese Zeit aber zeigte sich in den Körnern eine kleine Höhle mit einem durchsichtigen Schleimpartikelchen angefüllt, worin man bald darauf einen undeutlichen mit einem Fädchen im Korne verbundenen kleinen Körper wahrnahm, welcher nach einigen Tagen als Embryo oder als Pflanze mit zween Saamenblättern erschien. Aus diesen Beobachtungen sollte man schließen, daß die Embryonen erst bey der Befruchtung entstünden, oder wohl gar im Antherenstaube präexistirend in den Eyerstock nur abgesetzt würden; allein beydes widerlegte theils das Mikroscop, theils das siedende Wasser, wodurch die Embryonen einige Tage früher zum Vorschein gebracht wurden, und zuletzt folgende, für die Präexistenz so laut sprechende Phänomene. Hr. S. nahm eini-

einigen Hermaphroditpflanzen die Antheren, ehe ihr Imprägnationsvermögen eintrat, und diese Beraubung hinderte keinesweges die Erscheinung des Embryo in den Körnern; nur giengen diese in der Erde nicht auf. Er nahm ferner den Pflanzen, welche männliche und weibliche Blüthen zugleich tragen, die männlichen; und bey denen, welche besonders männliche und besonders weibliche Blumen bringen, that Er ein gleiches; die Imprägnation wurde mit der größten Sorgfalt verhindert: demohngeachtet aber kamen die Embryonen auch bey diesen Pflanzen zum Vorschein, und sogar giengen die Körner von einiger dieser Pflanzenarten in der Erde auf, und brachten Früchte. Ein Epigenesist würde sagen: der Embryo kann auf diese Art auch von der Mutterpflanze erzeugt seyn. Dies widerlegt Hr. S. ganz bündig. Die meisten und größten Naturkündiger nahmen es als ein unveränderlich Gesetz der Natur, und zum System, an, daß ohne männliche Befruchtung keine Fortpflanzung im Thier- und Pflanzenreiche Statt finde; nach den Versuchen des Verf. aber pflanzten sich der Schildkürbis, die Wassermelone, der Hanf und Spinat ohne Befruchtung fort. Hierauf gestützt also, verwirft der Hr. A. S. also das fast allgemein angenommene System der nothwendigen Begattung, und behauptet, daß einige Pflanzen Befruchtung bedürfen, andere hingegen nicht: so wie dies auch der Fall im Thierreiche sey; zum Beyspiel führt er hier die Vermehrung ohne Befruchtung bey Polypen und einer Menge Insekten, welche die Tiefe der Gewässer bewohnen, an. — Allein diese, der nothwendigen Befruchtung widersprechende Beweise bey Thieren sowohl, als bey Pflanzen, sind, deucht uns, noch nicht stark genug, um dies angenommene System über den Haufen zu werfen. Einmal sind die Beobachtungen bey den genannten Thieren noch nicht mit der gehörigen Sorgfalt angestellt; und dann so widerspricht auch die Zertheilung, wodurch verschiedene Thiere fortgepflanzt werden, noch nicht der Befruchtung. Wir müssen gestehen, daß Hr. S. die Versuche mit den Pflanzen mit der größten Genauigkeit angestellt hat; wir sind überzeugt, daß bey seinen Experimenten kein Antherenstaub zu dem weiblichen Hanfstengel gelangen konnte, der demohngeachtet reife fruchtbare Körner hervorbrachte; aber wir sind nicht gewiß, ob nicht einige weibliche Pflanzen so empfänglich sind, daß sie schon von der Ausdünstung einer benachbarten männlichen imprägnirt werden: denn daß nicht immer ein völlig ausgearbeiteter

Saame zur Befruchtung erforderlich sey, lehrten schon die Versuche des Verfassers. Ferner sind wir noch nicht überzeugt, ob der Antherenstaub einiger Pflanzen nicht kräftig genug ist, auf viele Generationen zu wirken: die Präexistenz der Keime, und die Theorie des Amboitements, welcher Hr. S. auch sehr zugethan ist, zeigen doch auch wohl die Möglichkeit dieser Sache. Wir wollen für unsre Behauptung noch einen Grundsatz des Verf. anführen: Die Natur, sagt derselbe, pflegt immer nach allgemeinen Regeln zu wirken; es hat zwar oft das Ansehn, als befolgte sie ganz andere, und von jenen ganz verschiedene Gesetze, aber doch ist es nichts weiter, als daß sie dieselben nur etwas verändert. — Befruchten und nicht befruchten wären denn doch aber wohl zwey außerordentlich verschiedene Gesetze. Und sollten denn die männlichen Pflanzen des Hanfes und mehr anderer blos Figuranten auf dem Theater der Natur, oder etwa blos platonische Liebhaber seyn? Wir glauben, daß sie nebst ihren Weibchens nur mehr als zu emsig sind. Um bey den Pflanzen noch tiefer in das Geheimniß der Erzeugung zu dringen, schlägt der Verfasser noch einige Versuche vor, die er selbst noch nicht Zeit und Gelegenheit anzustellen gehabt hat.

Dieser Abhandlung ist ein Entwurf einer Geschichte organisirter Körper vor ihrer Befruchtung vom Hrn. Sennebier beygefügt. Zuerst wiederholt hier der Verf. kürzlich was ein Haller, Bonnet und Spallanzani merkwürdiges über die Natur organisirter Körper entdeckt haben; zieht die Resultate aus den Versuchen des Letzteren über die Erzeugung der Thiere und Pflanzen, und hierauf gestützt, geht er dann wieder zurück, und eröffnet uns seine Gedanken über die Entstehung der Embryonen. Es ist festgesetzt, sagt der Verf., daß die Keime vor der Befruchtung schon existiren: sie sind also nicht die Wirkung von der Befruchtung. Es ist offenbar, daß sie mit allen ihren Organen schon vorher geschaffen, und in dieser Verfassung vorhanden waren, ehe wir dieselben noch mit unsern Augen erkennen konnten. Aus der Unmöglichkeit einer unendlichen Reihe endlicher Dinge, folgt nothwendig die Existenz eines ersten nothwendigen Wesens, und dieses nothwendige Wesen ist die Ursach aller organisirten Geschöpfe. Der Zeitpunkt der ersten Schöpfung gab diesem ersten Wesen das Daseyn, und in ihm allen Generationen, die eben so lange fortwähren sollten, als der Planet selbst, den sie be-

woh-

wohnen. — Man sieht hieraus schon, daß dieß auf die Theorie des Emboitements hinausgeht; und wir müssen gestehn, daß wir dieses System noch nirgends besser aus einander gesetzt und einleuchtender gefunden haben, als in dieser Abhandlung; es ist zwar immer nur Raisonnement, wogegen der Metaphysiker besonders noch tausenderley wird einzuwenden wissen; aber dieß wirds auch wohl bleiben, so lange unser Planet steht.

Pgr.

Vom Wärmestoff, seiner Vertheilung, Bindung und Entbindung, vorzüglich beym Brennen der Körper. Eine Probeschrift von Franz Xaver Barder, der Arzneygelahrheit Doktor. Wien und Leipzig, 1786. 286 S. 4.

Im ersten Buche trägt der Verfasser verschiedene ältere und neuere Meynungen vor, nach welchen Feuer und Wärme entweder, wie von den Chymisten, als ein eigener, danach benannter Stoff, oder, wie von den Mechanikern, als für die bloße Folge einer gewissen Bewegung der kleinsten Theile angesehen wird. Diese beyden Meynungen suchten die Mathematiker in dem Ausdrucke eines bewegten, tremulirenden Feuerstoffs oder Aethers zu vereinigen. In den Gründen für die erste Angabe, besonders von der Art hergenommen, nach welcher sich die Wärme vertheilt, die Widerlegung der zwoten, und durch den Beweis, daß der Wärmematerie, (wie man es am schicklichsten nenne,) zwar Beweglichkeit; nicht aber Bewegung, wesentlich eigen sey, auch die Verwerfung der dritten. Dieser Wärmestoff nun, dessen Ursprung man nicht nöthig habe, von der Sonne herzuleiten, ist auf unserer Erde überall, obwohl ungleich, verbreitet, er ist das erste und einzige Principium aller Fluidität, und wirkt auf alle (ursprünglich festen) Körperstoffe als ein wahres Menstruum, er löset sie auf oder verbindet sich mit ihnen auf eine chemische Art. Wie hieraus das entstehe, was man gebundenes oder figirtes Feuer nennt, eine Sache, die mancher nicht recht faßt, wird S. 40 ff. meist aus Andern gut erklärt. Bestimmung und Erörterung der Begriffe von Erwärmen, Erkälten, Mittheilen, Umherstralen, und dem

freyen, ungebundenen, eigentlich nur relativ lockerern Zustande der Wärmematerie, wobey man zuweilen etwas Mangel an Präcision wahrzunehmen glaubt. — Licht scheine zu entstehen, wenn der Wärmestoff einem Körper über ein gewisses (Sättigungs-) Maas zugesetzt, etwas oder alles von seiner irrdischen Hülle ablege, und nunmehr auf das feinere Organ des Gesichts wirke. (S. 83.) Etwas über die verschiedene Wärmeleitungskraft der Körper und ihre Ausdehnung durch Wärme, nebst Lehrsätzen aus der Thermometrie, diese Ausdehnung, wie auch nach Wilke, Black, Irwin, Crawford, Kirwan u. a. die Gesetze der Vertheilung der freyen Wärmematerie, in gleich- und ungleichartigen Körpern betreffend. Eine Formel für die wärmebindenden Kräfte (so nennt der Verf. die Fähigkeit der Körper, Wärmestoff anzunehmen, sich damit zu verbinden,) und die ihnen entsprechende specifische Wärme von Hrn. Prof. Täzel in München. Tabelle über die specifische Wärme verschiedener Körper aus Bergmann. Bey der Angabe und Vergleichung der verschiedenen Begriffe, unter den Ausdrücken freye und gebundene Wärmematerie und der Erklärungsarten, findet der Verf. die angegebene Idee eines Menstruums sehr bequem. — Bindung und Entbindung der Wärmematerie beym Fest- und Flüssigwerden, beym Verdampfen und bey Salzauflösungen im Wasser. Vorzug und mathematische Bearbeitung (von Hrn. Täzel,) der hier nur überhaupt berührten Methode derer Herren Lavoisier und de la Place Aufgaben über die bisher abgehandelten Gegenstände aufzulösen. — Das zweyte Buch fängt mit den Begriffen von Verdampfen (einer Auflösung in Wärmematerie) an, wobey der Wärmestoff zuweilen als Anneigungsmittel (so schreibt Hr. B.) wirkt. Wie jenes in verdünnter, für freye Wärme empfänglichere Luft geschehe, und wie sich Wilke's und von Saussüre's Meynungen darüber vergleichen lassen. — Luft, als permanenter Dampf, und, wie dieser, eine Auflösung eines dazu fähigen Stoffs in Wärmematerie; die sich aber freylich durch Erkältung innerhalb der uns bekannten Gränzen nicht, wohl aber auf andere Weise von dem aufgelösten Stoffe trennen oder niederschlagen läßt. Lavoisier's hierher gehörige Versuche. Bey solchen Begriffen verschwindet dann die, hier an einem Beyspiele gezeigte große Schwierigkeit, sich die Luft als solche in einen Körper eingekerkert und fixirt, vorstellen zu sollen. Die Körper enthalten nämlich nur

den

den Stoff, die Basis, die erst dann sich zu Luft auflößt oder als Luft erscheint, wenn auf irgend eine (chemische) Weise Wärmematerie dazukömmt, und so ergiebt sich die Bindung und Entbindung luftartiger Flüssigkeiten. Die Umstände, unter welchen sich dergleichen Luftarten bilden, lassen sich auf vier Fälle reduciren, (Sehr gut! wie uns deucht,) und weil jeder Körper zuweilen die Form eines Dampfs annehmen könne, so werde und müsse es vielerley Luftarten geben, worüber man sich mit Unrecht hier und da beschweret habe. Achards Versuche, die Umwandlung von Dämpfen in Luft betreffend. Die Sache lasse sich bloß aus der im hohen Grade koncentrirten Wärmematerie erklären. Der Zutritt des Brennbaren, das man allerdings auch im Wärmestoff auflöslich, mithin nicht so feindselig gegen das Feuer, als Crawford will, annehmen könne, sey dabey kein nothwendiges Ingrediens; obwohl dasselbe zuweilen als ein, die Wärme enger bindendes Anneigungsmittel, zu wirken scheine. — Der erste §. des dritten Buchs befaßt unter der Aufschrift: Gesetze des Verbrennens, und vom Feuer überhaupt, die mannichfaltigen Meynungen vom Brennbaren, welches als ein flüchtiger Stoff von der brennenden Masse abgesondert, und von der Luft aufgenommen wird, einen Theil der Versuche, aus denen die Nothwendigkeit der dephlogistisirten Luft beym Verbrennen, und der Uebergang, die Verdichtung oder Bindung derselben mit dem Rückbleibsel des verbrannten Körpers, erhellt; dabey denn auch über die Erzeugung oder vielmehr Entbindung der Luftsäure bey phlogistischen Processen, und über das Wasser aus den Mischungen reiner und brennbarer Luft einige Bemerkungen, um den dabey möglichen Mißdeutungen abzuhelfen. — Vom Verkalken, Erscheinungen dabey. Gewichtsvermehrung der Kalke. Sie beruhe auf dem Zutritte des Wassers, oder wenigstens des vermittelst des Brennbaren (in dem Metalle) von luftiger zur fließenden Form verdichteten Grundtheils des Wassers, der dem Metallkalke sich einverleibt, so, wie bey der Reduktion das Wasser wieder zerlegt werde, indem sich der eine Bestandtheil desselben, das Brennbare, wieder an den Metallkalk binde, indeß der andere, der von Wärmematerie zu Luft aufgelöste Grundtheil, (die Basis der Feuerluft oder Wassererde, weil er als eine Grunderde gedacht werden müsse,) als Feuerluft wieder zum Vorschein komme. Anderweitige Beyspiele, die diese Zerlegung des Wassers beweisen. Endlich noch einige Fragen, Aussichten

ten und Zusätze, von denen manche wirklich Aufmerksamkeit verdienen. Ein unreifer Schülerversuch, wie es Hr. B. in der Zuschrift und Vorrede nennt, ist dieß Buch gewiß nicht, wenn gleich man darin nur, nach des Verf. abermaligen eigenem Ausdrucke, „nicht allzuwohl geordnete Bruchstü„cke einer Geschichte der Versuche und Raisonnements über „Wärme" finden, und eben deswegen, wie Recensent hinzusetzt, lichtvolle Darstellung, natürliche Uebergänge u. dergl. hier und da vermissen wollte. Denn es ist so leicht nicht, die große Menge der sehr zerstreuten, unentwickelten, oft noch unvollständigen oder einander entgegengesetzten Data über diesen Gegenstand genau zu fassen, und sie allemal gleich gegenwärtig bey sich zu erhalten. Zudem hat dieß Werk, das Hr. B. vorzüglich den Jünglingen seines Vaterlandes bestimmt, unverkennbare Spuren des Selbstgedachten, man findet darin gute, unter den deutschen Chemisten noch ziemlich seltene Anwendung und Benutzung des Kalkuls, auch sieht man es dem Verf. an, daß er mehr weiß, als er sagt; und endlich wird derselbe seinen Gegenstand, wie den über die thierische Wärme, demnächst vollständiger und ausführlicher bearbeiten. In dieser letztern Rücksicht erlaubt sich Recens. die gutgemeynte Anmerkung, dem hoffnungsvollen Manne etwas mehr Strenge gegen seine Einbildungskraft, einige Behutsamkeit bey der Nachahmung des blendenden Styls eines Mannes, den wir mit ihm ehren, und noch größere Politur des Ausdrucks, wie auch die Vermeidung von Provinzialismen, als wenigst, angezunden, zusamm, in der sonst guten Sprache anzuempfehlen.

Afr.

Des Grafen Dündonalds Gedanken von der gegenwärtigen Bereitung des Kochsalzes, dessen Handel und den Vorschlägen, das gesottene Salz zu reinigen, aus dem Englischen nach der zwoten Ausgabe. Leipzig, bey Heinsius. 1787. 8.

Abermal eine Uebersetzung der Art, welche uns Deutschen den eigenen Vorzug giebt, daß wir nicht nur das, was bey andern Nationen Merkwürdiges vorfällt, bald in unserer Sprache lesen, sondern daß wir es auch mit ungleich größe-

rem

rem Vortheil, als selbst in der Sprache des Auslands lesen, weil uns der Uebersetzer Bemerkungen mit darin giebt, welche theils an sich, theils im Bezug auf Deutschland, uns so viel, und mehr werth sind, als die Schrift selbst. Der Uebersetzer dieser Schrift hat sich nicht genannt; aber ohne Zweifel ist er einer der ersten Kenner dieses Fachs. Seine Gründe, warum er seinen Namen nicht vorgesetzt hat, nämlich desto unpartheyischer beurtheilt zu werden, werden ihn doch hoffentlich nicht bewegen, auch künftig verborgen bleiben zu wollen. Warum wollte er seinen Lesern auf immer das Vergnügen versagen, den Mann zu kennen, welcher sie mit dieser vortrefflichen Schrift beschenkt hat?

Von dem Werth der bisher in Deutschland erschienenen verschiedenen Salzwerkskunden sagt der Uebers., daß er von Kennern nicht gleich groß gehalten werde, und daß ihre Erwartung nicht erfüllt worden sey. Sollte ein solches Werk gut seyn, so müßte der Verfasser alle, wenigstens die meisten deutschen Salinen bereist haben, er müßte von den verschiedenen Verfahrungsarten das Beste herausnehmen, und sich auf die ältesten und neuesten Salzwerksbegebenheiten gründen. Rec. scheint es, daß in neuern Zeiten mehr der mathematische, als der physikalische Theil der Salzwerkskunde bearbeitet worden sey; in dem unbekannten Uebersetzer glaubt er aber den Mann wahrzunehmen, der fähig sey, diese Lücke, so viel es jetzt noch zu erwarten ist, auszufüllen. Stein und Sonnensalz hält der Uebersetzer, wenn dabey die letzte Soole nicht mit vertrocknet sey, für die reinsten Salze. Von 4 Loth erhielt er nur eine trübe; dagegen von einem fehlerhaft bereiteten Brunnensalz 27 Gran Magnesiasalz von einer Saline, wo in dessen Hervorbringung nicht gut verfahren werden könne, habe von 4 Pf. 24 Loth verlohren — 6 Jahr älteres 19 Loth — Sommersalz, 19 Loth — Wintersalz, 1 Pf. — Herbst- und Frühjahrssalz; ersteres, das nicht durch Frost gelitten hatte, 22 Loth, letzteres, das dadurch gelitten hatte, 1 Pf. 4 Loth. — Vom Kopf der Stüde oder Körbe ¾ Pf., aus dem Korb 27 Loth. Doch ehe wir hier fortfahren, müssen wir dem Leser erst einigen Begriff von des Grafen Manier machen, das Salz zu reinigen, weil darnach vorbemeldte Versuche angestellt worden sind. Es besteht dieselbe kürzlich darin, daß das Salz mit heißer gesättigter Soole filtrirt wird. Man schüttet es in ein konisches Gefäß, in dessen Spitze eine Oeffnung ist, und das so gesetzt ist, daß es mäßig erhitzt werden

den kann: so wird das Bittersalz flüßig gemacht und abgeführt. Durch ein dreimaliges Auslaugen wird es so rein, wie Sonnensalz oder Boysalz, jedesmal 4½mal reiner. Die Kosten machen 1½ Pence auf den Scheffel. Uebersetzer hat diese Läuterung vollkommen nachahmungswerth gefunden; der Abgang ersetze sich durch die Güte. Den ersten Theil des Verfahrens änderte er dahin, daß er das Salz in heiße Soole schüttete, und, um ein überflüßiges Auflösen des Salzes zu hindern, dasselbe nur zuletzt in einem konischen Gefäß, das 50 und mehr Scheffel hielte, auslaugte. Die ablaufende Soole giebt bey gelinder Auslaugung wieder gut Kochsalz, doch so viel nicht, als bey der Läuterung verlohren geht. Da Deutschland keine Seeprovisionen einsalzt, und sein Salz bald verbraucht, so ist daselbst ein ein-, höchstens zweymaliges Auslaugen genug. Inzwischen wird dies Verfahren doch deswegen schwerlich nachgeahmt werden, weil es immer besondere Zeit und Kostenaufwand erfordert. Uebersetzer schlägt daher vor, nur die Körbe, worin das Salz getrocknet wird, an den Spitzen offen zu lassen, dasselbe nicht mit Gewalt einzustossen, und wenn man wollte, nur etwas heiße Soole darüber zu gießen, dann aber dieselbe nicht eher in die Hitze zu bringen, bis sie nicht mehr tropften. Solches Salz würde unstreitig gut Magazin Salz werden. Auch die Verbesserung des Viehsalzes hat der Uebersetzer nach dieser Manier probiert. Von 4 Pfund giengen 24 Loth ab, und es konnte nun zum Verspeisen gebraucht werden.

Das beste Verfahren das Salz rein zu kochen, ist, wenn man in einer besondern Pfanne kocht, und in einer andern verdünstet, auch die bittre Soole nicht zu sehr auskocht.

Außer diesem Vorschlag, das Salz durch Soole zu läutern, ist der größte Theil des Inhalts der Abhandlung des Grafen, historisch und statistisch, voll Beschwerden über die Einschränkungen des englischen Salzhandels. Er will, man soll die Soolen oder das Seesalz mit Steinsalz anreichern, das aber für den größten Theil Deutschlands wegen des Preises des Steinsalzes nicht anwendbar ist. Uebersetzer glaubt an einen noch verborgenen Salzstock im nördlichen Deutschland. Das Gebirg des Steinsalzes im südlichen Deutschland sey steil wild, grau Kalchgebirg mache das Dach aus, und der Salzstock finde sich in bläulich und schiefrigem Lett. Zu Pottendorf habe man Steinsalz in grauem Alabaster gefunden,

auch

auch sey bey dem Mannsfelder salzigen See ehemal Steinsalz bemerkt worden.

Uebrigens folgt er der ziemlich allgemeinen Meynung, daß alle Salinen aus dem Gypsgebirg entstünden, welches aber da nicht zu Tag ausstehe, wo man Schwitzquellen versiede. Gewöhnlich finde man nur an gewissen Flüssen und in deren Nähe Soole, welches daher komme, weil das Gebirg beynah in allen Flüssen eben das bey ihrem Abfluß sey, wie es sich bey ihrer Entstehung zeige. (Dieses ist entweder nicht deutlich genug, oder kann so nicht zugegeben werden.) Je mehr Flüsse der Art, daß sich Soolengebirg an ihrer Seite zeige, sich vereinigten, je mehr Hoffnung zu guter, ja besserer Soole.

Diese Theorie verdiente eine besondere ausführlichere Darstellung, um sie gründlich beurtheilen zu können. Es fehlt uns noch an einem Werk, darin die Salzlager oder die Soolengebirge der deutschen Salinen nach ihrem Inhalt und Streichen, vollständig beschrieben, und das dabey mit einer besonderen Salzcharte versehen wäre. Eine solche Arbeit könnte wichtige Aufschlüsse auch in Bezug auf den Bergbau geben, wenn sich dadurch vielleicht, wie R. vermuthet, ein Zusammenhang zwischen den Salzlagern und mineralischen Gängen darstellte.

Daß im südlichen Deutschland noch kein Salzstock erschroten worden, würde begreiflich, wenn man annehme, daß die Salzseen in diesen Gegenden von den vulkanischen Revolutionen ausgetrocknet und überdeckt worden seyn. Daß die reichsten Quellen oft überaus weit von vulkanischen Gebirgen entfernt liegen, möchte dem Gedanken so sehr nicht widersprechen. Gerade diese Quellen könnten von den höchsten und reichsten überdeckten Salzstöcken abstammen. Die Klüften, welche sie enthalten, müssen, je weiter sie herkommen, je tiefer unter der Erde streichen. Man gedenke sich nur Lage auf Lage muldenförmig. Je tiefer solche Quellenleitungen sind, je weniger werden sie durch Tagwasser verunreinigt — je reichhaltiger. Sollte es sich so verhalten; so würde es vergeblich seyn, in der Gegend der reichen Hallischen und Lüneburger Salzquellen den Salzstock zu suchen. Die Salzquellen selbst können, nachdem sie ihren Lauf verändern, Behälter, Salzwasser hier und da lassen die eintrocknen, und so Steinsalz erzeugen. Diese zweite Generation dürfte nicht verführen davon auf das Daseyn des Hauptstocks zu schließen.

Der

Der Leser wolle diese kleine Ausschweifung verzeihen. Recens. wollte damit nur zeigen, daß hier noch ein wichtiges Feld zu bearbeiten sey. Ohne uns weiter bey dem aufzuhalten, was der Verfasser und Uebersetzer mit mehrerem von der Salzbereitung sagt, da es der Freund dieser Wissenschaft doch gewiß in der Schrift selbst lesen wird, gehen wir zur Salzkonsumtion und den Einkünften davon über.

Der Graf giebt den Ertrag der Einkünfte von Salz in Engelland an, wie sie 1776 war: zu 246,315 Pf. Sterling. Eine Auflage vermehrte dieselbe 1783 und 1784 auf 332,735 Pfund. Die Einnehmergebühren betrugen 1776 26410 Pfund. Er vergleicht dieselbe mit den französischen, welche nach Necker betragen 60 Millionen Livres oder 2'600,015 Pf. Sterling. Necker sey nur durch diese ungeheure Größe der Summe abgehalten worden, auf ihre gänzliche Abschaffung anzutragen; ein Umstand, der in Engelland wegfalle, da dieselbe dort nur 3 — 400,000 Pf. Sterling betrüge. Um diese zu ersetzen, bringt der Graf eine Heerdtaxe in Vorschlag, nebst Freyscheine, welche die Salinenbesitzer, Becker, Weißgerber und andere Salzverbrauchende Gewerbe lösen sollten. Zu 56 Pfund Mehl werde 1 Pfund Salz erfordert; im Durchschnitt genieße eine Person des Tags 1½ Pfund Mehl, also jährlich im Brod 8 Pfund Salz: überhaupt könne man in Engelland 25 Pfund englisch, oder 23 Pfund französisch Gewicht auf jeden Einwohner rechnen, wornach also 6 Millionen Einwohner 150 Millionen Pfund Salz verzehrten, das nach der Tax betrug: 669,642 Pfund, also 310,490 Pfund weniger oder Unterschleif. In der Folge erkennt er, daß er sich in der Bevölkerungsangabe geirrt hätte: man müsse 8 Millionen Einwohner annehmen, wornach das Fehlende noch bis 539,710 Pfund stieg, oder wenn man statt 25 nur 20 Pfund Consumtion annehme, doch immer noch 365,114 Pfund fehlten.

Der Gewinnungspreis ist ohngefähr 40 Kr. von 56 Pf. Salz, der geringste 24 Kr. Die Abgaben kommen 2½ Fl. auf den Centner. Im Durchschnitt kostet derselbe ohne Fracht und andern Aufwand 6 Fl.

Auf einen Deutschen rechnet Uebersetzer 20 Pfund, weil er nicht so viel Fleisch esse, als der Engländer, aber auch nicht so wenig, als der Franzos, der doch 19 Pfund verzehre. Recensent hat die Erfahrung gemacht, daß 51566 Seelen in 3 Jahren 26056 Centner verzehrten, also nur 16 Pfund

26

26 bis 27 Loth auf den Kopf. Dieses erfolgte nach einer neuen Einrichtung, wo mittelst Erniedrigung des Salzpreises — Abgabe des Salzes an die Kommunen — erhöhte Provision auf das was jede Kommun über das, was ihr zugetheilt worden, verzehrte, und andren Einrichtung, wodurch die Unterschleife möglichst zwecklos gemacht worden sind. Vor dieser Einrichtung konnte man nur 11⅔ Pfund auf die Seele rechnen.

Bey diesen Umständen würde also Recensent es nicht wagen die Verzehrung über 17 höchstens 18 Pfund im Durchschnitt für Deutschland anzunehmen. Hier und da, wo z. B. viele Salzverbrauchende Gewerbe sind, oder nur Salz von geringer Qualität zu haben ist, mag wohl die Verzehrung höher steigen. Necker sagt ausdrücklich von dem Land de Quart-Bouillon, wo die Konsumtion auf 19¼ Pfund angegeben wird, daß das Salz sehr schlecht sey. Dieses macht natürlich einen großen Unterschied aus, und läßt nicht zu davon auf andre Länder zu schließen. In den freygekauften Provinzen kömmt die Consumtion auf 18 Pfund, das französische Markgewicht verhält sich gegen das cöllnische wie 41 zu 43, wornach also die 18 Pfund 18 Pfund 19⅔ Loth cöllnisch betragen. Hier fragt sich aber, wie viel von diesem Salz so, oder mittelst eingesalzener Waaren in die Länder des hohen Preises eingeschleppt werden, während sie als in den freyen Ländern consumirt angegeben sind? Der Uebersetzer setzt die Zahl der in Deutschland gangbaren Salinen auf 76, der Ober-, Niedersächsische und westphälische Krais zählten allein 37, davon die meisten 1 Centner bey 3½ bis 14 Centner Wasser enthielten. In den Landen, wo der Salzhandel den Kaufleuten und Kleinhändlern noch allein überlassen sey, hätte die Polizey Ursache, wachsam zu seyn, damit sich nicht Einzelne durch Bedrückung der Unterthanen bereicherten. Weil inzwischen auch bey den treflichsten Verordnungen vielen Umschweifen nicht leicht begegnet werden können: so sey dieser Handel am besten in den Händen der Obrigkeit. Jede Saline müsse wenigstens 8 pr. Ct. ertragen, um nicht nur das Kapital abzutragen, sondern sich auch wieder zu bauen. Es wäre zu rathen, daß dasjenige, was sie an herrschaftlichen Gefällen abzugeben hätten, und um so viel sie den Salzpreis außer dem Aufschlag jener 8 pr. Ct. und der Bereitungskosten erhöhen, müßte ihnen abgenommen — und auf ähnliche Art, wie der Engländer vorschlägt, in eine Abgabe der Ver-

zehrenden verwandelt würde. Erst solle man alle Gewerbe die Salz brauchten: Seifensieder, Gerber rc. nach dem Betrieb ihres Gewerbs in Anschlag bringen — dann etwas auf die Verfertigung der Butter legen, und was nun noch mangle, unter die Einwohner vertheilen.

Recensent sorgt, daß dieser Vorschlag in der Ausführung grossen Schwierigkeiten unterworfen seyn möchte.

So lang die Salzpreise in Deutschland nicht höher steigen, als dermal, so lang wird es der Einwohner weniger empfinden, wenn er 4, 5 Pf. vom Pfund giebt, das der herrschaftlichen Kasse mittel- oder unmittelbar zufließt, als wenn man es ihm als eine eigene Abgabe abfordert. Uebernimmt dabey die Herrschaft den Handel selbst, und läßt das Salz jedem Ort um den bestimmten Preis zuführen; so kann sich der Unterthan gar nicht beschweren: denn im Fall des ganz freyen Handels würde er den Partieretn, die nur im Einzelnen kaufen, davon leben, und gewinnen wollen, eben so viel bezahlen müssen, und würde dabey nicht einmal versichert seyn, ob er das zu allen Zeiten bekommen werde, was er doch zu allen Zeiten braucht. Immer bleibt es also am besten, die Eigenthümer überlassen ihr Salz den Herrschaften in billigem Preis, die Herrschaften erlassen dagegen jenen die Gefälle, oder vielmehr sie empfangen sie durch den geringeren Preis. Nun bleibt die Ausfuhr ganz frey, damit der Salzwerkseigenthümer nichts als sein 8 pro Cent darauf zu schlagen hat. In der Austheilung an die Unterthanen werde es endlich auch mit dem Preis nicht übertrieben, damit dieselben keinen solchen Vortheil in den Unterschleifen finden, der sie dazu reizen könne: so wird das Aerarium immer noch beträchtliche Einkünfte vom Handel ziehen, kein Unterthan gedrückt — und dabey auch selbst der innländische Salzhandel nicht einmal ganz beschränkt werden, wenn nämlich jeder Kommun erlaubt bleibt, das was sie über ihr Quantum braucht, zu kaufen, wo sie will. Dies letztere scheint zwar etwas paradox. Aber die Erfahrung hat Recensent auf seiner Seite. Wenn eine billige Austheilung unter die Kommunen gemacht wird, so daß sie das Zugetheilte nehmen müssen: so kann die Herrschaft ohne Gefahr erlauben, das übrige zu hohlen, wo es gefällt. Nur muß auch zu diesem freyen Handel immer herrschaftliches Salz bereit seyn, und die Auswieger davon eine gute Provision zu gewarten haben. Deswegen weil es frey ist,

ist, und die Austheilung keine grosse Bedürfniß übrig läßt, findet es niemand mehr der Mühe werth, Salz auswärts zu holen.

De.

---

18. Geschichte, Erdbeschreibung, Diplomatik.

Pragmatisches Handbuch der Meklenburgischen Geschichte, von Fried. August Rudloff, Herzogl. Meklenburg. Hofrath ꝛc. Des zweyten Theils dritte und vierte Abtheilung. Schwerin, Wißmar und Bützow, im Verlag der Bödnerschen Buchhandlung. 1786. 8.

Die erste und zwote Abtheilung des zweyten Theils dieses sehr wohl geschriebenen Handbuchs der Meklenburg. Geschichte haben wir schon in einem vorhergehenden Bande der A. D. B. recensirt. Wir finden auch diese Fortsetzung nach eben dem Plan, und mit eben der Gründlichkeit ausgearbeitet.

Die dritte Periode begreift die Regierung der Herzoge zu Meklenburg und Herzog zu Werle, bis auf den Abgang des Hauses Werle von 1359 — 1436. Der erste Abschnitt enthält

A) Das Meklenburg. Haus

1) zu Schwerin Herzog Albrecht I. der † 1379.
2) zu Stargard Herzog Johann I.

B) Das Werlische Haus

1) zu Goldberg Johann IV. † nach 1375.
2) Güstrauische Linie.
   a) zu Güstrow, Nicolas so 1360 †. und dessen Söhne Lorenz und Johann V.
   b) zu Waaren, Bernhard III. † 1378 und Johann VI.

 Bischöfe

Bischöfe von Schwerin.

Albrecht von Sternberg bis 1363.
Rudolff II. von Anhalt † 1365.
Friederich II. von Bölou † 1375.
Marquard Beermann † 1376.
Melchior Herzog von Braunschweig.

Bischöfe zu Ratzeburg.

Wipprecht † 1367.
Heinrich II. von Wittorp.

Herzog Albrecht ward 1359 in den neuen dänischen Krieg verwickelt, doch der 1360 zu Helsingburg geschloßne Friede zwischen dem Könige von Dänemark, Herzog von Lauenburg, von Schleswig und Stettin ꝛc. auf einer Seite, und den sämmtlichen Herzogen von Meklenburg, den Markgrafen von Brandenburg, Herzog Rudolf von Sachsen, Herzog Barnien von Stettin ꝛc. auf der andern Seite brachte alles wieder zur Ruhe S. 447. Lauenburg und Meklenburg vereinigte sich gleichfalls, und ersteres entsagte förmlich allen Ansprüchen auf die Grafschaft Schwerin. Wegen großer Unsicherheit der Straßen ward 1361 zwischen dem Markgrafen Ludewig von Brandenburg, dem Herzog von Stettin und Albrecht von Meklenburg, nebst den Werlischen Herren ein Landfriede auf 3 Jahre geschlossen, in welchen hernach noch der König von Dänemark und mehr andere Fürsten aufgenommen sind S. 454. Allein der Landfriede dauerte nicht lange, sondern es kam bald wieder zwischen Meklenburg und Lüneburg 1362 und 1363 mit den Pommerschen Herzogen zum Krieg, worauf wieder zu Kyritz und Borzou Friede gemacht ward. Dergleichen kleine Kriege sind in diesen Niedersächsischen Ländern in dieser Periode so häufig geführet worden, daß es nicht der Mühe werth ist, sie zu erwähnen. Indessen spielte der damalige Herzog von Meklenburg Albrecht I. eine ziemliche Rolle, und ward von vielen auswärtigen Fürsten zum Schiedsrichter, und auch sonsten in andern Fällen gebrauchet S. 458. Die Stadt Lenzen nebst dem Schloß trat er 1363 den Markgrafen wieder ab S. 459, ward aber wieder in die Nordische Streitigkeiten eingeflochten, worin er die Schwedische Parthey gegen Dänemark genommen ꝛc. und die schwedischen Reichsräthe wählten seinen Prinzen Albrecht zu ihrem König. Die Grafen von Fürsten-

Rendberg sturben nach 1362 aus, worüber viele Streitigkeiten entstunden; ein Theil ihrer Güter gelangte an die von Dewitz S. 465. Der Herzog Albrecht hielte sich größtentheils in Schweden auf, um seinem Sohn, den jungen König, beyzustehen, und ihn gegen Dänemark zu schützen. Der Krieg gegen dieses Reich ward stark sowohl von Schweden, als Meklenburg mit den Hanseestädten getrieben, indessen noch viele andere kleine Kriege zwischen die Herzoge gekommen, die Markgrafen rc. vorfielen, mit einem Worte, die ganze Regierung des Herzogs Albrechts I. war eine Kette von Kriegen. Der Kaiser Karl IV. war ein großer Patron des Herzogs, weil er ihn in seinen Absichten auf die Mark Brandenburg brauchte, dieser trug ihm auch die Execution gegen den geächteten Herzog Magnus von Braunschweig in dem bekannten Lüneburgischen Successionsstreit der sächsischen Herzoge auf, wobey ihm diese für den Beystand ansehnliche Städte und Schlösser überließen S. 486, die aber doch hernach theils wieder verlohren giengen. Eine weit vortheilhaftere Absicht für den Herzog Albrecht aber fand sich, wie gedachter Kaiser die bereits im J. 1363 mit dem Markgrafen Ludewig dem Römer und seinem Bruder, Otto errichtete Successionspacta (eine Erbverbrüderung kann man es nicht nennen, indem die Ausdrücke und der wahre Sinn des Pacti solches klar zeigen) bey dem Leben des Markgr. Otten 1373 schon zur Erfüllung bringen wollte, und auch wirklich brachte, wozu er vorzüglich die Hülfe und den Beystand des Herzogs nöthig hatte. Es ward also zu Fürstenberg am 6. Jan. 1373. eine genaue Verbindung zwischen dem Kaiser und dem Herzoge geschlossen, worin der erste diesem versprach, nicht allein das Schloß Marnitz, sondern auch die abgedrungene Märkische Pfandgüter Liebenwalde rc. wieder zu verschaffen, und ihm alles was Wenzel dem Herzoge in der Mark zu Lehn reichen würde, erobern zu helfen, auch seinen K. Albrecht von Schweden nach des Königs Waldemars von Dänemark Tode zu der Thronfolge in Dänemark zu verhelfen. Dem zufolge belehnte Wenzel als künftiger Markgraf mit Einwilligung des Kaisers als Oberlehnsherrn, den Herzog und seinen Erben mit den Städten und Schlössern, Lenzen, Wittenberge und mit der ganzen Pregnitz rc. und entsagte allen Ansprüchen Brandenb. Seits auf verschiedene Meklenb. Oerter u. s. w. Auch die Stadt Havelberg ward dem Herzoge für 6000 Mark Silbers verpfändet. Hierüber

sind die Urkunden in des *Gercken, Cod. dipl. Brandenb. Tom. II. p.* 593. *seq.* ediret, die aber der Verf. außer die einzige über den Zoll zu Schnakenburg mit angeführet hat, obwohl sie die sicherste Nachricht von diesem Vorgange ertheilen. Der Verf. des *Codic. Brand.* hat aber auch in dem Vorberichte bewiesen, daß zwar der Kaiser damals sehr freygebig gewesen, und vieles versprochen, wie er aber im Besitz der Mark Brandenb. war, wenig gehalten hat; wie überhaupt sein ganzer Charakter gewesen ist, wenigstens zeiget sich bald nachher, daß so wenig die Prigniz, wie mehr andere Oerter bey dem Hause Meklenburg geblieben sind, und wahrscheinlich hat es auch den Besitz der ganzen Prigniz niemals erhalten, ohngeachtet der Kaiser und seine Söhne feierlich auf alles dieses Verzicht gethan S. 492. (Der Verf. führt auch in der Folge nicht die geringste Spur weiter an, daß Meklenburg nachher das geringste von allen den versprochenen Städten und Schlössern wirklich in Besitz gehabt hat.) Der Kaiser Karl IV. körnete auch sogar den Herzog mit einer Heirath seines jüngsten Prinzen Johannes mit der Meklenb. Prinzessin Eufemia unter Versicherung eines sehr starken Leibgedings in der Mark S. 498. Aber auch aus dieser Heirath ward nichts, sobald der Kaiser seinen Endzweck erreichet hatte, wie auch der Verf. selbst S. 499 gestehet; die Absicht auf den dänischen Thron verunglückte gleichfalls S. 500. Endlich starb der Herzog Albrecht 1379. Ein Herr, der wirklich eine große Rolle gespielet hat, obwohl sein Plan nicht allemal so durchgieng, wie er wollte; sein Character ist hier S. 506 treffend geschildert.

II. Abschnitt von 1379 — 1395.

A) Meklenburg. Haus

a) Schwerin, 3 Söhne des Herzogs Albrechts, davon Albrecht II. König von Schweden.

b) Stargard, Johann I. und seine Söhne, Ulrich, Rudolff, Albrecht.

B) Werlisches Haus

a) Güstrou, Lorenz.

b) Waaren, Johann VI. † 1395.

Bischöfe von Schwerin.

Melchior, † 1381.

Pothe

Potho und gegen ihn Johann Junge, † 1389.
Rudolff III. Herzog von Meklenburg, 1390.

Bischöfe von Ratzeburg.

Heinrich II. † 1388.
Gerhard Holtorp bis 1395.

Die Söhne Albrechts regierten anfänglich gemeinschaftlich, und hatten mit dem Bischof Melchior von Schwerin viele Streitigkeiten, weil sie etliche Stiftsgüter ihm vorenthielten S. 509. Nach des Bischofs Tode drang der Pabst Urban VI. dem Stifte einen Böhmen mit Namen Potho auf, allein die Domherren wählten Johann Junge zu ihrem Bischof, und jener gelangte nicht zum Besitz — Im Jahr 1386 ward ein großes Bündniß zur allgemeinen Sicherheit, besonders des Handels in der Stadt Lübeck zwischen dem König Albrecht von Schweden, der Königin Margaretha von Dänemark, Herzog Erich von Lauenburg, die Grafen von Holstein, die Herzoge von Burgund, Grafen von Holstein und Flandern, und vielen Hanseestädten geschlossen S. 514. Der König Albrecht von Schweden versuchte aufs neue 1388 den dänischen Thron zu besteigen, obwohl er in seinem eignen Königreiche wegen vieler eigenmächtigen Auflagen nicht fest saß, allein das unglückliche Treffen bey Axenwalde 1389. lieferte ihn und seinen Sohn Erich in die Gefangenschaft der Königin Margaretha von Dänemark. Ohne große Mühe gelangte selbige zum Besitz von Schweden, nur Stockholm blieb ihrem gefangenen Könige getreu. Man machte von Mecklenburgischer Seite große Anstalten den König zu befreien, und Schweden zu retten, allein immer vergeblich, mittlerweile im Herzogthum Meklenburg die Räubereien überhand nahmen, und auch zur See die Vitalien-Brüder furchtbar wurden. Endlich ward der König durch einen Vergleich zu Lindholm 1395 unter der Bürgschaft 7 vermittelnder Städte, und auch unter harten Bedingungen seines Gefängnisses von der Margaretha entlassen S. 530. und gieng nach Meklenburg zurück.

Der III. Abschnitt verfolgt die Geschichte weiter. Wie des Königs Albrechts einziger Sohn Erich zu Wißby 1397 ohne Erben starb, so verlor die Hoffnung sich noch mehr für den Vater, wieder zum schwedischen Thron zu gelangen, und weil die 3 Jahre verflossen, so drungen die 7 vermit-

 telnde

teinde Städte in den König Albrecht, sie nunmehro von der Bürgschaft zu befreien. Dieser wählte den kürzesten Weg, und gab den Städtischen Deputirten eine Instruction und Aufforderung an die Stadt Stockholm zur Uebergabe an die Königin mit, um dadurch seine völlige Freiheit zu erkaufen, womit die Deputirten und auch die Stadt zufrieden, die Stadt und Schloß der Königin überlieferten, und also wurden die 7 Städte ihrer Bürgschaft, und der König seiner Haft entlediget, die Königin aber gelangte zum ruhigen Besitz von ganz Schweden S. 541. 43. Der Friede zu Nyköping verglich hierauf die Hanseestädte mit der Margaretha, und nun sorgte man für die Handlungssicherheit von Dänemark, Schweden und Norwegen, und suchte die Seeräubereien aufzuheben S. 543. Die Räubereien nahmen indessen zu Lande überhand, bis man endlich 1400 eine große Anzahl Raubnester, worunter auch Lenzen, zerstörte S. 546. Der Markgraf Jobst setzte im J. 1402 die Herzoge von Stargard zu Stadthaltern in der Prigniz. Endlich starb auch der König Albrecht 1412, von dem der Verf. S. 559. ganz recht urtheilet, daß man an seinen Entschließungen wohl den Sohn des großen Herzogs Albrechts erkannt, aber bey der Ausführung derselben hätte der Geist des Vaters nicht auf ihm geruhet. Er hinterließ einen Sohn gleiches Namens.

Der IV. Abschnitt geht von 1412 — 1423. In dieser kurzen Periode fiel eben nicht viel wichtiges vor, außer einem Umstand, den wir anmerken müssen. Die Herzoge von Meklenburg und von Werle waren verschiedener Ursachen wegen 1415 in Streit, und weil die letztern zu schwach, so machten sie mit dem Burggrafen Friedrich, als Pfandinhaber der Mark, ein Bündniß. Dieser, sagt der Verf. S. 566. suchte die Verlegenheit, worin sie sich befanden, zum Vortheil seines Hauses zu benutzen, indem er ihnen am 21. Oct. zu Berlin einen daselbst entworfenen Revers vorlegen ließ, in welchem sie ihnen nicht nur den kräftigsten Beystand und den Einwohnern der Mark gleichen Schutz, wie ihren eignen Erblanden, versprachen, sondern sich auch anheischig machen sollten, ihre sämmtliche Lande und Herrschaften für sich und ihre Erben von den Markgrafen zu Lehn zu empfangen. — Was hier wegen Mangel eines Siegels und sonsten wegen der hochdeutschen Sprache der Urkunde eingewandt ist, möchte wohl die Prüfung nicht aushalten. Der Abdruck in Fabri

Staats-

Staatskanzeley *XIV*. Th. S. 73. ist freylich schlecht, wie mehr andere daselbst; aber deswegen folgt nicht, daß die Urkunde unächt oder gar nicht vollzogen sey. In andern Abdrücken, z. B. bey dem Pauli *II*. Th. S. 70. lautet er ganz anders, und ist daselbst der Besiegelung deutlich erwähnet — Zu Urkunden seyen näher Balthasars, Wilhelms und Christoffers Gebrüder und Vettern von Wenden obgenannte eigene Insiegele für uns und alle unsre Erben an diesem Briefe gehangen. Ueberdem haben ja die Fürsten von Werle im Jahr 1374 die Lehnsverbindung eingestanden, und zu Prenzlau die Städte Perchien, Plauen, Penzlin rc. von dem Markgrafen zu Lehn empfangen, (*Doc. ap. Lünig in Cod. Germ. dipl. Tom. I. p. 1367.*) welches sich hernach noch weiter bestätiget hat.

Einen großen Fehler aber begeht der Verf., wenn er S. 582 schreibt, daß der Kurfürst Friedrich *I*. im J. 1419 den Herzog Johann von Stargard heimlich aufheben und nach Tangermünde bringen lassen, in der Absicht, ihn zu einer abermaligen Lehnsverbindlichkeit zu zwingen, da es doch aus der Brandenburgischen Geschichte bekannt ist, daß der Herzog Johann schon 1407 den Dietrich von Quitzow rc. gefangen, und von der Zeit an in der Gefangenschaft geblieben ist, welches er unter andern bey dem Pauli *I*. Th. S. 582, hätte sehen können. In dem Perleberger Frieden vom J. 1423 verlobte der Kurfürst Friedrich *I*. seine Tochter Margaretha an den Herzog Albrecht mit einem Heyrathsguthe von 10000 Pf. Gulden, wofür dem Herzoge die im Kriege eingenommenen Schlösser Gorlosen und Doeniz übergeben sind, S. 590. Der Herzog aber starb bald nachher am 6. December 1423, und die kostbare Abfindung und das Leibgeding der vorgedachten jungen Wittwe Margaretha ward am 6. Dec. zu Perleberg reguliret. Sie verheyrathete hernach den Herzog Ludwig von Bayern zu Ingolstadt, S. 593.

Der *V*. Abschnitt geht von 1423—1436. Die unmündigen Prinzen, Johann *III* und Heinrich *III*. wurden unter der Vormundschaft der Herzogin Katharina erzogen, und die vormundschaftliche Regierung ward mit ihr durch eilf adliche Räthe und Vasallen auf 12 Jahre nach einer gewissen Regierungsordnung vom Jahr 1424 geführt, wovon jeder einen besondern Distrikt zu verwalten hatte, S. 594. Die Städte Rostock und Wißmar hatten ebenfalls Antheil

 daran.

baren. Es ward auch wegen der häufigen Räubereyen in eben dem Jahre zu Wittstock zwischen gedachter Katharina und dem Kurfürsten Friedrich I. ein Landfrieden geschlossen. Allein weil der Herzog Johann noch beständig in der Brandenburgischen Gefangenschaft steckte, so konnte es zwischen Mecklenburg und Brandenburg nicht zu einer dauerhaften Freundschaft gelangen. Die gesammten Mecklenburgischen Fürsten machten mit den Pommerschen eine genaue Verbindung, und hatten auf die Ukermark ihre Absicht. Es kam noch im selbigen Jahre zum Krieg; worin aber der junge Markgraf Johann, so Statthalter der Mark war, das Mecklenburgische Heer in der Priegnitz aufs Haupt geschlagen, dieses verursachte eine Trennung der vorgedachten Verbindung, und die Starrgardische Linie verglich sich wieder mit dem Brandenburgischen Hause, S. 599. Bald darauf ward zu Templin am 19. Jan. 1427 ein Definitivfriede geschlossen, doch blieb der Herzog Johann noch ein Gefangner; allein in eben dem 1427. Jahre erhielte er auch endlich seine Befreyung; freylich unter harten Bedingungen, doch garantiren ächte Originalurkunden die Handlung selbst, die doch der Verf. S. 601 noch in Zweifel zu ziehen scheint, wo er von ihm schreibt — Es scheint ihm nun, da er aus seinem Vaterlande auf keinen wirksamen Beystand rechnen durfte, nach einer achtjährigen Gefangenschaft (vielmehr 18jährigen und länger) keine andere Wahl übrig gewesen zu seyn, als sein Leben in den Brandenburgischen Ketten (so arg wird es auch nicht gewesen seyn!) zu beschließen, oder alle Bedingungen zu unterschreiben, die man ihm vorgelegt. In dieser fürchterlichen Verlegenheit, fährt er fort, soll er sich gezwungen gesehen haben, am 28. Jun. seine Gefangennehmung selbst für rechtmäßig anzuerkennen, und seine Befreyung mit 3000 Schock Böhmischer Groschen zu erkaufen, sondern er soll auch an eben dem Tage noch eine besondere Akte unterzeichnet haben, welche für ihn und seine Erben die ewige Verpflichtung enthielte, alle seine Lande und Leute ohne Ausnahme von dem Kurhause Brandenburg zum rechten Mannlehn zu empfahen, und der Markgrafschaft deshalb die Lehntreue zu leisten. — Wenn der Verf. die Urkunden in dem *Tom. VII. Cod. dipl. Brandenburg,* S. 161—167. nachgesehen hätte, oder nachsehen und nicht mit Fleiß ignoriren wollte, so würde er wohl schwerlich den wichtigen Umstand in der Mecklenburgischen Geschichte so zweifelhaft

selbst erzählet und angegeben haben. Es macht nichts, daß sie in Fabri Staatskanzeley XIV. Th. S. 75. 76. fehlerhaft abgedruckt sind, und die Gründe, die hier in der Note k) aus des *Gerdes* Sammlung S. 117. 152. allegiret sind gegen ihre Aechtheit und Gültigkeit, releviren noch weniger, u. s. w. Genug, die Handlung hat seine völlige Gewißheit. Die aus dem Chemnitz S. 603 angeführte Stelle, wo der Markgraf Johann nachher den Herzog Johann in Streitigkeiten mit dem Schwerinischen Hause zur Friedfertigkeit ermahnt, hat hierauf schon Bezug.

Im Jahr 1428 machten sich die Seestädte und die Vitalienbrüder gegen Dännemark sehr furchtbar, und kamen mit reicher Beute zurück, S. 610. In den Städten Wißmar und Rostock waren große Unruhen zwischen dem Rath und der Gemeinde — und es gieng so weit, daß die letzte vom Kayser sogar in die Oberacht erklärt ward, doch ohne große Wirkung, S. 620. 21. Die Rostocker Universität hatte bisher von den Päbsten eine theologische Fakultät nicht erhalten können, bis endlich Pabst Eugen *IV.* ihr die Erlaubniß ertheilte, S. 623. Am 7. September 1436 starb der Fürst Wilhelm von Wenden, und mit ihm gieng der ganze Stamm des Hauses Werle aus, womit sich diese Periode und auch der 5te Abschnitt endiget. Nun folget nach seinem Plan die Landesverfassung unter dieser Periode, S. 630, wo zuerst bemerket ist, daß unter der Regierung des Herzogs Albrechts *I.* die Gränzen des Landes sehr erweitert sind. An der Lauenburgischen und Lüneburgischen Seite kam ein Theil des Landes Jabel, und der ganze Strich der Graffschaft Dannenberg, diesseits der Elbe und Erde, worin die Schlösser Domenitz, Wehningen, Redefin, Gorlosen, Neuhauß 2c. hinzu. Seine Nachfolger aber verloren Dömitz und Gorlosen 1420, und mußten beydes 1425 theuer genug von Kurbrandenburg wieder erkaufen, S. 631. Von der Prigniz hat der Herzog zwar viele Hoffnung und Versprechung, ja selbst durch Belehnung von dem K. Karl *IV.* erhalten; aber schwerlich den Besitz, wie der Verf. selbst S. 631. 32, eingesehen, die alte Gränze Marnitz mit eingeschlossen, ist vielmehr geblieben. Stavenau war 1365 ein Mecklenburgisches Lehn, und die Freyherren von Putlitz waren ebenfalls damals selbst von dem Schlosse Putlitz Vasallen von Mecklenburg, und der Verf. vermeynet ganz recht, daß sie

erstlich

erstlich unter die beyden Markgrafen Friedrich *I.* und *II.* von dem Hause Mecklenburg abgekommen sind, weil sie seit 1420 beständig gegen dieses Haus auf Brandenburgischer Seite gedienet haben, S. 634. Gegen Pommern machte die Recknitz bey Damgarten die äußerste Mecklenburgische Gränze. Die großen Aussichten von Schweden und Dännemark giengen alle verloren. Die innere Eintheilung ist sehr verändert, S. 636 ꝛc. Im Lande Stargard ward die Grafschaft Fürstenberg inkorporiret, wie die von Devitz selbige verloren, ist unbekannt; seit den Jahren 1369 ff. aber sind die Herzoge davon Besitzer, wie hier ausführlich S. 640 ff. Nachricht gegeben ist. Liebenwalde, Zedenik, Schnakenberg, hat K. Karl *IV.* wieder eingelöset, S. 644. Die Bischöfe von Schwerin und Ratzeburg hatten ihre Güter und Gränzen auch vergrößert, S. 646. Die Hausverfassung blieb wie vorher, die Agnaten succedirten, und die Prinzessinnen erhielten eine standesmäßige Aussteuer und Abfindung; allein nur in baarem Gelde, nicht an Land und Leuten, doch haben sie auch zuweilen Verzicht auf selbiges gethan, wie die Prinzessin Eufemia ꝛc. Die Vormundschaft bey minderjährigen Prinzen führte gemeiniglich der nächste Agnat, oder auch die Mutter derselben. Die Großjährigkeit erlangten sie gemeiniglich schon vor dem 20. Jahre, wenigstens nicht darüber, S. 650. Bey dem Witthum behielte gemeiniglich die Wittwe nach dem unbeerbten Tode ihres Gemahls, auch selbst bey der Wiederverheyrathung, ihr Leibgeding, wovon hier S. 651. 52. Beyspiele nachgewiesen sind. Die Residenz war noch gewöhnlich zu Rostock; Herzog Albrecht *I.* aber wählte schon das Schloß Schwerin, wo seine Nachfolger geblieben sind. Wenn man aber S. 655 glaubt, daß, weil der Kayser Karl *IV.* in den kayserlichen Lehnbriefen die Herzoge — *illustres* — *consanguineos* — genennt, solches auf ihre Abkunft von den uralten Regenten vieler Wendischen Völkerschaften Bezug habe, so scheint dieses weit hergeholet zu seyn, es war vielmehr der Kanzeleystyl K. Karls *IV.* so beschaffen, zumal wenn er die Fürsten zu seinem Endzweck nöthig hatte; man findet die Ausdrücke in weit mehr andern Urkunden von ihnen, wovon wir nur auf des *Glafei Tom. I. Anecdotor.* verweisen wollen. Das Haus Werle begnügte sich anfänglich bloß mit der Titulatur Herren von Werle, nach ihren Linien und Residenzen Goldberg, Güstrow und Waaren zu nennen, und sich

zu

zu unterscheiden, auch wohl Wendische Herren — seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts aber nennten sie sich Fürsten zu Wenden und Herren zu Werle, und dieses mit vollem Rechte, weil sie von gleich guter Abstammung, wie die Herzoge, waren. Ihr Wapen und Siegel bestand bis 1432 wenigstens noch bloß in einem gekrönten Stierkopf mit offnem Maule und aushängender Zunge ohne Nasenring und Halsfell, mit der Umschrift: *S. Wilhelmi.* principis. Slavie. Inferior. und das Siegel bey dem *Westphal. Tom. IV. Tab. IX. Fig.* 38. von 1430 ist ein herzoglich Siegel, indem auch *Dux Slavorum* darauf steht, S. 656. Hofbediente, z. B. Marschall rc., waren anfänglich noch nicht erblich auf gewisse Familien reduciret, doch gelangte es bald dazu, und es scheint, daß die von Luzau schon von 1365—1430 das Marschallamt an dem herzogl. Schwerinischen Hofe bekleidet haben, mithin war es schon erblich, S. 657. Bey dem Gustrouschen Hofe bekleidete solches das Geschlecht von Levezow wenigstens seit 1372—1434. Die Kanzler- und Protonnotarienstellen wurden in der Periode noch beständig von geistlichen Herren bekleidet, S. 660. 61. Die fürstlichen Räthe wurden damals nicht bloß von dem eingesessenen Adel der Mannen, sondern auch aus den Städten genommen, doch hatten die ersteren in der Anzahl wenigstens den Vorzug, zumal sie gewöhnlich dem Hofe der Fürsten folgeten. Daher findet man die Ausdrücke in den Urkunden — Fidelium et Collateralium nostrorum — Militum et Consiliariorum. — Auch die Geistliche, nämlich die Notarii und Schreiber — na Rade unser truwen Rades (waren die Vasallen) unde *unser bederuer Papen unde Schriuer*, S. 663. Die Befehdungen und Räubereyen konnte man bey allem guten Willen der Fürsten und durch so viele geschlossene Landfrieden doch nicht aufheben und tilgen, sondern sie dauerten in der Periode fort, doch blieb den Fürsten dabey allemal vieles voraus, das Oeffnungsrecht in den Schlössern der Vasallen, und daß der Vasall seinen Lehn- und Landesherrn bey dergleichen Fehden und Privatkriegen ausnehme, S. 670. Lehnwesen, S. 672. Bey Veräußerungen mußten die Lehngüther von dem Besitzer vor dem Lehnherrn aufgelassen werden, um dadurch den neuen Besitzer sicher zu stellen, und bey jeder Veränderung mußte das Lehn auch gemiethet werden. Eine von den ersten Gesammtbelehnungen erhielte 1377 die ganze in Mecklenburg angesessene weitläuftige Familie von

Pleß

Pleß von dem Herzoge Albrecht *I.* und zwar dergestalt, daß, wenn von ihnen ein Guth außerhalb dem Geschlechte verkauft werden sollte, so mußte solches erst den Stammesverwandten angeboten werden, und sobald es nur einer vom Geschlechte für einen landüblichen Preis behalten wollte, so genoß derselbe das Näherrecht, S. 674. K. Albrecht verliehe 1396 an die von Hagen, Bützou, Tepelin und Thunen, wechselseitig die gesammte Hand an ihren Güthern, S. 674. Auch der lebenslange Besitz der Erbtöchter, sowohl bey dem Anfall der Lehngüther an den Lehnherrn, als an die Agnaten, war in der Periode schon eingeführt, nur im Lande Stargard ist dieses Recht der Erbtöchter erstlich vom Herzog Heinrich *II.* 1434 eingeführt. Auch in Ansehung des Leibgedings genossen die Wittwen den lebenslangen Besitz. Die Städte und Handlung kamen unter dem Herzog Albrecht *I.* recht empor, besonders Rostock und Wißmar. Diese beyden Städte lieferten zu der Hanseatischen Flotte gegen Dännemark 1361 eben so viel Schiffe mit Mannschaft und Munition, wie Löbeck. Die vornehmste Handlung gieng in die drey nordische Reiche; doch aber auch in England hatte sie seit 1399 ansehnliche Handlungsfreyheiten. Sie führen aus vorzüglich Kornfrüchte, Bier und Tücher; brachten dagegen wieder zurück Felle, Stockfische und Heringe. Weder durch den Sund, noch durch die Belte, oder auch auf der Elbe und Weser, durften andere Kornladungen ausgefahren werden, als nur für Rechnung der Hanseestädte. Die seither einträgliche Heringsfischerey in Schonen gieng aber unerwartet zu Ende, als dieser Fisch 1425 die Höhe von Schonen mit einmal verließ, und den Küsten der Niederlande die Reichthümer zuführete, die so lange die Baltischen Seestädte gezogen hatten. Daher waren vorher die Schonenfahrer bekannt, S. 678. Auch das Strandrecht ward damals noch völlig ausgeübt, obwohl Pabst und Kaiser dagegen eiferten. Von den Zöllen S. 679. besonders von dem Lüneburgischen Salze — von den Städteverfassungen, besonders von Rostock. Der Rath daselbst bestand aus 24 Personen, wovon 4 Bürgermeister waren. Vom Wein ward schon damals Accise gegeben, S. 682. Auch zu Wißmar gab man Accise. Nächst diesem war Parchim damals die beste Stadt, und gieng Gustrow vor — Von der Münze ausführlich S. 684 ff. Die kurrente Landesmünze bestand damals in Finkenaugen, (Vincones,) so eine kleine Hohlmünze war,

die

die wie ein Auge ausgesehen, daher die Benennung. Sie sind nach Marken gezählet, jede zu 16 Schillinge oder 192 Pfennigen. Die Lübeckische Münze war indessen im Lande die vornehmste, und dirigirte den Kurs der übrigen. Die löthige Mark Silbers (Marca pura) galt 3 Lübsche Mark. Die Zinsen wurden noch gewöhnlich zu 10 vom Hundert gerechnet. Einkünfte und Steuern, S. 694. — Von den unterschiedenen Beeden — *Precaria estivalis* et *hiemalis*, jene auf Walpurgis, diese auf Martini fällig, betrug in den Jahren 1375—1596 24 Schock Lübsch Vorbede und 1 Mark Nachbede von jeder Hufe an den Landesherrn, S. 696. Gar oft wurden auch außerordentliche Landbeden gefordert. Auch die Guthsherren hatten von ihren Unterthanen gewisse Beden. Die Orbede gaben die Städte. Gerichtsverfassung S. 700. in den Jahren 1362—71 ward zu Grevismöhlen ein Landgeding gehalten; im Jahr 1373 aber findet man schon einen Hofrichter mit gewissen adlichen Dingleuten, S. 700. Die Fürsten saßen auch noch damals öfters selbst zu Gericht mit etlichen Beysitzern rc. Das Lehngericht ward vor des Lehnherrn Rath oder auch von niedergesetzten Schiedsrichtern gehalten, S. 701. Man findet auch schon in der Periode Appellationsinstanzen, S. 702. Vieles ward auch noch durch willkührliche Schiedsrichter ausgemacht. Geistlichkeit und Gelehrsamkeit, S. 703. Das Patronatrecht konnte von Laien an Laien nicht ohne Einwilligung des Diöcesanbischofs veräußert werden. Nach der Präsentation zu einer Pfarre ertheilte der Bischof die Investitur der Pfarre durch Ueberreichung des bischöfl. Rings, über geringere geistliche Pfründe durch Aufsetzung seines Birets, S. 706. Die Päbste Johann XXII. und Benedikt XII. haben hier durch päbstl. Provision bey den Bischofthümern starke Eingriffe gemacht, welche noch von den folgenden Päbsten fortgesetzet sind, auch sogar bey geringern Präbenden. Noch schlimmere Folgen in Absicht der Annaten rc. sind S. 709. 710. angeführt. Die damalige Verfassung der Stifter und Klöster sind S. 712 ff. genau beschrieben. Zustand der Universität Rostock S. 716 gut geschildert. — Sie war in den Jahren 1419—36 schon ansehnlich mit Lehrern besetzt, wie denn bloß allein in der medicinischen Fakultät schon 5 Lehrer vorhanden waren, so für diesen Zeitpunkt viel ist.

Was hier S. 727 von dem Verhältnisse der Mecklenburgischen Länder gegen Kurbrandenburg vorgebracht ist, besonders

sonders wegen der Lehnsverbindlichkeit der Herrschaft Stargard rc. würde einen starken Abfall leiden, wenn hier der Ort und Raum wäre, die schwachen Gründe, womit der V. die Lehnsverbindlichkeit zu entkräften sucht, zu zergliedern. Nirgend hat Recensent gefunden, daß selbige wegen der Herrschaft Stargard völlig schon vorhin aufgehoben, noch von dem letzten Markgrafen aus dem Anhaltischen Hause darauf entsaget sey, wie doch der Verf. S. 727 schreibt. Ferner ist es am wenigsten 1374 geschehen, vielmehr haben ja nach der Urk. h. a. bey dem *Lünig Tom. I. Cod. dipl. Germ. p.* 1367 die Fürsten von Werle die Lehnsverbindung eingestanden, und was etwa damals K. Karl *IV.* versprochen, ist an sich null und nichtig, indem derselbe von allen seinen Versprechungen von Mecklenburg, wie er in der Mark nur erst festgesessen, nichts erfüllet hat, noch wirklich willens war zu erfüllen. Die damals ausgestellte Urkunde von dem Kayser sind lauter Blendwerke, und er konnte alte Gerechtigkeiten, die mit dem Kurlande verbunden waren, nicht aufheben. rc. Was aber von dem Kurfürsten Friedrich *I.* gesagt ist, daß er 1427 am 19. Jun. sich aller Ansprache an das Land Stargard begeben, scheint daher unglaublich, weil er am 28sten Junius, und also wenig Tage darauf, sich von dem Herzoge Johann huldigen lassen, überdem hätte der Verf. die Urkunde davon zur Ueberzeugung in Extenso bey einem so wichtigen Punkte vorlegen müssen. Alle angeführte Eventualhuldigungen und Vorträge zwischen den fürstlichen Linien releviren hierin nichts, weil sie einseitig, und dem altgegründeten Rechte nicht präjudiciren können.

IV. Periode. Allgemeine Regierung der Herzoge von Mecklenburg bis auf den Schweriner Hausvertrag, 1436—1503. S. 735. Zuerst werden die Geschichtschreiber dieser Periode angeführt und kritisiret. Von solchen ist hauptsächlich der Marschall als ein abentheuerlicher Romanschreiber treffend geschildert. Der Kranz ist allerdings noch der beste. *I.* Abschnitt von 1436—1443.

A. Herzoge zu Schwerin, Heinrich iun. III.
Johann iun. V. †. nach 1442.

B. Herzoge zu Stargard, Johann sen. IV. †. 1439.
Heinrich sen. II.

Bischöfe zu Schwerin, Hermann III. †. 1444.
zu Ratzeburg, Paridam †. 1440.
Johann III.

Nach

Nach gänzlichen Abgang der Fürsten von Wenden, gelangten die beiden Linien des Hauses Meklenburg vermöge der Erbverträge zum Besitz von ihren Ländern, und bestätigten den Eingesessenen ihre Privilegien und Gerechtigkeiten. Kaum war dieses geschehen, so brachte der Kurfürst Friederich von Brandenburg ein Mandat vom Kaiser Sigismund 1436 aus, daß die Wendischen Prälaten, Manne und Städte dem Kurfürsten huldigen sollten S. 742. Es ward ein Termin angesetzt zu Eger 1437, wo auch der Kurfürst erschien, die Gegenparthey blieb aber aus, und machte eine Gegenvorstellung, worin sie den Lehnsrevers von 1415 aus vielen Gründen zu entkräften suchte, worunter sie sogar die vielen Feindseligkeiten rechneten, so von Brandenburg. Seite im Meklenburgischen ausgeübet worden (als wenn von Meklenburgischer Seite nicht eben das in der Mark geschehen sey). Weil aber der Kaiser Sigismund kurz darauf starb, so blieb die Sache liegen — S. 743. 44. Räubereien vom beiderseitigen Adel hörten nicht auf, obwohl beide Landesherren alles mögliche thaten, die Sicherheit herzustellen, und deswegen 1438 einen Landfrieden und andere Verträge errichteten. Die Universität zu Rostock gieng des Interdicts wegen nach Greifswalde 1437.

Das Jahr 1442 ist für die Meklenburg. Geschichte, und die Brandenburg. Lehnsansprüche auf diese Provinzen höchst merkwürdig. Der Kurfürst Friederich II. hatte sich damals mit Pommerscher Hülfe verschiedner Städte und Schlösser im Lande Stargard bemächtiget. Es kam zu Unterhandlungen, und bey einer persönlichen Zusammenkunft der damals regierenden 2 Herzoge von Meklenburg mit dem Kurfürsten kam man am 12ten April zu Wittstock 1442 darin überein: daß alle herzogliche Prälaten, Manne und Städte dem Kurfürsten, seinen Brüdern und allen künftigen Markgrafen von Brandenburg in der Absicht huldigen sollten, damit, wenn die Herzoge ohne männliche Leibeslehnserben abgiengen, die Lande Meklenburg, Schwerin und Wenden mit ihren Prälaten, Vasallen und Städten an das Haus Brandenburg fallen sollten ꝛc. Der Kurfürst hingegen sollte im Namen des ganzen Hauses Brandenburg auf alle Ansprüche an das Land Wenden Verzicht thun, und die Herzoge gegen alle andere Prätensionen Beistand leisten, wogegen der Kurfürst bis auf die Stadt

Lichen und das Kloster Himmelpfort, alles Eroberte im Lande Stargard zurück gab. Auf einer andern Zusammenkunft zu Perleberg am 8. May dieses Jahrs ward dieses alles von neuem bestätiget und vollzogen, dergestallt, daß auf Geheiß der Herzoge im Namen der übrigen Prälaten, Mann und Städte der Lande Meklenburg, Stargard, Wenden, Rostock und Schwerin die anwesenden Prälaten, Ritter und Manne, nebst den Deputirten der vornehmsten Städte dem Kurfürsten und dem jungen Markgrafen Friederich auf den vorher gedachten Fall die Eventualhuldigung wirklich leisteten, woben ausgemacht ward, daß künftig bey jeder Meklenburg. Erbhuldigung diese Brandenburgische Eventualhuldigung mit gedacht werden solle. Wogegen der Kurfürst wegen Versorgung der Wittwen, Prinzessinnen rc. am 9. May einen Revers ausstellte, auch besonders auf alle Ansprüche an das Fürstenthum Wenden Verzicht leistete, und die Documente darüber zurück zu geben versprach (woben in der Nota der Verf. die unnöthige Anmerkung macht, daß man nichts erhalten, weil im Meklenburgischen Archive nichts vorhanden, mithin hält er nochmals alles, worauf man sich seither berufen, für unvollzogne Projecte. Allein wer sieht hier nicht blos den Patriotismus? Wenn man von Brandenburg. Seite nicht gegründete Ansprüche auf Wenden und Stargard gehabt hätte, würden sich die damaligen Meklenburgischen Herzoge wohl schwerlich so geschwinde zu dieser Eventualsuccession auf ganz Meklenburg, wodurch wirklich das Haus Brandenburg mehr erworben, als durch jene Ansprüche, entschlossen haben, solche einzugehen). Welches alles der Kaiser Friedrich III. auf dem Reichstage zu Frankfurt am 9ten Jul. bestätiget hat S. 750 u. s. w., worauf sich also das Successionsrecht des Preußischen Hauses auf das Herzogthum Meklenburg gründet.

Die Befreiung der Stadt Rostock von der Reichsacht machte große und weitläuftige Umstände S. 758 rc. sie erfolgte endlich, und die Universität die zu Greifswalde dürftig gelebt, ward auch wieder von der Stadt aufgenommen, aber unter der Bedingung, daß sie auf den Stiftungsfond von 800 Rh. Gulden 200 Jahre lang entsagte. Etliche Professoren blieben in Greifswalde, und gaben die Gelegenheit zu der daselbst 1456. gestifteten Universität S. 762.

II. Abschnitt von 1443 — 1471. worin zu
Schwerin — Heinrich der jüngere oder III.
Stargard — Heinrich der ältere † 1466.
Ulrich II. † 1471. regierten.

Vier Bischöfe waren in dem Zeitraum zu Schwerin, und vier zu Ratzeburg S. 764. Ungeachtet der Hauptvergleich zu Perleberg vom J. 1442 alle Streitigkeiten zwischen Brandenburg und Meklenburg auf Schiedsrichter gesetzt, und alle gegenseitige Verbindungen verboten waren, so giengen bald wieder Streitigkeiten und Gegenbündnisse vor, die denn doch 1449 und 1452 wieder verglichen wurden S. 771. 72. Auch sonsten fielen viele andere Streitigkeiten mit Pommern, der Stadt Lübeck rc. und auch Vergleiche vor, die aber bis ins Jahr 1470 nicht sehr erheblich sind. Im Februar. 1471. erlosch mit dem Herzoge Ulrich II. der Mannsstamm des Hauses Stargard S. 800, und Herzog Heinrich von Schwerin nahm das Land in ruhigen Besitz.

III. Abschnitt von 1471 — 1483. Herzog Heinrich III. zu Schwerin und Stargard. Mit und nach ihm

Albrecht VI. † 1483.
Johann VI. † 1474. } zu Güstrow.

Magnus II.
Balthasar } zu Schwerin. 4 Bischöfe zu Schwerin, und 2 zu Ratzeburg.

Herzog Heinrich III. besaß seit 1471 die gesammten Meklenburgischen Länder, doch war er ein ohnmächtiger Herr ohne Entschließung, und sogar auch vom Geldmangel gedrückt, weil jedermann seine Schwäche nutzte, daher auch sein Land von beständigen Privatkriegen und Befehdungen ungemein litte. Er starb im J. 1477. Sein Character ist S. 815 geschildert, und fällt schlecht für ihn aus. Er hatte mit der Brandenburg. Prinzessin Dorothea verschiedene Kinder gezeuget, von welchen aber nur die beiden weltlichen Söhne Albrecht und Magnus ihm in der Regierung folgeten. Sie unternahm im J. 1480 eine völlige Landestheilung, dergestalt, daß Albrecht das ganze Fürstenthum Wenden mit Ausnahme der St. Waaren, Penzlin, Röbel und Wradenhagen erhielte, Magnus und Balthasar aber die übrigen Länder, nämlich Meklenburg, Stargard, Rostock,

Gnoien und die Grafschaft Schwerin, beide Theile aber zur gesammten Hand S. 823. Diese Theilung ist der Grund der folgenden 2 herzoglichen Linien der Güstrowischen und Schwerinischen, wodurch die Macht des Herzogthums geschwächet ward, zumal ihr Vater Heinrich III. eine große Schuldenlast ihn überlassen hatte. Herzog Albrecht starb 1483 ohne Erben, und nunmehro fiel wiederum ganz Meklenburg an die beiden Brüder Magnus und Balthasar zu Schwerin, von welchen der VI. Abschnitt handelt, der bis 1503 geht S. 837. Beide Herren hatten anfänglich mit der Stadt Rostock viele Streitigkeiten, die ins Große giengen, zumal sie sogar einen herzoglichen Hauptmann gefangen, und den Kopf herunter schlagen lassen S. 850. Der Pabst ließ den Kirchenbann gegen die Stadt ergehen, alle Handlung in den Nordischen Staaten ward ihr untersagt, und der Bischof von Ratzeburg ängstigte sie auf alle Art mit den päbstlichen Drohungen und Bullen S. 855. Der Kurfürst Johann von Brandenburg versuchte durch Unterhandlung die Stadt zum Gehorsam gegen ihren Landesfürsten zu bringen, aber auch vergeblich. Endlich drangen die beiden Herzoge bey dem Executor der päbstlichen Bulle dem Bischof von Ratzeburg darauf, daß die Einweihung und Einrichtung des Doms zu Rostock geschehen sollte, der Rath stellete sich äußerlich damit zufrieden zu seyn, und die Herzoge in Person anwesend nebst dem Bischof, vielen andern Prälaten und dem Adel, in deren Gegenwart die Einweihung am 12. Januar glücklich vollbracht wurde. Man ernannte einen Probst, Dechant und andere Domherren ꝛc. kaum aber war die Feierlichkeit geendiget, so brach ein grausamer Tumult in der Stadt aus, worin der neue Probst unter vielen Mißhandlungen ums Leben kam, und selbst die Herzoge entkamen mit Mühe ungemißhandelt aus der Stadt. Die 2 Bürgermeister mußten flüchten, und die Gemeinde herrschete S. 859. Die Herzoge belagerten die Stadt vergeblich, endlich wurden compromissar. Schiedsrichter gewählet, die zu Neubukau zusammenkamen, weil aber die Rostocker Deputirten den Rechtstag verließen, so ward in contumaciam gegen die Stadt ein definitiv Urtheil gesprochen, so dahin vorzüglich ausfiel, daß sie aller ihrer Privilegien, Gerichtsbarkeiten und Lehngüter verlustig erkläret, hiernächst eine Geldbusse von 30,000 Rthlr. an die Herzoge bezahlen, und fussfällig eine neue Huldigung leisten sollte ꝛc. S. 868. Man suchte in der Stadt allerley

Ein-

Einwendungen hervor, die Herzoge aber verlangten am 16. Jan. 1490. die Vollziehung des Urtheils, und droheten mit der Execution, so aber alles die Gemeinde nicht achtete. Endlich nahm sich der Kaiser, der König von Dänemark und der Kurfürst von Brandenburg der Herzoge gegen die Stadt nachdrücklich an, man hob alle Handlung und Gewerbe auswärts für sie auf, und hierdurch brachte man sie auf andere Gedanken, daß sie zu Lübeck vorläufig einen Vertrag eingieng, daß sie den alten Rath wieder in seine Güter und Würde sicher einsetzen wollte rc. Das Haupt der Rebellen Runge und Wartenberg fielen in die Hände der Justiz, und beiden ward in der Stille der Kopf abgeschlagen, und nun kam es am 10. May 1491 in Wißmar zum völligen Vergleich zwischen den Fürsten und der Stadt, worin das vorige Laudum ziemlich gemildert ist. Sie verlohr nur 2 Dörfer, und zahlte nur 20,000 Rthlr. Lübeck. Wehrung, jährlich mit 1000 Fl. zu bezahlen, mußten hergegen Abbitte und Huldigung leisten. Gnädig genug für eine landsäßige Stadt, die so viele Jahre durch ihren Landesherrn getrotzet hatte, woraus man sehen kann, wie ohnmächtig damals die Fürsten gegen reiche Städte waren, welche die große Handlung so mächtig gemacht hatte, wovon diese ein merkwürdiges Beyspiel liefert S. 874. Es dauerte kaum ein Jahr, wie alles vollzogen, so widersetzte sich die Stadt abermal unter allerley Vorwand, und sie trieb es wieder so weit, daß, wie die Herzoge selbst dahin reiseten, um die neuen Streitigkeiten zu heben, so fanden sie die Stadtthore verschlossen, und mußten wieder abziehen, wofür der Hafen zu Warenmünde wieder eingenommen, und der Stadthandel gesperret ward. Erstlich in den Jahren 1496 und 1498 kam auch dieser Umstand in Richtigkeit S. 881. Nachher hatten die Herzoge, die noch beständig gemeinschaftlich regiereten, mit der Stadt Lübeck wegen des Zolls auf der Delvenow Streitigkeiten, und auch mit den Herzogen von Lauenburg, die aber durch Schiedsrichter verglichen wurden S. 889. Heinrich, der älteste Prinz des Herzogs Magnus, erhielte 1502 die Anwartschaft auf die Landgrafschaft Leuchtenberg S. 892. Der Vater Herzog Magnus starb am 20sten Nov. 1503. Seine nachgelaßne Familie ist S. 892 rc. beschrieben, und sein Character S. 898. Die gemeinschaftliche Regierung ward auch nach seinem Tod fortgesetzet.

Der innere Zustand des Landes von dieser Periode ist sehr gut und ausführlich S. 900 u. s. w. beschrieben, wir können aber nichts davon ausheben, weil der Raum es nicht verstatten will, und wir schon fast zu weitläuftig gewesen sind. Die weitere Fortsetzung dieser pragmatischen Geschichte wird jeder Kenner baldigst wünschen.

Hk.

Skizzen aus dem Charakter und Handlungen Josephs des Zweiten, itztregierenden Kaisers der Deutschen ꝛc. Sechste Sammlung. Von A. F. Geisler, dem Jüngern. Halle, bey Hendel, 1786. 16 Bogen in 8.

— — — Siebente Sammlung. Ebendaselbst. 1787. 16 Bogen in 8.

Der elende Scribler fährt fort, alles, was ihm in den Weg kommt, und manches, was oft nur von weitem in seinen Kram taugt, zusammen zu raffen. Die beyden Sammlungen erstrecken sich noch über einen Theil des Jahres 1784 und über das J. 1785. Unter dem Titel Skizzen läßt der Compilator, um nur recht viele Bogen zu füllen, ganze Verordnungen von Wort zu Wort abdrucken; ja, sogar einen ganzen Zolltariff von S. 15 — 27. Was für einen Begriff ein solcher Mensch wohl von Skizzen haben mag? Und, dieser Elende wagt es, S. 178 von unverdauten Zeug in Nicolai's Reisebeschreibung, in unserer Bibliothek, in der Berliner Monatsschrift ꝛc. zu schwatzen! Noch dazu bey einer Gelegenheit, wo er selbst eine Unwahrheit sagt: nämlich; „Die meisten neuen Lehrämter (auf östreichischen Univer„sitäten) sind Protestanten zu Theil geworden: es scheint al„so doch nicht, wie man in Berlin sagt, daß es um die öst„reichische Toleranz selbst in Wien sogar mißlich stehe.“ Doch, schon zu viel Worte verlohren über einen so armseligen Krüppel in der teutschen Gelehrtenrepublik!

Nk.

C. G.

C. G. Pötzschens Nachtrag und Fortsetzung seiner chronologischen Geschichte der grossen Wasserfluthen des Elbstroms seit 1000. und mehr Jahren. Dresden, bey Walther, 1786. 4. 17 Bogen.

Der Verfasser fand, nach bereits geschehenem Abdruck seiner Geschichte der Wasserfluthen des Elbstroms, in alten Chroniken und andern Geschichtsbüchern noch verschiedene Zusätze und Erläuterungen auf, und erhielt auch von dem gelehrten Pfarrer zu Goritz, M. Ursinus, noch verschiedene dahin gehörige Beyträge. Dies alles liefert er nun hier im ersten Theil den Freunden der sächsischen Geschichte, als Zusätze und Berichtigungen zu seinem gedachten Werke, um ihm die höchstmögliche Vollkommenheit zu geben. Im zweyten Theil beschreibt er die starken Eisgänge und die darauf erfolgten großen Wasserfluthen, vorzüglich der Elbe und der Oder, im Monat April 1785.; wobey zugleich von dem vorhergegangenen außerordentlich strengen und späten Winter, als der Veranlassung der erstern, umständliche Nachricht gegeben wird. Freylich wird dieses Werk bey weitem so viel Leser nicht finden, als manche fade Compilation einer Specialgeschichte von Sachsen oder irgend einer andern deutschen Provinz. Aber der wahre Freund und Kenner der Geschichte und Naturwissenschaft wird über den außerordentlichen, gelehrten Fleiß und über die historische Genauigkeit erstaunen, womit der würdige Verf. diese Fortsetzung und Ergänzung seines größern Werks ausgearbeitet hat.

Nachrichten von Altenburg historischen und statistischen Inhalts, durch Joh. Friedr. Meyner. Altenburg, in der Richterschen Buchhandlung. 1786. 8. 1 Alphab.

Für den künftigen sächsischen Geschichtschreiber sehr brauchbare Materialien, obschon hin und wieder auch unerhebliche Nachrichten vorkommen. Der Verf. muß vorzüglich gute Gelegenheit gehabt haben, Urkunden und Actenstücke aufzutreiben: und er ist mit der Geschichtkunde und ihren Hülfswissenschaften bekannt genug, um sie zu beurtheilen und Ge-

brauch davon zu machen. Schade, daß Geschäfte, und, wie es scheint, auch häusliche Umstände ihn nöthigen, mit diesem einzigen Bande aufzuhören, und seine vorräthigen, vielleicht wichtigen, Beyträge ganz auf die Seite zu legen. Wir wollen einige Numern auszeichnen, die uns vor andern merkwürdig schienen. No. 1. vom Bauernkriege 1525., in so fern er sich bis in die Gegend von Altenburg verbreitete; wobey über die Veranlassung desselben viel treffendes gesagt wird. No. 8 von den ältesten Bewohnern des Altenburgischen und vom Alter der Stadt Altenburg. No. 10. Pleißnische Landrichter. No. 14. von Gerade und Heergeräthe der altenburgischen Amtsunterthanen. No. 22. etwas von der Familie der Herren von Altenburg, einer der ältesten vom ursprünglichen pleißnischen Adel, von welcher wahrscheinlich die nachmaligen Burggrafen von Altenburg abstammen. No. 23. Berichtigung der Jahrzahl in einer Urkunde Heinrichs des Erlauchten, mit dem merkwürdigen Schluß: „Acta 1256. regnante Romanorum Imperatore Domino Friderico secundo." No. 25. Stadtprivilegium vom Jahr 1470. No. 31. 35. 43 und 46. von Landgraf Albrecht dem Unartigen und dessen Söhnen Heinrich, Friedrich und Diezmann; ein sehr wichtiges Stück, besonders wegen verschiedener, hier zuerst mitgetheilter, Urkunden. No 44. und 49. von den ältesten adlichen Geschlechtern der altenburgischen Gegenden bis zum 15ten Jahrhundert. — Ob an der, in der Vorrede gedachten, ausführlichen altenburgischen Geschichte, wovon der Verf. den ersten Theil bis zum Jahr 1308. schon ausgearbeitet hat, die aber nunmehr auch liegen bleiben soll, viel verlohren seyn dürfte, lassen wir dahin gestellt seyn; denn nach dem vorliegenden Werk zu urtheilen, ist Hr M. zwar ein sehr nützlicher Sammler, zum Theil auch Forscher, aber bey weitem nicht Geschichtschreiber in der edeln Bedeutung. Nur von seinen ungedruckten Urkunden wünschten wir, daß er sie allenfalls auch ohne Commentar, dem Publikum mittheilen, oder einem seiner gelehrten Freunde zu dieser Absicht überlassen möchte.

M.

Interessante Briefe über Frankreich, Eng(e)land und Italien, vom Grafen F. v. S.* Aus dem Französischen.

zwischen. Eisenach, bey Wittekindt, 17½ Bogen, 8.

Freylich dem Titel nach Uebersetzung, im Grunde jedoch deutsches Werk, da der Urheber ein Deutscher ist, der vermuthlich seine Muttersprache eben so brav spricht und schreibt, als das Französische, letzteres aber vorzog, weil unseren Standespersonen und Großen meistens noch etwas Gallomanie anklebt. Der Graf gieng von Rheims, wo er der Krönung Ludewigs XVI. beywohnte, nach Paris, hierauf über Calais nach England, von dort aber durch Flandern, Frankreich und einen kleinen Theil der Schweiz nach Italien bis Neapel, und was ihm unterwegens in Beziehung auf Sitten, Denkungsart, Clima, Fruchtbarkeit, Staatsverfassung, öffentliche Auflagen, Nationalarmuth oder Reichthum, Nahrung und Gewerbe, Künste, Wissenschaften, Religion, Lustbarkeiten, Aufwand u. s. w. merkwürdig schien, darüber raisonnirt er, zwar nicht interessant, und ziemlich flüchtig, immer indessen treffend und angenehm. Auch hat der Uebersetzer, so viel wir, ohne das Original zur Hand zu haben, abnehmen können, seine Sache ganz gut gemacht. Nur hätte er manche sehr bekannte Namen der Personen und Oerter weniger verdrehen und verzerren sollen. Denn so lieset man Reims, statt Rheims, Laho-square, st. Soho-square, Athestan, st. Athelstan, Bedfort, st. Bedford, Rancini, st. Raucini, Creuse, st. Greuze, Peirech, st. Peiresc, Pomsret, Novaire, st. Pomfret, Noverre, Marquesini, st. Marchesini, Lasaroli, st. Lazaroni, Agnano, st. Agnano, Baja, Cuma, Pompeja, Stabia, st. Bajä, Cumä, Pompeji, Stabiä. Druckfehler sind das schwerlich, denn der nämliche Verstoß kömmt bey einigen wiederholt vor. Unwissenheit kann es auch nicht seyn. Rec. setzt es also auf die Rechnung jener Incurien, die unseren Alltagsübersetzern so geläufig sind, welche man aber ungern an einem Manne bemerkt, der keinesweges überhin, sondern mit Anwendung und Achtung gegen sein Publikum arbeitete.

Nb.

Peter Topp Wandalls Lebensbeschreibungen der verdienten Männer, die zu Jägerspriis durch

Denksteine verewiget worden. Aus dem Dänischen übersetzt von Christfried Ulrich Duu. Erster Band. Meldorf, bey Boie, 1787. 320 Seiten, 8.

Der Erbprinz Friederich von Dänemark hat auf seinem Lustschlosse Jägerspriis verschiedenen Männern älterer und neuerer Zeiten, welche sich um das Vaterland vorzüglich verdient gemacht haben, Denkmäler errichten lassen. Wie nützlich und der Nachahmung werth diese Handlung eines edelmüthigen Fürsten ist, welcher längst auch in Deutschland als ein Beschützer jeder Art des Verdienstes, und vorzüglich auch der Wissenschaften, bekannt ist, dürfen wir wohl kaum bemerken. „Man durchwandert, sagt der Verfasser, der vor uns liegenden Lebensbeschreibungen, um Friedrich's Schloß schattenvolle Gänge, Fußsteige und Dickige, deren stille Einsamkeit und Dunkelheit die Seele ohnehin schon zu Betrachtungen hinreißen, und plötzlich wird das Auge von glänzendem Marmor geblendet. Der Name, der ihn bezeichnet, führt die Gedanken zu den Begebenheiten der Vorzeit zurück, zu der glücklichen ehrenvollen Wendung, welche der Mann ihnen gab, dessen Namen man hier lieset. Hiermit beschäftigt sich das Nachdenken, bis andere Denkmale uns erinnern, daß hier nicht blos des Kriegers und des Staatsmanns Verdienste geehrt werden. Fast jeder Name giebt Anlaß zu andern Betrachtungen, zeigt einen andern Weg zur Beförderung bürgerlichen Wohls, und zur Unsterblichkeit. Langsam schreiten die Gedanken von Säule zu Säule; schauen mit Ehrerbietung die verewigten Namen; überdenken, was ihnen hier in diesen heiligen Hainen eine Stelle gab; und wirksamer wird der Trieb guter Seelen, Geistesgaben und Kräfte zum Wohl der Mitbürger anzuwenden." Da man das Andenken an die Verdienste, wodurch diese Männer sich eine solche auszeichnende Ehre erworben haben, erneuern und erhalten wollte: so wurden diese Lebensbeschreibungen eine Folge der Errichtung dieser Denkmale, und der Verf. erhielt den Befehl, sie zu verfertigen. Er befolgte bey dieser Arbeit die Vorschriften des Geheimenraths von Hoegh Guldberg, eines Mannes, welcher auch in Deutschland als Staatsmann und Gelehrter gleich rühmlichst bekannt ist. Dieser las jede Lebensbeschreibung durch, und theilte dem Verf. seine Gedanken

bankten darüber mit; und so kann dieser berühmte Name eines Kenners, der selbst ein großer Geschichtschreiber ist, für die Güte derselben hinlänglich Bürge seyn. Er sah besonders mit dem Verf. dahin, daß Unpartheilichkeit und Wahrheit stets genau beobachtet wurden, wovon der Verf. ein paar merkwürdige Beyspiele in der Vorrede anführt. Bisher ist indessen von diesem Werke in der Urschrift nur ein Band erschienen, welcher 1783 herauskam. In der That verdiente derselbe übersetzt zu werden. Auch ist diese Uebersetzung recht gut gerathen; nur haben wir bey Vergleichung derselben mit der Urschrift ungern bemerkt, daß der Uebersetzer sich nicht genau genug an diese gehalten, und, wie es scheint, ein wenig flüchtig übersetzt hat. Auch ist es uns unangenehm gewesen, daß alle die schönen Kupferstiche der Urschrift, welche die Denkmäler darstellen, weggeblieben sind. Das Werk verliehrt dadurch sehr an wesentlicher Schönheit. Uebrigens hat der Uebersetzer den ersten Band der Urschrift in zwey kleine Bände getheilt, wovon bisher nur der erste erschienen ist. Dieser enthält, außer der Beschreibung von Jägerspris und der im Bezirke desselben befindlichen merkwürdigen Hügel, wovon der Erbprinz einen dem Andenken seiner Frau Mutter, der Königin *Juliana* geheiligt hat, die Lebensbeschreibungen folgender Personen: *Skiold*; *Frode der Friedgute*; *Dan Mikillati*; *Harald Hildetand*; *Gorm der Alte*; *Harald Harfager*; *Wittekind*; *Benedict*, ein Sohn des *Svend Estridsan*; *Absalon*; *Saxo Grammaticus*; *Snoro Sturleson*; *Nicolaus Ebbeson*; *Ivar Lykke*; *Magnus Giöe*; *Johann Rantzov*. Von den Lebensbeschreibungen selbst Proben zu geben, ist bey dem, was wir schon angeführt haben, unnöthig, auch, da das Buch nur auf deutschen Boden verpflanzt ist, dem Plane unserer Bibliothek entgegen.

Historisch politische Untersuchung von Frankreichs Staatsvermögen und dessen Zu- und Abnahme seit J. 1660. bis auf gegenwärtige Zeit, in Ansehung der Bevölkerung, Manufakturen, Handlung, Acker- und Weinbau, National-Capitals, Staatsschulden, Einkünfte und Ausgaben, Land- und

und Seemacht. Hamburg, bey Hoffmann, 1786. 354 Seiten, 8.

Herr Schatzdeputirter und Syndicus Guden in Hannover, welcher itzt als Verfasser dieser Schrift allgemein bekannt ist, behauptete in einem Aufsatze im polit. Journale von 1783. 1 B. S. 421: es sey nicht wahrscheinlich, daß im J. 1781. in Frankreich 2,200 Millionen Livres baares Geld vorhanden gewesen wären, wie Necker im Compte rendu angenommen hat, sondern es wären in dem genannten Jahre wohl nicht mehr als 1,200 Millionen L. daselbst gewesen, welche sich auch 1720 dort gefunden hätten. Der Grund, worauf er diese Behauptung stützte, war: weil die französische Handlung nach dem Jahre 1720 abgenommen, und besonders seit dem Frieden von 1763 Verlust erlitten hätte. Diesen sonderbaren Behauptungen widersprach ein Ungenannter in den Schlözerschen Staatsanzeigen B IV. Heft 15, und suchte zu beweisen, daß wirklich itzt 2,200 Mill. L. baares Geld in Frankreich vorhanden wären, weil die Handlung daselbst seit 1720 ungemein zugenommen hätte, und vorzüglich seit dem Frieden von 1763 sehr empor gekommen sey. Guden widersprach diesen Sätzen abermals im polit. Journal von 1784. II. B, und bewirkte dadurch eine neue Antwort seines Gegners im 25 und 28sten Hefte der Schlözerschen Staatsanzeigen. Nach noch ein paar Aeußerungen von beiden Seiten, tritt nun der erstere mit dieser umständlichen Schrift hervor, worin er seine Behauptungen sehr ausführlich zu beweisen sucht, und bey dieser Gelegenheit zugleich viele andere Capitel der französischen Staatskunde mit abhandelt. Er hat seine Schrift in zwey Hauptheile getheilt. Der erste soll den Zustand von Frankreich vom Jahr 1660 bis zum Jahr 1720 darstellen, und der zweite den Zustand von 1720 bis 1785 entwickeln. Dabey verfährt er denn mit seinem einsichtsvollen Gegner ziemlich derbe, und verfällt nicht selten in eine niedrige Sprache, welche bisweilen bis zu Scheltwörtern geht. Uebrigens können wir uns in eine ausführliche Anzeige dieser Schrift nicht einlassen. Denn wir würden dabey zugleich auf die vorher schon gewechselten Streitschriften, und auf die zum Theil nun schon erschienene abermalige Antwort des Gegners in den S. Staatsanzeigen Rücksicht nehmen müssen. Da würde aber unsere Anzeige

die

die Grenzen einer Recension nicht nur überschreiten, sondern zu einem eigenen Buche anwachsen. Und wen diese Sachen näher angehen, der wird überhaupt die sämmtlichen Akten des ganzen Streits zur Hand zu nehmen, und zu prüfen genöthiget seyn. Indessen wäre es wohl eine wünschenswerthe Sache, daß nach völlig abgeschlossenen Akten ein dritter unpartheyischer und sachkundiger Mann die Mühe übernähme, die erwiesenen Resultate auszuziehen, und, mit Weglassung alles Ueberflüssigen, auf die Weise ein neues brauchbares Werk für die französische Staatskunde zu liefern. Zwar wird jeder Kenner beym ersten Anblicke leicht bemerken, daß Herr Guden seinem Gegner bey Weitem nicht gewachsen sey, daß er in den Hauptsachen meistens Unrecht habe, und sehr oft nicht mit den besten Waffen streite; aber in so fern dieser Streit wirklich über verschiedene sehr wichtige Punkte der Staatskunde von Frankreich ein neues Licht verbreitet hat, wird er doch mit diesem Federkriege sehr wohl zufrieden seyn. Wenn alle ähnliche Streitigkeiten nur am Ende solchen Nutzen, wie die gegenwärtige, bringen, so mögen immer mehrere dergleichen entstehen.

Tf.

Leben Hyder Allys Nabobs von Mysore. Aus dem Französischen, mit Anmerkungen und Zusätzen von Matthias Christian Sprengel, Professor der Geschichte zu Halle. Zweyter Theil. Halle, bey Gebauer, 1786. 292 S. in 8.

Man weiß schon aus der Vorrede zum ersten Theile, daß dieß Werk eine unter des Hrn. Prof. Spr. Aufsicht gemachte freye Uebersetzung der Histoire d'Hyder Ali Chan Nabob Bahader, ou Nouveaux Memoires sur l'Inde enrichies des notes historiques T. 1. 2. in gr. 12. sey, welche Hr. Spr. durch seine Noten und Zusätze ergänzt. Der erste Theil gieng nur bis zum Ausbruche des Krieges, den er von 1767 – 69 mit den Maratten, dem Subah von Dekan, dem Nabob von Karnatik und den Engländern geführt; dieser zweyte begreift nun das Uebrige, seine glücklichen Feldzüge gegen die Maratten und die 2 Kriege mit den Engländern, wovon sein Sohn Tippo Saeb den letzten nach seines Vaters Tode fortgesetzt

hat,

hat, also Ergänzungen des französischen Verfassers, der gerade in der Mitte des letztern Krieges den Faden abgerissen hat. Die Geschichte also der letzten Kriege mit den Maratten und Engländern außer den Ergänzungen und Berichtigungen einiger Stellen des Originals, sind in diesem zweyten Theile ein Werk des Hrn. Spr. Zu diesen Ergänzungen gehören z. B. die gleich Anfangs angeführten Veranlassungen des dritten Krieges mit den Engländern, den Maratten und dem Subah von Dekan. Er erzählt kurz die erstaunliche Vergrößerung ihrer Macht in Bengalen und auf der Küste Koromandel, wo der Großmogul ihren Vasallen, den Nabob von Karnatik, für unabhängig vom Subah von Dekan erklären, und letzterer ihnen die nördlichen Zirkars abtreten mußte, so, daß außer den Maratten nur noch Hyder Ali ihrer Herrschsucht Grenzen setzen konnte. Um diesen zu entkräften, wiegelten sie die Maratten und den Subah von Dekan 1767 gegen ihn auf; dieser ganze Plan scheiderte aber durch die Treulosigkeit des Subah von Dekan, und zwar zum größten Nachtheile der Engländer. Dieser verband sich mit dem Hyder, und nachdem letzterer Alles aus dem Wege geräumt hatte, was ihn an der Expedition gegen die Engländer hindern konnte, sich auch mit etwa 700 französischen Officieren und Soldaten, darunter 250 Artilleristen waren, versehen hatte, so rückte er mit etwa 50000 Mann gegen die Engländer an. Seine ganze Armee war 180 bis 200000 Mann stark, darunter er 25000 Reuter hatte. Er nahm aber nur jene Macht, darunter 10000 auserlesene Reuter waren, ins Feld, 1000 Mann mit schweren Musketen, die beym Abfeuern auf Gabeln gelegt werden, und eine 3 Loth schwere Kugel schießen, (eine alte Indische Miliz, davon 2 auf einem Kameele sitzen,) und 1200, die Granaten, Raketen und allerley Feuerwerk auf die feindliche Reuterey in einer Entfernung von 500 Klaftern werfen können, waren auch bey diesem Heere. Die Armee des Subah von Dekan war 100000 Mann stark; enthielt aber kaum 40000 tüchtige und ordentliche Soldaten, darunter etwa 30000 Reuter waren. Aber kaum 2000 führten ordentliches Feuergewehr. Um nun eine richtige Vergleichung zwischen beyden Herren zu machen, beschreibt Hr. Spr. (denn der Franzose begeht hier Fehler,) die Macht der Engländer, welche seit 1767 ihren höchsten Gipfel erreicht hatte. Ob aber in Bengalen, Kluhd mit begriffen, jetzt 22 Millionen Menschen gezählt

werden

werden können, daran ist doch sehr zu zweifeln. Wäre es, so hätte kein König in Europa, Frankreich ausgenommen, so viele Unterthanen, als die englische Gesellschaft allein in Bengalen; nimmt man aber alle ihre 4 Präsidentschaften zusammen, so ist unstreitig die Zahl ihrer Unterthanen wohl noch über 22 Millionen. Der Herr Verf. schätzt ihre sämmtlichen Einkünfte in allem auf 32 Millionen Thaler. Damals hatte sie über 50000 Mann (nicht 90000, wie der Franzose sagt,) in Diensten. Unter diesen waren an Seapoys auch ohne Stabs- und Subalternofficieren 37553 Mann. Ueber die Hälfte von allen diesen Truppen dienten in Bengalen der General Smith, welcher dergleichen Truppen kommandirte, rückte mit 5000 Europäern, 2500 Seapoys und 2500 Reutern jener Macht entgegen; es kamen aber noch etwa 7000 Mann Hülfstruppen größtentheils aus Karnatik dazu. Eine andere englische Armee von etwa 8000 Mann aus der Präsidentschaft Bombay griff Hydern von der Westseite an, und eroberte den Haupthafen Mangalor in Bednur; indeß fehlte es den Engländern an Kavallerie und Zugviehe. Am meisten aber hinderte ihn die Regierung Madras durch ihre schlechten Befehle und abscheulichen Geldschneidereyen, die sie bey Anschaffung der Kriegsbedürfnisse und Truppenbezahlung machte. Dieß und die wirklichen Fehler einiger Befehlshaber unter seinen Truppen, erleichterten die siegreichen Unternehmungen des Hyders, der bey dem Anfange seines Feldzugs in der That mit sehr großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Velor und Kaveripatnam, die Hyders Zug aufhalten konnten, giengen durch die Feigheit oder schlechte Gegenanstalten der Befehlshaber verloren. Smith ward in Singemann gleichsam überrumpelt. Hyder griff die Engländer in offenem Felde an, und Smith mußte in der Nacht sich mit Zurücklassung seiner Bagage nach Trinemale zurückziehen, welches er auch mit geringem Verluste erreichte, wo der Oberste Wood aus Madras ihm Verstärkung zuführte, so, daß er jetzt eine Armee von 25000 Mann hatte. Doch wagte er es nicht, Hydern anzugreifen, der seinen Sohn mit 5000 auserlesenen Reutern während dieser Unthätigkeit bis vor Madras schickte, wo er beynahe den Gouverneur, den Nabob von Arkot und den Rath bey dem Theetrinken gefangen genommen hätte. Endlich wagte Hyder einen Angriff auf die Engländer; ward aber genöthigt, sich in sein Lager zurückzuziehn. Hier aber, und besonders im Heere des Nizams, war die Verwirrung

so

so groß, daß er auch dieses in der Nacht zu verlassen beschloß. Hätte Smith bey dieser Gelegenheit die Feinde nur mit wenig Völkern angegriffen, so würde er seinen Sieg vielleicht wichtig gemacht haben; den folgenden Tag aber stellte sich Hyder schon wieder den anrückenden Engländern in voller Schlachtordnung entgegen. Smith säumte nicht, die Nachricht von diesem Siege nach Madras zu schicken, wo die Bestürzung über Tippo Saebs Streifzug so groß war, daß dieser wahrscheinlich den ganzen Ort hätte erobern können, wenn Cadi Saeb, Hyders Großalmosenier, dem es aufgegeben war, die Hitze des Tippo Saeb zu mäßigen, es nicht verhindert hätte. Eben dieser Mann gab ein seltenes Beyspiel von seiner eigenen Mäßigung und Treue in seinen Versprechungen. Er hatte seine Wohnung in dem Landhause des englischen Kaufmanns Debonnaire von französischer Abkunft, 1½ Meile vor Madras gewählt. Bey seinem Eintritte in das Haus, darin alle kostbare Meublen zurückgelassen waren, sagte er dem Gärtner: er wäre ein Mann des Friedens, und seine Gegenwart würde die Wohnung gegen alle Beschädigungen schützen. Er verbot auch seinen Leuten, das Geringste zu verbergen oder zu entwenden, durchsuchte zu dem Ende das ganze Haus, und ließ dem Besitzer sagen, daß von Allem in seinem Hause nichts verloren gehen sollte, daß er Achtung geben würde, daß die Gärtner ihre Arbeit verrichteten, und ihm die nöthigen Früchte schickten, welches er auch pünktlich hielt. Seine Gewissenhaftigkeit gieng so weit, daß, als der junge Prinz ein Vergrößerungsglas in diesem Hause fand, und solches zu haben wünschte, er es ihm nicht geben wollte, sondern erst deshalb an den Kaufmann schrieb, und den Preis dafür wissen wollte. Erst auf wiederholtes Bitten nahm er es von diesem als Geschenk für Tippo Saeb an. Der Subah von Dekan schloß den 23sten Februar 1768 mit den Engländern einen Frieden. Auch Hyder that Friedensvorschläge; aber in Madras war man so unbesonnen, sie zu verlachen, ohne vernünftigere Maasregeln des Kriegs zu nehmen. Vielmehr trennte man den Obersten Wood vom Generale Smith, schwächte sich durch viele Eroberungen, und gerieth am Ende in so bedrängte Umstände, daß man von selbst Frieden suchte, welcher den 4ten April 1769 geschlossen ward. Hyder ward darauf in einen Krieg mit den Maratten verwickelt, darin er einmal aufs Haupt geschlagen wurde. Dennoch erholte er sich bald wieder, und zwang sie 1772 zum Frieden; er gerieth

aber

aber 1774 wieder mit ihnen in einen Krieg, der bis 1779 dauerte, und wegen der Verirrungen in Rana und Zwistigkeiten unter den Großen vortheilhafter, als irgend einer der vorhergehenden, für ihn war. Er nahm den Maratten ansehnliche Besitzungen weg. Seit 1779 suchte er sich mit den Engländern zu vereinigen, die auch mit den Maratten Krieg führten; aber umsonst. Nun machte er mit den Maratten Friede, und schloß ein Bündniß mit ihnen und einigen andern gegen die Engländer. Hyder behielt in diesem Frieden seine Eroberungen, die nach der Schätzung der Maratten auf 8 Millionen oder 80 Lak Rupien angeschlagen wurden; dagegen mußte er den Maratten für den rückständigen Chout 24 Lak Rupien, und künftig alle Jahre 12 Lak von seinen alten und neuen Besitzungen geben. Die Veranlassung zu diesem Bündnisse hatten die Engländer durch ihre Ungerechtigkeiten gegen ihre Nachbarn und Alliirten, besonders gegen die Maratten und Hydern, gegeben. Kein einziger mit irgend einer Indischen Macht von ihnen geschlossener Vertrag war von ihrer Seite gehalten worden. Dabey konnten Hyder und die Maratten keinen günstigern Zeitpunkt hoffen, die Oberherrschaft der Engländer zu zernichten, weil sie sich überall verhaßt gemacht hatten, ihre Kassen erschöpft waren, und die Franzosen und Holländer sie bekriegten. Der Peischwa war überdem noch wegen des Rayoba, dessen Partey sie dem Friedenstraktate zuwider unterstützten, gegen sie aufgebracht. Hydern gab der mit den Franzosen 1778 angefangene Krieg noch eine besondere Veranlassung, denn die Engländer suchten die Franzosen aus ihrer Faktorey Mahe in dem von Mysore abhängigen Reiche Kartenate zu vertreiben. Weil nun die Engländer, Hyders Drohungen ungeachtet, Mahe 1778 eroberten, die Vestungswerke sprengten, und 1779 ein Korps Truppen durch Kuddopan ziehen ließen, welche Provinz er kürzlich erobert hatte, so trat er und der Peischwa der in eben diesem Jahre vom Subah von Dekan entworfenen Ligüe bey, worin auch noch der Rajah von Berar und andere traten. Indeß erfüllten nur Hyder und die Maratten das, wozu sie sich verpflichtet hatten; dieß rettete die Engländer. In dem geheimen Artikel hatten Hyder und der Peischwa nicht nur die Eroberungen von Suratte und Karnatik, sondern auch die Theilung des Landes ihrer Alliirten, des Subah von Dekan, beschlossen; Hyder ließ sich sogar eine Belehnung vom Großmogul darüber geben. Hyder griff nun

im Julius 1780 die Engländer an, eroberte im Kurzen den besten Theil von Karnatik, und plünderte durch kleinere Korps das ganze platte Land. Seinen Sohn Tippo ließ er überall als Nabob ausrufen, und zwar mit solchem Beyfalle, daß sich die wichtigsten Vestungen bey Annäherung der Mysorschen Truppen ergaben; die Engländer wußten sich nicht zu helfen, der Nabob von Karnatik hatte aus Geldmangel wenige, und dabey undisciplinirte und aufrührische Truppen. Ein großer Theil der Disciplinirten gieng zum Hyder über. General Munro konnte nach einem Monate nur 5700 Mann zusammenbringen, weil man nicht für Lebensmittel, Zugvieh u. s. w. gesorgt hatte. Damit wollte man Arkot entsetzen. Baillis Korps drang auch vor; ward aber durch die zahlreichen Anfälle der Feinde so geschwächt, daß er Verstärkung verlangte. Diese konnte Munro nicht schicken, 3 Bataillons ausgenommen, welche sich glücklich mit ihm vereinigten. Bailli rückte nun vor, und war auf dem Punkte, Hydern zurückzuschlagen, als seine Ammunition durch Hyders Raketen in Brand gerieth. Bey dieser Unordnung überfiel ihn Tippo mit dem Kerne seiner Reuterey, und die Englischen Seapoys mußten sich, nachdem sie meist niedergehauen waren, ergeben. Bailli ward mit seinem Korps zu Kriegsgefangenen gemacht. Munro zog sich nun, mit Zurücklassung seiner Bagage und Ammunition, nach Madras zurück. Hier entstanden Zänkereyen unter den Anführern, und Meutereyen unter den Truppen. Arkot ward erobert, und die Einwohner der Hauptstadt und des ganzen Landes, welche von dem Plündern verschont blieben, nahmen wegen seines guten Betragens seine Partey. Die des Pfefferhandels wegen so wichtige Faktorey Tellichery wäre gewiß auch von den Maratten erobert, hätte sie nicht Adm. Hugues gerettet. Bengalen mußte hier das Beste thun, so sehr man auch hier Ursache hatte, mit Madras und Bombay, die beyde den Krieg veranlaßt, mißvergnügt zu seyn, und auf eigene Beschützung gegen die Maratten bedacht seyn mußte. Hastings kam nach Baillis Niederlage mit Truppen und Gelde zu Hülfe. Sir Eyre Cotte kam; aber er war zu schwach. Seine ganze Armee bestand nur aus 7000 Mann. Hastings suchte deshalb Frieden bey den Maratten, und Hülfe bey den Portugiesen und Holländern; aber vergebens. Doch Cotte siegete über Hydern, der, gleich den Einwohnern von Pondichery, (das seit 1778 von den Engländern erobert war,) auf ein

franzö-

französisches Hülfskorps unter d'Orves und Suffrein wartete, und verwandelte nach der gewonnenen Schlacht bey Portonovo (und nachdem er den schwachen Ueberrest des von Bengalen zu Lande durch die nordlichen Cirkars geschickten Hülfskorps an sich gezogen,) den Vertheidigungskrieg in einen angreifenden. Er schlug ihn nochmals den 27. August und 27. September. Zugleich gieng der Krieg mit den Holländern an, welches für die Engländer sehr vortheilhaft war. Die holländischen Plätze konnten ihnen im Kriege sehr nachtheilig werden. Jetzt eroberten sie dieselben, und selbst Negapatnam, den 13. Nov. mit halb so viel Truppen, als darin zur Besatzung lagen; Hyder mußte sich nun zurückziehn. Indeß rüstete die Krone und Kompagnie in England den 6ten Febr. 1782 eine Flotte von 6 Linien- und 17 Transportschiffen unter Bickerton aus, die 1930 Hannoveraner und noch Engländer und Bergschotten, zusammen 6000 Mann Landtruppen, nach Indien führte. Aber die Franzosen kamen ihnen unter d'Orves und Suffrein zuvor. Ersterer starb, und Suffrein führte nun das Kommando mit so vielem Ruhme. Zuerst nahm er 160 Proviantschiffe weg, wodurch sogleich bey der misgerathenen Reisärndte die entsetzlichste Hungersnoth verursacht wurde. Suffrein und Hugues lieferten ein unentschiedenes Treffen; unterdeß setzte doch Erster 2400 Mann Hülfstruppen für den Hyder ans Land, der kurz vorher einen herrlichen Sieg über ein Korps Engländer unter dem Obersten Braithwith erfochten; wie aber Hyder hier wieder die Oberhand gewann, so wurden ihm auf der Malabarischen Küste die Engländer vom Bombay nach geschlossenem Frieden 1782 wieder überlegen. Hyder starb noch in diesem Jahre, ohne seine Vortheile im Karnatik gehörig genutzt zu haben. Er war einer der größten, thätigsten, gerechtesten und weisesten Regenten von ganz Asien. Zwar konnte er weder schreiben, noch lesen; aber gleichwohl wurden alle wichtige Geschäffte unter seinen Augen vorgenommen, und selbst bey den öffentlichen Audienzen waren immer 30 Sekretairs beschäfftigt, seine Befehle zu fassen, die eingegangenen Depechen vorzulesen, und den Nabobs ohne Aufschub die ertheilten Antworten zu schreiben. In allen seinen Geschäfften zeigte er die größte Ordnung. Civilbedienungen pflegte er seinen alten Officieren anzuvertrauen, und wie ihm einmal Jemand vorstellte, daß ein bey dem Kriegswesen aufgewachsener Soldat keinesweges ein guter Richter seyn könne, gab er zur Antwort:

 „Ich

„Ich glaube, daß Gelehrsamkeit und Talente geschickter sind, „die Lügen zu vertheidigen, als gerecht zu richten. Ein ehr„licher Mann kennt die Wahrheit. Nicht die Gelehrsamkeit, „sondern Vernunft, muß das Urtheil sprechen.“ Handel und Industrie beförderte er sehr, daher gab er der neuen Triester Kompagnie sogleich die Freyheit, Faktoreyen in seinen Staaten zu haben, und trat ihr sogar 1776 die Insel Billiapatnam im Malabarschen Reiche Cheroka ab; vorzüglich wie ihm Herr Bolts, der Stifter der Gesellschaft, ein Geschenk von einigen tausend Gewehren machte. Er duldete alle Religionsverwandten, so lange sie richtig nach seinen Gesetzen lebten; doch suchte er seine Indischen Unterthanen von einigen alten barbarischen Gebräuchen zu entwöhnen. So verbot er in seinen Ländern das Verbrennen der Indischen Wittwen, und legte auch Strafe darauf. Um auch diejenigen, welche nicht den Scheiterhaufen wählten, von der Schande zu befreyen und zum zweyten Heyrathen zu bewegen, nahm er einige von diesen in sein eigen Serail auf. Hr. Spr. zeigt nämlich hier in der Note aus Frasers Nadir Schach, daß selbst die Indischen Mahometaner, und besonders die Patanen, diesen Indischen Gebrauch angenommen haben, und da sie sich nicht öffentlich verbrennen dürfen, so zünden sie ihre Wohnungen an, und opfern sich auf diese Art ihrem verstorbenen Eheherrn insgeheim. Eine andere unter den halbwilden Nairen und den Einwohnern von Kanara noch übliche Gewohnheit, daß junge Mädchen und Frauen ihre Jungfrauschaft dem Gotte der Ehe, oder seinen Priestern, den Braminen, opferten, schaffte er ebenfalls ab. Er ließ die Tempel, wo dieser schändliche Gebrauch ausgeübt ward, zerstören, und die Götzenbilder zerschlagen. In der alten Vestung Mysore pflegte man sonst den Reisenden oder gefangenen Feinden die Nasen abzuschneiden, weil sie glaubten, daß ihrem Götzen das Opfer der Nasen besonders gefiele; Hyder aber verschaffte durch Abstellung dieses Gebrauchs allen Nasen Sicherheit. Besonders merkwürdig ist es, daß er die Unterschiede der Kasten in Malabar aufhob, und Jedem freystellte, ein Gewerbe zu treiben, welches er wollte. Seine Truppen disciplinirte er auf Europäische Art, und führte eine bisher unbekannte Mannszucht unter ihnen ein. Sie durften nicht rauben und plündern. Er hatte das Glück, seinen Staaten einen tapfern Sohn zu hinterlassen; der aber auf der Koromandelschen Küste wegen der durch Bickerton erhaltenen Verstärkung und des bald darauf

auf erfolgten Friedens mit Frankreich nichts ausrichten konnte. Er eilte daher der Malabarschen Küste zu Hülfe, und endigte die Unternehmung der Engländer unter Mathews so, wie es ihre, und besonders ihres Generals Habsucht, verdiente.

Holländische Staatsanzeigen. Dritter Theil. Herausgegeben von Jakobi und Luder. Göttingen, 1785. Vierter Theil, 1785. Fünfter Theil, 1786. in 8.

Diese Sammlung kann noch sehr stark werden, wenn ihre Herausgeber fortfahren, fast alles, was für den Erbstatthalter und den Herzog Ludwig von Braunschweig geschrieben ist, darin aufzunehmen. Wir müssen gestehen, daß das Mehreste, was wir in diesen Theilen von dieser Art Schriften gefunden haben, uns nicht wichtig geschienen hat. Es sind ewige Deklamationen von dem Hasse der antioranischen Partey gegen die Person und das Amt des Statthalters, Betheurungen, daß alle ihre Anklagen ungegründet sind, Recriminationen gegen einzelne Männer von der antioranischen Partey, und allgemeine Versicherungen, daß der Erbstatthalter niemals etwas vorgenommen habe oder vornehmen werde, das der Freyheit des Staats schädlich seyn könnte. So wahr dieses seyn mag, so würde man doch den untersuchenden Leser weit mehr interessiren, wenn diese Vertheidigungen die Anklagen der Gegenpartey Stück vor Stück durchgiengen, durch actenmäßige Beweise ihre Ungründlichkeit darthäten, jede Thatsache, auf welche ihre Gegner sich berufen, aufklärten, und ihre Gegenklagen eben so gründlich bewiesen; aber die Schriftsteller der Parteyen in einer solchen Streitigkeit sind gewöhnlich so lebhaft von der Gerechtigkeit des Verfahrens ihrer Partey überzeugt, daß sie es nicht fühlen, daß die Sachen, die sie vortragen, so sind, daß die Gegenpartey sie mit Recht einer Petitio principii beschuldigt. Ein anderer großer Fehler dieser Sammlung ist, daß darin zu wenig Schriften von der antioranischen Partey aufgenommen werden, die denn doch immer in Deutschland viel seltener zu haben sind. Es ist nichts daran gelegen, ob diese Schriften schlecht, boshaft

und ungerecht sind; im Gegentheil wenn sie so sind, so wird die gute Sache des Erbstatthalters vor einem unpartheiischen Richter durch sie gewonnen.

Die in diesen Theilen enthaltenen Schriften sind folgende: Dritter Theil; 1) ob die Erbstatthalterwürde in Holland ihren Ursprung 1747 einem Aufruhr danke? Nach des Verfassers Meynung ist dieses keinesweges der Fall, sondern die Staaten und Generalstaaten haben diese Erhebung des Pr. von Oranien aus inniger Ueberzeugung der Nothwendigkeit einer solchen Maasregel vorgenommen. 2) Ob der Erbstatthalter in Holland seine Vorrechte nur kraft einer Possession, oder vermöge eines Auftrags ausübe? Eine kleine ungemein gute, und mit vielem kalten Blute geschriebene Schrift; und gewiß einer der besten in dieser Sammlung für die Sache des Prinzen. 3) Schutzschrift für die regierenden Bürgermeister in Amsterdam, die auf die Entfernung des Herzogs Ludewigs von Braunschweig drangen, mit beantwortenden Anmerkungen. In beyden herrscht eine bald gleißnerische, bald von Leidenschaft tobende Sprache. 4) Denkschrift, (keine gute Uebersetzung des Worts Memoire) des Grafen Ludwig von Byland, wegen der unterlassenen Expedition nach Brest. — Es ist nicht so leicht, eine Handlung der Partheilichkeit zu rechtfertigen, als sie zu unternehmen. 5) Holländischer Buttertopf. 6) Stuhl für die Post von Niederrhein. Beyde ekelhafte Wiederholungen von dem, was schon sehr oft gesagt ist, wodurch diese Sammlung unnöthiger Weise aufgeschwellt wird. 7) Vorläufiges Gutachten der Abgeordneten aus der Admiralität, über die commissarische Resolution vom 18ten Febr. 1784 zu untersuchen, wer ein gesetzmäßiges Recht habe, die Flaggenofficiers bey den Admiralitätscollegien zu ernennen. 8) Ueber die Entlassung und Entfernung des Herzogs Ludwig von Braunschweig. 9) Rechtfertigung des Herzogs von Braunschweig. Beyde für diesen Prinzen. 10) Von dem Rechte des Erbstatthalters, Civilämter zu besetzen. Auszüge aus den Schlüssen der Stadt Alkmar. 11) Ob man mit Grunde etwas gegen den Erbstatthalter vorbringen könne? Eine kleine unbedeutende Schrift für den Prinzen. Vierter Theil. 1) Ueber die Schelde für die Holländer. 2) Proposition des Hrn. R. C. van der Capellen, tot de Marsch, gegen den Erbstatthalter. 3) Briefe über Holland, sehr weitläuftig, aber ohne großen Werth

Werth für den Erbstatthalter. 4) Belgiomanie, der Verfasser dieser Schrift ist so sehr Monarchiemann, daß seine Schrift schwerlich einen Vertheidiger der republikanischen Regierungsformen bekehren wird. 5) Auszug aus den Resolutionen der Staaten von Holland und Westfriesland den 24. Nov. 1781. Sie betrifft die Weigerung der Stadt Leiden, dem Pr. von Oranien die Einmischung in einen Proceß eines Aufrührers A. Trago zu gestatten; wobey die Acten der ganzen Verhandlung wörtlich und wirklich sehr unnütz abgedruckt sind. Fünfter Theil. 1) Hollands Seemacht zur Zeit der Kriegserklärung der Engländer. 1780. 2) Einige Bemerkungen über die von den Deputirten der Stadt Leiden den 31sten Juli 1781 in den Generalstaaten gemachte Proposition, den Staaten, die den Land- und Seeofficieren und dem Kriegsrathe von dem Erbstatthalter ertheilten Befehle vorlegen zu lassen. Für den Erbstatthalter. 3) Betrachtungen über das Memoire, das J. Adams der amerikanische Gesandte den 19ten April 1781 an die Generalstaaten richtete. Voller sehr richtigen Bemerkungen, wenn es auch gleich leidenschaftlich abgefaßt ist, und große Fürliebe für die englische Parthey zeigt. 4) Rede des Präsidenten der Generalstaaten, gehalten bey der Ueberreichung des Kriegsstaats 1782. 5) Das berühmte Sendschreiben an das Volk der vereinigten Niederlande über die Lage der Republik, über Ursachen ihres vertheidigungslosen Zustandes, und über die Vortheile einer Allianz zwischen Holland, Frankreich und America. Die geharnischte Vorrede des Uebersetzers wird nicht verhindern, daß der unpartheiische Leser nicht in diesem ungemein simpel, und im wahren Volkston geschriebenen Angriff auf die statthalterische Macht viele unleugbare Wahrheit erblicke. 6) Umständlicher Bericht von der gegen den Hrn. von Slype angestellten Untersuchung über die angeschuldigte Verrathung Mastrichts an den Kaiser. 7) Briefe über Holland, vorzüglich die Regierung des Erbstatthalters betreffend. Ebenfalls nicht sonderlich. — Des Recensenten Meynung nach würden diese Staatsanzeigen von mehrerem Werth für den deutschen Leser und für die Nachwelt seyn, wenn darin mehr von dem Staate autorisirte, und unter Autorität bekannt gemachte Schriften, und weniger alle kleine zur Vertheidigung des Erbstatthalters verfertigte Schriften aufgenommen wären. Noch ein größer Verdienst würde es seyn, wenn durch eine

einleitende actenmäßige Erzählung diese Schriften zusammengehängt wären.

Mi.

D. Christian Bastholms, dänischen ersten Hofpredigers und königlichen Beichtvaters, Geschichte der Juden von der Schöpfung der Welt an bis auf jetzige Zeiten. Mit historischen, geographischen, chronologischen und kritischen Erläuterungen. Aus dem Dänischen übersetzt von Johann Friedrich Marcus. Erster Band. Leipzig, bey Beer. 1786. 573 Seiten. 8. Zweyter Band. Ebendaselbst, 1786. 612 Seiten. Dritter Theil 1786. 560 Seiten.

Eine pragmatische Geschichte der Juden vom Anfang des Volks bis auf jetzige Zeiten ist immer für unser teutsches Publicum noch wünschenswerth; und könnte nach den Vorarbeiten eines Michaelis, Gatterers, und anderer, besonders in der ältern Geschichte, viel gründlicher ausfallen, als alles, was Prideaux, Basnage, Buddeus, Zickler und Holberg darüber gesammelt haben. Ob die gegenwärtige, die man durch eine Uebersetzung auf den deutschen Boden verpflanzet hat, den Wunsch aller Kenner der Geschichte befriedigen werde, getrauen wir uns nicht zu behaupten. So viel sehen wir wohl, daß Hr. D. Bastholm die Untersuchungen der Neuern oft glücklich benützt hat, z. E. in der Schöpfungsgeschichte, die er nur als eine Umschaffung der ehedem bewohnten und neu zu einer Wohnung von Menschen und Thieren allmählich zubereiteten Erde vorstellt — in der Geschichte des Falls, wo er zwar im Ganzen der gemeinen Vorstellung von Verführung des Satans folgt, aber doch die dogmatische Eintheilung des Todes in den biblischen, geistlichen und ewigen verwirft, und unter dem Cherubim Donner und Blitz versteht, doch mit der Nebenbestimmung, daß das blosse hauende Schwerdt eine fortdauernde Erscheinung von Schwefeldünsten, die aus der Erde aufsteigen, anzeigen soll — Auch folgt er seinen Vorarbeitern, besonders dem R. Michaelis nicht blindlings, sondern mit bescheidner Prüfung, wie er

dann

denn gegen dieselben kritische und exegetische Hypothesen ist sehr viel Einwendungen macht. Z. E. Th. I. S. 378. gegen die Erklärung, daß das Kästchen, worin Moses gerettet wurde, ein kleines Schiff von Papyrusholz gewesen. — Oft stößt man auch auf allerhand neue Gedanken, die Bibelerklärern willkommen seyn werden; z. E. Th. II. S. 331. daß 1. B. d. Kön. 20, 34. die Gassen zu Damascus, welche Benhadad dem König Ahab zu bauen erlaubte, Gassen oder Quartiere für israelitische Handelsleute gewesen seyen, dergleichen auch jetzt noch in Friedensschlüssen von morgenländischen Völkern in Hauptstädten Handelsleuten fremder Nationen bewilliget worden, wo sie, von der Landesobrigkeit unabhängig, ihren Handel treiben dürfen. — Nicht so viel Beyfall werden andere Erklärungen dunkler Begebenheiten finden; wie z. E. Th. I. S. 236. wo behauptet wird, das Legen der Hand unter die Hüfte Abrahams bey dem Eid Eliesers habe keine Beziehung auf den Messias gehabt, von dessen Segen sich Elieser losgesagt habe, wenn er den Eid nicht halten würde; diese Gewohnheit zu schwören sey aber nachher bey Jacobs Nachkommenschaft abgekommen, weil sie nicht gewußt hätten, aus welcher Linie derselben der Messias abstammen würde — ein zwar nicht neuer Gedanke (denn Ambrosius und Augustinus haben ihn schon gehabt) der aber jetzt auf das Neue in Umlauf gebracht wird, und mit der gemeinen Auslegung 1. B. Mos. 49, 10. die doch Hr. B. annimmt, nicht bestehen kann. Warum macht man den Gebrauch nicht lieber zu dem Zeichen eines Schwurs bey dem Segen der Beschneidung, wenn man ja meint, alle Gebräuche erklären zu müssen, deren Ursprung sich in der Dunkelheit des Alterthums verliert? — Auch wird Th. II. S. 343. die Erklärung der Himmelfahrt des Propheten Elias manchen sehr gezwungen scheinen. Ein Blitz soll ihn nicht nur getödtet, sondern auch seinen Körper aufgelöst, und das Körperliche und Geistige so von einander abgesondert haben, wie bey einem gewissen italiänischen Frauenzimmer — (vermuthlich der Gräfin Cornelia Bandi, deren in der A. L. Zeitung 1786. Sept. S. 528. gedacht ist.) — deren Körper über Nacht sich dergestalt aufgelöst haben soll, daß man des Morgens von demselben nichts weiter, als Staub und Ruß fand, der sich auf etliche Knochen gesetzt hatte — An dem Plan werden Kenner der Geschichte auch manches auszusetzen finden. Vieles, was in denselben aufgenommen ist, gehört nicht zur Geschichte der

Juden,

Juden; aber ist doch viel zu weitläuftig abgehandelt, wie z. E. die Schöpfungsgeschichte, die Geschichte des Falls, der Sündfluth, wo der Verfasser noch die Allgemeinheit derselben behauptet, und deswegen die Hypothesen annimmt, das Clima des Landes, wo Noah in den Kasten gegangen, sey so gemäßigt gewesen, daß alle Thierarten dasselbe hätten vertragen können, und die Thiere seyen aus einem gewissen innern Trieb in den Kasten gegangen — die Geschichte vom babylonischen Thurmbau u. s. w. Hingegen werden sie Dinge vermissen, die eigentlich in eine jüdische Geschichte gehören, z. E. die Erklärung des Segens Jacobs, eine deutliche Abschilderung der bürgerlichen und kirchlichen Verfassung der Juden, und des Geistes der mosaischen Gesetzgebung, der Staatseinrichtung unter den Richtern und Königen u. s. w. Ueberhaupt werden sie das Werk mehr für eine fleißige Compilation, als für eine nach den Regeln der historischen Kunst ausgearbeitete pragmatische Geschichte des jüdischen Volks ansehen. Zu bedauern ist es, daß der V. weder Jerusalems Betrachtungen und Briefe über die mosaische Religion und Philosophie, noch Eichhorns Urgeschichte bey der Hand gehabt hat — dann würde er vermuthlich, da er ohnehin die Wunderwerke in seiner Geschichte sehr vermindert hat, weder geschrieben haben, (Th. I. S. 9.) in der Seite Adams sey der Urstoff zum Leibe der Eva, mit der Seele vereinigt gelegen, und in währendem Schlafe aus Adams Seite zwischen seiner Ribbe hervorgekommen; noch auch für die eigentliche Erklärung des Kampfes Jacobs gegen die so eifrig gestritten haben, welche denselben nur für eine Traumgeschichte halten. Auch seine Einfälle über die Geschichte Bileams (Th. I. S. 5[illegible]) würden ihm unwahrscheinlich vorgekommen seyn.

Das ganze Werk ist in zehen Bücher eingetheilt, wovon der erste Band drey enthält. 1) Von der Schöpfung bis zum Beruf Abrahams. 2) Von Abrahams bis auf Mosis Beruf. 3) Von Mosis Beruf bis auf den Eingang der Israeliten in Canaan. Der zweyte Band begreift folgende Bücher. 4) Vom Eingang der Israeliten in Canaan bis auf die Errichtung des Königreichs. 5) Von der Errichtung des Königreichs bis zur Theilung des Reichs. 6) Von der Theilung des Königreichs bis zur Wegführung nach Babylon. 7) Von der Zerstörung Jerusalems bis auf die Zeit der Maccabäer oder den Tod des Antiochus Epiphanes. 8) Von

vom Antiochus Epiphanes Tod bis auf die letzte Zerstörung Jerusalems. Der dritte Band liefert die zwey letzten Bücher. 9) Von der letzten Zerstörung Jerusalems bis zu Anfang der Kreuzzüge. 10) Vom Anfang der Kreuzzüge bis zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Diesen zehn Büchern folgen sechs Anhänge. Der erste derselben (S. 391 — 427) handelt von den vornehmsten Religionslehren der neuesten Juden. Der zweyte von den Gebräuchen der neuen Juden (S. 428 — 464). Der dritte beantwortet die Frage: Warum hat Gott die Juden zu seinem Volk erwählet? (S. 465 — 491.) Der vierte Anhang untersucht die Frage: Kann die Verwerfung der Juden mit der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit Gottes bestehen? (S. 492 — 508.) unsern Wünschen noch nicht ganz befriedigend. — Freylich ist nicht von einer Verwerfung zur Verdammniß die Rede; Gott hat auch nicht sie, sondern sie haben Gott — oder — eigentlicher zu reden — die Anstalten der göttlichen Vorsehung zu ihrer Glückseligkeit verworfen. — Aber der Hr. Verf. sieht doch selbst die Schwierigkeiten ein, welche die heutigen Juden an der Annehmung des Christenthums hindern, und auch ihre Vorfahren daran gehindert haben. Kann man also wohl sagen, daß die spanischen, die portugiesischen, die deutschen, die französischen Juden, welche in den vorigen Zeiten Drangsalen ausgestanden haben, vor welchen die Menschheit erzittert, und die jetzt lebenden Juden, die in so manchen Ländern der Gegenstand des Druckes und des Spottes sind, Jesum deswegen verworfen? und wenn ihre Verwerfung nicht heilbar ist — und wenn wir, wenn wir unter ihnen geboren wären, vielleicht in Ansehung des Jesus von Nazaret eben so, wie sie denken würden — was bleibt uns anders übrig, als, anstatt aller Grübeleyen über die Führungen der Vorsehung, dem Apostel nachzusprechen: O welch eine Tiefe! — Der fünfte Anhang beantwortet die Frage: Was ist die Ursache, daß alle Bemühungen der Christen, die Juden zu bekehren, so fruchtlos sind? (S. 509 — 530.) Mit Recht sucht er sie in den Vorurtheilen ihrer Erziehung, die bey der Unwissenheit der Nation desto stärker wirken muß; in der tiefen Unwissenheit der Schriften des alten Bundes, die durch die unsinnigen Auslegungen der Talmudisten und Kabbalisten, und ihre allegorischen Erklärungen entstellet sind, in Verbindung mit ihrem Nationalstolz, der sie abhält, von den Einsichten der Christen Gebrauch zu machen; in ihrem unrich-

tigen

eigen Begriffen von dem Messias, in dem ruchlosen und ärgerlichen Leben der Christen, in den verschiednen Secten, in welche die Christen getheilt sind, und wovon eine die andere anfeindet und lästert, und besonders in den Lehren und Gebräuchen der katholischen Kirche. Bey dieser Gelegenheit thut Hr. B. Vorschläge, die seinem guten Herzen Ehre machen. Man solle nämlich die Nation liebreich und gütig behandeln, ihr mit den Christen gleiche Rechte einräumen, sie bey der Dürftigkeit, die den wahren Adel der Seele erstickt, unterstützen, ihr in die Innungen der Handwerker einen Zutritt verstatten, und ihr erlauben, öffentliche Aemter des Staats zu bekleiden — welches letztere wohl nicht eher thunlich seyn wird, als bis die Denkungsart der Nation durch mehrere Kultur, und durch menschlichere Behandlung von denen, unter welchen sie lebt, umgeschaffen ist. Freylich könnte die Erlaubniß, die den Juden gegeben wurde, sich mit Christen zu verheirathen, unter der Bedingung, daß die Kinder christlich erzogen würden, auch vieles zur Umschaffung des Nationalcharakters wirken, zumal da man sieht, daß die spanischen und portugiesischen Juden, die größtentheils aus Vermischungen jüdischer und christlicher Eltern entsprungen sind, sich so sehr von der Denkungsart der teutschen und polnischen Juden unterscheiden; aber Hr. B. sieht selbst ein, daß eine solche Erlaubniß, wenn sie auch gleich auf der einen Seite nützliche Folgen hätte, doch auf der andern in einzelnen Fällen schädliche haben könnte. Außerdem würden solche Ehen sowohl von der Seite der Juden, als der Christen, wegen der Vorurtheile, welche dagegen sind, große Hindernisse finden, und höchstens nur unter dem niedrigsten Pöbel statt finden, folglich auch in das Ganze der Nation wenig Einfluß haben können. Der sechste Anhang (S. 534 — 560.) ist gar nicht historisch, sondern ganz prophetisch. Denn er beantwortet die Frage: Ist jemals eine allgemeine Judenbekehrung zu erwarten? mit Ja, und bauet vornehmlich auf Zach. 14, 9. Es. 22, 28. 29. Jes. 2, 2. und Jes. 11, 6 folgg. in Verbindung mit Hos. 3, 4. 5. und Röm. 11, 25. 26. Die Vorbereitung dazu werde die Ausrottung der römischen Kirche seyn, welche sich nach der Weissagung Daniels und der Offenbarung Johannis im J. 2060. ereignen dürfte; hierauf werde zuerst das Heidenthum, und nach diesem das Judenthum abgeschafft werden. Gegen diese Beweisstellen möchten freylich Kenner des prophetischen Stils manches einzuwenden finden. Allein dichterisches Gefühl

fühl mag eben des Hrn. B. Sache nicht seyn; sonst würde er Ps. 78, 31. die Fetten nicht für Leute genommen haben, die von den Wachteln in der Wüsten fett worden waren, und Jos. 10, 13. die dichterische Stelle vom Stillstehen der Sonne nicht nach den Worten, sondern dichterisch erklärt haben. Die Uebersetzung läßt sich ohne vielen Anstoß lesen. Doch ist Recens. auf einige Fehler gestoßen, die vermuthlich dem Uebersetzer zuzuschreiben sind, z. E. Th. I. S. 388 steht Elephantios statt Elephantiasis. S. 364 wird die ägyptische Einbalsamirung der Todten beschrieben, und gesagt, die Leichname seyen 70 Tage in Salz (statt Salpeter) gelegt, und mit Gummi (sollte Erdpech heißen,) beschmiert worden. So klingt es auch seltsam, wenn der Uebersetzer vom Dagon (Th. II. S. 117) sagt: er ist ohne Zweifel der sogenannte Seemensch gewesen, der im rothen Meere gefangen wird — statt, wie der Seemensch gestaltet gewesen. S. 209. Tyrus erholte sich durch Purpurfang, statt durch den Fang der Purpurschnecken oder durch Purpurfärberey. Oft liest man auch Eigenthümer statt Eigenthum, z. E. „die Juden mußten ihre Eigenthümer zurücklassen.“

Yf.

Aegypten, ein nützliches Lesebuch für die studirende Jugend, von Joh. Wilh. Andr. Kosmann, Lehrer an der lateinischen Schule vor Schweidnitz rc. Breslau, Brieg und Leipzig, bey Gutsch, 1786. 12½ Bogen in 8.

Auch unter dem Titel:

Handbuch der alten Erdbeschreibung. Für angehende Erzieher und studirende Jünglinge. Erstes Bändchen, welches Aegypten enthält, von J. W. A. Kosmann.

Ein Probestück eines angehenden Schulmannes und Schriftstellers von vier und zwanzig Jahren, dessen Fleiß und guter Wille bey einer günstigern Lage, beym Gebrauch größerer Bibliotheken, bey mehr geordneter Lektüre und deren zweckmäßigem Gebrauch, und endlich bey reiferer Beurtheilung und

Aus-

Auswahl noch viel Gutes verspricht. Da der Verf. ein neues Handbuch der alten Geographie herausgeben wollte, und alle vorhergehenden Handbücher für unzureichend erklärt, um von Lehrer und Jüngling ohne fremde Hülfe gebraucht zu werden, so hätte er billig ein kritisches Verzeichniß der bereits vorhandenen Lehrbücher der alten Geographie voranschicken, und kurz angeben sollen, worin sich das seinige von jenen, seiner Absicht nach, unterscheiden, und wodurch er glaube, daß es mehr zu einem Lesebuch qualificirt sey, als jene. Wer sollte meynen, daß er nicht einmal des Cellarius, des Vaters der alten Geographie, geschweige denn Kölers, erwähnt; bloß D'Anville ist sein Mann, und das, zum Gebrauch des Nachstichs der d'Anvillischen Charten zu Nürnberg herausgekommene Handbuch, sein Muster. Man merkt auch, soviel wir sie zusammen verglichen haben, im ganzen Werke keine Spur, daß er den Cellarius gebraucht habe, so, daß man beynahe, wenn so was möglich wäre, auf die Gedanken kommen möchte, er kenne ihn nicht. Hätte sich aber der Verf. mehr nach dem Muster seiner Landsleute, als der Franzosen, gebildet, so würde er auch wohl nicht die französische Sitten angenommen haben, die ältern Schriftsteller, selbst bey Ausziehung ihrer Stellen, nach dem bloßen Namen, ohne Angabe des Ortes, anzuführen. Es war dieses um desto mehr nöthig, da die Uebersetzung, nach der er sie anführt, wirklich die Nachsicht der Worte im Original nöthig macht. Der Verf. hat sich übrigens bey diesem ersten Theil von Aegypten, dem noch fünf Bändchen nachfolgen sollen, hauptsächlich an den Ditmar gehalten. (So drückt er sich aus: er setzt voraus, daß das Buch andern so gut bekannt sey, als ihm —. er meynt aber des Hrn. Prof. Ditmars in Berlin Beschreibung des alten Aegyptens.) Allenthalben hat er, wie es sich von selbst versteht, eine Beschreibung der ägyptischen Alterthümer, meistens aus Pocok, und, wie es ebenfalls sehr gut ist, den neuern Zustand mit eingeflochten. Die Ausführung besteht aus folgenden ungleichen Abschnitten: 1) die Grenzen und Größe, 2) natürliche Beschaffenheit des Bodens, Berge, Flüsse und Landseen, 3) Luft und Witterung, 4) einige merkwürdige Produkte, 5) Eintheilung nebst Topographie, 6) Bewohner, 7) Literatur der vorzüglichsten hieher gehörigen Schriften. Der Verf. tadelt an den vorhergehenden Handbüchern der alten Geographie, daß sie der studirende Jüngling nicht ohne alle fremde Hülfe brauchen, und als beson-

als Lesebuch nützen könne. Zu einem eigentlichen Lesebuch, in dem Verstand, wie man das Wort bisher auf den Titeln so vieler Schriften für die Jugend genommen hat, zu einem Buch, das durch zusammenhängendes Lesen zur Unterhaltung der Jugend dienen soll, ist nun wohl gar kein Kompendium der alten Geographie, auch das gegenwärtige, wegen der Trockenheit der Sachen und der Unbekanntheit der meisten Namen aller Orte, sonderlich geschickt. Und wie viele Lehrer, wir wollen nicht sagen Jünglinge, werden wohl seine Worte S. 26 ohne fremde Hülfe verstehen? Er hätte hier sagen sollen, daß der Abstand der mittäglichen Höhe der Sonne am Sommersolstitialtage zu Alexandrien von dem Zenith, wo sie an dem nämlichen Tage der Stadt Syene befindlich sey, 7° 12' oder $\frac{1}{50}$ des ganzen Meridians betrage, (welches Maas bekanntlich Eratosthenes, welchen der Verf. nicht erwähnt, aus dem Sonnenschatten dieses Tages fand, und daraus, verglichen mit der Entfernung beyder Orte von 5000 Stadien, die Größe des ganzen Meridians oder der Erdperipherie berechnete,) der Verf. drückt sich aber also aus: „daß „zu Alexandrien die Sonne alsdann mit dem Zenith einen „Zirkel vom 50. Theil des Mittagskreises mache.“ Sehr gut ist es, daß der Verf. seiner alten Geographie die Literatur der hierher gehörigen Schriften beyfügt; aber sie muß inskünftige auch zweckmäßiger eingetheilt werden. Der Verf. bringt auch solche von alten Schriftstellern hinein, die Aegypten nur gelegentlich Erwähnung thun, als Homer, Cäsar und Kurtius; in dieser Ausdehnung aber ist sein Verzeichniß unvollständig. Der Verf. giebt von ihnen zum Theil kurze Notizen; die aber hieher nicht gehören. Er führt von den meisten die Uebersetzungen, und eine Ausgabe an, wie er sie eben vor sich hatte, mit Dankbezeugungen für diejenigen, die sie ihm geliehen hätten. Dieß alles war nicht nöthig, der Verf. konnte kurz und nur die beste Ausgabe anführen, ohne Bekenntniß, ob er sie gesehen habe, oder nicht. Dann würden wir etwa noch bey jedem kürzlich angegeben haben, was, und wo er das, zur alten Geographie Gehörige, gesagt habe. Bey des seel. Strohs Aegyptiacis namentlich seinen Pensionair anzuführen, mit dem er dieses Buch lese, schmeckt nach der Jugend des Verf., und wird wohl künftig wegbleiben. Einen Dionysius Kassius giebt es nicht; wohl aber einen Dio Kassius. Durchgehends schreibt der Verf. denen und derer für den und der, und S. 128 brauche er ehrerbietig

hörig für ehrwürdig. Von den Pyramiden muthmaßt er, daß sie unter einem melancholischen und in Todesbetrachtungen vertieften Volke die Absicht gehabt hätten, samt dem Mumienfelde und den Katakomben ein Ganzes auszumachen, und das Schattenreich vorzustellen. Er hält dieß für eine neue Hypothese, die er in eigenem Werke über Religion, Sitten, Gebräuche und Geschichte der Aegyptier und mehrerer alten Völker, weiter entwickeln und beweisen will; allein schon viele andere Gelehrten, und am neuesten Herder, haben bereits ähnliche Vermuthungen von dem Zweck der Pyramiden gehabt.

Ag.

---

9. Gelehrtengeschichte.

Geschichte der Philosophie, für Liebhaber. Dritter Band. Leipzig, bey Junius. 1787. 519 Seiten in 8.

Gegenwärtiger Band, welchem noch die Geschichte der Mathematik angehängt ist, führt die philosophische Geschichte fort bis auf Wolfen, und beschließt damit das Werk. Auf Darstellung des Einzelnen kommt es dem Verf. nicht so wesentlich an, dieß hätte aus der Quelle selbst müssen geschöpft werden, hätte Belege aus den Quellen selbst erfordert, deren Studium doch dem Verf., nach eigenem Geständnisse, nicht so sehr angelegen war. Vielmehr begnügte er sich, aus andern Geschichtschreibern die Fakta zu entlehnen, um daraus gewisse Resultate zu ziehen, welche von diesen nicht so waren beachtet worden. Worauf es hier also hauptsächlich ankommt, ist laut der Vorrede Folgendes: der rohe Mensch glaubt, die ganze Natur beseelt, daher ist Hylozoismus erstes Produkt des menschlichen Verstandes; die Philosophie gieng von rohen Volksbegriffen aus, mithin war Hylozoismus, daher auch Pantheismus die erste Philosophie, und die Emanation, nach welcher entweder die ganze Körper- und Geisterwelt zugleich, oder nur die letztere allein, stufenweise aus einem einzigen höchsten Wesen ausgeflossen ist, das erste philo-

philosophische System. Zugleich schloß sich die Philosophie von ihrem ersten Entstehen an als eine getreue Sklavin an die herrschende Religion. Der Pantheismus war daher mit dem ihr untergeordneten Emanationssystem das einzige bekannte philosophische System in dem ganzen ältern Asien, Aegypten mit dahin gerechnet, und da die Griechen ihre ersten Gesetzgeber und Religionslehrer aus diesen Gegenden bekamen, so herrschte es mehrere Jahrhunderte auch bey ihnen — und die Jonische, Pythagorische und ältere Eleatische Schule, unterschieden sich bloß in Nebenideen. — Unter den jüngern Eleaten entstand das zweyte philosophische System, der Atheismus. — Aristoteles suchte einen Mittelweg zwischen Atheismus und Pantheismus. — Der gesunde Menschenverstand stieß in der herrschenden Religion die Greuel, zu welchen der Pantheismus führte, aus, und da er in der Folge doch auch eine Philosophie haben wollte, so nahm er den Stagiriten, lehrte ihn unter den Mahomedanern den Alkoran, und unter den Christen das Athanasische Glaubensbekenntniß beten, und so ward die Philosophie zum zweytenmale eine Sklavin der Religion. Daß diese Vorstellungsart neu ist, geben wir dem Verf. gern zu, nicht minder, daß sie im Allgemeinen den Gang des menschlichen Verstandes, unsers Erachtens, richtig darstellt; doch sey es uns erlaubt, über das Einzelne einige Bemerkungen anzufügen. Emanation hat einen dreyfachen Sinn, einmal Hervorgehung aus einem gemischten chaotischen Klumpen aller Grundsubstanzen, nach physischen Gesetzen; zweytens Hervorgehung aus einem Innbegriffe einfacherer, feinerer Lichtsubstanzen nach Gesetzen denkender Wesen nach Absicht und Zweck; drittens Hervorgehung aus einem allgemeinen abstrakten Wesen nach Gesetzen der logischen Division, wie aus einem Geschlechte die Gattungen herausgebracht werden. Im ersten Sinne ist sie allerdings ältestes Philosophiesystem; in den beyden andern später erst durch verfeinerte Spekulation entstanden. Im ersten Sinne ist sie auch ältestes griechisches System; schwerlich aber orientalisches zu der Zeit, als die Griechen von daher Kenntnisse konnten erhalten, damals war man an manchen Orten hierinne schon weiter gerückt. Die ältesten Hebräer stellen sich Gott schon als Lichtwesen vor, und Zoroaster war nach den glaubwürdigsten Meynungen derselben Meynung, hier also scheint damals die Emanation in anderm Sinne angenommen zu seyn. Im dritten Sinne ist die Emanationslehre, zuverläs-

sigsten Nachrichten zufolge, Produkt griechischer Philosophie, und Erfindung Platos, von den Alexandrinern weiter ausgearbeitet, und mit mehrern Beweisen unterstützt. Daß die Griechen jene grobe Emanation aus Asien oder Aegypten erhalten haben, läßt sich zuverlässig nicht beweisen, auch thut das zur Sache nichts, weil man begreift, daß sie von selbst nach den rohen Grundsätzen des unangebauten Verstandes darauf verfallen mußten. Die Philosophie in Griechenland schloß sich nicht an die Religion, sie ward durch das Verfahren mit Anaxagoras Sokrates, Theodor, und andere wider Willen daran geschlossen, und strebte immer sich der Fesseln zu entledigen. Die ältere Eleatische Schule lehrte zwar Pantheismus, war aber aller Emanation abhold, weil sie Ewigkeit und Unveränderlichkeit des All lehrte, also der Entstehungstheorie füglich entbehrte; nur zum Schein, und um den Sinnenschein begreiflich zu machen, etwas davon beybehielt. Aus der Religion ist wohl nie alle Emanation ganz ausgeschlossen gewesen, gleich in den ersten Zeiten christlicher Kirche finden sich Simonianer und Gnostiker, welche diese Lehre hereinbrachten, in manchen apokryphischen Büchern ward sie gleichfalls gelehrt, ja das Evangelium Johannes enthält Spuren davon. Aristoteles ward von Arabern zuerst, hernach auch von den abendländischen Christen zum einzigen Führer der Philosophie angenommen, weil die neu-platonische Philosophie sich allein, wegen Aehnlichkeit mit manchen Sätzen unter den Christen erhalten hatte, und Aristoteles nach und nach so sehr sich hatte müssen verdrehen lassen, daß auch er dem Systeme günstig schien; wozu noch kam, daß keiner unter den Alten in metaphysische und logische Untersuchungen so tief gedrungen war, er also sich zum Wegweiser vorzüglich schickte. Daher denn auch die Scholastik mit Sätzen aus der Emanationstheorie der Platoniker durchaus überfüllt ist.

Uk.

Leipziger gelehrtes Tagebuch auf das Jahr 1787. Leipzig, bey Beer. 130 Seiten in 8.

Die auf der Universität Leipzig in diesem Jahr vorgefallenen Veränderungen sind folgende. Durch den Tod hat sie diesmal wenig gelitten, und nur den Cand. Jäger, der un-

ter dem Namen ab Indagine, seit geraumer Zeit alchymistischen Unsinn geschrieben hat, den Lector der italiänischen Sprache, Hopfe, und den Buchhändler Reich verlohren. Antrittsreden zu neuen akademischen Lehrämtern haben gehalten, die Professoren Hindenburg, Ludwig, Hempel und Erhard. Die höchsten akademischen Würden haben erhalten, in der Gottesgelahrheit zwey, die Professoren Pezold und Hempel, in der Rechtsgelahrheit fünf, in der Arzneygelahrheit sechs, und in der Philosophie dreyßig. Habilitirt haben sich die vier Magisters, Rolle, Heydenreich, Fischer, Hommel. Der letzte ist ein Sohn des sel. Ordinarius Hommels, und einer Mutter aus Luthers Geschlecht. Der Herausgeber theilt hiebey die Aufschrift einer Pyramide mit, die der sel. Hommel auf seinem Landgute Zweynaundorf hat errichten lassen, und die wir uns nicht enthalten können, auch unsern Lesern mitzutheilen. Herculi quod vivos homines a sacerdotibus immolari ausus est vetare. Triptolemo generis siculae alumno quod arare docuit. Christ. Thomasio ob Germaniam a superstitione liberatam. D. Luthero genitori Amaliae meae quod reges a fulmine liberavit, C. F. H. Die beyden Gottesgelehrten Morus und Rosenmüller sind Domherren zu Meißen und Zeitz geworden; und neue akademische Bürger sind eingeschrieben worden, im Winterhalbenjahr 89, und im Sommerhalbenjahr 295, folglich im ganzen Jahr 384. Von Leipzig sind abgegangen, Hofr. Adelung nach Dresden, M. Hammerdörfer, als Prof. der Statistik nach Jena, Kapellmeister Hiller nach Mietau (Breslau), Hr. Jünger als Theaterdichter nach Wien, D. von Römer nach Halle, und Pr. Wald nach Königsberg. Der Schriften Leipziger Gelehrten, außer den akademischen kleinen Schriften, sind 120. Auch hat in diesem Jahre das Collegium philobiblicum sein hundertjähriges Jubiläum gefeyert. Auch hat die Wittwe des ehemaligen Geh. Kammerraths und Bürgermeisters D. Küttners, Dor. Elis. geb. Gaudlitzin, dem Universitätsalmosen ein Legat von 2000 Thalern vermacht.

Ag.

von Melle ausführliche Nachricht von dem Leben und Charakter des Doctor Samuel Pomarius, eines

in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts berühmt gewesenen Gottesgelehrten. Mit einigen Original-Beilagen. Zweyter Theil. Lübeck, bey Donatius, 1787. 1 Alphab. 2 Bogen in 8.

In der Recension des ersten Theils (B. LXI. S. 470 u. ff.) den wir, so wenig als andre Beurtheiler, loben konnten, sagten wir S. 475: „Will und kann Hr. von Melle unsere Erinnerungen beym 2ten Theile benutzen; so wird er gewiß besser ausfallen, und wir wollen Ihm dann das gebührende Lob gewiß nicht vorenthalten.“ Es freuet uns wirklich, daß wir Wort halten können. Hr. von Melle hat sich in einigen Stücken gebessert. Obgleich unsre Arzney bitter eingieng — denn er gebehrdet sich hier und da gar unbändig — so sieht man doch, daß sie nicht ganz unwirksam war; und beym dritten Theil, den er noch verspricht, hoffen wir den Patienten ganz hergestellt zu sehen.

Ernstlich zu reden, der zweyte Theil läßt sich besser lesen, als der erste. Es sind nicht so viele triviale Betrachtungen, nicht so viele überflüßige oder zweckwidrige Ausschweifungen und unbedeutende Kleinigkeiten eingemischt, wie in den ersten Theil. Indessen fehlt es doch noch nicht ganz daran. So ist z. B. die Ausschweifung über den Vortrag der Glaubenslehren nach Kompendien S. 159 bis 167 doch gar zu lang. Auch eine gewisse Geschwätzigkeit, die, wie es scheint, der Verf. sich nicht abgewöhnen kann, herrschet durchaus. Dies aber abgerechnet, kann man mit den hier mitgetheilten Nachrichten wohl zufrieden seyn; und ist dem Verf. Dank dafür schuldig; z. B. für die Nachrichten von den Bedrückungen der Protestanten in Ungern. Denn er hatte im ersten Theil seinen Helden als Direktor des evangelisch-lutherischen Gymnasiums in Eperies verlassen, und fährt nun im zweyten fort, dessen dortige Bemühungen und Schicksale zu erzählen. Er kömmt hernach auf dessen Vertreibung durch die unduldsame Klerisey; beschreibt seine beschwerliche Reise nach Breslau; ferner, seine Bemühungen um ein Amt; wie er endlich als außerordentlicher Professor der Theologie nach Wittenberg berufen worden; seine dortigen beyfallswürdigen Bemühungen um die Studierenden; wie er Adjunkt des geistl. Ministeriums daselbst geworden; und wie er endlich als Superintendent nach Lübeck berufen worden. Vielen Raum neh-

nehmen die Auszüge aus den Pomarischen Schriften ein; z. B. 185 — 197 aus den zu Wittenberg gehaltenen Disputationen. S. 205 — 225 aus dem Buche des Pomarius gegen den Boranowskischen Gewissenszwang.

Auch die Beylagen sind zum Theil erheblich, besonders für Theologen. Die erste ist ein lateinisches Schreiben des P. an den Baron Siegmund Theokoly (Tököli), als dieser den Bau einer neuen lutherischen Kirche auf seinem Schlosse geendiget hatte. 2) Theologische Gutachten wegen einer Eidesformel. 3) Gutachten wegen eines Casus matrimonialis. 4) Gutachten des Pomarius, das ius elenchi nominalis betreffend. 5) Ein lateinisches Gedicht auf P. 6) Ein lateinischer Anschlag von P. 7) Wieder ein paar lat. Gedichte auf P. 8) Apologetische Beylage, zwar nicht den D. Pomarius selbst, aber doch seine (vermuthlich seinen) mit Undank belohnten Biographen betreffend.

Diese letzte Beylage hätte Hr. von M. immer zurückbehalten dürfen. Denn eine schlimme Sache vertheidigen, thut nie recht gut. Daß er von der Richtigkeit unsrer Kritik überzeugt worden seyn müsse, hat er durch bessere Bearbeitung des zweyten Theils bewiesen. Hätte er diese, als ein reuiger Sünder, in der Stille geleistet; so würden ihm Freunde und Gegner Beyfall darüber zugewinkt haben. Durch einige Anmerkungen aber zum zweyten Theil, besonders aber durch diese Beylage, verliehrt er gewiß in den Augen aller. Er macht es, wie alle erzürnte Schriftsteller, die Unrecht haben. Eben deswegen verweisen wir den, dem etwa daran gelegen seyn mag, blos auf unsre Recension des ersten Theils, worin wir alle unsre Kritiken mit Beweisen belegt haben. Man halte sie auch gegen das Buch selbst, und urtheile! Lächerlich ist es, daß der Verf. S. 369. vom Neide träumt. Recensent, der weder Theolog, noch Schullehrer ist, noch vor der Erscheinung dieses Buches das geringste von dem Hn. Schulkollegen von Melle in Lübeck gehört hatte, der überdies über 60 Meilen von ihm entfernt lebt, hat wahrlich nicht die allergeringste Ursache, den lieben Mann zu beneiden, und schwört ihm bey seiner Ehre, daß er ohne die mindeste Passion sein Buch beurtheilt habe. Wo übrigens das ganze achtungsvolle Publicum seyn mag, das auf der Seite des Hrn. von M. seyn soll, möchten wir wohl wissen. Vermuthlich hat es eben die Bewandniß damit, wie mit der unsichtbaren

Kirche. Und wenn er sich auf den Hrn. D. Leß beruft; so merkt man wohl, daß dieser würdige Gelehrte ungern daran gegangen seyn mag, eine Vorrede zu dieser fehlgeschlagenen Arbeit zu schreiben. Denn Hr. von M. bat ihn ja zu wiederholten malen darum. Belustigend ist es, wenn man zusieht, wie sich der Verf. wegen der Dedication an Kaiser Joseph II. und wegen des Spottes, womit ihn — vermuthlich der Leipziger Recensent — wegen des daher genommenen Anlasses, seinem erstgebohrnen Sohne den Namen Joseph beyzulegen, heimsuchte. Man höre: „Wie weit der Recen„sentenunfug heutiges Tages gehe, wird man daraus abneh„men, daß sich einer von dieser löblichen Zunft noch nicht da„mit zufrieden stellet, mich und meine Arbeiten in dem ver„haßtesten Lichte darzustellen, sondern gar dazu schreibet, das „erste Pfand meiner ehelichen Liebe, dem ich den Na„men Joseph in der Taufe beygelegt, vor aller Welt spöt„tisch zu behandeln, um ja mich und meine Familie „recht nach seiner Weise ganz mit Stumpf und Stiel „auszurotten, mir solchergestalt einen ewigen Krieg an„zukündigen, und eine unversöhnliche Feindschaft zu „schwören. — Meinen Sohn Joseph hätte er doch ver„schonen sollen — der unschuldige Knabe, was hat er ihm ge„than? — — Was kann der davor! — Er hat nun ein„mal diesen Namen, und behält den Namen Joseph, den „er mit Ehre hoffentlich tragen wird, auf immer, weil sein „Vater dachte, die Regierung Joseph des Zweiten, und „die vom Kaiser schöpferisch herangeleitete Revolution sey eine „zu merkwürdige Epoche, als daß nicht jede Erinnerung an „den gränzenlosen Wirkungskreis" (da müßte ja der Kaiser Gott seyn) „des Josephinischen Geistes wichtig und lehrreich „seyn sollte." Wir hoffen, mit dem Abschreiben dieser Stelle bey unsern Lesern einigen Dank zu verdienen, zumal bey solchen, die an der Hypochondrie laboriren.

Was die Vertheidigung S. 392 wegen des Barth. Facius betrift; so haben wir nur dadurch, daß wir den Verf. auf dessen, erst 1745 von Mehus edirtes Buch de viris sui aevi illustribus verwiesen, andeuten wollen, daß es einen Theil der Erfüllung seines von ihm selbst gethanen Versprechens enthalte. Hr. v. M. wußte ja gar nichts von dem Buche, das wir ihm erst bekannt machten, und das wir besser kennen, als er wähnet.

Mit dieser apologetischen Beylage begnügte sich Hr. v. Melle noch nicht: sondern er ließ auch noch auf anderthalb kl. Octavbogen eine Broschüre unter dem sonderbaren Titel ausgehen:

Aus den Handlungen, die wir in der Kindheit vornehmen, läßt sich schon muthmaßen, was bey erwachsenen Jahren unsere Beschäftigungen seyn werden. Eine pädagogische Untersuchung, dem bittern Spott eines Recensenten in der Berl. A. D. B. entgegengesetzt von dem Verfasser der Lebensbeschreibung des D. Pomarius. Lübeck, bey Donatius. 1785.

In einer Dedication an den Hrn. Rath Campe bringt er seine Klage an, wegen einer in dieser Bibl. am angef. Ort S. 475 befindlichen Aeußerung über den Trieb lebhafter Kinder, alles nachzuäffen. Daß sie dies thun, und daß hieraus nicht die Folge fließe, sie werden gerade das Amt oder Handwerk, das sie nachahmen, dereinst treiben, wird wohl jeder Kinderbeobachter mit uns beobachten. Hr. v. M. kann auch schon daraus schließen, daß er Unrecht habe, weil Hr. Campe, den er zum Schiedsrichter auffodert, in dieser Sache nirgends einen Spruch gethan hat, als etwan in einem Privatschreiben an den Hrn. v. Melle; welches drucken zu lassen er gewiß nicht würde ermangelt haben, wenn es zu seinem Vortheil ausgefallen wäre.

Mk.

---

10. Philologie, Kritik und Alterthümer.

Humanistisches Magazin zur gemeinnützlichen Unterhaltung, und insonderheit in Beziehung auf akademische Studien, herausgegeben von Fr. A. Wiedeburg — auf das Jahr 1787. Helmstädt,

auf Kosten des Herausgebers, und zu Leipzig in Commission bey Kummer.

Der Zweck dieses Journals, das seit dem Anfang des vorigen Jahrs in Stücken zu 6 — 7 Bogen Quartalweise erscheint, ist, das Studium der humanistischen Wissenschaften ausgebreiteter zu machen, nicht nur unter studirenden Jünglingen, für die es zunächst bestimmt ist, sondern auch unter andern Klassen von Lesern, die mehr lesen um unterhalten zu werden. Jedes Stück enthält Abhandlungen über einen Gegenstand aus der alten Litteratur, Uebersetzungen auserlesener Stücke aus Griechen und Römern, kurze Anzeigen neuer Schriften im Fach der alten Litteratur, ein Stück aus der neuesten Geschichte und vermischte Beyträge. Die Abhandlungen in diesem Jahrgange sind St. I. vom Umfang und Nutzen der humanistischen Wissenschaften; Phocions erlittener Undank. St. II. Ueber die Gesetzgebung des Minos in Creta; ob Homer die Schreibekunst gekannt, und seine Gedichte geschrieben habe; welches gegen Wood, aber aus unzulänglichen Gründen, bejahet wird. St. III. Ueber den Geschmack der Alten in Tropen und Vergleichungen; über das Spiel der Freyer der Penelope, Odyss. 1, 107. wo unstreitig die Erklärung des Herausgebers die richtigste ist. Von den epischen Dichtern der Griechen außer Homer, von H. M. Schiffler in Helmstädt, der zugleich eine neue Handausgabe des Apollonius von Rhodus ankündigt. Diese Abhandlung wird St. IV. fortgesetzt, das außerdem eine Uebersetzung von Pindars 7 Isthm. Ode, von H. Gurlitt, und Bemerkungen über das Privatleben der Griechen, diesmal über die Erziehung im Homerischen Zeitalter, enthält. Einkleidung und Vortrag ist der Bestimmung dieses Journals angemessen, nach der es auch ein Lesebuch zur Unterhaltung seyn soll, wobey freylich Gründlichkeit und Genauigkeit zuweilen leiden dürfte. Manche Artikel, die man sonst nicht in einem humanistischen Magazin erwartet hätte, scheinen auch der Mannigfaltigkeit wegen, und aus localen Ursachen aufgenommen. Im Ganzen zweifeln wir nicht, daß der Herausgeber seine rühmliche Absicht, humanistische Kenntnisse mehr in Circulation zu bringen, erreichen werde.

Das neue Testament so übersetzt und erklärt, daß es ein jeder Ungelehrter verstehen kann. Zweyten Theils erste Abtheilung, welche die Briefe Pauli an die Römer, Corinther und Galater enthält, von Joh. Heinr. Dan. Moldenhawer — Quedlinburg und Blankenburg, bey Ernst. 1787. 4.

Dieser Theil ist dem ersten, der schon in unsrer Bibl. recensirt worden ist, in allem ähnlich; wir begnügen uns also den Liebhabern das Daseyn desselben anzuzeigen.

Khr.

Philonis Iudaei opera omnia, graece et latine. Ad editionem *Thomae Mangey*, collatis aliquot MSS. edenda curavit *Aug. Frider. Pfeiffer*. *Vol. III.* Erlangae, sumtu Waltheri, 1787. 519 Seiten. 8.

Wenn wir gesagt haben, daß in diesem Theile mit der an den beiden ersten gerühmten Genauigkeit und Zierlichkeit folgende Bücher abgedruckt sind: 1. De agricultura. 2. De plantatione Noe. 3. De ebrietate. 4. De his verbis: resipuit Noe. 5. De confusione linguarum. 6. De migratione Abrahami: so hat unsere Recension ein Ende. Daran ist aber Hr. Prof. Pfeiffer Schuld. Seine unbedeutenden Varianten können wir so wenig als seine übrigen Noten, einiger Aufmerksamkeit werth halten. Demungeachtet hat er unsern Dank, (und wird nicht der gelobt, dem man Dank entrichtet?) daß er diesen Abdruck besorget.

Uebersetzung und Erklärung der Weissagungen des Propheten Daniels und der zwölf kleinen Propheten, Hosea, Joel u. ff. entworfen von Johann Heinrich Moldenhawer, der h. Schrift Doctor, Past. am Dohm in Hamburg — Quedlinburg und Blankenburg, verlegts Reußner. 1787. 522 Seiten, 4.

Mit diesem Theile beschließt der Verf. seine Uebersetzung und Erklärung der Schriften alt. Testaments. Wenn er von den seit 1782 herausgekommenen Büchern gar keinen Gebrauch gemacht hat: so liegt die Schuld daran, daß schon seit der Zeit sein Manuscript an den Verleger abgeliefert war. Allein, wenn er jene auch gelesen hätte, so würde er schwerlich seine Ideen durch die Gedanken eines Eichhorn und anderer berichtiget haben. Wer die in der Allgem. D. Bibl. gewagte Muthmassung, daß die Geschichte von den Wächtern bey dem Grabe Christi, und von den damals Auferstandenen eine Interpolation seyn möge, gerade zu für unvernünftig und unverschämt schilt, weil alle Manuscripte und Uebersetzungen diese Begebenheit enthalten, welches jener Kritiker gewiß eben so gut wußte, als der Verf., und wer dabey von seinen Zeitgenossen so nachtheilig urtheilet: es ist aber dahin gekommen, daß man nicht mehr nach Gründen handelt, sondern zügellos alles für wahr hält, was einem einfällt, und wegwirft was einem nicht ansiehet, (eine Tirade der Art von der hamburgischen Kanzel gesprochen, mag von dem gaffenden Pöbel angestaunt und bewundert werden. Der Mann von Kenntnissen hat mit dem Pastor und seinen Zuhörern Mitleiden) der wird schwerlich die Gründe der Neuern, wodurch sie einige Hypothesen den Daniel betreffend, unterstützen, kaltblütig zu erwägen im Stande seyn, sondern schon vor der Untersuchung sie zu verdammen geneigt seyn. Freilich machen sich die neuern Zweifeler allerhand beunruhigende Einwürfe, woran die Vertheidiger des Systems gar nicht einmal denken. Wie leicht wird es nicht einem Moldenh. die Authenticität des Daniel zu beweisen. Der Ausspruch Jesu Matth. 24, 15 ist völlig entscheidend, sintemal er daselbst die C. 9, 26. 27. befindlichen Worte dem Propheten Daniel zuschreibet, welches er doch gewiß nicht gethan haben würde, wenn ein Betrüger dies Buch unter einem falschen Namen und erdichteten Umständen untergeschoben hätte. Von diesem Schlage sind auch andere Argumente, deren sich der Verfasser bedient. Es wird sehr unnöthig seyn, von einem Buche, das sich so wenig von den Exegesen des vorigen Jahrhunderts unterscheidet, und worin man so traurige Proben der schwachen Urtheilskraft des Verf. gleich zu Anfange antrift, umständlich zu handeln. Die 70 Jahrwochen Daniels werden,

aller

er dagegen gemachten Einwürfe ungeachtet, vom Artaxerxes Longimanus an gerechnet. Nicht einmal ein neuer Versuch zur Hebung der mit dieser Auslegung verbundenen Schwierigkeiten ist gemacht. Zur Erläuterung der Geschichte Jonä wird die Legende angeführt, daß, als im Jahr 1758 im mittelländischen Meer ein Matrose von einer Fregatte (welcher Nation gehörte diese Fregatte? Von einer so seltsamen Geschichte sollten doch alle Nebenumstände genau angezeigt werden,) über Bord in die See gefallen ist, er von einem Karcharias verschlungen; von demselben aber wieder ausgespieen worden, als der Schiffskapitain ein auf dem Verdeck stehendes Geschütz auf den Fisch hat losbrennen lassen. Credat Judaeus Apella, non ego.

Praktisches Handbuch zur Erlernung der hebräischen Sprache, des praktischen Unterrichts über die gesammten orientalischen Sprachen zweyter Theil, von Johann Gottfried Hasse, königl. preuß. Professor der morgenländischen Sprachen zu Königsberg. Jena, in der akademischen Buchhandlung, 1787. 120 S. in 8.

Für den Lehrer und den Lernenden, für den man keine Bücher schreiben muß, wodurch ihm der mündliche Unterricht in einer Sprache entbehrlich wird, gleich unnöthig! — Doch wir werden durch die Vorrede fast abgeschreckt, unsere Meinung offenherzig zu sagen. Der Verf. hat den Leipziger Recensenten seiner Grammatik und den Herrn Ritt. Michaelis, der seine Uebersetzung des 2. B. der Makkab. nicht loben wollte, so strenge behandelt, daß sich ein jeder Recens. fürchten muß, in die Hände eines so grimmigen Autors zu gerathen. Es möchten einem die bekannten Verse einfallen: Allhier sind die Grammatici u. s. w.

Von dem Leipziger Rec. sagt der Verf. geradezu, daß er lügt, schilt ihn einen elenden, einfältigen Menschen, Ignoranten u. s. Dem Ritter Michaelis macht er den Vorwurf, daß er ihn schlecht, äußerst schlecht behandelt habe, und indem Michaelis ihm viele Arbeit wünscht, so macht er dabey die Bemerkung: die habe ich gehabt bisher, und werde sie auch künftig haben, ohne Ihren Wunsch,

mein

mein Herr Ritter, so lange ich meinen Profit dabey finde, wenn auch nicht in so vielen Louisd'ors, als die Ihrige lohnt; Ich schreibe aber nicht des Geldes halber. Wie unädel gedacht, wie platt ausgedrückt! —

Das Buch selbst ist in drey Abschnitte zerlegt, davon der erste praktische Regeln zur leichtern Erlernung der hebräischen Sprache enthält. Vieles, was in der Grammatik schon erklärt war, wird hier wiederholt, z. E. das ganze hebräische Alphabet, der Unterschied zwischen Finalbuchstaben und denen, die es nicht sind, die Begriffe von syllaba simplex und composita u. dgl. m. Die Anwendung der hier vorgetragenen Regeln wird an 1 Mos. 11, 5. gezeigt; hätte aber bey der Zergliederung dieses Pensum nicht auch die Grammatik citirt werden müssen, um den Gebrauch derselben zu zeigen? Ein praktisches Handbuch soll ja keine Abkürzung der grammatikalischen Regeln, sondern eine Anweisung, wie sie zu appliciren sind, enthalten. — Der zweyte Abschnitt, wie man das Hebräische gründlich studiren müsse, enthält 1) Regeln zur Auffindung der Bedeutung der Wörter, und 2) wie man den grammatischen Sinn des Hebräischen am leichtesten erforsche. Daß sinnliche Gegenstände durch Wörter zuerst und zunächst angezeigt sind, ist eine ausgemachte Sache. Nur scheinet eins von den beyden Exempeln nicht wohl gewählt zu seyn. נבח heißt: der Hund (in seiner individuellen Wirkung) hat gebellet. Daß נבח bellen anzeige, ist uns unbekannt. Ist nicht der Hauch, den man mit dem Munde von sich stößt, die Bewegung der Luft, das Wehen des Windes, ein sinnlicher Gegenstand, den man durch dieses Wort hat ausdrücken wollen? Auch können wir folgendes Urtheil nicht unterschreiben: Etymologie, ein sonst sehr preiswürdiges Sprachmittel, hilft im Hebräischen nichts. Denn von מִדְבָּר locus pastionis, דְּבִיר pars posterior templi, דָּבָר verbum דֶּבֶר pestis, kommen wir auf דבר. Was heißt das wohl? exstitit vielleicht, fuit aliquid. Dann sind wir um nichts weiter. Der Verf. hat selbst gerathen, aus der Hauptbedeutung die andern abzuleiten, und S. 77 gezeigt, wie aus דבר pone secutus est gregem die Bedeutung der vorhin angeführten Wörter zu folgern ist. Ist dieses aber nicht etymologisiren? Wir mögen einen Verfasser, wenn es seyn kann, gern aus seinen eigenen Büchern überführen. In seinem Buche de caussis styli latini, S. 36, sagt er: Re-

Ea

significatio est, quae vocabulis conuenit ex origine et ima eorum vi (etymologia speciatim dicta) quae mi- n est, quantum lucis affundat recto verborum usui. — e verglichenen Radices bey den Namen der Thiere, Pflan- und Steine geben nur allgemeine Wirkungen; aber war- immer Wirkungen? — Die Anwendung der Regeln d an Sam. 12, 1—6 gezeigt. Sollte wohl רחל Schaf dem verbo רחל ovibus abundavit herkommen, oder nicht lmehr dieses von jenem abzuleiten seyn? — Daß V. 21 מה eigentlich der Imperativ sey, ist ohne Zweifel ein Druck- r Schreibfehler. Es ist der Infinitiv. — Dem dritten schnitt, wie man sich im Hebräischen bis zur Erklä- ng der Denkmäler der hebräischen Sprache fortbel- könne, (der Verf. verzeihe uns unsre mikrologischen An- rkungen, die eine Recension eines grammatikalischen Bu- s leicht entschuldigen wird: wozu soll der Zusatz im He- äischen dienen? und ist nicht Denkmäler ein an dieser elle unschicklicher Ausdruck?) ist eine Erläuterung des 45. alms angehängt. Wir haben gewiß für die Gelehrsamkeit Thätigkeit des Verf. die innigste Hochachtung; aber der unsch, daß er der orientalischen Litteratur recht ersprießli- Dienste leisten möge, hängt mit diesem nothwendig zusam- n, daß er weder zu viel, noch zu flüchtig, über Gegen- nde schreiben möge.

Bw.

Io. Georg. Rosenmüller Scholia in Novum Testamentum. T. I. Continens Evangel. Matthaei et Marci. *Edit. II.* auctior et emendatior. Norimb. 1785. 370 S. in 8.

Wir haben es hier bloß mit dem auctior und emendatior er Ausgabe zu thun; denn der Werth des Buches ist längst schieden. Erwarten darf man es von einem so würdigen nne, daß er seinem Werke manche Verbesserungen werde eben haben. Auch selbst fürs Aeußere ist gesorgt worden ch kleinere, sehr gut in die Augen fallende Buchstaben und am Rande angemerkten Zahlen der Verse. Bey der Er- inung des ersten Theils der ersten Ausgabe hat ein ande- Recens. einige Ausstellungen gemacht. (im Anhang zum

25—

25—36sten B. dieser Biblioth.) Ausser den dort bemerkten Stellen finden sich wohl noch andere, bey welchen der Leser in der neuen Ausgabe mehr Aufschluß erwartet hätte, z. B. Matth. 5, 17. 6, 13. απο του πονηρου. 7, 29. 8, 28 ff. 10, 19, (wo auch auf Kap. 6, 25. hätte verwiesen werden sollen,) 12, 20. (wo man bey εις νικος 1. Kor. 15, 54. vermißt,) V. 32. (wo das Progr. von Koppe zur genauern Erörterung d. St. würde Veranlassung gegeben haben,) V. 40. (bey welcher Stelle vielleicht ein Wort von den Glossen im N. T. an seinem Orte wäre.) Vielleicht ist dieß der Fall auch bey Matth. 28, 19. wenn die Bemerkungen Repert. für bibl. und morgenl. Lit. Th. X. S. 278 ff. Prüffung verdienen. Einen Nachtrag zu diesem Theile liefert der zweyte, in welchen auch Anmerkungen von dem ehemaligen Kollegen des Verf., Hrn. Schulz in Gießen, aufgenommen sind. Diese und ähnliche Nachträge könnten vielleicht besser einen eigenen Supplementenband ausmachen, durch den dieses so nützliche Werk noch mehr Brauchbarkeit erhalten würde.

L.

Kurze und faßliche Anleitung zu dem Privatstudium der griechischen Sprache, von Christian Carl Friedrich Müller, Kandidat. — Gera, 1787. bey Rothen, 5½ B. in 8.

Ein überaus mageres Specimen eines Anfängers! Es ist ganz gut, daß angehende Schriftsteller auf Billigkeit und Schonung Anspruch machen; aber eben so gut kann das Publikum die Forderung umwenden, und auch von einem Anfänger verlangen, daß er so billig sey, in einer Materie nicht Schriftsteller werden zu wollen, wo er selbst erst lernen muß. Die Ueberschriften der Kapitel lauten schön; der Inhalt aber ist trockne Deklamation, oder seichtes, oberflächliches Gewäsche. Die Schrift besteht aus drey Abschnitten. I. Vom Sprachstudium überhaupt. II. Von der griechischen Sprache. 1) Ursprung und Grundstoff derselben — eine Mischung derjenigen Sprachen, die in dem angränzenden Asien und Afrika üblich waren, folglich einer hebräischartigen und der karthaginensischen. Was hilft diese Hypothese dem Anfänger zur Erlernung der griechischen Sprache? Als Beweise werden

n angeführt Schriftzüge, Wörterverwandschaft, Gedan-
ngang und Periodenbau. Den Kommentar über diese
ergleichung bleibt der Verf. schuldig; was aber eher einem
weise ähnlich sieht, Buchstabenbenennung, erwähnt er
ht. 2) welche Eigenthümlichkeiten ist die griechische Spra-
ihrem Volke schuldig? — Dem trojanischen Kriege soll sie
Reichthum an Schilderungen menschlicher Leidenschaften;
aben die Sprache, oder vielmehr die Schriftsteller darin
en solchen Reichthum?) und dem persischen die sanft gefal-
den Wendungen bey den erotischen Schriftstellern (obwohl
Verf. einen gelesen hat?) zu verdanken haben. Und von
Reisen nach Asien komme der natürliche Schwung und
Ausdruck mittheilender Gutmüthigkeit in dem platoni-
n und pythagorischen Schriften — welche Entdeckung!
vom Einfluß der griechischen Sprache auf Wissenschaften.
r formelle Einfluß sey der, daß sie die Beurtheilungskraft
irke, das Gedächtniß erweitere, und ein Gefühl für Kunst-
uheit und Tugend (durch Lesung der griechischen Histori-
) erwecke. — Thut dieß nicht jede andere Sprache eines
ivirten Volks? Dem Rechtsgelehrten nütze sie, den
ist der Gesetze nach jedem Bedürfnisse zu studiren — welche
gedankenleere Deklamation! III. Von der Methode des
ivatstudiums der griechischen Sprache nach einigen leeren
itn über Aussprache, Accente, Dialekte. 6) etwas von
ollen. 8) Bemerkungen über Griechenlands Erdbeschrei-
g und Geschichte — ein Galimathias, den man an alle Völ-
eschichten und ältere Länderbeschreibungen anflicken kann.
0) Kurzer Umriß der Erdbeschreibung und Geschichte Grie-
lands. — Nach diesem langen und schalen Räsonnement
t die ganze griechische Geschichte in 7 Zeilen. 11) kurzer
iß der Alterthumskunde Griechenlands — leeres, nicht
er gehöriges Gewäsche! 12) in welchem Maas und zu
her Zeit das Privatstudium der griechischen Sprache zu
en sey. — Das der junge Mensch lesen kann, ohne et-
daraus zu lernen. IV. Von dem Privatstudium des
hischen N. T. — im höchsten Grade unerheblich. — Es
den Lesern desselben des Herrn Nicolai deutsche Ueberse-
empfohlen, die wir zu kennen nicht die Ehre haben.
so mangelhaft, wie seine Einsichten und seine Beurthei-
skraft, ist auch seine litterarische Kenntniß bey Empfeh-
vorgeschlagener Hülfsmittel in Grammatiken, Wörter-
ern und Büchern zur Notiz der griechischen Schriftsteller,
Geschich-

Geschichte und Erdbeschreibung. Eins der Hauptbücher in dieser Gattung, *Ubbonis Emmii* Graecia illustrata, erwähnt er gar nicht. S. 26 hat er noch einen ihm eigenen Gedanken: In der griechischen Sprache sey die Gravität der englischen und der Fluß der französischen Sprache verbunden; jene entstehe in der griechischen hauptsächlich aus der häufigen Participialkonstruction; (braucht die der Römer weniger?) dieser aber aus dem Reichthum der Partikeln und dem öftern Gebrauch des Optativs.

Pk.

Hebräische Sprachlehre nach den leichtesten Grundsätzen von M. Johann Gottfried Hasse, Adjunkt der philosophischen Fakultät zu Jena. Jena, in der akademischen Buchhandlung. 1786. 255 S. in 8.

Eine Grammatik, aus der der Anfänger die ersten Regeln der Sprache erlernen soll, muß kurz seyn. Wir können es daher nicht billigen, daß der Verf. so viel Fremdes und hieher nicht Gehöriges eingemischt hat. Die ganze Einleitung oder Geschichte der hebräischen Sprache und Grammatik, die mit den Zeiten der Noachischen Fluth anfängt, hätte entbehrt werden können. Der erste Theil: Elementarkenntnisse. Bey den Konsonanten wird auch von dem Alter der Charaktere, womit die Hebräer schrieben, und bey den Vokalen von dem spätern Ursprung derselben gehandelt. Ein Versuch, das Hebräische zu lesen, wie es beym Leben der Sprache gelesen wurde, kann unmöglich gelingen, oder zur bessern und leichtern Erlernung der Sprache etwas beytragen. Die Regeln und Exempel, die der Verf. §. 8. davon giebt, sind, um gelinde davon zu sprechen, sehr überflüssig; wenn man aber als die erste Regel liest, daß man mit dem Konsonanten, der zuerst auszusprechen ist, den Vokal a oder e oder o verbinden soll, so möchte man doch weiter fragen, was für einer von diesen Vokalen eigentlich genommen werden sollte. Daß י, ו, א bloße Vokale sind, ist eine unbewiesene Hypothese. Das Pünktchen auf ש ist unter die Aussprachezeichen gesetzt. Wir zweifeln daran, daß der Verf. das Danzische System von ſ mora richtig dargestellt habe. Doch es ist hier der Ort nicht,

uns

uns mit ihm darüber zu zanken. Bey den Lesezeichen erlaubt er sich eine Ausschweifung zu den Abbreviaturen und Paraschen oder Abtheilungen des Pentateuchs, obgleich beide das Innere des biblischen Textes nicht betreffen. Zweiter Theil, von den Theilen der Sprache, nach der gewöhnlichen Eintheilung in verba, nomina und Partikeln. Dritter Theil, Syntax ist zwar kurz, enthält indessen das nothwendigste. Da diese Grammatik mit Zuziehung der besten von Schultens und Schröder abgefaßt ist, und der Verf. sich durchgehends als Sprachkenner, der über die Eigenschaften alter Sprachen nachgedacht hat, zeiget: so wird es ihr nicht an Liebhabern fehlen. Sollte der von dem Verf. versprochene praktische Unterricht bald erfolgen, worin die Regeln durch Beispiele erläutert, und eine Anweisung, das Hebräische recht gründlich und nach den besten Hülfsmitteln zu studiren, gegeben werden soll: so wird die jetzt herausgekommene Theorie einen noch größern Werth erhalten.

Chw.

---

11. Erziehungsschriften.

D. Samuel Gottlieb Vogels — Unterricht für Eltern, Erzieher und Kinderaufseher, wie das unglaublich gemeine Laster der zerstörenden Selbstbefleckung am sichersten zu entdecken, zu verhüten und zu heilen (sey). Stendal, bey Franzen und Grosse, 1786. 8. 12 Bogen.

In einer so äußerst wichtigen Angelegenheit der ganzen Menschheit, (als die Verhütung und Verminderung dieses schleichenden Lasters ist,) bedarf sehr oft die Pädagogik den weisen Beistand und Rath menschenfreundlicher Aerzte, und der Herr Hofmedicus Vogel zu Ratzeburg verdient Dank, daß er mit dem Beobachtungsgeiste eines erfahrnen Arztes nicht für Aerzte selbst, sondern für Eltern und Erzieher lehrreiche Winke über diese Materie giebt, die dem blossen Pädagogen vielleicht entgiengen. Die Schrift besteht aus neun Kapiteln,

 deren

deren Inhalt man hier kürzlich berühren will. Erstes Kapitel enthält einige vorläufige allgemeine Bemerkungen über Unzucht und Onanie. Höchst traurig ist die mitgetheilte Erfahrung, daß Kinder in dem allerzartesten, unwissendsten, schuldlosesten Alter schon durch zufällige Veranlassung, durch eine kränkliche Reizbarkeit der Schaamtheile, an ihrer Zerstörung zu arbeiten anfangen. Ein Knabe, der noch nicht viel über ein halbes Jahr alt war, scheuerte sich die Schenkel so gewaltig an einander, daß das kleine Membrum erigirt wurde, und sichtbare Convulsionen erfolgten. Mehrere Beispiele von etwas älteren Kindern werden hier angeführt, und es ist erschrecklich, wie wenig oft Mutter, Wärterinnen und andere, selbst wenn sie eine unregelmäßige Bewegung des Schaukelns oder Reibens zu bemerken Gelegenheit haben, die traurigen Folgen ahnden. Gott, wie niederschlagend ist es, daß der Mensch früher das Vermögen hat, seine Vernunft zu zerstören, ehe er das Vermögen sie zu gebrauchen bekömmt! — Zweites Kapitel. Von den Wirkungen und Folgen der Onanie. Das Bekannte, rührend und warnend vorgetragen. — Drittes Kapitel Von den Ursachen und Veranlassungen zur Selbstbefleckung. Ein vorzüglich lehrreiches Kapitel, weil die höchst wichtigen körperlichen kränklichen Ursachen derselben darin genauer erörtert werden, als sonst wohl zu geschehen pflegte. Einige Ursachen sind nur disponirend und vorbereitend: andere führen unmittelbarer darzu. „Alles, was die von Natur ruhige und sanfte Bewegung des Blutes auf eine anhaltende „Weise in Unruhe bringt und beschleunigt, dasselbe zu sehr anhäuft, erhitzt, mit scharfen, reizenden Theilchen überladet, „das Nervensystem empfindlich und reizbar macht, alles das „hat einen mächtigen Einfluß auf die Triebe und Begierden „des Menschen, wovon der Zeugungstrieb der empfindlichste, „stärkste und unwiderstehlichste von allen ist. Dahin gehören: eine scharfe Muttermilch; das Wickeln, und seltene „Reinigen der Kinder; geistige Getränke aller Art; häufige „Fleisch- und stark nährende oder auch unverdauliche Speisen; „Gewürze; zu warme Stuben, Betten und Kleidungen; „eine jede zu oft wiederholte Erhitzung; zu vieles Schlafen; „zu wenig Bewegung. — Leider bringen jetzt die meisten „Menschen eine solche körperliche Constitution mit auf die Welt, „welche sie gegen alle jene Ursachen um so empfindlicher „macht!“ — Alle diese Ursachen werden hier treffend erläutert.

ert. Die unmittelbaren Veranlassungen dazu sind Verfüh- ung und Beispiele; jede Stellung, Lage und Bewegung des Körpers, welche die empfindlichen Geschlechtstheile drückt, eibt, reizt und erhitzt; auch materielle, kränkliche Reize im Körper, als scharfe, reizende Säfte, schleimichte, saure Un- einigkeiten der ersten Wege, Würmer, örtliche Vollblütig- eit, und juckende Schweiße an den geheimen Theilen u. s. w. Denn das Ganze müssen wir sorgsamen Eltern im Werke lbst nachzulesen überlassen. — **Viertes Kapitel. Von en Zeichen der Onanie.** — **Fünftes Kapitel. Von er Verwahrung vor der Unzucht überhaupt, und der Onanie insbesondere.** „Vor allen Dingen muß man ih- ren Körper stärken und abhärten, und vor allem schützen, was ihn weichlich, empfindlich und reizbar machen kann." Das hilft freilich wirksamer als alle Aufsicht und alles Mora- isiren. Dahin gehört 1) eine milde, völlig reizlose und rchaus gesunde Mutter- oder Ammenmilch, 2) eine voll- mmne Ausleerung des sogenannten Kinderpechs, 3) das ichtwickeln der Kinder, 4) die Vermeidung alles dessen, as Schärfe und Hitze ins Blut bringt, die Nerven schwächt, ermäßig nährt, Unverdaulichkeiten verursacht u. s. w. 5) ltes Verhalten, 6) man gebe Kindern nicht ohne dringende oth hitzige, scharfe, urintreibende Arzneien, 7) haben sie inkliche Anlagen, welche den Onanism begünstigen, so über- se man es zeitig einem geschickten Arzte, diese fehlerhafte isposition zu verbessern, 8) man verhüte die Gewohnheit, ß weder die Kinder sich selbst noch andre ihnen Schaamthei- oder Brüste unvorsichtig berühren oder entblössen, 9) man wöhne sie, aufrecht zu sitzen, und die Schenkel nicht über ander zu schlagen, 10) man entferne alles, was wollüstige orstellungen reizen und entflammen kann. Doch es sind nützlichen Vorsichtigkeitsregeln noch zu viel, als daß uns Raum erlaubte, sie hier alle zu excerpiren. — **Sech- s Kapitel. Etwas über die Frage: „Soll man inge Leute über die Erzeugung des Menschen, über nkeuschheit und Selbstbefleckung belehren, und ie soll man das thun?"** Der Verf. bejahet diese Fra- und hält es für heilsam, aber erst nach dem im fünften pitel gebrauchten Vorbereitungen und Verwahrungsmittel, h diesen Unterricht zu Hülfe zu nehmen. Doch empfiehlt dabey große Behutsamkeit, die sich nach dem Temperamen- und schon vorgefaßten Kenntnissen des Kindes richten müsse,

und besonders verbietet er erstlich einen gar zu geheimnißvollen zweideutigen Ton, der die Neugierde spannt, und zu ferneren Grübeleyen reizt, und zweitens findet er weitläuftiges anatomisches Detail der Zeugungsorganen unnöthig und unnütz. — **Siebentes Kapitel. Von der Art und Weise, wie man den Onanism bey verdächtigen Kindern und jungen Leuten geständlich herauszubringen habe.** Sie muß nach der Verschiedenheit des Gemüthscharakters, der Verstandeskräfte, der größeren oder geringeren Empfindlichkeit, der bisherigen Behandlung und Erziehung abgemessen, und also fast bey jedem Individuum verschieden seyn. Allgemeine Vorschläge passen nicht überall: doch sind hier einige der gewöhnlichsten Methoden angeführt. — **Achtes Kapitel. Von den Mitteln und Wegen, Kinder und junge Leute von der Onanie zu heilen.** Hier verdient der Verf. besonders gehört zu werden, weil er mit den Einsichten eines Arztes uns mehr sagen kann, als der blos pädagogische Schriftsteller. Unter den äußern Wehrmitteln empfiehlt der Verf. ein handbreites Band von Parchent über die Schultern und den Rücken, welches S. 126 genauer in seiner Einrichtung beschrieben wird, und den Nutzen hat, daß Kinder im Bette und Schlafe beide Arme in die Höhe, aber nicht herunter nach den Geschlechtstheilen bringen können. Noch ein Mittel, das einige sichere Zeugnisse, wenn gleich noch nicht die eigne Erfahrung des Verf. für sich hat, und in desperaten Fällen anzurathen wäre, ist die **Infibulation**, bey den Alten auch Ancteriasmus (von ἀγκτῆρες, fibulae) genannt, welchen Celsus schon B. 7. Cap. 24 sehr deutlich beschreibt. R. enthält sich hier um der Kürze willen einer weiteren Beschreibung, und erwähnt nur den behutsamen Zweifel des Verfassers, der gern aus Erfahrung belehrt wäre, ob durch die lang erzwungene Ruhe und Schlaffheit des männlichen Gliedes, welche durch die Infibulation bewirkt wird, auch in der Folge das Zeugungsvermögen nichts verloren habe. Die Beschneidung, welche einige auch in dieser Absicht als nützlich vorgeschlagen haben, erklärt er, nebst dem Ritter Michaelis (der auch dagegen Gründe bereits im Mosaischen Rechte, Th. 4, S. 44 f. angeführt hat) für ein völlig fruchtloses Vorbeugungsmittel, und das mit desto mehrerer Ueberzeugung, da er aus dem schriftlichen Zeugnisse des scharfsinnigen jüdischen Arztes, Hrn. D. Herz in Berlin, belehret wurde, daß Onanie auch unter beschnittenen Jünglingen

lingen sich fand. — Neuntes Kapitel. Unterricht für Kinder und junge Leute vom zwölften Jahre an, der Unkeuschheit und Selbstbefleckung auszuweichen, oder, falls dies schon zu spät ist, sich wieder davon loszumachen. Dieser Unterricht ist in Form einer Anrede an den jungen Menschen selbst, setzt voraus eine Belehrung über die Erzeugung des Menschen und eine schickliche Gelegenheit ihn anzuwenden, und verdient von allen, die mit solchen der Gefahr ausgesetzten jungen Leuten umgehn, und mit ihrer Erziehung zu thun haben, gelesen, benutzt und nachgeahmt zu werden.

Dt.

Für Eltern, Erzieher und Jugendfreunde über die gefährlichste und verderblichste Jugendseuche. Von J. F. Oest, herausgegeben von J. H. Campe. Wolfenbüttel, in der Schulbuchhandlung, 1787. 18 Bogen.

Desgleichen:

Höchstnöthige Belehrung und Warnung für Jünglinge und Knaben, die schon zu einigem Nachdenken gewöhnt sind, von J. F. Oest. Ebendas. 9 Bogen.

und:

Höchstnöthige Belehrung und Warnung für junge Mädchen zur frühen Bewahrung ihrer Unschuld, von einer erfahrnen Freundin. Ebendaselbst. 5 Bogen.

Wir nehmen hier die Anzeige dieser drey Preisschriften zusammen, weil sie zusammen aus dem sechsten Theile des bekannten Campischen Revisionswerks besonders abgedruckt sind, um sie auch solchen Käufern anzubieten, die sich das ganze Werk nicht anschaffen können oder mögen. Zudem betreffen sie auch eine und dieselbe Materie, eine Materie, welche jetzt

durch die Besorgniß und Aufforderung eines Salzmann und Campe rege gemacht ist, und den schriftstellerischen Fleiß mehrerer wohlmeinenden pädagogischen Auctoren beschäftiget. Und wirklich verdienet sie, daß ihre Bekanntmachung und Erörterung recht ins Publikum eindringe, recht allgemein verbreitet werde, damit Eltern und Jugendfreunde recht aufmerksam auf eine schleichende Seuche werden, die sich fast mit dem schuldlosesten Leichtsinne (und oft mit unbewußter Kränklichkeit) unwissender Kinder erzeugt und mittheilt. Die Schriften eines Tissot, Börner, Zimmermann und anderer, auch dasjenige was Aerzte und Nichtärzte anderswo gelegentlich über dieses Laster erinnert hatten, gaben zwar schon Belehrung hierüber. Aber es war dies alles noch nicht so sehr im Umlaufe, als man es wünschen mußte. Daher ist es ein nützliches Unternehmen, daß Salzmann, Vogel und andere theils Ungenannte diesen Umlauf befördern. Und eben dies war die löbliche Absicht des Herrn Rath Campe, als er bey Bekanntmachung seines Planes zum Revisionswerke es zu einer besondern Preisaufgabe machte, wie man Kinder und junge Leute vor dem, Leib und Seele verwüstenden, Laster der Unzucht überhaupt und der Selbstschändung insonderheit verwahren, oder, dafern sie schon angesteckt seyn sollten, wie man sie davon heilen könne. Der größte Theil des Preises (denn der ganze Preiß wurde unter drey Verfasser getheilt) wurde der Schrift des Hrn Oest zuerkannt, und um ihr an Vollständigkeit nichts mangeln zu lassen, fand man es für gut, ihr einige vorzügliche Bemerkungen aus einer andern, nur zu weitläuftig gerathenen Preisschrift einzuverleiben.

Gut ist es unsers Erachtens, daß dasjenige, was blos Eltern und Jugendfreunden zur Beherzigung dienen sollte, von dem abgesondert ist, was Jünglingen selbst, oder auch Töchtern in die Hand gegeben werden darf. Daher die Abtheilung in obige drey Schriften. Die erste enthält folgende eilf Abschnitte: 1. **Vorläufige Bemerkungen über die bisherige geringe Aufmerksamkeit auf diesen Erziehungsgegenstand. — 2. Allgemeinheit des Lasters der Unkeuschheit. — 3. Gefahr und schädliche Folgen desselben. — 4. Allgemeinheit und Schädlichkeit der Selbstschwächung insbesondere. — 5. Veranlassungen zu unkeuschen Trieben. — 6. In den nahen Gelegenheiten, die es in der Welt giebt, zur wirklichen Befriedigung des Geschlechtstriebes zu gelangen,**

langen, liegt die Ursache, warum die Jugend so frühe und so oft in das Laster der Unkeuschheit wirklich verfällt. Ein reichhaltiger Abschnitt, um an mehreren Beyspielen die zufälligen Umstände zu erfahren, wodurch dieser Hang erweckt werden kann: z. E. ein Knabe hatte die Erlaubniß, einen kleinen Hund mit sich ins Bette zu nehmen; das Thier beleckt nach hündischer Gewohnheit, und beleckt ihn endlich auch an reizbaren Theilen, und so war das Kind zu seinem Unglück von selbst in jenem Laster unterrichtet. — 7. Wie man diese veranlassenden Ursachen aus dem Wege räumen könne. Wieder sehr lehrreich und mit Zusätzen des Hrn. Herausgebers, so wie manche andere Abschnitte vermehrt. — 8. Wie wird man hinlänglich gewiß, ob ein Kind mit der Selbstschwächung angesteckt ist oder nicht? Wie bringt man sie zum Geständniß, und wie hat man sich gegen den Verbrecher zu verhalten? — 9. Wie kann man die Jugend vor allen Lastern der Unkeuschheit am besten und sichersten bewahren? Eine Frage, die zum Theil schon bey der vorigen beantwortet war, und hier nur noch den Zusatz erhält, daß der Jugend auch ganz eigentlich erklärt werden müsse, was Unkeuschheit sey. Da aber diese Auflösung manchen noch problematisch scheinen wird, so wird dies in dem folgenden Abschnitte besonders untersucht. 10. Ist es möglich und nothwendig, ihr den Unterricht über die Erzeugung des Menschen zu ertheilen, weil Abhaltungsgründe von der Unkeuschheit darin liegen? oder ist es nützlich und nothwendig, ihn nicht zu ertheilen, weil vielleicht Reize und Lockungen zu diesem Laster damit verbunden seyn können? Natürlich wird das erste bejahet, und dieses führt zu der folgenden Frage: — 11. Wie muß der Unterricht über die Erzeugung des Menschen und über die Folgen der Selbstschwächung ertheilt werden, wenn er sowohl unschädlich als auch wirksam seyn soll? Hoc opus, hic labor est. Nichts ist wohl warnender und abschreckender, als wenn man Gelegenheit hat, junge Leute an Orte zu führen, wo sie redende Beyspiele der verderblichen Unzucht sehen können. Um den Kindern einen anschaulichen Begriff vom Unterschiede der Geschlechter auch am menschlichen Körper beyzubringen, ohne durch Entblössungen die Schamhaftigkeit anderer aufs Spiel zu setzen, ward hier empfohlen, sich zu der Absicht eines entseelten

menschlichen Körpers zu bedienen. Eine Leiche zu sehen, heißt es, ist ja oft Gelegenheit. Freilich eine Leiche zu sehen! aber den Leichnam zu entblössen, zu besichtigen, und unterrichtend dabey zu verweilen, ist doch wohl nicht so oft Gelegenheit, um diese Lücke zu füllen. Recens. dächte, ehe man auf diese Weise das Decorum und die Delicatesse fremder Familien bestürmte (denn in seiner eignen möchte man doch die Gelegenheit nicht oft haben, oder sie müßte verzweifelt zahlreich und hinfällig seyn), begnügte man sich, den Unterschied des Geschlechtes, wenn sie ihn noch nicht wüßten, an Thieren zu zeigen. — „Aber so bleibt immer noch Neugierde zurück, ihn auch am menschlichen Körper zu sehen und zu vergleichen.“ — Gut, wenn denn dies gilt, um nichts in der Neugierde unbefriedigt zu lassen, so würde man ihnen endlich auch das Zeugungsgeschäft nicht blos wissen, sondern auch sehen lassen müssen. Und endlich wüßte ich, statt des Vorschlages mit todten Körpern, wo in den meisten Fällen doch noch eine große Unschicklichkeit im Wege stehen würde, einen bessern Rath, nämlich jungen Leuten, die wirklich die Verschiedenheit des andern Geschlechts noch nicht auf diese Weise gesehen hätten, es an Kindern in dem allerfrühesten Alter, an zarten Säuglingen, deren Entblössung noch nicht wider die Sittlichkeit läuft, jedoch nur wie beyläufig beobachten zu lassen.

Die zweite und dritte der voran benannten Schriften sollen eigentlich nur solchen Eltern und Erziehern, die hierüber Rath bedürfen, eine Probe und Anleitung seyn, wie sie etwa beim mündlichen Unterrichte über diesen Punkt sich ausdrücken können. Denn wahr ist es, sehr viele sind bey aller Aufmerksamkeit und allem Wohlwollen zu verlegen, wie sie sich benehmen sollen, um über gewisse Dinge sich zu erklären, worüber sonst selten zwischen Alten und Kindern gesprochen wird. Andern Kindern wird es nicht so gut, einen Freund zu haben, der den Willen und die Geschicklichkeit besitzt, sie hierüber mündlich zu belehren. Diesen mag der eine oder andere Aufsatz den Mangel des mündlichen Unterrichts ersetzen.

Die Schrift, welche an Knaben und Jünglinge gerichtet ist, fängt sich mit der Geschichte eines unglücklichen Selbstverderbers an, schickt alsdann eine nöthige Belehrung über den Ursprung des Menschen voraus, und hierauf schildert sie

die

die schrecklichen Folgen der Unkeuschheit überhaupt, und der Selbstschwächung insbesondere, wobey mehrere Selbstgeständnisse als Belege aus Briefen beygebracht sind. Verwahrungsmittel wider diese Art Laster sowohl, als mitleidiger, väterlicher Rath für diejenigen unglücklichen Knaben oder Jünglinge, die schon diesen verderblichen Weg wandeln, machen den Beschluß.

Eben diesen Zweck, diese Einrichtung mit den erforderlichen Abänderungen, hat die dritte Schrift für junge Mädchen, nur daß sie ohne Abschnitte in Eins fortläuft. Gott gebe, daß diese beiden letzteren Schriften viel gebraucht werden, der Menschheit vielen Nutzen und Seegen schaffen mögen!

Dw.

Bibliothek für Jünglinge und Mädchen von J. G. Salzmann, Direktor der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal. Wolfenbüttel, im Verlage der Schulbuchhandlung, 1782. 400 Seiten.

Diese Sammlung besteht aus Fabeln, Liedern, Erzählungen, Idyllen, Romanzen, Sinngedichten, Oden und dem Codrus von Cronegk. Bey Sammlungen dieser Art kömmt es vorzüglich auf eine zweckmäßige Wahl an. Diese konnte man von dem Herausgeber schon erwarten. Rec. würde indessen doch z. B. unter den Fabeln, Sinngedichten, Romanzen ꝛc. manche andere und bessere gewählt haben. Doch vielleicht war es dem H. mehr um hervorstechende moralische, als poetische Vollkommenheit zu thun.

Dz.

Neues Bilder A B C. Eine Anleitung zum Lesen, dergleichen es bisher noch nicht gab. Mit Kupfern. Berlin und Stralsund, bey Lange, 1787.

Auf demselben Bogen findet sich noch folgender Titel:

Deutsches Lesebuch für die Jugend. Erster Theil.

Ich kann nicht finden, daß dieses neue Bilder ABC so etwas vorzügliches und bisher unbekanntes habe, als uns der Titel überreden will, ob es gleich übrigens eben nicht unter die schlechten Bücher dieser Art zu rechnen ist. Man sieht wohl, daß der Herr Verfasser (Herr Splittegarb) mit Nachdenken und planmäßig gearbeitet, seine Vorgänger benutzt, und so ein ganz brauchbares Bilder ABC sowohl als Lesebuch geliefert hat. Die Kupfer (welche ich illuminirt vor mir habe, ohne zu wissen, ob sie es für alle Exemplare sind, welches auf dem Titel nicht angezeigt worden) sind recht gut. Die Verse sind zum Theil mittelmäßig. Die Buchstaben h, e, wann sie zur Verlängerung des Vokals dienen, findet man hier ganz klein gedruckt, anstatt daß Einige sie in den Büchern für Anfänger ganz weglassen, und dafür ein Dehnungszeichen über die langen Vokale setzen. Dies mag vielleicht so übel nicht seyn. Es kömmt auf die Probe an. — Woher hat Herr S., daß der Hauch und die Haare der Katze giftig sind, wie S. 151 steht? Der gesammte Inhalt des Büchleins ist folgender: Vorbereitung, welche die Buchstaben und Silben ꝛc. also die eigentliche Fibel enthält; Erklärung der Kupfertafeln, welche besonders gedruckt sind; ein Gesellschaftsspiel; eine kurze Nachricht von der Welt und von Gott, die mir besonders gefallen hat, nur würde ich gegen das Ende die Zeile fast nur darum erschaffen, so umändern: auch darum mit erschaffen, und zu den Schlußworten und unsern Herrn noch hinzusetzen: und unsern Vater; einige Lieder; einige Sprichwörter und Denksprüche; lehrreiche Erzählungen; Erzählungen in Versen; etwas aus der Naturgeschichte; einige Räthsel; Anleitung zur Kenntniß der Ziffern und Zahlen.

Kindermährchen aus mündlichen Erzählungen gesammelt. Erfurt, bey Keyser, 1787. 186 Seiten in 8.

Statt der Vorrede liest man ein Gespräch zwischen Karl und Ernst, über den Grund der Liebe zu Mährchen, die der Erwachsene, wie das Kind, der Weise wie der Thor hat, obgleich das Kind und der Thor mehr wie jene. Karl getraut sich nicht die Ursache zu errathen. Ernst findet sie in der Liebe zum Wahren,

ren, die unauslöschlich tief in jeder menschlichen Seele liege, und eine ihrer stärksten Grundneigungen sey. Karl findet es sonderbar, daß man den Grund der Liebe zum Unwahren in der Liebe zur Wahrheit anzutreffen meint, und möchte lieber annehmen, daß die Liebe zu Mährchen einen Hang zum Wunderbaren zum Unbegreiflichen verriethe, der eben so tief in der menschlichen Seele liegen müsse, als die Liebe zur Wahrheit, weil er eben so allgemein sey, als diese. Aber das wäre, wie er sagt, ein völliger Widerspruch. Ernst wiederholt seine Behauptung; und sucht sie durch folgende Gründe zu stützen: „Der Mensch sieht immer nur das Geschehene, nie wie es geschieht; immer nur die Wirkung, selten die Ursache. Diese liegt ihm entweder so fern oder so nahe, daß er sie bey den wenigsten Sachen entdeckt. Ursachen aber will er doch wissen; daher der unauslöschliche Hang höhere und unsichtbare Wesen hineinzuweben, weil dadurch, wie mit Alexanders Schwerdt, alle Schwürigkeiten auf einmal gelöst sind.“ Ich für mein Theil finde durch diese Antwort das Räthsel nicht gelöst. Von einer andern Frage, die mit dieser zusammenhängt, und unter unsern Pädagogen noch streitig ist, ob es gut sey, Kindern Mährchen zu erzählen, kömmt hier gar nichts vor. Die Mährchen selbst sind nicht übel gerathen. Der treue Fuchs hat mir am besten gefallen.

Hz.

Geographischer Zeitvertreib für diejenigen Kinder, welche gern mit dem Angenehmen das Nützliche verbinden, nebst 80 geographischen Spielkarten. Stuttgart, in der Erhardischen Buchhandlung. 1787.

Das Spiel besteht aus 80 kleinen Kupferabdrücken, in Kartenformat, die aber nur viererley Figuren gemein haben, die die vier Farben des Spiels vorstellen sollen: über jedem ist ein leerer Raum, der den Namen eines Landes oder Ortes, nebst einigen Zahlen faßt. Die erste Figur stellt einen in einem Zimmer sitzenden, Geld zählenden Cassierer vor; und über demselben sind die Staatseinkünfte eines Landes angegeben,

hen, so daß also alle Blätter dieser Figuren die Summe der Staatseinkünfte irgend eines Landes enthalten, z. E. auf die Art: St. E. Deutschland 100 Mill. Die zweyte Figur stellt eine Gasse einer Stadt vor, und über derselben findet man die Volksmenge eines Ortes angegeben, z. E. V. M. Paris 800 M. Die dritte Figur ist ein Landschäftchen; und über den Blättern derselben liest man die Volksmenge eines Landes, z. E. V. M. Europa 162 Mill. Die letzte Figur endlich ist wieder ein Landschäftchen mit einem Feldmesser; und diese enthält denn den Flächeninhalt eines Landes nach Quadratmeilen. Das ganze Spiel besteht also aus viererley Karten. Diese werden gemischt und unter die spielenden Kinder vertheilt. Wer ausspielt, legt ein Blatt von irgend einer Art auf den Tisch, z. E. ein Blatt mit einem Feldmesser, das die Größe eines Landes angiebt, die andern geben Blätter von gleicher Art zu, und derjenige macht den Stich, der auf seinem Blatt die größte Summe von Quadratmeilen hat; und eben so geht es mit den Blättern von Staatseinkünften und Volksmengen. Die Blätter aber von den Quadratmeilen und der Volksmenge des ganzen festen Landes und der vier Welttheile, ingleichen der fünf volkreichsten Städte Peking, London, Paris, Constantinopel und Neapel, und von den Staatseinkünften der fünf Länder, Frankreich, Großbritannien, Deutschland, Rußland und Spanien, sind die Matadors, werden jeder mit einer Marke bezahlt, und sollen auch Blätter andrer Gattungen stechen können. Bey der stärksten Anstrengung der Einbildungskraft können wir uns den Gang dieses Spiels nicht vorstellen. Gesetzt, es sey ein Stich mit Blättern von den Staatseinkünften gemacht worden: so wird die Karte von den St. E. Frankreichs, als ein Matador, darüber stechen. Soll nun diesen ein Matador von einer andern Gattung, etwan von der Bevölkerung Asiens, und diesen wieder ein andrer, von dem Quadratmaaß Europens, abstechen? Wie stehn Summen der Volkzahl, des Flächeninhalts und der St. E. gegen einander in Verhältniß, daß eine die andere abstechen können! wie ungleich werden auch alsdenn die Stiche an der Zahl der Blätter werden; und doch gleichwohl sollen die meisten Stiche gewinnen. Jedoch es ist der Mühe nicht werth, sich darüber den Kopf zu zerbrechen: denn das ganze Spiel hat nicht den mindesten Nutzen. Sollte es ja von Kindern gespielt werden: so werden diese auf Gewinne erpicht, blos auf die größten Zahlen

merken,

merken, nicht aber auf das Land oder den Ort, dem die Zahl angeht; oder wenn er auch den Namen des Ortes nicht übersehen kann, nun so hat er den Namen eines Ortes gelesen, und weiß nicht, wo er liegt und wem er gehört. Man weiß nicht, ob die St. E. nach Thalern oder Gulden angegeben sind. Wie unsicher und willkührlich sind überdem manche angegeben, z. E. von Deutschland 100 Mill. Wer kann sie überzählen, und wer verlangt es, da sie in hunderterley Cassen fließen? Die Bevölkerung des Europ. Rußlands soll 27 Mill. seyn: da man doch auf ganz Rußland die Volkszahl zum höchsten nur auf 30 Million. schätzt. Das Campensche und andre geographische Spielwerke sind vergessen worden: das gegenwärtige wird nicht einmal brauchen vergessen zu werden.

Ag.

---

12. Haushaltungswissenschaft.

Der wohlgeübte und erfahrne Förster. Ein Beytrag zu H. W. Döbels Jägerpractica. Leipzig, Heinsius, 1785. 12 Bogen, 8.

Warum es dem Verleger dieser Schrift gefallen hat, sie als einen Anhang zu Döbels Jägerpraktika anzukündigen, können wir aus dem, was er in dem Vorbericht hierüber saget, nicht hinlänglich erklären, von Seiten der Forstwissenschaft dienet ihr dieses nicht eben zu großer Empfehlung, wir finden auch nicht, daß beide Schriften in einem so genauen Verhältniß stehen. Indessen verdienet der Verleger Dank, daß er diese Arbeit eines von Zanthier und Krone durch den Druck bekannt und gemeinnützig gemacht hat.

Derjenige, welcher diese Aufsätze an den Verleger übersandt, hat vermuthlich diese Schrift aus den Papieren erwähnter Forstmänner zusammen getragen, es wäre wohl gut gewesen zu bemerken, was einem oder dem andern dieser Schriftsteller gehöre, man würde sowohl dadurch jedem das ihm zukommende Recht wiederfahren lassen, als auch selbst

von

von den Fähigkeiten des Compilators zu urtheilen, im Stande gesetzet.

Wir glauben, daß niemand in dieser Schrift den erfahrnen und fleißigen Forstmann verkennen wird, aber wie es gemeiniglich zu gehen pfleget, daß die Vorschriften und Regeln auch der geschicktesten Forstmänner selten allgemein anwendbar seyn, wie solches der Verf. auch selbst (S. 4) gestehet, so trift der Fall auch hier ein; es wird der Leser hierin viel Gutes in Bezug der Forsten in Gebirgen finden, denn Hr. von Zanthier lebte in solcher Gegend, und die Forsten, welche er unter sich hatte, waren so sehr weitläuftig und groß nicht, und daher konnten diese Regeln eher in selbigen anwendbar, als in Forsten großer Provinzen seyn, wo der Staat unendlich mehr Bedürfnisse aus den Forsten befriedigen muß, so daß sich nicht immer der Etat nach der Forst richten kann.

Um unsern Lesern mit diesen in mancher Rücksicht guten und nützlichen Aufsätzen näher bekannt zu machen, wollen wir einige Stellen ausziehen, und darüber unsere Bemerkungen hinzufügen.

Diese Schrift fängt mit einer nicht so ganz befriedigenden Erklärung, was eine Forst ist, an; nachher zeiget der Verf., was ein Förster wissen müsse, bey welcher Gelegenheit er viel Gutes über die Taxen und andere Forstverrichtungen saget. Hierauf schildert er in einer kurzen historischen Uebersicht den Zustand der Waldungen in alten und in neuern Zeiten, wodurch der Leser einen deutlichen Begriff erhält, wie die Holzverwüstungen nach und nach eingerissen, wozu der Luxus mit dem vielen Stubenhitzen und das urbar machen der Brücher in neuern Zeiten nicht wenig beygetragen haben (S. 13). Nach der Meynung des Verf. mischen sich in neuern Zeiten in der Forstwissenschaft noch mehr alte Vorurtheile ein, als man denket; man glaubt, weil ehedem Holz ohne Geldaufwand gewachsen, so könnte dieses noch geschehen. Aber man bedenket nicht, daß unsere Vorfahren die Forsten so behandelt haben, daß die Natur außer Stande gesetzet ist, allein zu wirken (S. 20), und oft glaubt man auch noch daß ein guter Jäger auch ein guter Förster seyn müsse.

Nach dieser vorläufigen Einleitung führet der Verfasser diejenigen Wissenschaften an, wodurch sich ein Forstmann zu seinem Dienstgeschäfte geschickt machen soll; er theilet in die-

Absicht die Lehrlinge in zwey Classen, in der ersten setzet diejenigen, welche zu den oberen Forstbedienungen, und der zweyten die, welche zu den unteren Forstbedienungen immt sind (S. 23). Die zu der ersten Classe gehören, en Calligraphie, Geometrie, Arithmetik (soll wohl heißen ithmetik und Geometrie), Physik, Kenntnisse von Kün-, Manufakturen, bürgerliche Baukunst, Botanik u. s. w. rnen. Man findet hierin nichts, was nicht schon öfters :e gesagt worden. Was uns als das Bemerkenswertheste hienen hat, ist, daß der Verf. bey diesen weitläuftigen ssenschaften, die er bey dem Forstmann lernen soll, niemals Object, wozu sie ihm führen, aus dem Auge verliert, sie so viel als möglich concentrirt. Es scheint uns dieses deswillen anmerkenswerth, daß, wenn es ja in einem r dem andern Staat einmal dahin kommen sollte, Akade-n für angehende Forstmänner zu errichten, daß man die :linge in den Hülfswissenschaften nicht zu weit führe, son-i genau die Gränzen bestimme, wie weit sie darin gehen ıen, und in diesem Fall dünket uns diejenige Lehrart die : zu seyn, welche von jedem Satz der Hülfswissenschaft ich die Anwendung und den Nutzen in der Forstwissen-ft zeiget; auf diesem Wege müssen die angehenden Forst-ner in einem populären, und ihren Geisteskräften ange-nen Vortrag geführet werden.

Nachdem der Verf. diejenigen Wissenschaften, welche zu dung eines Forstmannes erfordert werden, durchgegangen, so giebt er ein Verzeichniß solcher Bücher, welche von angeführten Wissenschaften handeln, und beurtheilet den th derselben (S. 27). Döbel bekömmt schlechtes Lob; owich hat die Bahn gebrochen; Cramern hält er für ei- blossen Theoretiker, und will dieses besonders aus seiner eisung zum Kohlenschwelen beweisen. Von dem Werke s Oetzlet urtheilet er ganz recht, daß diejenigen, die es Nutzen lesen wollen, schon Geometrie verstehen müssen. der Forstwissenschaft unsers berühmten Gleditsch sagt er 34): „das Buch sey schwer zu verstehen, und man e doch geglaubt, alle Forstleute könnten sich daraus beleh- Vieles in der Praxin sey unrichtig, wenn man nur z. B. Verkohlen der Hölzer und die Dürre in Wäldern ansie- Ueberhaupt ist es als ein gelehrtes Buch zu betrach- das sich mehr für den Botaniker, als für den Forst-

mann

mann schickt, weil die Stellen, so zum Forstwesen gehören, deutlicher erklärt werden müssen." Freylich ist wohl nichts gelehrter, als was man nicht versteht; aber Botanik und Theorie der Holzpflanzen verlanget ja der Verf. von einem Forstmann? Diese wird denn der Forstmann gründlicher in Gleditschens Werk als in dieser Schrift finden, und unserer Meynung nach, würde der Verf. sehr gut gethan haben, wenn er sich in seiner systematischen Eintheilung der Holzarten mehr nach Gleditsch gerichtet hätte, sie würde gewiß bestimmter ausgefallen seyn. Ueberhaupt aber scheint der Verf. nicht ein Freund des verstorbenen Gelehrten gewesen zu seyn. Denn unserm Bedünken nach ist der Ausfall, den er gegen Gleditsch thut, weil dieser schreibt, daß die Eichhörnchens die Spitzen der Fichten verbeißen, sehr übereilt, denn nicht alle Spitzen, welche im Frühjahr unter den Fichten liegen, werden von der Natur abgestoßen; es sind viele darunter, die auch die Eichhörnchen abbeißen; beide kann man bey einiger aufmerksamen Beobachtung gut unterscheiden. Herr Beckmann hat hierüber vielfältige Proben angestellet (S. Versuch über die Holzsaat S. 285), und behauptet die Gewißheit dieses Verbeißens mit guten Gründen an unterschiedenen Arten seiner Schriften gegen Döbeln (als in der Anweisung zur pfleglichen Forstwirthschaft S. 270. In den Beylagen zur Verbesserung der Forstwissenschaft S. 229) und hiermit stimmen die Verf. der schwedischen ökonomischen Wochenblätter (für April, May, Junius, 1765. S. 283) wie auch andere mehr, überein.

Der Verf. gehet sodann zu dem physikalischen Theile der Forstwissenschaft über. So sehr wir auch den praktischen Forstmann an den Hrn. von Zanthier verehren, und auch zugeben, daß es ihm nicht an Theorie in den nöthigen Hülfswissenschaften zu dem Forstwesen fehlet, so zeiget er dieses doch nicht im gegenwärtigen Abschnitt auf eine den Leser befriegende Art. Das System, welches er bey Eintheilung der Holzarten entwirft, stehet auf keinem festen Grunde, ja es ist öfters schwankend, und im Verfolg der Schrift verliert es der Verf. an manchen Orten aus den Augen. Z. B. die Holzarten theilet er (S. 41) in

Laubholz	Nadelholz
hartes	hartes
weiches	weiches

Laub-

Laubholz	Nadelholz
Frucht- und Saamentragens niedrig Holz.	kein hochstämmig Holz gebend

74 theilet er das Laubholz wieder in

hartes
weiches
halbe } Stauden.
ganze }

Wenn man auch darauf Rücksicht nehmen wollte, daß t Eintheilung von einerley Holzart differiren, so ist doch Eintheilung der Holzarten unter hart und weich zu unbe- mt, so daß man sie ohnmöglich als ein Unterscheidungs- jen annehmen kann. Was soll man von der Eintheilungs- des Verf. der Wurzeln denken, welche er in Befestigungs- Nahrungswurzeln unterschreidet (S. 47), er bleibet uns ldig, erstere zu nennen. Die Pfahlwurzel kann er doch möglich unter eine blosse Befestigungswurzel rechnen, l er (S. 52) selbst sagt, daß sie dem Baum Nahrung zu- ren. Unserer Meynung nach eifert er in diesem Abschnitt Unrecht wieder die lateinischen Benennungen der Holzar- (S. 74), sie schmecken nicht blos, wie er sagt, nach Ge- samkeit (S. 77), sondern sie haben einen sehr wesentli- Nutzen, es ist das beste Mittel, sich in der Forstbotanik lich, bestimmt, und in ganz Europa verständlich auszu- ken. besonders sind die botanischen Benennungen den ibenden Forstmännern unentbehrlich, und ist es z. B. t viel leichter das eine Wort Acer campestre zu behal- wodurch man sich jedem verständlich machen kann, als man die Benennungen: 1) klein blättriger deutscher rn, 2) kleiner Ahorn, 3) Eller blättriger, Milchahorn, Moschholder, 5) Maßholder, 6) Maßellern, 7) Maß- 8) Epellern, 9) Merle, 10 Meveller, 11) Anerle, Kapelthän, 13) Schreiberholz, 14) Schreiber; 15) , 16) Weißeper, 17) Weißlöber, 18) Weißbaum, 19) zbaum, 20) Wasserhülse, 21) Binbaum, 22) Angerlei- n, 23) Rappeldam, 24) Aplern, 25) Appeldören, 26) nebern, 27) Schiropstockholz, 28) Feldahorn, und wer , ob man nicht noch mehr lernen muß, um nur in tschland verständlich zu werden. Es wäre zu wünschen,

 daß

daß der Verf. die Theorie des botanischen und physischen Theils der Forstwissenschaft mehr empföhle, als er es (S. 35) thut, sie wird den Forstmann jederzeit zum Führer in der Praxie dienen, und sie setzet ihn in Stand nach richtigen und systematischen Gründen zu urtheilen. Der Verf. muß das, was er am angeführten Ort wider die Theorie sagt, in der Folge (S. 101) vergessen haben, weil er da das Ansehen des Praktikers so herabwürdiget, und demjenigen nur für einen Forstmann gelten läßt, der in der Natur und Physik gegründete theoretische Kenntnisse von Bäumen hat. Wir haben auch hierzu schon bessere Anleitungen, als Carlarchens Baumzucht, welche er in dem physikalischen und botanischen Theil der Forstwissenschaft zum Grunde legt.

Einige Anmerkungen des Verf. über die Holzarten und ihre forstmäßige Behandlung wollen wir zur Probe anführen. Weißbüchen sind nach des Verf. Meynung am besten als Schlagholz zu behandeln (S. 87). Ahorn wollen zu ihrem Fortkommen einen guten Boden haben (S. 88), indessen hat sie Rec. auf einen sandigen Boden, welcher regolet wurde, sehr gut aus den Saamen gezogen. (S. 89) zählet er 3 Arten von Rüstern, als Rothrüster, Weißrüster und Fliegenbäume. In einigen Gegenden Deutschlandes wird die gemeine breitblättrige Rüster (Ulmus campestris) Fliegenbaum genannt, die rothe Rüster ist bey vielen die kleinblättrige (Ulmus sativa), vermuthlich verstehet der Verf. unter weißer Rüster die Rüster mit dem Weißbüchenblatt, welche man auch weiße Rüster nennet. Er räth ferner den wilden Kastanienbaum anzubauen; die Frucht isset das Wildpret, wenn sie eine Beitzung gelegen; man weiß auch, daß wenn sie einen Frost bekommen, daß sie alsdann die zahmen Schweine gerne fressen. Besonders empfiehlet der Verf. die ächte Kastanie anzuziehen; viele Proviantwägen und Kutschen der Franzosen, welche sie im siebenjährigen Krieg mitführten, waren von diesem Holze gemacht, bey dem Legen soll man die Spitze der Kastanie nach unten bringen.

S. 99 giebet der Verf. ein Compendium, worin die Sätze enthalten, welche bey dem Forstwesen vorkommen. Hier dünket uns, verspricht er anfänglich mehr als er in der Folge geleistet hat, oder hat leisten können, er sagt z. B. (S. 103): „Es giebt Regeln, die man selten bey Schriftstellern antrift, welche wir als Principia regulativa annehmen können,

, und die Probe halten bey allen möglichen und noch eifelhaften Vorfällen des Forstwesens. Diese sind es, ich vorzutragen gedenke. Ich will mir nicht selbst schmeichn, aber die Erfahrung wird es geben, daß sie, wenn sie gebracht werden, gewiß die Probe halten müssen, und kein Fall muß in der Natur seyn, wo nicht ein und das andere Nutzen angebracht werden kann. Ja ich halte sie für so htig, daß man alle Widersprecher, wenn sie auch mit iß darauf denken, widerlegen kann. Denn der Satz wird tig bleiben, daß; wer die Natur kennet, sie zum Lehrster nimmt, ihr in allem folget, eine Ordnung liebet, der d wohl fahren, und seine Widersacher trotzen." So viel tiges wie auch in diesen Gedanken des V. enthalten ist, so en wir doch viel Deklamation darin. Das Studium der tur ist unergründlich, und

„Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist"

ist auch nicht immer die Führerin des Verf., besonders physikalischen Theil seiner Schrift, gewesen, und wir se sie eben nicht Arm in Arm mit dem Verfasser durch sein stem fortwandeln.

Die erste Frage, welche der Verf. aufwirft, ist: was der ster zu thun hat, wenn er auf den Dienst kömmt? Er , sagt er, sich geographische und historische Kenntnisse seiner Forst verschaffen. Zu den geographischen Kenntn zählet der Verf. diejenigen, welche man durch die Forsten erlanget, als Lage der Forst, Größe u. s. w. Zu rischen rechnet er alle Verträge, Gränzvergleiche, andere echtigkeiten, Holzabsatz u. s. w. (S. 107). Nachdem der Forstbediente alles dieses wohl bekannt gemacht hat, t die Hauptsache eine Taxation seiner Forst vorzunehmen serm Bedünken nach müßte die Eintheilung vor der Taxa gehen, wodurch dieses Geschäft ungemein erleichtert). Zur Eintheilung, sagt der Verf. (S. 108), wird dert geometrische Aufnahme, ferner muß bemerkt werden, as Terrain eben, oder gebürgicht, wie Grund und Bo zum Anziehen des Holzes beschaffen ist, das Clima, in viele Jahre das Abtreiben geschehen kann (welches sich ht nach Beschaffenheit des Bodens, als nach den Bedürfn, welche aus der Forst befriediget werden müssen, ich muß), man muß ferner auf Huth und Trifft Rücksicht

 nehmen,

nehmen. Die Schläge sollen 40 bis 50 Morgen groß seyn, bey zu langen Schlagen muß eine Trifft gelassen werden, diese soll man, wenn der Schlag aufgegeben wird, bepflügen. (S. 113) wird der Forstmann vor den Vorschlag des Reichspostmeisters von Hilderbrand, wegen Düngung der Wälder, mit Bescheidenheit gewarnet. Der Verf. giebt den Forstbedienten die gute Regel, daß wenn sie den Boden, der sich zum Anziehen einer Holzart am besten schicke, richtig beurtheilen wollen, so müßten sie auf den Wuchs des darauf stehenden Holzes Achtung geben, welches freylich schicklicher ist, als den Holzboden, wie gemeiniglich zu geschehen pfleget, nach der Dammerde anzusprechen. Er tritt der Meynung des Du Hamel bey, und will daß die Eichen in der Saftzeit gehauen werden sollen (S. 125), und sagt viel nützliches und gutes von dem Abtreiben des Schlagholzes. Das Nadelholz soll nicht vom Abend angehauen werden, welches wohl in anderer Absicht gut seyn kann; allein wenn er auf die Abendweide rechnet, welche den Saamen auf den nächsten Schlag auf den abgeholzten treiben sollen, und daher nur dem Schlag eine Breite von 200 Schritt geben will, so möchte wohl mancher Schlag unangeflogen bleiben (S. 138). Was der Verf. bey der Eintheilung in Schlagen, und wie auch hierbey Rücksicht auf den Holzabsatz zu nehmen ist, anführet, ist aller Aufmerksamkeit werth (S. 141), so wie auch dasjenige, was er von den Gehauen auf Bergen und in der Ebene sagt. Die Art aber, wie er ein Revier zu Sägeblöcke anziehen will, möchte wohl nicht allgemeinen Beyfall finden; er bringt ferner in Vorschlag, die Bäume nicht in ganzen Stämmen zu verkaufen, der Herr kann es zu Nutzholz zimmern lassen, und den Profit, den der Käufer hat, selbst ziehen. Die verschiedenen Controllen, so bey dem Holzverkauf geführet werden sollen, sind gar nicht zu verwerfen, nur sind sie nicht auf alle Gegenden anwendbar, und können nicht der untreu, gewissenlosen Forstbedienten, zumal wenn aus der Totalite geholzet wird, Gränzen setzen. Was der Verf. am Ende vom Vermessen der Forsten und von Berechnung des Inhalts der Baumstämme lehret, ist wohl nicht in der Absicht geschrieben, daß jemand dadurch zum Feldmesser werden soll. Z. B. ist es eben nicht sehr zu empfehlen, bey Vermessung einer Forst, Linie vor Linie, und Winkel vor Winkel am Umkreise der Forst zu messen. Es ist auch ganz ungeometrisch, wenn man den Inhalt eines abgekürzten Kegels

durch

ch Addition der beiden Zirkelflächen, deren Halbirung, der Multiplikation dieser Hälfte mit der Länge des Ke suchen wollte (S. 179). Das Experiment des Verfas , welches er um die Zwischenräume in den Klaftern zu en, durch Zerspaltung eines Cubicfuß Holzes gemacht hat, höchst unzuverläßig, und wird im Großen niemals die obe halten, wie sich Rec. davon auf eine ganz sichere Art rzeugt hat.

Jg.

urnal für die Gärtnerey, welches eigene Abhandlungen, Auszüge und Urtheile der neuesten Schriften so vom Gartenwesen handeln, auch Erfahrungen und Nachrichten enthält. Zwölftes Stück, amt Register über 9 — 12 Stück. Dreyzehntes Stück. Stuttgard, bey Mezler. 1787. 8.

es nützliche Journal erhält sich noch immer in seiner anehmen Mannichfaltigkeit. Unter den in diesen beiden icken vorkommenden Aufsätzen hat Rec. die Abhandlung die Pfirschen- und Aprikosenbäume, imgleichen die sehr hrende Anweisung zur Anpflanzung lebendiger Hecken, am n gefallen.

Mb.

handlung vom Hopfenbaue. Meißen, 1787. bey Erbstein, in 8. 3½ Bogen.

chts befriedigendes: obgleich die Devise eben die Worte et, welche die hatte, welche ehemals bey der chursächsi t ökonomischen Societät den Preis davon trug, und die auch in ihren größern Schriften steht.

atthias Johann Fiedler, gewesenen Kaiserl. Königl. Wirthschafts-Oberbeamtens, ökonomischer Systemalentwurf, mit eilf Tabellen. Wien, bey Krauß, 1786. in 4.

 Ein

Ein blos lokaler in barbarischem Deutsch vorgetragener Systemalentwurf, der nicht sehr interessant ist.

Qk.

---

13. Handlungs- und Finanzwissenschaft.

Anleitung zur Technologie oder zur Kenntniß der Handwerker, Fabriken und Manufacturen, vornehmlich derer, die mit der Landwirthschaft, Policey und Cameralwissenschaft in Verbindung stehen, nebst Beyträgen zur Kunstgeschichte, von Johann Beckmann. Göttingen, in der Vandenhöckschen Buchhandlung, 1787. Dritte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Mit einer Kupfertafel.

Da dies Werk bereits seit 1777 bekannt ist, so enthalten wir uns alles Lobes, das es sonst in reichem Maaße verdiene. Wie viel Gutes würde mehr, und wie viel Nachtheiliges würde weniger gestiftet werden, wenn jeder, der bey der Staatsverwaltung in einem höhern oder geringern Posten angestellt ist, dies Buch studirt hätte!

In der gegenwärtigen dritten Auflage sind zwar die Paragraphen in der nehmlichen Zahl geblieben, aber in den Anmerkungen sind beträchtliche Zusätze hinzugekommen, wozu dem Hrn. B. theils nachmals eingezogene Nachrichten, theils Ereignisse späterer Zeit die Veranlassung gegeben haben, wie denn ein dergleichen Werk alle 10 Jahre eine Vermehrung leidet. Auch ist hie und da nach den ihm eingesandten Erinnerungen ein Irrthum berichtigt worden.

Von den Zusätzen nennen wir nur die Nachrichten von der Golgesfabrik zu Osterode; der Spiegelfabrik zu Grünplan im Braunschweigischen, von der neuerrichteten Essigbrauerey zu Bremen aus spanischen Rosinen, wovon der Orhoft zu 8 Rthlr. verkauft wird, und etwa jährlich 1200 Orhöft gebrauet werden. — Der Oberste von Treew (bey der Hanöverischen Artillerie) soll im Jahr 1760 in Harburg den

Ver-

rsuch gemacht haben, Pulverfässer mit zerlassenem Pech
Leinewand zu verwahren, hiernächst aber ins Wasser des
chloßgrabens zu senken, woraus man sie nach 29 Tagen
der herausgezogen, und das Pulver nicht allein eben so
als das im Magazin auf die gewöhnliche Weise indessen
vahrt gewesene Pulver, sondern auch noch weniger ver-
ert befunden hat. Da eine solche Erfindung in mehr als
r Rücksicht, insonderheit wegen der mit der sonstigen Auf-
ahrung verbundenen Gefahr alle Aufmerksamkeit verdient,
äre zu wünschen, daß der Hr. Verfasser gemeldet hätte,
n dem seit jener Zeit verflossenen Zeitraum die Erfindung
t weiter verfolgt und erprobt, oder woher es komme,
solches, zumal der Erfinder noch lebt, nicht geschehen

No.

dinands Martin freymüthig geäußerte Einfälle,
veranlaßt durch den Schriftstellerstreit über die
Gerechtsame des Landmannes und des Volkes.
Hadersleben, 1787. bey Lückander. 176 Sei-
ten, 8.

ist bekannt, daß die Aufhebung der Leibeigenschaft in Dä-
ark, womit die dortige Regierung seit einiger Zeit beschäf-
ist, unter den dortigen Schriftstellern auch einen Federk
g veranlaßt hat. Bey dieser Gelegenheit sind denn man-
gute, aber auch viele elende Schriften zum Vorschein ge-
nmen, die aber, da sie fast alle dänisch geschrieben sind,
vor unsern Richterstuhl gehören. In diesen Streit hat
nun auch der Regimentsfeldscheer Martini, einer der
besten Scribler in den dänischen Staaten, gesellt, und
vor uns liegende Schriftchen ist ein neuer Beweis seiner
bheit und Unwissenheit. Manche Stellen desselben erniе-
n es zu einem wahren Pasquille, das ihm an andern
n, wo die Preßfreiheit nicht so groß und allgemein, wie
n dänischen Staaten ist, übel bekommen würde. Frech
grob genug ist das Ding geschrieben, aber es fehlt dem
gänzlich an richtigen Begriffen von den Dingen, wor-
er schreibt, und wir würden daher Zeit und Papier ver-
en, wenn wir uns dabey auch nur im Mindesten verwei-

 len.

len wollten. Ein solcher Sünder ist unter aller Critik, und Besserung kann diese bey ihm schlechterdings nicht bewirken.

Tf.

Von Staatsbordellen. Erstes Stück, herausgegeben vom H. B. Frankfurt und Leipzig, 1787. 1 Bogen, 8.

Der Herausgeber will verschiedene Vota über die Frage von Anlegung öffentlicher Bordelle mittheilen.

Zuerst kommen in diesem Stück der Königin beider Sicilien und Gräfin von Provence, Johanna I. Statuten für ein Mädchenhaus zu Avignon vom Jahr 1347, d. 8 August, die, wenn sie ächt sind, dahin gerichtet sind, mit möglichster Schonung im Ausdruck und in den Verfügungen selbst, ein Uebel, das man nicht glaubt verhindern zu können, so wenig schädlich und für die Sitten so wenig beleidigend wie möglich zu machen. Sie sollen aus dem Provencalischen übersetzt seyn. Rec. erinnert sich, sie schon irgendwo gesehn zu haben, gedruckt, und zwar teutsch. Der Herausgeber hat sie mit elenden Anmerkungen begleitet.

Denn folgt ein Votum über die Frage: ob Bordelle abseiten des Staats angelegt werden können und sollen? von C. B. Beide Fragen werden verneint, doch will er allenfalls die Bordelle tolerirt haben. So ferne man Anstalten dieser Art für mala necessaria ansieht, hält er sie für unreine, von der Moral verworfne, das Uebel nicht aus dem Grunde heilende Pflaster: er glaubt den Sitz des Uebels gefunden zu haben, den will er in einem Nachtrage zu seinem Gutachten aufdecken. Uebrigens äußert Herr C. B. gar nicht zweydeutig seinen Abscheu gegen Unkeuschheit, und seine Mißbilligung der manchen Hindernisse der Ehen, der so schwer zu lösenden Ehbande, des Cölibats, der verdammten hyänenmäßigen römischen Politik, wie er sich ausdrückt. Uns scheint, daß seine guten Absichten mehr Lob verdienen, als die Gründe für sein Urtheil, und als die Art, wie er seinen Gegenstand behandelt, obgleich wir, was die Sache betrifft, dem Urtheil gerne beitreten, daß die Bordelle nur zu toleriren sind.

Kg.

Wich-

Wichtige Abhandlungen aus der Finanzwissenschaft, von bekannten Verfassern. Wien und Leipzig, Hartmann, 1784. 8. 448 Seiten ohne Vorb. und Inhalt.

Ist blos ein wörtlicher Nachdruck der „Sammlung von Aufsätzen vermischter Verfasser, besonders für Freunde der Cameralwissenschaften und der Staatswirthschaft. Leipzig, 1781," von dem, durch diese Sammlung unglücklich gewordenen Schmohl (Allg. d. Bibl. 49 Bd. 1 St. S. 237). Bey der schleunigen Unterdrückung der Originalausgabe, kann dieser Nachdruck das Verdienst haben, manche Wahrheit, die gesagt zu werden verdiente, mehr auszubreiten, und in dieser Rücksicht würde sich derselbe leichter, als andre, rechtfertigen lassen.

Vorschlag durch Versorgung der Armen eine ansehnliche Renthe zu erlangen, wie auch Bevölkerung und Benutzung des Landes zu vermehren, nebst Vorschläge(n) zu vortheilhafter Einrichtung eines Waisenhauses, der Schulen, des Ackerbaues, rc. 1785. Mit beygefügten Kupfern. Ohne Angabe des Druckorts und Verlegers. 8. 160 Seiten.

Absurditäten, wie diese Vorschläge von Anfang bis zum Ende sind, lassen sich nicht einmal damit entschuldigen, daß sie gut gemeint sind. Es kostet dem Verf. nur wenige Federstriche, um Probleme, die ganzen Collegien, schon Jahrhunderte lang, Beschäftigung gaben, aufzulösen, und Summen, über deren Beischaffung der Staatswirth nur äußerst schlaflose Nächte hat, zu finden. Er erbaut Waysenhäuser, ernährt, erzieht, und unterrichtet darinne 200 Waysen, und berechnet davon jährlich 4800 Thaler reinen Vortheil. Faule Bettler, schlägt er vor, halte man zu öffentlichen Arbeiten an, z. B. (S. 14) „Landesgrenzen mit Mauern oder lebendigen Zäunen zu besetzen, und ganze Länder einzufassen, zur Sicherstellung der Grenzen, zu Abhaltung der Holzdiebe" (wahrlich dürfen diese in einem wohleingerichteten Staate nicht außer Lande selbst seyn!) „und des Wildes, welches letztere man

„durch Einsprünge in eingeschlossene Fänge bekommen kann!“ — Vagabunden und Bettler, die gerne arbeiten wollen; — doch wer wollte weiter lesen und abschreiben? Unter andern ökonomischen Merkwürdigkeiten, erfährt man hier auch, daß es Länder giebt, wo der Flachsbau hochgeachtet wird. Gewiß! eine wichtige Neuigkeit! Zu Hecken werden Zwetschen und andre Obstbäume, italiänische Pappeln und Weiden, als vor allen andern tauglich, empfohlen. Vorzüglich lustig ist der Entwurf zu einem Erziehungshaus, in welchem Schulmeister und Mädger, (so schreibt der Verf. wie auch Betten, Bettende, Aufsichtern st. Aufseher, unterstellen st. voraussetzen, und schon auf dem Titelblatt etz. für etc.) die jene heurathen können, gebildet werden sollen. Die zu Schulmeistern bestimmten Jungen sollen nur Religion, Moral, Lesen, Schreiben, Rechnen, gute Schullehrart, und andre einem Schulmeister nöthige Wissenschaften, — darneben Medicin, Chirurgie, Pharmacie, Oekonomie, Baumzucht und Gärtnerey: die Mädger aber, außer Kochen, Nähen und Stricken, auch alle die Hebammenkunst erlernen! — !!

As.

---

14. Kriegswissenschaft.

Kleine Taktik der Infanterie, Cavallerie und Artillerie, in zwey Theile verfaßt von Franz Miller, Herzogl. Wirtemb. Husarenlieutenant, und öffentlichen Lehrer der Taktik auf der Karls-Hohenschule zu Stuttgard. Mit Kupfern. Stuttgard, 1787. 8vo. Erster Theil. Von der Eintheilung und Stellung der Truppen. 1 Alphab. 16 Bog. Text. 12 Kupfern.

So geht es mit allen Wissenschaften und Künsten. Erst werden sie erfunden; die Grundsätze derselben einzeln herausgebracht; und dann giebt es methodische Köpfe, die diese Grundsätze sammlen und ordnen, und die Wissenschaften be-

schrei-

reiben. Diesen Dienst hat durch gegenwärtiges Buch der
nmehrige Herzogl. Wirtembergische Hr. Rittmeister und
ügeladjutant von Miller, der Taktik gethan, die es allers
ngs bedurfte. Denn ob wir schon einige vortreffliche Wer
über diese Grundlage aller militärischen Wissenschaften ha
n, als z. B. die Salderschen Grundsätze, so handeln sie
s Ganze nicht mit systematischer Ordnung ab, so daß sie
ne völlige Uebersicht desselben gewährten. Dies ist also, als
r erste ordentliche Versuch dieser Art anzusehen. In dieser
ücksicht, und da er im Ganzen so sehr gut gerathen, so or
ntlich, so deutlich vorgetragen, so voller richtiger Einsich
n und nützlichen Wahrheiten ist, muß man einige Flecken
i demselben bey Beurtheilung des Werthes dieser Schrift,
ir nicht in Anschlag bringen. Wenn wir sie also bey Be
inntmachung dieses Buchs erwähnen werden, so geschieht
gar nicht aus Tadelsucht, sondern um bey dieser Gelegen
eit die Begriffe unsrer Meynung nach zu berichtigen, und et
as zu sagen, was wir zur Vervollkommung der Wissenschaft
ir nützlich halten. Denn übrigens erkennen wir vollkom
ien das viele Gute was in dem Buche enthalten ist; wir
nden, daß die Belohnung, die der Verf. von J. Kaisert. Ma
stät dafür erhalten hat, in den Reichsadelstand erhoben
i werden, wohl verdient ist, und lassen uns gern bescheiden,
iß derjenige, der zuerst eine Wissenschaft in systematische
Ordnung bringt, unmöglich jedes Versehen im Detail dersel
en vermeiden kann.

Wir schränken uns auf die Beurtheilung des ersten Theils
n, den wir anjetzt alleine noch vor uns haben; denn ohnge
chtet der Verf. dem Publikum den Plan des ganzen Werkes
leich anfangs vorgelegt hat, so kommt es doch hauptsächlich
uf die Ausführung desselben an. Freylich enthält dieser
Band den leichtesten Theil der Wissenschaft, der folgende,
er von den Bewegungen der Truppen handeln wird, erfor
ert die Bearbeitung viel intrikaterer Gegenstände. Aber
an wird sehen, daß, nach dem gegenwärtigen zu urtheilen,
ch in dem zukünftigen sehr viel Gutes und Brauchbares er
arten läßt.

Dem ganzen Werke ist eine Einleitung vorgesetzt, deren
ste Abhandlung von der Eintheilung und dem Studieren der
aktik; der zweyte von der Bildung der Offiziere; der dritte,
on militärischer Ehre und Disciplin handelt; und endlich
die

die vierte, einige militärische Erziehungsanstalten beschreibt. In allen diesen Abschnitten steht sehr viel wahres und gutes; über manches ließen sich Erinnerungen machen: wir wollen nur zwey Punkte bemerken, weil das doch eigentlich nur Nebendinge sind, die nur uneigentlich zum Gegenstande des Buchs gehören. Erstlich bey allen Vorschlägen zur Bildung der Offiziere sind einige Hauptumstände vergessen. Der Trieb zur wissenschaftlichen Bildung kann in einer Laufbahn nie groß seyn, wo die Gelegenheit zur Ausübung so selten ist. Wir haben nun in Europa einen 25jährigen Frieden gehabt, wo also die herrlichsten Kenntnisse alle nichts geholfen haben. Gott behüte daß ich wünschte man sollte Krieg anfangen, um Offizieren Gelegenheit zu geben, ihre Kenntnisse auszuüben. Ich sage nur die Sache wie sie ist, und behaupte daß alle Lehranstalten; solche ausgenommen, die den Soldaten bilden ehe er Offizier ist, nur wenig Nutzen haben werden. Ferner kann man den Lerntrieb im Frieden auch durch Belohnungen nicht wohl anfeuern, wenigstens nicht durch sehr kräftige und reelle. Denn Offiziere die gleichen Dienst thun, und ihren Dienst gleich gut, wegen schlechtern Progressen im Lernen zurückzusetzen, geht gar nicht an; weil das Lernen oft nicht vom guten Willen abhängt; weil ein Offizier ein excellenter Lerner, und doch ein sehr unbrauchbarer Offizierer seyn kann. Ueberhaupt aber würde das Anfachen der Lernbegierde durch Strafen, als Arrest und auch selbst durch Prämien, als Geschenke von Büchern, Equipagestücken, Medaillen rc. immer unter der Würde des Offizierstandes seyn, den man auch in dem jüngsten Fähndrich ehren muß. Will der Staat Lehrer bey den Regimentern oder den Besatzungen anstellen, so ist das recht gut, aber er muß nicht erwarten, daß andre als solche Offiziers, die selbst Wißbegierde haben, Nutzen davon ziehen werden. Dies bringt mich auf die andre Betrachtung, über militärische Ehre. Der Verf. hat hier, deucht mich, den Hauptgrund vergessen. Er hat vortrefflich ausgeführt, warum der Soldatenstand vorzüglich vor allen andern geehrt zu werden verdient. Allein das macht auf die, von denen diese Ehre abhängt, wenig Eindruck. Die Fürsten werden darum doch ihre Hofschranzen immer mehr in Ehren halten, als ihre Offiziere. Haben sie aber Lust vortreffliche Offiziers und Truppen zu haben, so muß man ihnen eine ewige Wahrheit in die Ohren raunen: Will man haben, daß eine Klasse von Menschen außerordentliche Dinge thue, so

muß

uß man ihr einwenden, daß sie eine außerordentliche Klasse
in Wesen sind. Also man exerzire, man bilde an den Trup.
n so viel man will, sie werden ewig schlecht bleiben, wenn
r Regent nicht auf alle Arten den Offiziersstand distinguirt,
daß er sieht und fühlt, er ist der erste Stand im Staate.
enn es kömmt bey Truppen nicht auf wissen und können,
ndern auch auf wollen an. Man lasse sie noch so herrlich
erzirt seyn, die Offiziers, die Taktik aufs vollkommenste
ssen, und die Soldaten sie aufs beste ausüben: wenn es
s Feuer geht, und sie haben keine Lust recht anzubeißen, so
rds doch schlecht gehn. Und das werden sie niemals haben,
nn ihre Seele nicht durch das allgemein bestätigte Gefühl
ner Würde erhöht ist. — Die Nachrichten von den mili-
rischen Erziehungsanstalten, die wirklich das einzige Mittel
d, um für eine Armee die nöthige Anzahl geschickter Offi-
re zu bilden, wenn nämlich die Anstalten darnach eingerich-
sind, werden dem nachdenkenden Leser sehr angenehm seyn.

Von dem Werke selbst sind hier zwey Hauptstücke bear-
tet. Das erste ist betitelt: von der Eintheilung der Trup-
n, und zerfällt in die drey Abschnitte von der Infanterie,
valleric und Artillerie. Hier befindet sich nun etwas sehr
tsames. Der ganze Abschnitt von der Infanterie enthält
Seiten. In dem von der Kavallerie nimmt das was vom
ssen Pferde gesagt wird, 192 Seiten ein. Es wird darin
mlich von den Eigenschaften dieses Thieres, von seiner
stalt, seinen Tugenden, Fehlern, Beschlag, Besattlung
d Zäumung, von seinen Krankheiten und den Mitteln da-
gen gehandelt. Wie sah Hr. von M. nicht ein, daß ent-
der dies nicht in seinem Buche, oder auch die ganze Phy-
ogie, Pathologie und Materia medica des Menschen nach
n dem Maaße hineingehörten? Unserm Urtheile nach, hätte
der Verf. allerdings das Pferd in Rücksicht auf Statur,
ite und Eigenschaften für den Kavalleriedienst beschreiben
ssen; Krankheiten und Medikamente gehörten aber ganz
gar nicht hieher. Dagegen konnte wohl viel neues und
slliches von der physischen und moralischen Beschaffenheit
Menschen in Rücksicht auf den Soldatenstand gesagt wer-
; ohne sich im geringsten in Schimären einzulassen, und
re hiermit der Artikel der Infanterie auf eine sehr wesent-
e Art verstärkt worden, der anjetzt sehr mager ausgefallen
Einwendungen auf besondere Vorschläge, z. B. auf den

von

von der Kleidung der Infanterie übergehen will. Denn es würde viel zu weitläuftig seyn zu beweisen, daß tuchene Stiefletten, eine weit bessere Bekleidung als ungarische Hosen und Halbstiefeln, und Mäntel lange so nützlich nicht sind, als man glaubt. Außer solchen Kleinigkeiten und dem gerügten Fehler im Plan, enthält dieses Hauptstück viel brauchbares und lesenswerthes.

Das zweyte Hauptstück handelt in drey Abschnitten von der Stellung der Infanterie, Kavallerie und Artillerie. Gleich im Anfange wird sehr richtig dargethan, daß der Soldat seine Füße in einem Winkel von ungefähr 90 Grad, und beide Absätze dicht an einander stellen muß. In §. 125 bemerken wir, daß nach preußischen Grundsätzen zu jeder Rotte 21 Rheinl. Zolle gerechnet wird, und da dort der Schritt zu 28 Zollen angenommen werden, so rechnet man gerade vier Rotten auf drey Schritt. Hiebey wären zwey Bemerkungen zu machen gewesen. Erstlich, daß es nicht darauf ankömmt, wie viel jeder auf die Rotte rechnet, sondern wie viel darauf gerechnet werden soll, damit die Leute nicht zu weitläuftig und nicht zu enge stehn. Fühlung müssen die Bursche haben, aber auch diese Fühlung muß höchst sanft seyn, denn das Drängen ist gewiß weit gefährlicher als das Abkommen. Da nun aber die mehresten Menschen von Schulter zu Schulter 18 à 21 Zolle haben werden, so scheinen die preußischen 21 Zolle den Punkt gut zu treffen. Zweytens daß darin auch Nationen und Provinzen vielleicht einen Unterschied machen müssen. Es giebt gewiß Gegenden, wo die Menschen breitschultriger sind, als in andern. Wir haben wenigstens Anlaß gehabt, diese Bemerkung zu machen. Warum ist auch §. 125 nicht die Hauptursache angeführt, weshalb dem Manne in der Tiefe so viel Platz gelassen wird, als in der Front, ob er gleich von der Brust zum Rücken kaum halb so dick ist, als von Schulter zu Schulter; sie besteht nicht in der Handhabung des Gewehrs, denn dazu brauchte er keinen so großen Raum; sondern darin, daß der Mann sich in sich selbst herum drehen könne. Sehr gut sind in §. 126 f. die Vorzüge der Stellung in drey Glieder vor jeder tiefern, besonders der in vieren dargethan worden. In §. 128 ff. wird von den Handgriffen sehr vernünftig gehandelt. Doch ehe man die Methode der Franzosen annimmt, die Handgriffe alle abgekürzt zu machen, nachdem man sie dem Burschen, wie gewöhnlich,

gelernt

ernt hat, muß man bedenken, wie nützlich es sey, den
ldaten immer in der Gewohnheit zu erhalten, alles ordent-
zu verrichten, was er thut. Auch wir lassen oft Gewehr
und Gewehr auf, in einem Tempo machen; allein wenn
Soldat en parade steht, ist es recht gut, ihn wie ge-
hnlich, präsentiren, beym Fuß machen und schultern zu
en. Er bleibt dabey immer hübsch in seiner Ordnung.
er freylich ihn mit den Handgriffen zu plagen, ist läppisch.
rigens bemerken wir zu S. 412 daß das Gewehr in Arm
vom Arm in die Hand zu nehmen in dem Preußischen,
in den nach demselben gebildeten Diensten häufig gemacht,
die Soldaten mit Anstand und Munterkeit, nämlich ganz
e Beyhülfe der rechten Hand zu machen gelehrt wird. So
nen wir auch nicht begreifen, was der Verf. §. 131 meynt,
nn er tadelt, daß man die Handgriffe des Ladens und
erns anders lehrt, nach dem Flügelmann zu machen, als
wirklichen Vorfällen des Krieges. In unserm Leben ha-
wir die Schargirungshandgriffe nicht sehen nach dem Flü-
manne lehren. Sie werden erst einzeln, und dann zusam-
ngezogen gelehrt, so wie dem Trommelschläger erst die ein-
en Schläge gelehrt werden, ehe er es zur Fertigkeit des
irbels bringt; aber nie nach dem Flügelmann. Auch wird
mals nach dem Flügelmann schargirt, als nur zum ersten-
le wenn das Bataillon aus der Paradeordnung in die
hargirungsstellung übergehen soll, welches darum geschieht,
die Offiziers sehen können, ob der Pfannendeckel immer
entlich ab, und an den gehörigen Ort gebracht wird, auch
jeder gehörig ladet. Auch da wird nur das Ergreifen der
trone, und das Schwenken zur Ladung vom Flügelmann
egeben; alles übrige aber ohne Tempos gemacht. Vom
ern nach dem Flügelmann ist uns aber nie etwas vor Oh-
gekommen. Denn sobald hier der Flügelmann das letzte
chen gegeben hat, so tritt er ein, und die Glieder rücken
, wonach von keinem Flügelmann weiter die Rede ist.
n der Rangirung handelt der Verf. vielleicht weitläuftiger
es die Sache verdient; indeß geben wir ihm herzlichen
fall in dem, was er von der Nothwendigkeit sagt, d.e
nen Bursche ins erste Glied zu stellen, da man funfzigmal
Feuer schargirt gegen einmal mit dem Bayonet. Beson-
s bitten wir die Offiziers aufmerksam zu lesen, was der
rf. §. 124 und besonders §. 139 — 145 von der Flinte vor-
gt, welches alles zu weitern und nützlichen Nachdenken
über

und das Gewehr leitet. Indeß wundert es uns außerordentlich, daß Hr. v. M. nicht ein Wort von den großen Verbesserungen sagt, die in der preußischen Armee dabey angebracht worden sind. Sie waren schon mehrere Jahre vor der Herausgabe seines Werks bekannt und eingeführt; und ohngeachtet man in einigen Diensten anfänglich darüber hat spotten wollen, so wissen wir doch zuverläßig, daß sie anfangen in den mehresten nachgeahmt zu werden. Doch wir werden zu weitläuftig. Wir merken nur bey der Lehre vom Richten, die von §. 181 bis §. 196 vorgetragen wird, daß §. 195, wo der Verf. von der Richtung einer Brigade nach der Mitte redet, die Brigade zu fünf Bataillons angenommen wird; woraus erhellt, daß der Verf. irrte, wenn er S. 119 die Zahl der Bataillonen in einer Brigade zu vier oder sechsen angab, eben weil da kein Richten nach der Mitte, welches doch in alle Wege das leichteste ist, statt finden kann. Eine ungleiche Zahl der Bataillons zu jeder Brigade, ist die beste, und aus dreyen oder fünfen bestehn, je nach dem die Bataillons stark sind.

In dem Abschnitte von der Kavallerie kömmt auch sehr viel Gutes vor; worunter wir besonders die Betrachtungen über das Packen rechnen. Durchaus wenn die Kavallerie im Felde recht brauchbar seyn soll, muß ihr die große Päckerey, und alles was sie unnöthig beschwert, abgenommen werden; und es wäre allerdings ein Ersparen dabey, wenn man auch zehn und zwölf Pferde mehr bey der Schwadron hielt. Eine erleichterte Kavallerie würde eine gewöhnliche sowohl im Schock als in den Manövers, und in allem was in der Kampagne vorfällt, bald todt reiten. Allein das Vertheilen des Packens hinten und vorne können wir nicht billigen. Wir wissen aus der Erfahrung, daß jede Päckerey vorn, den Reuter in Führung des Pferdes, und in allen Bewegungen gewaltig hindert. Dies würde der blosse, aber große und dicke Mantel des Reuters, den der Verf. dahin legen will, schon thun. Sehr gut sind §. 181 die Gründe für die Stellung in zwey Gliedern bey der Kavallerie ausgeführt. Wer mag aber dem Verf. gesagt haben, daß die preußische Reuterey sich nur im Kriege in drey Glieder stelle, weil die Schwadron dann mit 30 Pferden vermehrt werde? Das hätte der Hr. Verf billig gleich für eine Fabel ansehn sollen. Friedrich der 2te war ein viel zu großer Kriegskenner, um bey seiner Armee einen Krieges- und Friedensetat zu haben, oder im

Krieges-

... Manövres machen zu wollen, die er in ... nicht hätte hinlänglich ausarbeiten lassen. ... preußische Kavallerie war also geübt, sowohl mit drey ... mit zwey Gliedern zu manövriren, und gieng mit ... der Leichtigkeit von einer Stellungsart zur andern über. ... der ersten chargirte sie mit Intervallen, um dem Feinde ... das dritte Glied in Flanke und Rücken zu fallen; ... andern chargirte sie en muraille. — Besonders lehr... ist der dritte Abschnitt von der Stellung der Artillerie. ... überlassen es dem Leser ihn ganz mit Bedacht durchzu... und bemerken nur, daß der Verf. in dem folgenden ... hoffentlich ein kleines Versehen bessern wird, welches ... Abschnitte, nach gegenwärtigem Theile allein zu urthei... ... unterlebet. Es besteht darin, daß zu der in den §. 229, ... 231, angegebnen Anstellung der Mannschaft bey den ... nonen keine Figur befindlich ist. Denn sich dabey auf ... Nouveaux Mémoires d'Artillerie zu beziehen, ist ... nicht genug, da dies Buch viel zu theuer und viel zu ... ist, als daß es jeder Offizier habhaft werden könnte. — ... wiederholen wir es, daß wir diese Erinnerungen ... hieher gesetzt haben, um zu zeigen, wie aufmerksam wir ... Buch durchgegangen sind, als um Fehler darin aufzusu... Das sind lauter kleine Flecken, die der Brauchbarkeit ... schaden. Es ist voller guter und durchdachter Dinge; ... ordentlich und sehr deutlich abgefaßt; es ist überdem ... gut geschrieben, bis auf einige Wendungen, die leicht ... seyn sollten, aber außer daß sie den Zweck verfeh... der Würde eines Lehrbuchs nicht angemessen sind.

...enstpflichten und Verhaltungen für den Militär-stand, in kleinern fürstlichen Staaten, zum Nutzen junger angehender Offiziere, Unteroffiziere und Gemeine. Von F. G. ehemaligen Offizier in K. K. Diensten. Bonn, 1787. 8vo. 8 Bogen.**

...er Verf. sagt im Vorbericht: daß hier nichts von all dem ...en, was noch besonders über den Felddienst hätte gesagt ...den können, vorkäme, davon gäbe der Titel dieses Werk... ...s schon die Ursache an, indem er nur für Offizier in ...nsten eines kleinen fürstlichen Staats, welcher nach dem

 Deut-

heutigen System wenigstens ohnehin dem Kriege nicht so leicht ausgesetzt seyn dürfte, geschrieben habe. Es ist doch immer gut, wenn ein Autor hübsch sagt, für wen er eigentlich schreibt. In der That Truppen, von denen man schon voraus weiß, daß sie wenig Anschein haben ins Feld zu gehen, die mögen vielleicht in dem Zustande seyn, daß ihnen das Buch von Nutzen wäre; andre werden nicht viel ersprießliches daraus lernen. Für letztere gilt auch das vom Friedensdienst, was der Verf. in seiner seltsamen Sprache vom Felddienst sagt: daß es für dieses Fach so viele der vortreflichsten Unterrichtungswerke giebt, daß er dieses auch hätte ungeschrieben lassen können. Die Unterrichtungswerke für den Friedensdienst sind, ein gutes Reglement und ein gut eingerichteter Dienst, dergleichen es in den wirklich militärisch gebildeten Diensten auch kleinerer Fürsten, wo nur einige Regimenter gehalten werden, giebt. Uebrigens muß man wissen, daß dies ganze Werkchen weiter nichts ist, als ein Auszug aus dem K. K. Reglement, wie der Verf. selbst gesteht, und wie es auch aus vielen Stellen sichtbar ist. Besonders eine fällt deshalb recht possierlich aus. S. 86 nach dem der Verf. von den Pflichten des Generaladjutanten redet, (dergleichen es doch vermuthlich in keinem kleinen Dienste in Friedenszeiten giebt) und gesagt hat, daß sich dazu junge unerfahrne Offiziere selten schicken können, setzt er hinzu: Weswegen ich denn gerne sähe, wenn die Herren Generals mehr Behutsamkeit in Wählung dieser gebrauchten ꝛc. Wenn das J. Maj. der Kaiser sagen, so ist das bedeutend; aber was sollen sich Generals darum bekümmern, was Herr F. G.** gerne oder nicht gerne sieht. An andern possierlichen Wendungen fehlt es auch nicht. Z. B. S. 7 heißt es: durch eine vernünftige Zutheilung der Rekruten, zu solchen Kameraden, die für sie passen, sey unter Friedrich dem Größten eine Armee gebildet worden, die Aufsehen in Europa machte. Kann man wohl vom preußischen Heere einen läppischern Ausdruck gebrauchen? Daß übrigens viele der im Buche gesagten Dinge gut, und brauchbar sind, läßt sich aus der Quelle, woraus sie genommen sind, leicht muthmaßen. Ob einige derselben aus dem Kopfe des Verf. fließen, oder ob alles aus besagter Quelle geschöpft ist, können wir nicht bestimmen. Wäre letzteres, so könnten wir unsre Verwunderung darüber nicht bergen. S. 3. wird gesagt, der Regimentschef müßte suchen, Söhne angesehner

Kau-

Landesfamilien in den Dienst zu ziehen. Es versteht sich von
elbst, daß diese die untern Dienstchargen etwas schleuniger
urchgiengen. Sie machten aber dem Regiment Ehre, und
wären demselben auch zu großen Nutzen durch ihre hö-
ern Verbindungen und Einfluß bey den ersten des Hofes.
Wehe dem Corps Truppen, wo ein Sprößling einer Familie
mehr Autorität und Einfluß beym Regenten hat, als ein
ganzes Regiment! Wahrlich so dachte Friedrich der Große
nicht, und hätte er so gedacht, so hätte sein Heer kein großes
Aufsehn in Europa gemacht. Doch es verlohnte sich nicht der
Mühe, sich bey diesem unbedeutenden Büchelchen länger aufzu-
alten.

Ph.

Militärische Monatsschrift. Elfter Band. Januar bis Junius. Berlin, bey Unger, 1786. klein 8vo.

Dies Journal erhält sich immer bey seiner Güte, und auch
ieser Theil ist voller interessanter Aufsätze. Jan. Fortse-
tzung des Tagebuchs von 1760. Nachricht vom Treffen bey
Burkersdorf. Lager der spanischen und österreichischen Armee
ey [illegible]. Febr. Nachricht vom Treffen bey Landshut.
Entwurf eines Ueberfalls auf eine Stadt in Winterquartie-
en. Fortsetzung des Tagebuchs von 1760. Fortsetzung an
en Hrn. Verf. der kleinen Berichtigungen über die Geschichte
es Bayerschen Erbfolgekrieges. März. Fortsetzung des
Entwurfs den Kavalleristen zu bilden. Schlacht bey Placen-
a. Uebergabe von Dresden. April. Verschiedene Arten
on Defileemärschen. Feldzug des Marsch. von Türenne am
Ende von 1674. Entwickelung einiger taktischen Sätze, des
Hrn. Maj. von Tempelhof, vom Hauptm. Rösch. May.
Ueber das Lager der Griechen bey Troja, nach dem Homer.
Tagebuch der Armee des Königs im Feldzug 1759. Juny.
Ueber die Art, Truppen so zu bilden, daß sie sogleich im Fel-
e brauchbar sind, vom Major von [illegible]. Nachricht
om General von Saldern. Das Tagebuch von 1759 fort-
gesetzt. Charakterzüge des Amerikanischen Generals Lee. Zu
llen diesen Aufsätzen sind die nöthigen recht gut gestochnen
Plane hinzugefügt.

Wk.

15. Vermischte Nachrichten.

Geschichte der menschlichen Narrheit, oder Lebensbeschreibungen berühmter Schwarzkünstler, Goldmacher, Teufelsbanner, Zeichen- und Linien-deuter, Schwärmer, Wahrsager, und anderer philosophischer Unholden. Vierter Theil. Leipzig, in der Weygandschen Buchhandlung. 1787. 423 Seiten, 8.

Auch in diesem Theile fährt der Verfasser mit gleichem Fleiße, wie bey den vorhergehenden Theilen, fort, Thoren und Schwärmer aller Art zum Beispiel, zur Lehre, und zur Warnung aufzustellen. Wir wünschen, daß er seine Gallerie noch viel größer machen möge, wozu es ihm nicht an Stoff fehlen wird. Der vor uns liegende Theil führt folgende Leute auf: Friedrich Breckling, ein Mystiker, geb. zu Handewith, einem Dorfe im Herzogthum Schleswig, wo sein Vater ein ehrlicher Landprediger war. Zehn Jahre lang studirte er auf vielen deutschen und ausländischen Universitäten, ward aber dadurch nicht weise. Johann Tack zu Gießen, und noch mehr ein Handlungsdiener in Hamburg brachten ihm einen Hang zur Schwärmerey bey. Bey seiner Zurückkunft in sein Vaterland that er dem Superintendent Klotz viele Dienste, welche ihm dieser aber nicht vergalt. Als er daher in der Folge seinem Vater adjungirt wurde, und in einer Predigt die Heucheley und Ruchlosigkeit der Geistlichen angriff, wobey er wohl mit auf Klotz zielen mochte, verfolgte ihn dieser mit theologischem Eifer, bewirkte seine Absetzung, und wollte ihm noch härtere Strafen bereiten. Aber der Commendant zu Flensburg dachte menschlicher, und ließ ihn entfliehen. Er gieng darauf nach Holland, wo er mit mehrern Schwärmern bekannt, und Prediger zu Zwoll wurde, welche Stelle er aber bald durch neue Streitigkeiten verlohr. Ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden, lebte er nun noch 45 Jahre, erhielt reichlichen Unterhalt von seinen vielen Freunden, und starb im Haag in einem Alter von 82 Jahren. Er war noch einer der bescheidensten Schwärmer. Seine Schriften, deren Anzahl

betragen; sind ihr alle selten. Hans Engelbrecht, ein
ntast, geb. 1599 zu Braunschweig, wo er das Tuchmacher-
ndwerk lernte. Ein kranker Körper wurde die Quelle sei-
r Verrückung. Er bekam Erscheinungen und Offenbarun-
n, welche aus Blähungen entstanden, glaubte zum Pro-
eten berufen zu seyn, predigte und lehrte, und brachte oft
en bis drey Wochen ohne Nahrung zu. Da er in Braun-
weig keine Verfolgung fand: so gieng er von da weg, und
te mehrere Jahre in Niedersachsen und Schleswig herum,
d Freunde, und bestand Abentheuer, wie es einem Schwär-
r gebühret. Seine Offenbarungen, oder vielmehr seine
ähungen, verfolgten ihn überall. Zu Wiesen ward er in
s Paradies entzückt, und sah die Auserwählten, wie Fun-
von einem großen Brande, herumfliegen. Endlich starb
in seiner Vaterstadt im 43sten Jahre. Da es nicht leicht
en Narren giebt, welcher nicht größere zu Bewunderern
te: so fehlte es auch diesem plumpen Fanatiker, der noch
u manches vorsetzlichen Betruges wenigstens sehr verdäch-
ist, nicht an solchen, welche ihn für einen Wundermann
lten. — Nicolaus Blume, ein Teufelsbanner. Er
r Pastor zu Dohna, und ist blos aus einem Possenspiele
annt, welches hier von ihm erzählt wird, und wodurch
hrscheinlich ein paar liederliche junge Leute, ihm eine theo-
lische Nase drehten. Paul Grebner, ein prophetischer
ntast, aus Schneeberg in Meißen. Zuerst wird er 1562
annt. Er reiste in Europa herum, um seine Prophezei-
ngen Königen und Fürsten anzuschmieren, ward aber zuletzt
arrer im Magdeburgischen, wo er bald nach 1621 starb.
chtiger, als jene Herren, ist Thomas Campanella, ein
osophischer Schwärmer. So oft auch das Leben dieses
derbaren Mannes beschrieben worden ist: so war es doch
rdings der Mühe werth, dasselbe noch einmal zu bearbei-
, und es vollständiger und unpartheiischer vorzutragen, als
von allen Schriftstellern, welche sich damit beschäftigt ha-
, geschehen ist. Diese haben, theils aus Unkunde der
osophischen Geschichte den Mann weit höher erhoben, als
s verdient; theils haben sie sich vornehmlich an seine ei-
n Nachrichten gehalten, welche nicht selten mit einer un-
eihlichen Ruhmredigkeit angefüllt sind. Besonders ist der
tige Umstand seiner langen Gefangenschaft in Neapel, und
n Veranlassung, von den wenigsten in seinem wahren Lich-
esehen worden, daher der Unhold noch immer für einen

philosophischen Märtyrer gelten muß, so sehe er auch in dieser Sache als ein tollkühner Fanatiker und grober Verbrecher erscheint. Den völligen Aufschluß in dieser ganzen Sache giebt Giannone in seiner Geschichte von Neapel, gegen dessen Glaubwürdigkeit man nichts wird einwenden können, und mit dessen eigenen Worten das Hauptsächlichste dieser Geschichte hier erzählt wird. Andere Umstände, welche seine Lebensbeschreiber zu seinem Vortheile gebraucht haben, sind von dem Verf. sehr gut aufgeklärt worden, und wer das hier Gesagte mit Aufmerksamkeit liest, wird die Urtheile des Verf. von ihm nicht zu strenge finden. Als Mensch und Bürger betrachtet, findet sich nichts Empfehlendes an ihm, es müßten denn Aufruhr und Verrath, niedrige Heucheley, Ehrgeiz und Praleren einem Menschen zur Empfehlung dienen können. Als Philosoph verdient er eben so wenig Achtung. Er wollte blos einen Teufel austreiben, um ihrer sieben dafür wieder einzuführen. — **Johann Rudolph Glauber**, ein Charlatan, geb. 1603. Er ward ein Alchymist, und wie es sich für einen solchen gebühret, auch ein Schwärmer, der an Erscheinungen und Offenbarungen glaubte. Als es mit der Alchymie nicht recht glücken wollte, ward er nebenher ein Marktschreier, und posaunte seine Arzneien durch ganz Europa aus. Sein Wundersalz war schon über hundert Jahre vor ihm in dem Laboratorio zu Dresden bekannt. Bey allen seinen Arzneien aber konnte er sich nicht von einem siechen Körper befreien, und bey allen seinen alchymistischen Geheimnissen war und blieb er arm. Er starb 1670, da er noch ganze Folianten von seinen Erfindungen und Geheimnissen herausgeben wollte. — **Anna Ovena Hoyerin**, eine Schwärmerin, aus dem Herzogthume Schleswig, geb. um 1584, und gest. in Schweden 1656. Von ihren saubern Reimen finden sich hier Proben. **Andreas Goldmayer**, ein Sterndeuter, geb. 1603 im Anspachischen, starb 1664 in der äußersten Dürftigkeit, wie es einem Sterndeuter zukömmt, im Hospitale zu Nürnberg. **Heinrich Horch**, ein Chilliast, ein Auszug aus der umständlichen Lebensbeschreibung desselben, welche Hr. Prof. Haas zu Marburg aus den Acten herausgegeben hat. **Johann Baptista von Helmont**, ein theosophischer Arzt, 1577 zu Brüssel gebohren, und gestorben 1644. Der Verf. hat aus seinen Schriften noch manche von seinen Lebensumständen gesammelt, welche Brucker und Andere vernachläßiget hatten. **Franciscus Mercurius von**

...mont, ein Pantheist, der Sohn des vorigen, und ein
...ch größerer Thor, geb. zu Vilvorden 1618, und gest. zu
...ln an der Spree 1699. David Herlicius, ein Stern-
...uter, geb. zu Zeitz in Meißen 1557, und gest. 1636 zu
...targard. Bouthillier de Rancé, Stifter des Ordens de
...Trappe. Wir hoffen, daß der Verf. künftig mehr Thoren
...n dieser Art in seine Gallerie aufnehmen wird, denn sie ge-
...ren recht eigentlich dahin. Oliger Pauli, ein Fantast,
...rth, eine der ersten Stellen in einem Tollhause bekleidet zu
...ben. Er war aus einer verdienten gelehrten Familie zu
...penhagen 1644 geboren, wo er auch, nach vielem Herum-
...wärmen 1714 oder 1715 starb. Ungeachtet dieser Mensch
...rklich verrückt war: so fand er doch Anhänger, und auch
...egner, welche ihn sehr ernsthaft widerlegten. Paul Fel-
...nhauer, ein Schwärmer, gegen das Ende des sechzehnten
...hrhunderts zu Putschwitz in Böhmen gebohren. Man hat
...r wenig Nachrichten, aber 45 Schriften von ihm. Da-
...d Beuther, ein Goldkoch, beschließt diesen Theil. Er
...r nichts, als ein plumper Betrüger, welcher die Gutmü-
...gkeit des Kurfürsten August von Sachsen hintergieng, und
... er kein Mittel sah, die Entdeckung seiner Schelmereien zu
...hindern, Gift nahm.

Y.

...er Freund der aufgeklärten Vernunft und wahren Tugend. Ein Lehr- und Lese-Buch für nachdenkende Menschen. Herausgegeben von Johann Christoph König, Professor der Philosophie zu Altdorf. Erster Theil. Nürnberg, bey Grattenauer. 1787. 8. 159 Seiten.

...err Prof. K. hat es schon durch mehrere Schriften bewie-
..., daß ihm an Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und
...wirklicher Aufklärung seiner Mitmenschen gelegen sey.
...zu giebt er einen neuen Beytrag durch dieses Lehr- und Le-
...ch, welches sehr gute Sachen enthält. Obgleich hin und
...der auch Sachen, die über den Horizont vieler Nachden-
...den hinausliegen, und die mit andern, populärerern und
...edeutendern Stücken sehr kontrastiren, darinnen enthal-
... sind: so können wir doch dem Buche im Ganzen unsern

Beyfall nicht versagen, und auf diesen wird der Verf. noch sicherer rechnen können, wenn er für mehrere Gleichförmigkeit der Aufsätze sorgt, und den nachdenkenden Menschen nicht zu viel und nicht zu wenig zumuthet.

Erstes Stück. Ueber die frühen Eheversprüche. Warum nicht Eheversprechungen? Der Aufsatz ist langweilig, weil er launig seyn soll und nicht ist. Auf 29 Seiten ist er ausgedehnt, und wird gewiß von denen am wenigsten gelesen werden, für die er bestimmt ist. Das schlechteste Stück steht an der Spitze. Der Verf. unterschreibt sich J. F. S. Zweytes Stück. Glaubensbekenntniß eines deutschen Dorfschulmeisters, die Gewißheit von dem Daseyn Gottes betreffend, gegen die Kantische Philosophie. S. 30—65. Kirchenräthe und Schulmeister, Juristen und Aerzte, Philosophen von Profession und Nichtphilosophen, alles macht sich an das Kantische System. Laßt sie nur! Das Für- und Widerdisputiren hat noch keine Aufgabe wahrer Philosophie verdorben. Es wird immer dadurch gewonnen, und so dürfte vielleicht dereinst einmal das System des großen Mannes ein System für Alle werden, wenn es erst mehr geläutert, und von den Auswüchsen einer allzuüppigen Einbildungskraft gesäubert ist. Der Schulmeister sagt viel Gutes, ob er gleich Kanten nicht immer verstanden hat. Drittes Stück. Brief aus dem 16ten Jahrhundert von Jörg Ludwig von Hutten an seine Mutter, das herzliebe Fräulein Anna von Hutten, geb. von Bellwitz. S. 66—78. Unbedeutend! Der Sohn bittet im Ton seines Jahrhunderts seine Mutter, sein Studiren fortsetzen zu dürfen. Das ist es alles. Viertes Stück. Sind Privatpersonen berechtigt, die Handlungen der Regenten öffentlich zu tadeln? Eine Unterredung. S. 79—97. Rec. entscheidet kurz und gut: Allerdings, wenn die Frage heißt: Sind Privatpersonen berechtiget, die wirklich tadelnswürdigen Handlungen der Regenten öffentlich zu tadeln? Fünftes Stück. Beyspiele von der Macht der Einbildungskraft des Menschen auf den Körper desselben. S. 98—104. Ein Brustmittel purgirt einen 80jährigen Mann durch die Einbildung, und eine Frau verliert das Fieber, da sie sich auf den Rath eines losen Vogels in einen Backtrog voll Teig bis an den Hals hineinsteckt. Was mag diese Rubrik der aufgeklärten Vernunft und der wahren

Tugend

Tugend für Vortheile bringen sollen? — Ein erbaulicher Kontrast mit dem Titel. Rec. zweifelt keinesweges an der Wahrheit der Erzählungen, aber hat hier die kühnste Philosophie schon aufgeklärt? und gewinnt die Tugend durch Erzählung lächerlicher Wirkungen der Einbildungskraft? Sechstes Stück. Briefe über einige Meinungen des Herrn Campe. S. 105 — 127. Sehr gute und feine Bemerkungen gegen einige Paradoxieen des Herrn Campe in seiner bekannten Schrift: Ueber einige verkannte ꝛc. Es wird eine Fortsetzung dieser Briefe versprochen. Siebentes Stück. Was ist nach dem Ausspruche der aufgeklärten Vernunft Bestechung und Nichtbestechung? Ein Gespräch zwischen einem alten und einem jungen Rath. S. 128 — 150. In Fällen, wo das zweifelhafte Faktum den Richter und die Gesetze in Verlegenheit setzt; in Fällen, wo die Zunge der Gerechtigkeitswaage nur schwach hin und her wankt, und endlich mitten innen steht, dürfe man, nach der Meynung des alten Raths, die Zunge der Goldwaage wohl entscheiden lassen, welches aber der edlere jüngere Rath nicht will gelten lassen. Achtes Stück. Von Meinungen, welche Aufklärung und Glückseligkeit hindern, und von Meinungen, welche zur menschlichen Vollkommenheit führen. S. 151 — 156. Dieser Aufsatz ist aus Ferguson's Moralphilosophie entlehnt. Anhang. Merkwürdiger Beweis, daß schon vor 60 Jahren die Pietisten für Jesuiten gehalten worden seyn. S. 157 — 160. Die deutsche Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit wird von vielen unsrer Zeitgenossen für ein Werk, wenigstens Werkzeug der Jesuiten gehalten. Doktor Kleinfeld gab 1726 eine 6 Bogen lange Schrift heraus: Oeffentliche Entdeckung derjenigen Ursachen, um welcher willen er die Pietisten für Jesuiten halte; worin viele Bemerkungen und Behauptungen mit den Bemerkungen und Behauptungen unsrer Tage übereinkommen. Sie ist dem König von Preussen, Friedrich Wilhelm, zur Warnung und zur Ermunterung zur Verfolgung der Jesuiten dedicirt. Die Schrift soll dem zweyten Theile des Lesebuchs angehängt werden.

Dr. Jonathan Swifts Mährchen von der Tonne. Eine neue Uebersetzung mit Erläuterungen von dem Verfasser der Briefe eines reisenden Franzosen. Zürich, bey Orell, Geßner, Füßli und Comp. 1787. 242 Seiten. 8. Mit einer Titelvignette.

Die Idee dieser so bekannten Schrift, die zu den vorzüglichsten Werken des unsterblichen Swift gehört, der Inhalt und die Ausführung derselben sind bekannt genug. Man hatte schon verschiedene deutsche Uebersetzungen davon, unter denen die Waserische in den sämtlichen Werken Swifts die neueste und beste war. Das Verdienst der Richtigkeit hat sie so ziemlich, aber an Geschmeidigkeit und Schönheit des Styls fehlt es ihr fast ganz. Gegenwärtige neue Uebersetzung kommt aus dem Nachlaß des zu früh verstorbenen Verfassers der Briefe eines reisenden Franzosen, K. Risbeck. Er sagt in einer kurzen Vorrede: „Ich vermißte an der Arbeit meines „Vorgängers nichts als das Modekleid, das heut zu Tage „vielen zweyten Uebersetzungen angezogen wird: nämlich „neuere Sprache und Styl. Wenn nicht Barbarey den Fortgang der Wissenschaften hemmet, so wird auch nach verflossenen dreyßig Jahren vieles an meiner Arbeit zu modernisiren seyn.“ Es ist gewiß, daß seine Arbeit die Waserische in dieser Rücksicht um vieles übertrift, allein eben so gewiß ist es, daß auch schon jetzo sich manches anders und besser hätte machen lassen. Die Schreibart ist noch immer ziemlich rauh und holpricht, und die Sprache nicht ganz rein von Provinzialismen und tadelhaften, sprachwidrigen Ausdrücken. Ein paar Stellen aus der alten und neuen Uebersetzung neben einander gestellt, werden unsere Leser am ersten in den Stand setzen, das Verdienst des neuen Uebersetzers zu würdigen.

Waser.	Risbeck.
S. 170. Ich habe etwa von einer Ilias in einer Nußschale gehört. Allein ich bin so glücklich gewesen, noch weit öfter eine Nußschale in einer Ilias zu sehen. Von beyden hat das menschliche	S. 136. Ich hab' einigemal von einer Iliade in einer Nußschale gehört; allein mein Glück wollte, daß ich viel öfters eine Nußschale in einer Iliade gesehen habe. Von beyden hat die Menschheit erstaun-

Waser. | Riebeck.

[b]eschlecht sonder Zweifel ein[en] vortreflichen Nutzen ge[h]abt; für welches aber die [W]elt die größere Verpflich[t]ung habe, ist ein Problem; [d]essen Auflösung cürieusen Le[s]ern hiemit überlassen wird, [u]nd einer genauen Untersu[c]hung von ihnen höchst wür[d]ig ist. Die Erfindung des [l]etztern hat die gelehrte Welt [m]eines Bedünkens vornehm[l]ich dem starken Aufnehmen [d]er Ausschweifungen unserer Neuern zu danken, indem es [m]it den neuesten Verbesserun[g]en in der Gelehrsamkeit die[s]elbe Beschaffenheit hat, wie [m]it unsern Speisen, welche unter Leuten von gutem Geschmack aus allerhand eingehaketem müssen gemacht werden, und meistens in Suppen, Fricasseen und Ragouts bestehen. — —

sämmtliche Wohlthaten empfangen; für welches aber die Welt die größere Verpflichtung habe, ist ein Problem; dessen Auflösung ich spekulativen Männern als den würdigsten Gegenstand tiefer Untersuchungen überlasse. Die Erfindung des letztern hat die gelehrte Republik vorzüglich der großen Aufnahme der Digressionen unter den Modernen zu verdanken, indem die neuern Verbesserungen in der Gelehrsamkeit mit der Diät unserer Nation parallel laufen, die bey Leute von gutem Geschmack verschiedene Vermischungen von Suppen, Kräutern, Frikasseen und Ragouts, kurz Ollas Potridas erfordert. — —

S. 172. Nachdem nun die Sache ganz anders worden, als sie vor Alters war, und die Neuern dieses sehr wohl einsahen, so haben wir in diesen unsern Zeiten einen viel kürzern und bessern Weg gefunden, gelehrt und sinnreich zu werden, indem wir itzo ohne mühsames Lesen und Nachdenken dazu gelangen können. Die beste Art heut zu Tage mit den Büchern umzugehen, ist diese: Entweder thut man ihnen, wie

S. 158. Da sich nun der Lauf der Dinge zwischen uns und den Alten so gänzlich geändert, und die Modernen es sehr weislich einsahen, so haben wir in diesem aufgeklärten Jahrhundert einen viel viel kürzern und anständigern Weg entdeckt, Gelehrte und Schöngeister zu werden, ohne uns der Ermüdung durchs Denken und Lesen auszusetzen. Der gebahnteste Weg, heut zu Tage mit Büchern umzuspringen, ist zweyfach: entwe-

Waser.

großen Herren die Ehre an, ihre Titel recht auswendig zu lernen, und rühmt sie hernach, daß man sie sehr wohl kenne. Oder welches in der That noch besser, galanter und gründlicher ist; man durchlieset das Register, wodurch das ganze Buch regiert wird, wie der Fisch durch den Schwanz. Denn wer durch das große Thor in den Pallast der Gelehrsamkeit eingehen will, brauchet viel Zeit und Weitläufigkeit. Daher die Leute, die gern fortmachen, und das Ceremoniel nicht lieben, ganz wohl zufrieden sind, durch die Hinterthüre hineinzukommen. Denn die ganze Armee der Wissenschaften befindet sich auf der Flucht, und wird daher am leichtesten bezwungen, wenn man ihr in die Arrieregarde fällt. Also entdecken die Aerzte den wahren Zustand eines Patienten, wenn sie nur das betrachten, was hinten von ihnen gehet. So erwischen die Leser die Wissenschaften, wenn sie die Nase ihres Witzes an die Posteriora eines Buchs halten, wie die Jungen die Sperlinge erwischen, wenn sie ihnen Salz auf die Schwänze streuen. So verstehe man die Regel jenes Weisen: respice finem am besten. So findet man

Risbeck.

entweder geht man mit ihnen, wie mit den Lords um, lernt ihre Titel auswendig, und thut dann, als wenn man genau mit ihnen bekannt wäre; oder, welches noch besser, feiner und gründlicher ist, man überblickt das Register, wodurch das Buch, wie der Fisch durch den Schwanz regiert und geleitet wird. Denn der Eingang in den Pallast der Gelehrsamkeit durch das große Thor erfordert zu viel Zeit, Kosten und Formalitäten, daher gehen Leute, die Eile haben, und sich nicht gerne mit dem Ceremoniel abgeben, gemeiniglich durch die Hinterthüre hinein. Denn die ganze Armee der Wissenschaften befindet sich auf dem Rückmarsch zur Flucht, und man bezwingt sie demnach am leichtesten, wenn man ihr in die Arrieregarde fällt. So entdecken die Aerzte den Zustand des ganzen Körpers, wenn sie nur das, was von hinten kömmt, zu Rathe ziehen. So erwischen die Leser die Wissenschaften, wenn sie ihren Witz auf die Posteriora eines Buches legen, wie die Knaben die Sperlinge erwischen, wenn sie ihnen Salz auf den Schwanz streuen. So ist der Spruch des Weisen: Respice finem die beste Lebensregel.

Waser.

ie Wissenschaften, wie des
Hercules Ochsen, wenn man
hnen rückwärts nachspüret,
und so muß man die alten
Wissenschaften wie ein paar
lte Strümpfe austrennen,
nd bey den Sokeln anfan-
en. —

S. 77. Die Weisheit ist
n Fuchs, welcher nach vie-
m Jagen, dennoch zuletzt
us seinem Loche muß her-
orgegraben werden. Sie ist
n Käse, der, je besser er ist,
eine härtere Rinde er hat,
d wovon nach dem Urtheil
r besten Kenner die Maden
s Beste sind. Sie ist ein
ackpossset, welches immer
sser wird, je tiefer man ge-
n den Boden kömmt. Sie
eine Henne, auf deren
achsen wir Achtung geben,
d es nicht gering schätzen
üssen, weil es ein Zeichen
, daß sie ein Ey gelegt hat.
dlich ist sie auch eine Nuß,
lche, so sie nicht mit eini-
Sorgfalt ausgelesen wird,
h wohl einen Zahn kosten,
d, dann zur Belohnung
e Made anbieten mag.

Riesbeck.

regel. So findet man die
Wissenschaften wie des Her-
cules Ochsen, wenn man ih-
nen rückwärts nachspürt. So
muß man die alten Wissen-
schaften, wie ein paar alte
Strümpfe austrennen, und
bey der Sohle anfangen. —

S. 64. Die Weisheit ist
ein Fuchs, der nach langem
Jagen auch zuletzt doch noch
die Mühe macht, ihn auszu-
graben: Sie ist ein Käs, der
desto besser ist, je dicker, un-
förmlicher und abschreckender
seine Haut ist, und wovon
für einem feinen Gaumen die
Maden das beste sind. Sie
ist ein Sackpösset, der immer
desto süsser ist, je tiefer man
gegen den Boden kömmt.
Die Weisheit ist eine Henne,
auf deren Gacksen wir achten
müssen, weil es Eyer ankün-
digt. Sie ist endlich eine
Nuß, die euch, wenn sie
nicht mit Sorgfalt ausgele-
sen wird, einen Zahn kosten
kann, und euch dann nichts,
als einen Wurm darbietet.

Aus diesen Proben kann man schon ziemlich sehen, wie
l Riesbeck für Waser voraus hat. In vielen Stellen
er ist er offenbar hinter ihm zurückgeblieben, und giebt ei-
n neuen Beweis des Satzes, daß man als Originalschrift-
ller ziemlich gut schreiben, und doch nur ein mittelmäßiger
d steifer Uebersetzer seyn kann. Bisweilen schiebt er seinem
itor eine Nebenidee unter, an die er nicht denken konnte,

dafür hat er auch manche seiner feinen Nüancen verwischt. Mit Einem Worte, diese Uebersetzung ist nichts weniger, als vollkommen, und macht gewiß nicht für dreyßig Jahre eine neue überflüßig. Einige deutschen Lesern dunkle Stellen sind durch Anmerkungen erläutert, die aber bisweilen wohl unterrichtender und auch zahlreicher hätten seyn können. Aus der Vorrede sehen wir, daß R. willens war, auch Gullivers Reisen neu zu übersetzen, wir wissen aber nicht, ob er damit zu Stande gekommen, oder durch den Tod von der Ausführung seines Vorhabens abgehalten worden ist.

Nt.

Neuer Volkslehrer, October, November, December. 1786. und der Volkslehrer, ein Lesebuch für alle Stände. Januar, Februar, März. 1787.

Der neue Volkslehrer, welcher in den letzteren Stücken etwas besser und zweckmäßiger geworden war, hat mit dem Monat December des vorigen Jahres aufgehöret. An dessen Stelle ist nun der Volkslehrer getreten, welchen der Konrektor Fröbing in Hannover herausgiebt. Dieser hat den Plan etwas geändert. Er will, wie er im Vorbericht sagt, in diesem Buche nicht immer mit einem jeden Stande, und auch nicht mit einem jeden Alter, sondern hauptsächlich und zunächst mit der Jugend aus den niedern Ständen sprechen. Erwachsene, Leser von höhern Ständen und Jahren will er nicht lehren, sondern nur unterhalten. Dieser doppelte, oder genau genommen, gar dreyfache Zweck läßt sich nun wohl schwerlich erreichen. Manche Erwachsene und manche Leser aus den höhern Ständen sind zwar in Ansehung ihrer Fähigkeiten oder Kenntnisse noch Kinder oder Jünglinge, aber sie wollen ganz anders unterrichtet, und auch ganz anders unterhalten seyn, als Kinder. Geschmack und Interesse ändern sich mit den Jahren. Und wozu soll nun ein Titel, der mehr verspricht, als das Buch leistet?

Nach den vorliegenden Stücken zu urtheilen, sieht man wohl, daß sich der Verf. Mühe giebt, seinen Lesern nützlich zu werden. Insonderheit ist der kleine Roman, womit er anfängt, nicht übel gerathen, und entspricht völlig der Ab-

sicht

cht derselben. Man würde also unrecht thun, wenn man dieser Schrift allen Nutzen absprechen wollte. Indessen ist er so eben angezeigte Fehler im Plan schon in diesen wenigen Stücken bemerkbar. Der Verfasser nimmt z. B. bisweilen die unrichtigen Ideen, und auch die unkorrekte Sprache des gemeinen Volks absichtlich an. Das erstere ist in einem Buche, was unterrichten soll, durchaus nicht zu billigen, und das letztere, (ob es gleich manchen amüsiren kann, wenn der Verf. recht wie ein Handwerksbursche schwatzt) kann es doch für junge Leute in den niedern Ständen den Schaden bringen, daß sie glauben, es sey ihnen erlaubt, eben so zu schreiben.

Etwas über Aufklärung, Toleranz und Kanzelredner, nebst zwey Predigten vom Herrn Pater Schneider in Leipzig. Nos! nos! calligdosa doceo [illegible] premit Deus. Wien, 1787. 8. 2 Bogen.

In Wien ist diese Broschüre wohl schwerlich zum Vorschein gekommen. Wir zeigen sie blos an, um zu verhüten, daß nicht mehrere durch den Titel betrogen werden, wie sich der Rec. betrogen hat. Der glaubte, er würde über die darauf angezeigte Materien etwas vielleicht interessantes und vernünftiges zu lesen bekommen; und dann auf allen Blättern nichts als unanständigen Schmähungen wider die sächsische Stadt- und Landgeistlichkeit, und namentlich wider die Leipziger theologische Fakultät [Hrn. D. Rosenmüller und Morus ausgenommen, darin fand. Die sächsischen Prediger werden, zum größten Theil mit, äußerst herunter gesetzt, und als Männer beschrieben, denen man Mangel an aufgeklärter theologischer Erkenntniß, Mangel an innerlichen und äußerlichen Kanzelgaben, steife Anhänglichkeit an alte Orthodoxie, Unduldsamkeit, Verketzerungssucht, widersinnige, unerbauliche Predigtmethode, ja selbst Unsittlichkeiten genug von allerley Art, vorwerfen müsse. Und des Erzählens von der mäßigen Gelehrsamkeit, dem Brodneide, den Kabalen, der seinen Herren Professoren und Prediger, unter denen doch bekanntermassen viel verdiente Männer sind, ist kein Ende. Der Verf. hat in Leipzig studirt. Er scheint uns ein junger, super-

superkluger Mensch zu seyn, der den aufgeklärten Heterodoxen spielen will, ist vielleicht in Leipzig zurückgesetzt, auch etwa durch diesen oder jenen an seiner vermeinten Ehre gekränkt worden, und will sich nun durch das Calumniiren an diesen rächen, sonst steht es nicht zu begreifen, wie jemand vor dem Publicum über eine ganze Universität, und über den ganzen geistlichen Stand in Sachsen so herfahren könne. So sehr der Verf. auch betheuert, daß es nicht Lästerung, sondern Wahrheit sey, was er schreibe, worüber ich nichts mit Gewißheit urtheilen kann, da es mir an hinlänglicher Lokalkenntniß von Sachsen und Leipzig fehlt, so wenig scheint er mir Glauben zu verdienen. Und gesetzt, es wäre alles dennoch wahr, so ist doch alles auf eine so grobe, platte und ungeziemende Art gesagt, daß man die Charteke nicht anders, als mit Verachtung wegwerfen kann. Am Ende wird ein Gemählde vom Hrn. D. Rosenmüller, dem sel. Zollikofer, und Hrn. Pater Schneider, als den einzigen drey ruhmvollen Gottesgelehrten, die Leipzig besäße, aufgestellt. Es giebt Leute, die wissen weder bescheiden zu loben, noch bescheiden zu tadeln. Sie haben kein Gefühl davon, daß ein unbescheidenes Lob den vernünftigen, rechtschaffenen Mann beleidigt, zumal wenn er mit seinen höchlich verachteten Amtsgehülfen in Parallel gesetzt wird. Und unter diese Leute gehört auch der unverschämte anonymische Scribler des Etwas über Aufklärung. Die beyden, dieser Schmähschrift, wozu sie so wenig passen, angehängten Predigten des Hrn. Pater Schneider, welche seine rühmlichen Talente bekannt machen sollen, die eine vom Gebet, die andere vom Allmosen, oder von der wesentlichen Pflicht des Reichen, den Dürftigen zu unterstützen, sind sehr gut, und machen ihm alle Ehre. Ich glaube aber gewiß, es wird den würdigen Mann mit Recht verdrießen, sie als Anhang zu einer nichtswürdigen Schmähschrift ins Publicum gebracht zu sehen, durch welche sie überdies auch wohl nicht in vieler Leser Hände kommen möchten.

Br.

Sittenscenen zur Bildung der Jugend beyderley Geschlechts, in angenehmen moralischen Vorstellungen. Mit Kupfern. Aus dem Englischen. Altona,

tona, bey Kaven und Compagnie. 1787. 21 Bogen in 8.

Es gehört gewiß unter die verdienstlichen Werke eines Re-nsenten, wenn er die Geduld hat, eine Schrift durchzule-n, von deren Lesung beynahe alles, Titel, Druck, Papier, n Verstand erschwerende Druckfehler, und abscheuliche upferstiche, abschrecken, und deren Durchsicht und Beur-eilung hingegen durch nicht das Mindeste, weder durch orrede noch Inhaltsverzeichniß und Ueberschriften der Capi-l, erleichtert wird, und wenn er dann, nach Vollendung eser Arbeit seinen Lesern diese Schrift mit Ueberzeugung em-ehlen kann, und also das Werkzeug wird, daß einem Bu-e, das außerdem, wie mancher ehrlicher Mann, durch den Mangel des Aeußerlichen würde übersehen worden seyn, Ge-chtigkeit wiederfährt. Das Buch, das uns hier übersetzt liefert wird, scheint, wie man aus verschiedenen Stellen ließen kann, in England in einer Folge von Wochenblättern rausgekommen zu seyn, die man nachher zusammen gesam-elt; die aber der Uebersetzer Abschnitte nennt. Das aus-chnende Gepräge starker Gedanken, tiefer Bemerkungen ch über bekannte Gegenstände, richtiger Allegorien, tref-nder Erzählungen, und der Feinheit des Ausdrucks, das die isten bekannten Englischen Wochenblätter von den Deut-en unterscheidet, ist auch in den meisten Stücken der ge-nwärtigen Sammlung unverkennbar. Wir wollen sie ht vergeblich durchgelesen haben, sondern, was der Ueber-ser selbst nicht gethan hat, den Inhalt der einzelnen Ab-nitte kürzlich angeben. 1. 2. enthält die wahre Geschichte es Frauenzimmers, die bey ihrer Geburt Vater und Mut- verlohr, aus den schrecklichsten Verlegenheiten des Lebens ettet, und endlich zu Glück und Ehre erhoben wurde. — 5 eigne Schilderung eines wohl erzogenen, dann zu Zwei-n gegen die Religion verführten Menschen, die bald ihre irkung auf sein Leben thaten, und ihn nach einer Folge n Lastern zum Selbstmörder machten — sehr lehrreich. 6 9. eine indianische Geschichte von einem Ring, der einen igen Prinzen durch Verengerung an seine Fehler erinner- der aber, wie alles was man gewohnt wird, diese Erin-ungen in den Wind schlug, seinen Leichtsinn in thierischer estalt büßte, aber bey wieder eintretender Reue in die nschliche Gestalt zurückkehrte, und glücklich wurde. 10.

 Ironi-

Ironische Vertheidigung eines Spielers. 11. Beyspiele mißvergnügter Ehen aus verschiedenen Veranlassungen. 12. allegorische Geschichte der Mißgunst. 13. die Lehre, daß Kenntniß und entfernte Hoffnung eines bequemern Lebens oft allein hinreichend sey, die Glückseligkeit eines zufriednen Armen zu stöhren, in eine schöne orientalische Erzählung gekleidet. 15. Einige Regeln für verheyrathete Frauenzimmer. 16. Klagen der Thiere in Elysium über die Tyranney der Menschen, ein Traum. 17. daß die Tugend nicht in müßigen Betrachtungen, sondern in Handlungen bestehe, und daß kein Leben Gott angenehm sey, das den Menschen nicht nützlich ist, wieder eine arabische Geschichte. 18. Ueber den Werth des Schlafes — voll starker und neuer Gedanken. 19. Vortrefliche Gedanken über die Weisheit unsrer Welteinrichtung in Ansehung der ungleichen und scheinbar ohne Plan vertheilten physischen Uebel — in einem Gespräch mit einem Menschen, den die Zweifel gegen die göttliche Vorsehung in Zulassung und zufälliger Verbreitung des Bösen wahnsinnig gemacht hatten — manche neue Ideen zu einer abermaligen Theodicee. 20. wohlausgeführte Parallele zwischen Alexandern dem Gr. und einem bekannten Englischen Strassenräuber, zum Nachtheil des ersten. 21. Betrachtungen über die Liebe der Feinde, als eine unterscheidende Pflicht des Christenthums. 22. drollichte Geschichte eines Vorlesers seines eignen Trauerspiels, wovon der Ausgang eine Widerlegung seines Thema war, daß jedes Leiden eine Folge des Lasters sey. 23 — 25. Eine schöne Geschichte zur Lehre, daß die Menschen sich durch Vorstellung und Unwahrheit unglücklich machen. 26 — 28. Eine traurige Geschichte eines Unglücklichen, der ein Opfer seiner strengen Rechtschaffenheit wurde, dem aber nach einer Nachschrift einer in die Geschichte verwickelten Person, noch zuletzt Gerechtigkeit wiederfahren ist.

Ag.

Calender fürs Volk. Herausgegeben von J. C. Fröbing. Hannover, 1787.

Oder auch unter dem Titel:

Beyträge zu einer Bibliothek fürs Volk. Fünfter Band. — — 22 Bogen in 8.

Mit

Mit Vergnügen sieht man, daß dieses zweckmäßige Volks-
ich nicht nur Abnehmer findet, sondern daß auch der Verf.
h angelegen seyn läßt, demselben immer mehr innern Werth
verschaffen. Eben daher zeigt er in der Vorrede aufrichtig
i, daß er durch falsche Nachrichten hintergangen, in zwey
rhergehenden Bänden ein paar Erzählungen 2c. eingerückt ha-
, welche hernach sind erdichtet befunden worden.

Mit Beybehaltung der einmal angenommenen Ordnung,
fert er unter der dritten Rubrik dieses Mal ein Paar mo-
lische Abhandlungen, die dem Bedürfniß der Zeit ange-
essen, und mit manchen treffenden Winken durchwebt sind.
ie erste in Gesprächsform, führt die Aufschrift: „Der recht-
haffenste Prediger gefällt oft am wenigsten.“ Hier wer-
n verschiedene gewöhnliche Vorurtheile der Bauern wider
re Prediger, in ihrer Blösse dargestellt. — Die zwote ist
1 Lehrgedicht, in welchem ein Knabe auf die Verwandelung
r Raupe aufmerksam gemacht, auch von ihr Anlaß genom-
en wird, ihm eine künftige Auferstehung sinnlich vorzustel-
1, und seine Bestimmung zu einer ewigen Fortdauer, lehr-
ch einzuschärfen.

Nun noch eine Anmerkung, welche dem Rec. schon bey
n vorhergehenden Bänden einfiel; aber jetzt füglich nicht
nger darf zurückgehalten werden. Die erste Abtheilung soll
lezeit nach ihrer Aufschrift, Nachrichten von guten Men-
hen liefern. Aber vielleicht kommen darunter Personen vor,
elche gar nicht in diese Klasse gehören: denn eine einzige ver-
htete gute Handlung erwirbt hier manchem schon eine Stel-
unter den guten Menschen; obgleich bekannt ist, daß auch
r ärgste Bösewicht einzeler guten Thaten fähig ist. Um
n Beyspiel zu geben, so stehen im gegenwärtigen Band auf-
: verschiedenen andern, drey Personen von S. 174 bis 178,
de wegen einer einzigen guten That, unter den guten Men-
hen. Sie können sämmtlich dazu gehören; aber was der
erf. von ihnen meldet, das reicht noch lange nicht hin, sie
afür zu erklären. Schicklicher wäre es, wenn dem Verf.
fiele, bey etwaniger Fortsetzung dieses Werks, die wirk-
h guten Menschen ganz von einzelnen guten Handlungen zu
ennen, und letztern eine besondre Stelle, etwa in einem
nhang, anzuweisen: dann würden die erstern einen stärkern
indruck zur Nachfolge erregen. Bey der bisherigen Vermi-
hung möchte mancher wohl gar wähnen, als gäbe jede gute

Handlung, sie sey auch noch so unbedeutend, und vielleicht durch tausend Bosheiten verdunkelt, dennoch gerechte Ansprüche auf den Ruhm eines guten Menschen. Und dies wäre ein sehr schädliches Vorurtheil.

Für Geist und Herz, eine Monatsschrift für die Nordischen (nordischen) Gegenden. — — Reval, 1786 und 1787. 12 Monatsstücke, jedes von 6 bis 7 Bogen, in gr. 8.

Lesebuch für Ehst- und Liefland. Schloß-Oberpahlen, 1787. Erstes bis 4tes Monatsstück, jedes von 6 Bogen, in gr. 8.

In Ehstland, einer Provinz die sonst den Musen eben nicht sehr geneigt zu seyn schien, treten mit einemmal zwey Monatsschriften an das Licht, welche theils anderweitig entlehnte, theils eigne oder eingesandte Aufsätze enthalten, nach ihrem innern Gehalt aber in die Klasse der mittelmäßigen gehören. Ohne an die darin vorkommenden Sprachunrichtigkeiten zu denken, so verrathen sie hin und wieder Mangel an Prüfungsgeist, auch Flüchtigkeit, gar jugendlichen Leichtsinn, und an manchen Stellen eben nicht den besten Geschmack. Die eingerückten Gedichte sind größtentheils sehr mittelmäßig.

Die beiden Herausgeber haben sich in den Zueignungsschriften selbst genannt: sie sind auch schon durch anderweitige kleine Ausarbeitungen als Schriftsteller bekannt. Daß beide einander in ihren Monatsschriften Grobheiten sagen, und lächerlich zu machen suchen, erniedrigt sie in den Augen des Publikums, dem sie mehrere Achtung hätten erweisen sollen, als daß sie dasselbe durch ihre Zänkereien unterhalten zu können, sich einbilden.

Die zuerst namhaft gemachte Monatsschrift ist nach Anzeige ihres Titels, für die nordischen Gegenden bestimmt; möchte sich aber wohl schwerlich im weiten Norden weit verbreiten. Inzwischen hat sie wirklich wegen mancher darin befindlichen guten und unterhaltenden Aufsätze, vor ihrer Schwester, dem angezeigten Lesebuch, merkliche Vorzüge. Derselben Herausgeber heißt Kotzebue, welcher in Reval, wie man

an aus vorkommenden Stellen und Vertheidigungen sieht,
is Amt eines Präsidenten bey einem Gericht verwaltet, auch
Mitglied eines dasigen Liebhabertheaters ist, dessen Einkünf-
zu Unterstützungen hülfsbedürftiger Personen verwandt
erden. Ein vortreflicher Endzweck! nur wird mancher ernst-
ifte Mann seine Stirn runzeln, wenn er hört, daß ein Prä-
dent das Publikum vom Theater herab belustigt; obgleich
e Sache an sich weder ganz ungewöhnlich ist, noch strengen
adel verdient. — Unter den etwas unschicklich eingemisch-
n Ausfällen auf ein Paar ungenannte dasige Schriftsteller,
ommt auch der Vorwurf vor, daß einer derselben die Poli-
yofficiere habe zu Büchercensoren machen wollen, weil er
en Wunsch äußerte, die Polizey möchte es nicht leiden, daß
inge unbewährte Schriftsteller auf ihre herauszugebenden
Produkte Vorausbezahlungen einsammeln. Der Wunsch
nag wohlgemeint seyn, aber er ist doch etwas sonderbar; in-
wischen verdient er den gemachten Vorwurf gar nicht, am
llerwenigsten in einer Monatsschrift, welche, wie ausdrück-
ch auf dem Titelblatt steht: mit Bewilligung des Poli-
eyamtes gedruckt ist. — Uebrigens hat diese schon mit dem
2ten Stück ihre Endschaft erreicht, da der Herausgeber
ach einer vorgelegten Rechnung wenig dabey gewonnen hat,
bgleich der Jahrgang nach Anzeige der Titel acht Rubel
wirklich ein großer Preis!) kostet.

Die zwote oben angezeigte Monatsschrift, nämlich das
Lesebuch, giebt der Magister Findeisen heraus, welcher in
Lief- oder Ehstland die Stelle eines Hauslehrers bekleiden
oll. In jedem Stück widmet er 2 bis 3 Bogen der liefländ-
ischen Geschichte, und stellt sich daher neben die liefländi-
chen Geschichtschreiber. Das ist nun freilich für das blosse
lbschreiben, eine etwas kühne Anmassung, zumal da es ihm
ogar unbekannt ist, daß die ehemaligen dasigen Ordensmei-
ter keine Heermeister, sondern Herrn Meister, gewesen sind.
— Zuweilen führt er Schriftsteller u. dergl. ganz unrichtig
in, es sey nun, daß er ihre Werke nicht kennt, oder sie aus
Bequemlichkeit nicht aufschlagen will. So belegt er die von
F. D. Lenz neuerlichst herausgegebenen vaterländischen
Predigten mit übertriebenen Lobsprüchen (im 1sten St. S.
14. u. f.) und ruft dabey aus: „Welch ein Unterschied zwi-
chen Diedens Bombast und Wasserblasen!“ Wußte denn
aber der Lobredner nicht, daß der Mann, den er so herabwür-

 digt,

digt, sich Tiede schreibt? Fast möchte man vermuthen, er habe beide Postillen, über welche er einen Machtspruch thut, nicht gelesen. — Das voranstehende Pränumerantenverzeichniß hat folgende sonderbare Aufschrift: „Pränumeranten die bis jetzt eingegangen sind.“ Ueberhaupt merkt man gar zu oft, daß der Herausgeber entweder zu eilfertig schreibt, oder die deutsche Sprache nicht genugsam in seiner Gewalt hat.

It.

Denkwürdigkeiten, aufgezeichnet zur Beförderung des Edlen und Schönen. Herausgegeben von C. P. Moritz und C. F. Pockels. Zweyten Bandes erstes Stück. Berlin, bey Unger, 1787. 146 Seiten, 8.

Auch dieses Stück enthält sehr gute und lesenswürdige Aufsätze. Zuerst stehen fünf *Briefe über verschiedene Gegenstände der Moral*. Sie betreffen den Werth der menschlichen Tugenden, und sind ungemein deutlich und gut geschrieben, daher man die Fortsetzung auch gern lesen wird. Unter den folgenden kleinen Aufsätzen, zeichnet sich eine sehr lehrreiche Erzählung: *Die unglückliche Heyrath*, aus, von der wir nur bedauern, daß sie hier nicht auf einmal ganz geliefert ist. Es ist immer unangenehm für Leser, wenn dergleichen Aufsätze in mehrere Stücke vertheilt werden. Die *Handlungen der Menschenliebe*, welche hier stehen, verdienen ihren Platz. Das Leben des Fürsten *Menzikof* ist recht gut, als ein lehrreiches Beyspiel von dem Wankelsinne des Glücks, erzählt. Die Frage: *Kann und darf Gleichförmigkeit im Denken durch Zwang und Befehle bewirkt werden?* ist in aller Kürze recht gut beantwortet. Ein Brief, mit der Ueberschrift: *Lavater in Deutschland*, erzählt einige von den unzähligen Thorheiten, welche *L.* Bewunderer bey seiner Anwesenheit begangen haben. Die Bemerkungen über *weibliche Liebe* wird man mit Vergnügen lesen.

Y.

Die

ie ersten Früchte, von Christian Friedrich Dozauer, der G. G. Candidat. Hildburghausen, bey Pentzold, 1785. 4 Bogen, 8.

ine jämmerliche Zueignungsschrift, eine schlechte Ode und ie gemeine Predigt — das sind die ersten Früchte, und wir un auf alle weitere Erndte Verzicht.

Yr.

Nachrichten.

uszug eines Schreibens aus Worms vom 30sten August 1788.

— — In der Recension einiger kleinen Schriften des rn. Kämmerers, eines gutmeinenden katholischen Geistli-en, wird in der A. D. Bibl. (B. LXXX. 2. S. 421) erähnt: „daß dieser Mann von allen geistlichen Verrichtun-en seiner Kirche dispensirt sey, weil er sich durch seine Schrif-en Haß und Verfolgung zugezogen habe.“ Der Verfasser r Rec. versichert, daß er dies unter der Hand erfahren ha-, und es ist auch wahr, daß es geschehen ist. Aber es ist ch die Suspension schon seit fünf Monaten aufgehoben wor-n. Belieben Sie dieses in der A. D. Bibl. zu Verhütung es Mißverständnisses anzuzeigen.

* * *

Hr. Dr. Gralath zu Danzig wird einen Versuch einer eschichte Danzigs herausgeben, wobey er dortige Manu-ipte und Büchersammlungen zu nutzen Gelegenheit hat. as Werk wird in dreyen Bände in Octavo, auf Subscription druckt werden.

* * *

Minna Brandes musicalischer Nachlaß wird zu amburg bey J. H. Herold auf Pränumeration herauskom-en.

Beför-

Beförderungen.

1788.

Der Freyherr von Dacheröden, Verfasser des Versuchs eines Staatsrechts, Geschichte und Statistik der freyen Reichsdörfer in Deutschland, (wovon der erste Theil 1785 zu Leipzig erschienen ist) ein Protestant, ist vom Churfürsten von Mainz zum wirklichen Hof- und Regierungsrath bey der Regierung zu Erfurt, und zugleich zum Cammerherrn ernannt worden.

* * *

Herr Dr. Koppe zu Rostock ist daselbst zweiter Universitätsbibliothekar geworden.

Todesfälle.

1788.

Am 4ten August starb zu Gießen Herr D. Joh. Wilh. Baumer, Fürstl. Hessen-Darmstädt. Bergrath, Professor medic. primarius, auch Physikus des Oberamts Gießen, des Amts Königsbergs und der Stadt Allendorf rc. in einem Alter von 69 Jahren.

Druckfehler.

Im LXXV. Bande II. Stück.

S. 571 und 72. muß statt T. allemal gelesen werden Seite.

Im LXXVIII. Bande II. Stück.

S. 522. Zeile 6. statt: die mit Gedike's Anmerk. allein nichts ausrichten konnten, lies: die mit G. A. allein nicht ganz ausreichen können; und S. 524. Z. 1. lies: sie weint zärtlich die Klagen nach.

